



TOLSTOI

Auferstehung



Verlegt bei Eugen Diederichs
Leipzig 1899



Spammersche •
Buchdruckerei
in Leipzig •

Auferstehung

von

L. N. Tolstoi.

Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe
mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von
von Wladimir Czumikow

Mit Buchschmuck von S. Lippisch



Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900

Inhaltsverzeichnis

Auferstehung

Inhaltsverzeichnis

Erster Band.

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel,

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sechsendzwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Neunundzwanzigstes Kapitel.
Dreißigstes Kapitel.
Einunddreißigstes Kapitel.
Zweiunddreißigstes Kapitel.
Dreiunddreißigstes Kapitel.
Vierunddreißigstes Kapitel.
Fünfunddreißigstes Kapitel.
Sechsunddreißigstes Kapitel.
Siebenunddreißigstes Kapitel.
Achtunddreißigstes Kapitel.
Neununddreißigstes Kapitel.
Vierzigstes Kapitel.
Einundvierzigstes Kapitel.
Zweiundvierzigstes Kapitel.
Dreiundvierzigstes Kapitel.
Vierundvierzigstes Kapitel.
Fünfundvierzigstes Kapitel.
Sechsundvierzigstes Kapitel.
Siebenundvierzigstes Kapitel.
Achtundvierzigstes Kapitel.
Neunundvierzigstes Kapitel.
Fünfzigstes Kapitel.
Einundfünfzigstes Kapitel.
Zweiundfünfzigstes Kapitel.
Dreiundfünfzigstes Kapitel.
Vierundfünfzigstes Kapitel.
Fünfundfünfzigstes Kapitel.
Sechsundfünfzigstes Kapitel.
Siebenundfünfzigstes Kapitel.
Achtundfünfzigstes Kapitel.
Neunundfünfzigstes Kapitel.
Zweiter Band
Erstes Kapitel.
Zweites Kapitel.
Drittes Kapitel.
Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.
Sechstes Kapitel.
Siebentes Kapitel.
Achstes Kapitel.
Neuntes Kapitel.
Zehntes Kapitel.
Elftes Kapitel.
Zwölftes Kapitel.
Dreizehntes Kapitel.
Vierzehntes Kapitel.
Fünfzehntes Kapitel.
Sechzehntes Kapitel.
Siebzehntes Kapitel.
Achtzehntes Kapitel.
Neunzehntes Kapitel.
Zwanzigstes Kapitel.
Einundzwanzigstes Kapitel.
Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Vierundzwanzigstes Kapitel.
Fünfundzwanzigstes Kapitel.
Sechszwanzigstes Kapitel.
Siebenundzwanzigstes Kapitel.
Achtundzwanzigstes Kapitel.
Neunundzwanzigstes Kapitel.
Dreißigstes Kapitel.
Einunddreißigstes Kapitel.
Zweiunddreißigstes Kapitel.
Dreiunddreißigstes Kapitel.
Vierunddreißigstes Kapitel.
Fünfunddreißigstes Kapitel.
Sechsunddreißigstes Kapitel.
Siebenunddreißigstes Kapitel.
Achtunddreißigstes Kapitel.
Neununddreißigstes Kapitel.
Vierzigstes Kapitel.

Einundvierzigstes Kapitel.
Zweiundvierzigstes Kapitel.
Dritter Band.
Erstes Kapitel.
Zweites Kapitel.
Drittes Kapitel.
Viertes Kapitel.
Fünftes Kapitel.
Sechstes Kapitel.
Siebentes Kapitel.
Achstes Kapitel.
Neuntes Kapitel.
Zehntes Kapitel.
Elftes Kapitel.
Zwölftes Kapitel.
Dreizehntes Kapitel.
Vierzehntes Kapitel.
Fünfzehntes Kapitel.
Sechzehntes Kapitel.
Siebzehntes Kapitel.
Achtzehntes Kapitel.
Neunzehntes Kapitel.
Zwanzigstes Kapitel.
Einundzwanzigstes Kapitel.
Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Dreiundzwanzigstes Kapitel.
Vierundzwanzigstes Kapitel.
Fünfundzwanzigstes Kapitel.
Sechszwanzigstes Kapitel.
Siebenundzwanzigstes Kapitel.
Achtundzwanzigstes Kapitel.
Zwei Fragmente zur »Auferstehung«
I. Die Exekution.
II. In den Kasematten.
Ein Nachwort
Anmerkungen

Erster Band.

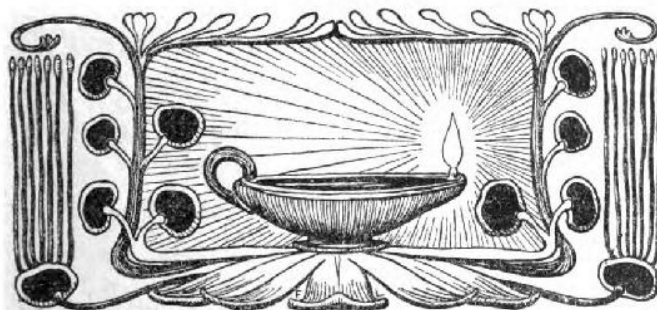
Dieser neue Roman Tolstois ist der *schlechteste*, den der berühmte Autor geschrieben hat, — insofern ein Roman uns leichte, *leere Unterhaltung* bieten soll. Und er ist der beste Roman Tolstois, einer der besten Romane, die die Welt überhaupt gesehen hat, — insofern der Roman, neben dem Theater, das modernste und erhabenste Mittel der Kunst ist, auf die Menschheit zu wirken, sie zu erziehen, zu *veredeln*. Wir sagen nicht zu viel, und die Zukunft wird uns Recht geben, wenn wir behaupten, daß nur sehr wenige Romane der Weltliteratur von so großem Einfluß auf ihre Zeit gewesen sind, wie dieser es für die seinige werden wird.

Das *Lügengespinnst*, daß das moderne *soziale* Leben umwoben, zerreißt der große *Philosoph* Tolstoi mit starker, rücksichtsloser Hand, um dem noch größeren *Künstler* Tolstoi Raum zum Aufbau einer neuen Weltordnung zu geben, die aus den Trümmern der alten in hinreißender, fast greifbarer Schönheit ersteht.

In der »Auferstehung« ist Tolstoi dem in seinem letzten Werke (Was ist Kunst?) aufgestellten Prinzip, daß *wahre Kunst* auf *alle* wirken müsse, treu geblieben. In der That wird dieser Roman alle gleich stark ergreifen, den Greis und die Jungfrau, den Mann aus dem Volk und den von den »Zehntausend«, — freilich in ganz verschiedener Weise. Aber alle werden sie dem, allein durch die Liebe bezwingenden Worte des Dichters unterthan werden, und niemand wird das Buch aus der Hand legen können, ohne daß es für sein Leben die Bedeutung einer *Epoche* gewonnen hätte.

In Bezug auf den Dichter selbst darf man wohl sagen, daß »Anna Karenina« und »Auferstehung« die beiden Grenzpunkte in seiner Entwicklung, in seinem eigenen Leben geworden sind. Darum wird auch der, den der gleißende Zauber des ersten Buches bestrickt hat, unentrinnbar der qualvoll-süßen Erkenntnis des letzten verfallen.

Die Übersetzung geschieht nach der zensurfreien, außer halb Rußlands erscheinenden Ausgabe und ist daher *unverkürzt*. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die längeren Perioden des russischen Originals in kürzere, leicht verständliche Sätze aufzulösen und somit ein gutes, lesbares Deutsch zu bieten.



Matthäus 18,21. Da trat Petrus zu ihm und sprach:
Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der
an mir sündigt, vergeben? Ist es genug siebenmal?

22. Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal,
sondern siebenzig siebenmal.

Matthäus 7,3. Was stehest du aber den Splitter in
deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des
Balkens in deinem Auge?

Johannes 8,7 . . . Wer unter euch ohne Sünde ist, der
werfe den ersten Stein auf sie.

Lucas 6,40. Der Jünger ist nicht über seinem Meister;
wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er
vollkommen.



Erstes Kapitel

Wohl gaben sich die zu Hunderttausenden zusammengepferchten Menschen auch jetzt die erdenklichste Mühe, die Erde zu verunstalten. Sie pflasterten sie mit Steinen, damit nichts auf ihr wüchse, und vernichteten jeden Grashalm, der sich dennoch hervorwagte. Sie verpesteten die Luft mit Steinkohlen- und Petroleumqualm. Sie verschnitten die Bäume und verscheuchten alle Tiere und Vögel. Aber der Frühling blieb Frühling sogar in der Stadt. Die Sonne strahlte und wärmte. Das Gras belebte sich und begann nicht nur auf den Rasenflächen der Boulevards, sondern auch zwischen den Steinen zu grünen, überall da, wo es nicht ausgerottet wurde. Birken, Pappeln und Faulbeerbäume entfalteten ihre klebrigen, duftenden Blättchen, die Linden schwellten ihre berstenden Knospen. Die Dohlen, die Sperlinge und Tauben gingen lenzesfreudig ans Nesterbauen. An den Mauern summten sonnendurchwärmt die Bienen und Fliegen. Pflanzen und Vögel und Insekten und Kinder jubelten in glücklichem Einklang.

Nur die Menschen, die großen, erwachsenen Menschen hörten nicht auf, sich selbst und einander zu hintergehen, zu quälen. Ihnen war nicht dieser Frühlingsmorgen das Heiligste und Wesentlichste, nicht die zum Wohle Aller offenbarte Schönheit von Gottes Natur — eine Schönheit, die nur zum Frieden, zu Einheit und Liebe mahnte, nein, den Menschen erschien das, was sie sich selbst erdacht und erschaffen, um über einander herrschen zu können, viel heiliger und

wesentlicher.

So hielt man auch im Bureau des Gouvernementgefängnisses nicht das für heilig und wesentlich, daß alle Menschen und Tiere in Frühlingsfreudigkeit vergingen, sondern daß am Tage vorher ein mit Nummer, Siegel und Titelkopf versehenes Schreiben eingegangen war, demzufolge am heutigen Tage, am 28. April um neun Uhr morgens, drei in Untersuchungshaft befindliche Arrestanten — zwei Frauen und ein Mann, dem Gerichtshof vorgeführt werden sollten, und zwar die eine der beiden Frauen, als besonders schwere Verbrecherin, apart von den anderen. Und nun trat, auf Grund dieser Vorschrift, am 28. April um acht Uhr morgens, in den stinkenden Korridor der Frauenabteilung der Oberaufseher ein. Hinter ihm her schritt eine Frau mit abgehärmtem Gesicht und grauem, sich kräuselnden Haar, die eine Jacke mit betretten Ärmeln anhatte und um die Taille einen blauekanteten Gurt. Das war die Aufseherin.

»Sie wollen die Maslowa?« fragte sie, mit dem wachthabenden Aufseher an die Thür einer der am Korridor liegenden Zellen herantretend.

Der Aufseher öffnete rasselnd das Schloß und rief, indem er die Thür der Zelle, aus welcher ihm eine noch übelriechendere Luft entgegenflutete, aufsperrte:

»Maslowa, vor Gericht!« Dann machte er die Thür wieder zu und wartete.

Sogar auf dem Gefängnishof spürte man den frischen, belebenden Odem der Felder, den der Wind in die Stadt geweht hatte. Aber im Korridor war eine deprimierende, typhöse Luft, von Teer und Fäulnis gesättigt, die jeden Neuankommenden sofort mit Betrübniß und Trauer erfüllte. Auch die Aufseherin, die eben vom Hofe kam, spürte dieses, obgleich sie an schlechte Luft gewöhnt war. Sie fühlte sich plötzlich, als sie in den Korridor ein trat, müde und schläfrig.

In der Zelle hörte man Hasten und Gehen, weibliche Stimmen und das Auftreten nackter Füße.

»Nun, schneller, Maslowa, rühr' dich!« — schrie der Oberaufseher zur Thür hinein.

Zwei Minuten später trat aus der Zelle ein junges, mittelgroßes Weib, mit sehr vollem Busen, in einem grauen, über eine weiße Nachtjacke und weißen Unterrock angezogenen Schlafrock. Sie drehte sich rasch um und stellte sich neben den Aufseher.

An den Füßen hatte sie leinene Strümpfe und darüber die Gefängnis pantoffeln, um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch, unter welchem sie, offen bar nicht ohne Absicht, einige Löckchen des krausen, schwarzen Haares hervorscheinen ließ. Das ganze Gesicht des jungen Weibes zeigte jene besondere Blässe, welche Leuten, die sehr lange nicht an der frischen Luft waren, eigen ist, und die an die farblosen Kellerschößlinge der Kartoffeln erinnert. Ebenso blaß waren auch die zwar nicht großen, aber etwas breiten Hände und der weiße, volle Hals, der unter dem weiten Schlafrockkragen hervorsah. Bei der matten Blässe des Gesichts fielen die tief schwarzen, glänzenden, von etwas geschwollenen Lidern umrandeten Augen besonders auf. Sie waren sehr lebhaft und das eine schielte ein wenig. Das junge Weib hielt sich aufrecht, indem sie die volle Brust herausdrückte. Mit einwenig zurückgeworfenem Kopf sah sie dem Aufseher gerade in die Augen und blieb stehen, bereit, alles, was man von ihr verlangen würde, zu erfüllen. Der Aufseher wollte bereits die Thür verschließen, als sich aus der Zelle das bleiche, strenge und faltige Gesicht einer barhäuptigen, alten Frau herausstreckte. Die Alte wollte der Maslowa etwas sagen, aber der Aufseher warf ihr die Thür vor der Nase zu und der Kopf verschwand. In der Zelle erscholl das Gelächter einer Frauenstimme. Auch die Maslowa lächelte und wandte sich zu dem kleinen, in der Thür befindlichem Gitterfenster. Die Alte drückte sich von innen an das Fensterchen und sagte mit heiserer Stimme:

»Vor allem: red' nicht zuviel. Und bleib bei dem Einen und damit basta.«

»Ach, wenn's nur *ein* Ende nähme, schlimmer kann's nicht werden«, sagte die Maslowa.

»Natürlich, *eins* und nicht *zwei*«, sagte der Oberaufseher, überzeugt von der Trefflichkeit seines Vorgesetztenwitzes. — »Na, marsch, mir nach!«

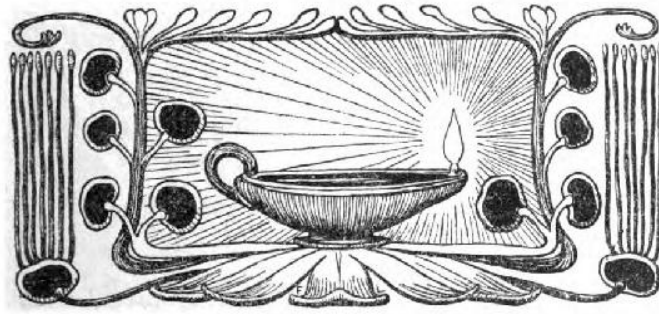
Das durch das Fensterchen blitzende Auge der Alten verschwand und die Maslowa folgte in der Mitte des Korridors mit kleinen Schritten dem Oberaufseher. Sie stiegen eine steinerne Treppe hinunter und gingen an den Zellen der Männerabteilung vorüber, in der es noch viel übler roch und lärmender war. Hinter all den Guckfensterchen heraus schauten ihnen Augen nach. Als sie in das Bureau traten, standen dort schon zwei Eskorte Soldaten mit Gewehren. Ein Schreiber gab einem der Soldaten das von Tabakrauch durchdrungene Begleitschreiben und sagte, auf die Gefangene weisend: »Nimm sie in Empfang.« Der Soldat, ein Bauer aus dem Gouvernement Nishnij-Nowgorod, mit einem roten, pockennarbigen Gesicht, steckte das Papier hinter den Ärmelaufschlag und blinzelte, die Arrestantin anlächelnd, seinem Kameraden, einem Tschuwaschen mit starken Backenknochen, zu. Die Soldaten gingen mit der Gefangenen die Treppe hinunter und schritten dem Haupthaus gang zu.

In dem Hauptthor öffnete sich ein Pförtchen. Die Soldaten und die Gefangene traten über die Schwelle des Pförtchens in den Hof, verließen das Areal des Gefängnisses und marschierten durch die Stadt, in der Mitte der gepflasterten Straßen.

Droschkenkutscher, Krämer, Köchinnen, Arbeiter und Beamte blieben stehen und betrachteten neugierig die Gefangene. Einige schüttelten die Köpfe und dachten: »Dazu also führt ein schlechter Lebenswandel, ein anderer, als der unserige.« Die Kinder schauten voll Entsetzen auf die Räuberin und beruhigten sich nur damit, daß hinter ihr her die Soldaten gingen und sie jetzt niemand mehr was anthun könnte. Ein Bauer vom Lande, der seine Kohlen verkauft hatte und eben aus einem Theehaus herauskam, trat auf sie zu, bekreuzigte sich und reichte ihr einen Kopeken. Die Gefangene errötete, neigte den Kopf und murmelte etwas.

Sie fühlte die auf sie gerichteten Blicke und suchte unbemerkt, ohne den Kopf zu wenden, zu denen, die sie ansahen, hinüberzuschielen. Das Aufsehen, das sie erregte, freute sie. Auch an der, im Vergleich zu der Gefängnisatmosphäre, reinen Frühlingsluft empfand sie Freude, aber das Auftreten auf die Steine

mit den des Gehens entwöhnten, mit plumpen Pantoffeln beschuhten Füßen that ihr weh und sie sah auf den Weg und bemühte sich, vorsichtig aufzutreten. Als sie an einer Mehlhandlung vorbeiging, vor welcher Tauben sorglos mit ihren wiegenden Schrittchen umherspazierten, streifte die Gefangene beinahe mit dem Fuß eine blaugraue Taube. Der Vogel flatterte auf, flog mit bebendem Flügelschlag hart am Ohre der Arrestantin vorbei und überschauerte sie mit Wind. Sie lächelte. Dann aber kam ihr ihre jetzige Lage in den Sinn und sie seufzte tief auf.



Zweites Kapitel

Die Geschichte der Arrestantin Maslowa war eine sehr gewöhnliche Geschichte. Die Maslowa war die Tochter einer unverheirateten Viehmagd, die mit ihrer Mutter auf dem Lande bei zwei Gutsbesitzerinnen, zwei Fräulein, lebte. Dieses unverehelichte Weib kam jedes Jahr nieder, das Kind wurde getauft, dann aber, wie das so häufig auf dem Lande zu geschehen pflegt, nährte die Mutter das unerwünschte, lästige und an der Arbeit behindernde Kind nicht mehr genügend, sodaß es bald vor Hunger zu sterben pflegte.

So starben fünf Kinder. Sie wurden alle getauft, nicht mehr genährt und starben. Das sechste Kind, das sie von einem vagabundierenden Zigeuner hatte, war ein Mädchen, und sein Schicksal wäre wohl dasselbe gewesen, wie das seiner Geschwister. Aber es geschah, daß das eine der alten Fräulein in den Viehhof kam, um den Viehmägden, wegen der nach der Kuh riechenden Sahne einen Verweis zu erteilen. Auf dem Viehhofe lag gerade die Wöchnerin mit dem hübschen, gesunden Kinde. Das alte Fräulein äußerte ihren Unwillen sowohl bezüglich der Sahne, als auch darüber, daß man eine Wöchnerin in den Viehhof gelassen hatte, und sie wollte schon gehen, als sie das Kind erblickte und von einer momentanen Rührung erfaßt, sich erbot, das Kind zur Taufe zu halten. Das Fräulein hielt dann auch das Kind zur Taufe und gab später, aus Mitleid für ihr Patenkind, der Mutter Milch und Geld. Und so blieb das Mädchen am Leben und wurde von den alten Fräulein mit Recht die »Gerettete« genannt.

Das Kind war drei Jahr alt, als die Mutter erkrankte und starb. Seiner Großmutter, der Viehmagd, war es zur Last, und so nahmen es die alten Fräulein zu sich. Das schwarzäugige Mädchen wurde ungewöhnlich lebhaft und nett, und die alten Fräulein hatten ihre Freude an ihm.

Von den beiden Fräulein hatte die jüngere und gutmütigere, Sofja Iwanowna, das Kind zur Taufe gehalten, es später geputzt und lesen gelehrt, um aus ihm eine Ziehtochter zu machen. Das ältere, strengere Fräulein, Marja Iwanowna, sagte, daß man aus dem Mädchen eine Arbeiterin, ein tüchtiges Stubenmädchen machen müsse, und war daher dem Mädchen gegenüber anspruchsvoll, strafte und schlug es sogar zuweilen bei übler Laune. So wuchs denn das Kind unter diesen beiden Einflüssen halb als Stubenmädchen, halb als Ziehkind heran. Es wurde daher auch weder Katharine, noch Käthchen genannt, sondern mit einem mittleren Namen — Käthe oder Katjuscha. Katjuscha nähte, räumte die Zimmer auf, putzte mit Kreide die Metallverkleidungen der Heiligenbilder, röstete, mahlte und servierte den Kaffee, besorgte die kleine Wäsche, und saß bis weilen mit den Fräulein und las ihnen vor.

Es fehlte ihr nicht an Freiern, aber sie wollte keinen nehmen. Sie fühlte, daß das Zusammen leben mit jenen Arbeitsleuten, die bei ihr anhielten, für sie, die durch die Süße des herrschaftlichen Lebens, bereits verwöhnt war, zu schwer fallen würde.

So lebte sie bis zum sechzehnten Jahr. Als sie aber sechzehn Jahr alt geworden war, kam zu den alten Fräulein ihr Neffe, ein reicher Fürst, der Student war, auf Besuch. Und Katjuscha verliebte sich in ihn, ohne es zu wagen, sich selbst, geschweige denn ihm dieses Geständnis zu machen.

Zwei Jahre später besuchte derselbe Neffe seine Tanten auf der Durchreise zum Kriegsschauplatz und blieb vier Tage bei ihnen. Er verführte und betrog Katjuscha, steckte ihr dann am letzten Tage einen Hundertrubelschein zu und reiste weiter. Fünf Monate nach seiner Abfahrt wußte sie genau, daß sie in anderen Umständen sei.

Von der Zeit an ward ihr alles gleichgültig, und sie dachte nur

daran, wie sie der Schande, die ihr bevorstand, entgehen könnte. Sie bediente die Fräulein widerwillig und schlecht, und einmal — sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war — platzte sie los, sagte den alten Fräulein Unverschämtheiten, die sie selbst später bereute, und bat um ihre Entlassung.

Und die Fräulein, die sehr unzufrieden mit ihr geworden, entließen sie. Von ihnen kam sie als Stubenmädchen zu einem Landpolizeimeister, aber konnte dort nur drei Monate bleiben, da der Polizeimeister, ein Mann von bereits 50 Jahren, ihr nachzustellen begann. Einmal, als er besonders unternehmungslustig war, brauste sie auf, nannte ihn einen Narren und alten Teufel und stieß ihn so vor die Brust, daß er hinfiel. Sie wurde wegen Grobheit entlassen. Eine neue Stellung anzunehmen hatte keinen Zweck, da sie bald niederkommen mußte, und so mietete sie sich bei einer Dorfhebamme ein, die nebenbei einen Branntweinhandel betrieb. Die Geburt war eine leichte. Aber die Hebamme, die vorher im Dorf bei einer kranken Wöchnerin gewesen war, infizierte sie mit dem Kindbettfieber. So wurde das Kind in das Findelhaus gebracht, wo der Knabe, wie die Alte, die ihn hingebracht hatte, erzählte, sofort nach seiner Ankunft verstarb.

Geld hatte Katjuscha, als sie sich bei der Hebamme einmietete, im ganzen hundert und sieben und zwanzig Rubel: sieben und zwanzig Lohn und hundert Rubel, die ihr damals ihr Verführer gegeben hatte. Als sie aber die Hebamme verließ, behielt sie nur sechs Rubel. Sie verstand das Geld nicht zu sparen, verausgabte selbst viel und lieh jedem, der sie darum bat. Die Hebamme nahm von ihr für Kost und Logis für zwei Monate vierzig Rubel, fünf und zwanzig Rubel kostete die Expedierung des Kindes ins Findelhaus, vierzig Rubel bat sich die Hebamme leihweise zur Anschaffung einer Kuh aus, gegen zwanzig Rubel gingen so, für Kleider, für Geschenke u. s. w. darauf. Auf diese Weise also hatte Katjuscha, als sie gesund wurde, kein Geld mehr und mußte sich nach einer Stellung umsehen. Sie fand dieselbe bei einem Förster. Der Förster war ein verheirateter Mann, aber auch er begann ihr, ebenso wie der Polizeimeister, vom ersten Tage an nachzustellen. Er war ihr widerwärtig und sie ging ihm aus

dem Wege. Aber er war erfahrener und schlauer, als sie, und vor allem ihr Herr, der sie schicken konnte, wohin er wollte. So bemächtigte er sich denn ihrer in einem günstigen Augenblick. Die Frau erfuhr es, und als sie einmal ihren Mann mit dem Mädchen allein im Zimmer traf, stürzte sie auf Katjuscha los und wollte sie schlagen. Aber Katjuscha ergab sich nicht und so entstand eine Prügelei. Infolge dessen jagte man Katjuscha aus dem Hause, ohne ihr auch nur den Lohn auszuzahlen.

Da fuhr Katjuscha in die Stadt und stieg dort bei ihrer Tante ab. Der Mann der Tante war Buchbinder und lebte früher gut. Um die Zeit aber hatte er bereits alle seine Kunden verloren, ergab sich dem Trunke und vertrank alles, was ihm nur in die Hände kam.

Die Tante hielt eine kleine Waschanstalt und ernährte damit sich, ihre Kinder und den verlorenen Mann. Sie bot Katjuscha an, bei ihr als Wäscherin einzutreten. Aber da die Maslowa das schwere Leben, das die bei der Tante wohnenden Frauen, die Wäscherinnen, hatten, sah, so zögerte sie und suchte unterdes in den Bureaux nach einer Stellung als Dienstmädchen. Und so eine Stelle fand sich bei einer Dame, die mit ihren zwei Söhnen, Gymnasiasten, lebte. Eine Woche nach ihrem Eintritt hörte der ältere, ein schnurrbärtiger Tertianer, zu lernen auf und ließ ihr keine Ruhe. Die Mutter gab an allem der Maslowa Schuld und kündigte ihr. Eine neue Stelle fand sich nicht, aber es traf sich, daß die Maslowa in einem Stellenvermittlungsbureau einer Dame mit beringten Fingern und vielen Spangen an den vollen, nackten Armen begegnete. Diese Dame gab der Maslowa, als sie von ihrer Stellenlosigkeit hörte, ihre Adresse und lud sie zu sich ein. Die Maslowa ging hin. Die Dame empfing sie freundlich, bewirtete sie mit Pastetchen und süßem Wein, und schickte unterdes ihr Mädchen irgendwohin mit einem Briefchen. Abends trat in das Zimmer ein hochgewachsener Herr mit langem ergrauenden Haar und grauem Barte. Der alte Herr setzte sich sofort zu der Maslowa heran, begann sie mit glänzenden Augen zu betrachten und mit ihr zu scherzen. Die Hausfrau rief ihn ins Nebenzimmer, und die Maslowa hörte, wie sie ihm sagte: ein frisches Ding, vom Lande. Dann rief die Frau die Maslowa heraus

und sagte ihr, daß der Herr ein Schriftsteller sei, der sehr viel Geld habe und der, wenn sie ihm gefiele, nicht knauserig sein würde. Sie gefiel ihm und der Schriftsteller gab ihr fünf und zwanzig Rubel und versprach, sie häufiger wiederzusehen. Das Geld verausgabte sich schnell zur Bezahlung der Schuld an die Tante, für ein neues Kleid, einen Hut, für Bänder. Nach einigen Tagen schickte der Schriftsteller wieder nach ihr und sie ging. Er gab ihr noch fünf und zwanzig Rubel und schlug ihr vor, in eine aparte Wohnung überzusiedeln.

Während die Maslowa in der vom Schriftsteller gemieteten Wohnung lebte, verliebte sie sich in einen lustigen Kommis, der auf demselben Hof logierte. Sie sagte das selbst dem Schriftsteller und zog in eine kleinere Wohnung hinüber. Der Kommis aber, der ihr versprochen hatte, sie zu heiraten, reiste, ohne ihr was zu sagen und mit der offenbaren Absicht, sie zu verlassen, nach Nishnij ab, und die Maslowa blieb allein. Sie wollte anfangs die Wohnung behalten, aber das wurde ihr nicht gestattet. Der Revieraufseher sagte ihr, daß sie nur dann so wohnen könnte, wenn sie eine gelbe Karte nehmen und sich der Kontrolle unterwerfen würde. Da ging sie wieder zur Tante.

Als die Tante sie jetzt in moderner Toilette, mit Mantelet und Hut wiedersah, empfing sie sie mit Respekt und wagte ihr nicht mehr eine Wäscherinnenstelle anzubieten, denn ihrer Meinung nach stand ihre Nichte jetzt auf einer höheren Lebensstufe. Auch für die Maslowa existierte die Frage, ob sie Wäscherin werden sollte, nicht mehr. Sie blickte voll Mitleid auf das Galeeren leben, das in den Vorderzimmern die bleichen, abgemagerten Wäscherinnen, von denen einige bereits schwindsüchtig waren, führten. Bei im Sommer und Winter geöffneten Fenstern wuschen und plätteten sie im Seifendampf, in einer Temperatur von dreißig Grad. Die Maslowa schauderte bei dem Gedanken, daß auch sie zu diesem elenden Sklavenleben hätte herabsinken können. Eben in dieser, für die Maslowa besonders trüben Zeit, wo sie keinen Beschützer finden konnte, wurde sie von einer Agentin aufgesucht, die für die öffentlichen Häuser junge Mädchen lieferte.

Die Maslowa rauchte schon seit langem, aber in der letzten Zeit

ihres Verhältnisses mit dem Kommissar, und besonders seitdem er sie verlassen hatte, gewöhnte sie sich immer mehr an das Trinken. Der Wein zog sie nicht nur darum an, weil er ihr schmeckte, sondern noch viel mehr, weil er sie all das Schwere, was sie durchlebt hatte, vergessen machte; er verlieh ihr jene Ungezwungenheit des Auftretens, jene selbstbewußte Sicherheit, die ihr sonst mangelten. Ohne Wein schämte sie sich ihrer selbst und war traurig.

Die Agentin bewirtete zuerst die Tante und machte die Maslowa betrunken. Dann proponierte sie der letzteren, in eine gute Anstalt, die erste der Stadt, einzutreten, indem sie ihr alle Vorzüge einer solchen Lage erklärte. Sie stand jetzt vor der Wahl: entweder die erniedrigende Stellung einer Dienstmagd, die sie sicher den Nachstellungen der Männer aussetzte und zu periodischem, heimlichen Ehebruch verführte, oder eine sorgenlose, ruhige, durch das Gesetz beschirmte Lage und offener, chronischer, vom Gesetze geduldeter, gut bezahlter Ehebruch. Sie wählte das letztere. Da durch glaubte sie sich auch an ihrem Verführer, am Kommissar und an allen Menschen, die ihr Böses gethan, zu rächen. Außerdem verführte sie und war für ihren endgültigen Entschluß der Umstand ausschlaggebend, daß, wie die Agentin ihr sagte, sie sich Kleider, soviel und welche sie wollte, bestellen konnte: samtene, seidene, Ballkleider mit bloßem Halse und Armen. Und als sich die Maslowa sich im grellen gelben Seidenkleide mit schwarzem samtene Besatz vorstellte, decolletiert, da konnte sie der Versuchung nicht mehr wider stehen. Am selben Tage nahm die Agentin eine Droschke und brachte das Mädchen in die berühmte Anstalt der Kitajewa.

Von der Zeit an begann für die Maslowa jenes, in der chronischen Übertretung menschlicher und göttlicher Gesetze bestehende Leben, das hundert und aberhundert Tausende von Frauen, nicht nur unter der Duldung, sondern auch unter dem Schutze der Regierung, die für das Wohl der Bürger zu sorgen hat, führen. Von zehn Frauen bezahlen es neun mit qualvollen Krankheiten, frühzeitiger Altersschwäche und frühzeitigem Tode.

Des Morgens und am Tage ein schwerer Schummer nach den

Orgien der Nacht. Um drei, vier Uhr ein mattes Aufstehen aus dem schmutzigen Bett; dann Selterwasser gegen den Brand, Kaffee trinken, ein müßiges Umherschlendern in den Zimmern im Nachtjäckchen, Peignoir oder Schlafrock, das Hinausgucken zu den Fenstern hinter den Gardinen her vor, lässiges Wortgeplänkel; dann das Waschen, Einreiben und Parfümieren des Körpers und der Haare, das Anpassen der Kleider und der Streit um dieselben mit der Wirtin; dann das Stehen vor dem Spiegel, das Schminken; dann ein süßes und fettes Essen, das Anziehen einer grellen Seidentoilette; endlich der Eintritt in den geputzten, hellerleuchteten Saal, die Ankunft der Gäste, Musik, Tanz, Süßigkeiten, Wein, Cigaretten. Dann Ehebruch mit Jünglingen und Männern, mit halben Kindern und verfallenen Greisen, mit Junggesellen und Ehemännern, mit Kaufleuten, Kommis, Armeniern, Juden, Tataren, mit Reichen, Armen, Gesunden, Kranken, Betrunkenen, Nüchternen, Rohen und Zärtlichen, mit Militärs, Zivilisten, Studenten, Gymnasiasten — mit Leuten jeden Standes, Alters und Charakters.

Und Geschrei und Späße und Keilereien und Musik, Tabak und Wein, und Wein und Tabak, und Musik vom Abend bis zum Morgengrauen. Und nur am Morgen Erlösung und ein schwerer Schlummer. Und so jeden Tag, die ganze Woche hindurch. Am Ende der Woche aber die Fahrt in ein staatliches Institut, das Polizeibureau, wo im Staatsdienste stehende Beamte, Ärzte, Männer, — zuweilen ernst und streng, zuweilen unter Scherzen und Späßen, die von der Natur, zur Verhütung des Verbrechens, nicht nur dem Menschen, sondern auch den Tieren verliehene Scham vernichtend — diese Frauen untersuchten und ihnen dann das Patent zur Fortsetzung derselben Verbrechen, die sie mit ihren Genossen die Woche über vollführt hatten, erteilten. Und wieder eine eben solche Woche. Und so jeden Tag — im Sommer und im Winter, an Wochen- und an Feiertagen.

So lebte die Maslowa sieben Jahre hindurch. Während dieser Zeit hatte sie zweimal die Anstalt gewechselt und war einmal im Krankenhause gewesen. Im siebenten Jahre ihres Aufenthaltes im öffentlichen Hause und im achten Jahre nach ihrem ersten Fall, als

sie sechs und zwanzig zählte, ereignete sich das, wofür man sie ins Gefängnis gesperrt hatte und jetzt, nach sechsmonatlicher Untersuchungshaft in Gesellschaft von Mörderinnen und Diebinnen, vors Gericht brachte.



Drittes Kapitel

Um die nämliche Zeit, als die Maslowa, ermüdet vom langen Gehen, mit ihrer Eskorte vor dem Gebäude des Bezirksgerichts anlangte, lag derselbe Neffe ihrer Erzieherinnen, der sie verführt hatte, Fürst Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow, noch in seinem hohen, zerwühlten Sprungfederbett. In sauberem holländischen Nachthemd mit feingebügelt Brustfalten, lag er mit aufgeknöpftem Kragen und rauchte eine Cigarette. Unverwandten Auges sah er vor sich hin und dachte darüber nach, was ihm heute bevorstünde und was gestern gewesen war.

Er dachte an den gestrigen Abend, den er bei Kortschagins, reichen und angesehenen Leuten, deren Tochter er nach der Meinung Aller heiraten sollte, verbracht hatte, und seufzte. Er warf die ausgerauchte Cigarette weg und wollte sich aus dem silbernen Etui eine neue holen, bedachte sich aber, streckte seine glatten weißen Füße zum Bett hinunter, und suchte mit ihnen die Pantoffeln auf. Dann warf er sich um die vollen Schultern einen seidenen Schlafrock und ging, mit schnellen, schweren Schritten in das neben dem Schlafgemach gelegene Toilettenzimmer, welches von einem künstlichen Geruch von Elixiren, Eau de Cologne, Vixatoirs und Parfüms durchsogen war. Dort putzte er sich die an vielen Stellen plombierten Zähne mit einem besonderen Pulver, spülte sich den Mund mit einem aromatischen Wasser, begann sich dann von allen Seiten zu waschen und mit verschiedenen Handtüchern abzureiben. Nachdem er sich die Hände mit einer parfümierten Seife gewaschen

und die langen Nägel sorgfältig gebürstet, spülte er sich vor einem Marmorbecken das Gesicht und den dicken Hals ab und ging in ein drittes Zimmer, wo eine Dusche bereit war. Dort übergoß er seinen muskulösen, fettbelegten weißen Körper mit kaltem Wasser und trocknete sich mit einem zottigen Handtuch. Dann zog er sich reine gebügelte Wäsche an, wie ein Spiegel glänzende Schuhe, und setzte sich vor den Toilettentisch, um sich, mit Hilfe zweier Bürsten, den kleinen, krausen schwarzen Bart und das vorne gelichtete, lockige Haupthaar zu glätten.

Alle Toilettengegenstände, die er benutzte, die Wäsche, die Kleider, das Schuhwerk, die Kravatten, Nadeln, Hemdknöpfe waren von der besten, teuersten Qualität, unauffällig, schlicht, dauerhaft und kostbar.

Nachdem er sich aus einem Dutzend Kravatten und Nadeln die ersten besten gewählt hatte — früher einmal war das noch neu gewesen, und hatte ihm Spaß gemacht, während er jetzt kein Interesse mehr dafür hatte — zog Nechljudow die gebürsteten und auf einem Stuhl bereitgelegten Kleider an. Dann trat er, zwar nicht besonders frisch, aber sauber und duftend, in das lange Speisezimmer, dessen Parkettboden gestern von drei Männern gebohnt worden war. Im Speisezimmer stand ein riesiges Eichen-Buffet und ein ebenso kolossaler Ausziehtisch, der mit seinen weit auseinanderstehenden, in Form von Löwentatzen geschnitzten Füßen etwas feierliches an sich hatte. Auf dem, von einem feinen Linnentuch mit gestickten Monogrammen bedeckten Tisch standen: eine silberne Kanne mit duftendem Kaffee, eine ebensolche Zuckerdose, ein Kännchen mit gekochter Sahne und ein Körbchen mit frischen Semmeln, Zwieback und Biskuits. Neben dem Service lagen die eingegangenen Briefe, Zeitungen und das neueste Heft der »Revue des deux Mondes«. Nechljudow wollte eben die Briefe vornehmen, als durch die in den Korridor führende Thür eine volle ältere Frau, in Trauer und mit einem Spitzenaufsatz, der den etwas lichten Scheitel verdeckte, hereinsegelte. Es war Agrafena Petrowna, das Stubenmädchen der seeligen, unlängst in ebendieser Wohnung verstorbenen Mutter Nechljudows, die jetzt beim Sohn die

Stelle einer Wirtschaftlerin versah.

Agrafena Petrowna hatte zu verschiedenen Zeiten mit Nechljudows Mutter gegen zehn Jahre im Auslande verbracht und hatte das Aussehen und die Manieren einer Dame. Sie lebte im Nechljudowschen Hause von Kind auf und hatte Dmitrij Iwanowitsch noch als Mitenjka gekannt.

»Guten Tag, Dmitrij Iwanowitsch.«

»Guten Morgen, Agrafena Petrowna. Was giebt's Neues?« fragte Nechljudow scherzend.

»Ein Brief von der Frau Fürstin, oder viel leicht auch von der Prinzeß. Das Mädchen hat ihn schon lange gebracht und wartet jetzt bei mir«, sagte Agrafena Petrowna, den Brief mit bedeutungsvollem Lächeln überreichend.

»Gut, gleich«, sagte Nechljudow. Als er aber den Brief entgegennahm, bemerkte er das Lächeln und machte ein finsternes Gesicht.

Das Lächeln Agrafena Petrownas bedeutete, daß der Brief von der Prinzeß Kortschagina war, mit welcher sich, ihrer Meinung nach, Nechljudow verheiraten wollte. Und diese, durch Agrafena Petrownas Lächeln ausgedrückte Annahme war dem Fürsten unangenehm.

»Ich werde ihr also sagen, daß sie wartet«, und Agrafena Petrowna segelte, nachdem sie eine nicht am Platz liegende Tischbürste im Vorbeigehen genommen und an den richtigen Ort gethan hatte, wieder zur Thür hinaus.

Nachdem Nechljudow den von Agrafena Petrowna überreichten parfümierten Brief geöffnet hatte, begann er zu lesen:

»Indem ich der von mir übernommenen Verpflichtung, Ihnen Ihr Gedächtnis zu ersetzen, nach komme«, so stand auf dem dicken, grauen Bogen mit gerissenen Rändern, in scharfer aber weiter Schrift, »erinnere ich Sie daran, daß Sie heute, am 28. April, im Geschworenengericht sein müssen und daher durchaus nicht in der Lage sind, mit uns und Kolossow nach der Gemäldeausstellung zu fahren, wie Sie es gestern mit dem Ihnen eigenen Leichtsinn versprochen hatten. A moins que Vous ne

soyez disposé à payer a la, cour d'assises les 300 roudles d'amende que Vous Vous refusez pour Votrs cheval dafür, daß sie nicht rechtzeitig erscheinen. Es fiel mir gestern, als Sie eben gegangen waren, ein. Vergessen Sie es also nicht.

Pr. M. Kortschagina.«

Auf der anderen Seite war hinzugesetzt:

»Maman Vous fait dire que Votre couvert Vous attendra jusqu'à la nuit. Venez absolument à quelle heure que cela soit.« M.K.

Nechljudow runzelte die Stirn. Dieses Briefchen war die Fortsetzung jener geschickten Arbeit, die von der Prinzeß Kortschagina nun schon seit zwei Monaten betrieben wurde und darin bestand, ihn mit unsichtbaren Fäden immer mehr und mehr mit der Prinzeß zu verknüpfen. Nechljudow dagegen hatte, außer der bei nicht mehr ganz jungen und nicht leidenschaftlich verliebten Männern gewöhnlichen Zaghaftigkeit der Ehe gegenüber, noch einen andern wichtigen Grund, weshalb er, auch wenn er gewollt hätte, nicht gleich um die Hand der Prinzeß an halten konnte. Dieser Grund bestand nicht darin, daß er vor zehn Jahren Katjuscha betrogen und verlassen hatte — dieses hatte er völlig vergessen und hielt es nicht für ein Hindernis für seine Ehe. Der Grund war vielmehr der, daß er zu gleicher Zeit mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis unterhielt, das zwar von seiner Seite jetzt gelöst, von ihr aber noch nicht als gelöst betrachtet wurde.

Nechljudow war Frauen gegenüber sehr schüchtern, und eben diese Schüchternheit hatte in jener verheirateten Frau den Wunsch erweckt, ihn sich zu unterwerfen. Sie war die Gattin des Adelsmarschalls von dem Kreise, in welchem Nechljudow wählte. Und diese Frau hatte Nechljudow in ein Verhältnis gezogen, welches für ihn mit jedem Tage immer bindender und zugleich immer abstoßender wurde. Anfangs hatte Nechljudow der Versuchung nicht widerstehen können; nachher, im Bewußtsein der Schuld ihr gegenüber, konnte er das Verhältnis nicht ohne ihre Einwilligung lösen. Dieses war eben der Grund, weswegen Nechljudow sich nicht für berechtigt hielt, auch wenn er es gewollt hätte, bei der

Kortschagina anzuhalten.

Auf dem Tisch lag gerade ein Brief von dem Manne dieser Frau. Als Nechljudow die Handschrift und den Stempel erkannte, errötete er und empfand sofort jenen Zufluß von Energie, der sich bei ihm immer beim Nahen einer Gefahr einstellte. Aber seine Aufregung war unnütz: der Mann, der Adelsmarschall jenes Kreises, in welchem die Hauptgüter Nechljudows lagen, setzte den Fürsten davon in Kenntnis, daß zu Ende Mai eine Extrasitzung der »Landschaft« einberufen war. Zu dieser Sitzung bat er nun Nechljudow durchaus zu kommen, um bei den wichtigen Beratungen bezüglich der Schulen und Zufuhrwege, wo man eine starke Opposition von Seiten der Reaktionspartei erwartete, »donner un coup d'épaule.«

Der Adelsmarschall gehörte zu den Liberalen, kämpfte mit einigen Gesinnungsgenossen gegen die unter Alexander III. eingetretene Reaktion, ging im Parteikampfe ganz auf und wußte nichts von seinem unglücklichen Familienleben.

Nechljudow dachte an alle die qualvollen Augen blicke, die er in feinen Beziehungen zu diesem Menschen durchlebt hatte. Er erinnerte sich, wie er einmal geglaubt hatte, daß der Mann alles wisse, und auf ein Duell, bei welchem er in die Luft schießen wollte, gefaßt gewesen; er erinnerte sich an die furchtbare Szene mit ihr, wo sie in Verzweiflung in den Garten zum Teich hinunter gelaufen war, mit der Absicht, sich zu ertränken, während er ihr nachstürmte.

»Ich kann jetzt nicht fahren und kann nichts unternehmen, ehe sie mir geantwortet hat«, dachte Nechljudow. Vor einer Woche hatte er ihr einen entschlossenen Brief geschrieben, in welchem er sich für schuldig und bereit zu jeder Sühne erklärte, aber dennoch, in ihrem eigenen Interesse, seine Beziehungen zu ihr endgültig abgebrochen wissen wollte. Auf diesen Brief erwartete er eine Antwort, erhielt sie aber nicht. Daß eine Antwort nicht kam, war in gewisser Hinsicht ein gutes Zeichen. Wäre sie mit einem Bruch nicht einverstanden gewesen, so hätte sie schon längst geschrieben, oder wäre sogar selbst gekommen, wie sie es früher gethan. Nechljudow hatte gehört, daß augenblicklich irgend ein Offizier bei ihr sei, der ihr den

Hof mache, und dieses quälte ihn mit Eifersucht und erfüllte ihn zugleich mit Hoffnung auf Befreiung von dem peinlichen Lügengespinnst.

Ein anderer Brief war von dem Verwalter seiner Landgüter. Der Verwalter schrieb ihm, daß er, Nechljudow, selbst kommen müsse, um sich in seine Erbschaftsrechte introduzieren zu lassen, und außerdem auch, um nun die Frage zu entscheiden, wie die Bewirtschaftung der Güter weitergeführt werden sollte: ob in der Weise, wie es bisher geschehen war, oder so, wie er es schon der seligen Fürstin vorgeschlagen hatte und es jetzt ihm selbst, dem Fürsten, vorschlägt? In letzterem Falle müßte man das Inventar vergrößern und das ganze, den Bauern verpachtete Land selbst bewirtschaften. Der Verwalter schrieb, daß eine solche Art der Exploitation bedeutend vortheilhafter sein würde. Bei dieser Gelegenheit entschuldigte sich der Verwalter, daß er sich mit der Absendung der plan mäßig zum 1. fälligen 3000 Rubel verspätet hätte. Das Geld würde mit der nächsten Post abgefertigt werden. Aufgehalten sei die Sendung dadurch worden, daß er das Geld von den Bauern auf keine Weise habe eintreiben können; sie seien in ihrer Gewissenlosigkeit so weit gegangen, daß man sich, um sie zu zwingen, an die Behörden hätte wenden müssen.

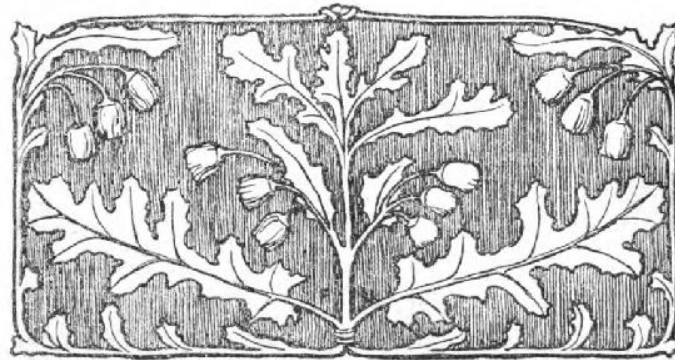
Dieser Brief war Nechljudow zugleich angenehm und unangenehm. Angenehm berührte ihn das Bewußtsein der Macht über ein großes Besitztum, und unangenehm war das, daß er, während er in seiner Jugend ein eifriger Verehrer Herbert Spencers gewesen war, jetzt als Großgrundbesitzer durch den Satz der Sozialen Statik, daß die Gerechtigkeit einen Grundbesitz nicht zulasse, ganz besonders getroffen wurde. Mit der der Jugend eigenen Geradheit und Entschiedenheit hatte er damals nicht nur behauptet, daß der Boden kein Objekt des Privatbesitzes bilden dürfe, und darüber in der Universität einen Aufsatz verfaßt, sondern auch in der That damals ein vom Vater ererbtes, kleines Stück Land unter den Bauern verteilt, um nicht gegen seine Überzeugung Grundbesitzer zu bleiben. Jetzt, wo er durch Erbschaft Großgrundbesitzer geworden war, blieb ihm nur eines von beidem

übrig: entweder seinem Besitze zu entsagen, wie er es vor zehn Jahren, bezüglich der zweihundert Deßjatinen väterlichen Bodens gethan hatte, oder durch stillschweigendes Eingeständnis alle seine früheren Ideen für irrig und falsch zu erklären.

Das erstere konnte er nicht, weil er, außer vom Grundbesitz, keine anderen Einkünfte hatte. In den Staatsdienst wollte er nicht treten, andererseits aber hatte er bereits luxuriöse Lebensgewohnheiten angenommen, von denen er sich nicht mehr freimachen zu können glaubte. Und es hätte auch keinen Zweck gehabt, da er nunmehr weder jene Kraft der Überzeugung, noch jene Entschlossenheit, noch jenen Ehrgeiz und Wunsch besaß, andere in Erstaunen zu setzen, die er in der Jugend hatte.

Das zweite aber, — sich von den Begründungen der Unrechtmäßigkeit des Grundbesitzes, die er damals aus Spencers Sozialer Statik geschöpft hatte und deren Bestätigung er viel später in den Werken Henry Georges gefunden hatte, sich davon lossagen, — das konnte er unmöglich.

Und daher war ihm der Brief des Verwalters unangenehm.



Viertes Kapitel

Nachdem Nechljudow Kaffee getrunken hatte, ging er in sein Kabinett, um im Vorladungsschreiben nachzusehen, zu welcher Zeit er im Gericht sein müsse, und um der Prinzessin zu antworten. Ins Kabinett mußte er durch sein Atelier gehen. Im Atelier stand auf einer Staffelei ein angefangenes Bild, das umgekehrt war, und hingen an den Wänden Studien. Der Anblick dieses Bildes, an welchem er sich zwei Jahre lang abgemüht hatte, der Studien und des ganzen Ateliers — alles erinnerte ihn an das, in letzter Zeit besonders stark zum Bewußtsein gekommene Gefühl des Unvermögens, in der Malerei fortzuschreiten. Er erklärte sich dieses Gefühl durch ein zu fein entwickeltes ästhetisches Empfinden, aber immerhin war ihm diese Erkenntnis sehr unangenehm.

Vor sieben Jahren hatte er den Staatsdienst aufgegeben, in der Meinung, ein Talent zur Malerei zu haben. Und von der Höhe seiner künstlerischen Thätigkeit hatte er mit gewisser Verächtlichkeit auf alle anderen Berufsarten hinabgesehen. Jetzt zeigte es sich nun, daß er dazu kein Recht gehabt. Und darum war ihm jede Erinnerung daran unangenehm. Mit einem drückenden Gefühl betrachtete er die luxuriöse Ausstattung des Ateliers und betrat in nicht besonders heiterer Stimmung sein Kabinett, ein großes, hohes Zimmer, mit allen erdenklichen Einrichtungen, Bequemlichkeiten und Schmuckgegenständen ausgestattet.

In der Schublade des großen Tisches fand er unter der Rubrik

»Terminsachen« sogleich das Vorladungsschreiben, in welchem es hieß, daß er um elf Uhr im Gericht sein mußte. Dann setzte Nechljudow sich, um der Prinzeß einen Brief, des Inhalts, daß er danke und sich bemühen werde, zu Mittag zu erscheinen, zu schreiben. Aber als er den Brief geschrieben hatte, zerriß er ihn wieder, denn er schien ihm zu intim. Der zweite Brief war wieder zu kalt, beinahe beleidigend; er zerriß auch ihn und drückte auf den Knopf an der Wand. Ein nicht mehr junger Lakai mit finsterem Gesichtsausdruck, rasiertem Kinn und Kotelettes, in einer grauen Kalikoschürze, trat ein.

»Bitte, schicken Sie nach der Droschke.«

»Zu Befehl.«

»Und sagen Sie, — hier wartet jemand von Kortschagins, — ich ließe danken und würde mich bemühen zu kommen.«

»Jawohl.«

»Höflich ist's ja nicht, aber ich kann nicht schreiben. Ich sehe sie doch noch heute«, dachte Nechljudow und ging, um sich anzukleiden.

Als er angekleidet auf die Freitreppe hinaustrat, erwartete ihn schon seine ständige Droschke auf Gummirädern.

»Und gestern waren Sie eben vom Fürsten Kortschagin weg, als ich angefahren kam«, sagte der Kutscher, seinen braungebrannten, feisten Hals im weißen Hemdkragen halb umwendend, »der Portier sagte mir: »»eben durchgegangen.««

Sogar die Droschkenkutscher wissen von meinen Beziehungen zu Kortschagins«, dachte Nechljudow, und jene ungelöste Frage, ob er die Kortschagina heiraten sollte, stand wie fast immer in letzter Zeit, wieder vor ihm. Und wie die meisten Fragen, die sich ihm in dieser Zeit entgegenstellten, ließ sie sich auf keine Weise, weder so noch so, entscheiden.

Zu Gunsten der Ehe überhaupt sprach erstens das, daß die Ehe außer den Annehmlichkeiten eines häuslichen Herdes, auch die Möglichkeit eines »moralischen Lebenswandels«, wie er ein solches Familienleben nannte, bot. Zweitens und hauptsächlich erhoffte Nechljudow von der Ehe, daß Familie und Kinder seinem Dasein

den inneren Gehalt verleihen würden, den er bis jetzt vermißte. Das alles sprach für die Ehe überhaupt.

Gegen die Ehe aber war erstens die, allen älteren Junggesellen eigene Furcht vor dem Verlust der Freiheit, und zweitens ein unbewußtes Bangen vor dem geheimnisvollen Wesen der Weiblichkeit.

Für die Ehe, mit Missy im besonderen (Prinzeß Kortschagina hieß Marie, hatte aber, wie es in allen Familien ihrer Kreise üblich, einen besonderen Zunamen) — war erstens das, daß sie Rasse hatte und in allem, von der Toilette, bis zu ihrer Manier zu sprechen, zu gehen, zu lachen, sich von gewöhnlichen Leuten unterschied. Dieser Unterschied bestand nicht gerade in etwas Besonderem, Exceptionellen, sondern einfach in ihrer »Anständigkeit«, — er fand für diese Eigenschaft keine andere Bezeichnung und schätzte diese Eigenschaft sehr hoch. Zweitens fiel auch das ins Gewicht, daß sie ihn höher als alle anderen Leute schätzte und folglich, wie er es auffaßte, ihn verstand. Und dieses Verstehen, diese Anerkennung seiner vorzüglichen Eigenschaften, galt Nechljudow als ein Beweis ihres Verstandes und sicheren Urteils.

Gegen die Ehe, mit Missy im besonderen, war erstens die große Wahrscheinlichkeit, daß man ein Mädchen mit noch viel größeren Vorzügen als Missy, ein ihm selbst also auch ebenbürtigeres, finden konnte; zweitens aber, daß sie bereits sieben und zwanzig Jahre zählte und daher wahrscheinlich schon früher Passionen gehabt hatte, und dieser Gedanke war für Nechljudow qualvoll. Sein Stolz konnte sich damit nicht aussöhnen, daß sie, wenn auch nur in der Vergangenheit, nicht ihn geliebt hatte. Sie konnte natürlich nicht wissen, daß sie ihm begegnen würde, aber der bloße Gedanke, daß sie früher jemand anderes geliebt haben konnte, verletzte ihn.

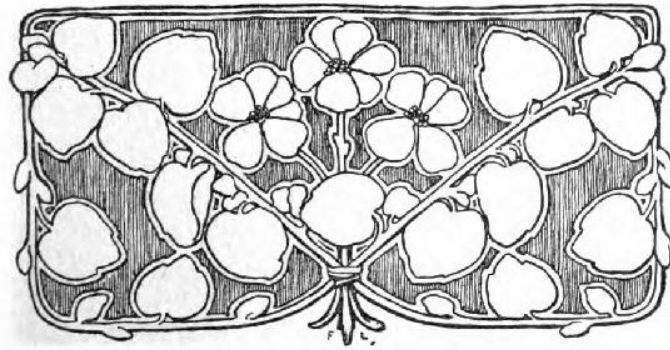
So gab es also ebenso viel Gründe dafür, als auch dagegen; in ihrer Überzeugungskraft wenigstens waren die Gründe vollkommen gleichwertig, und so verglich sich Nechljudow, sich selbst ironisierend, mit Buridans Esel. Und er blieb ein solcher auch in der That, da er nicht wußte, welchem der beiden Bündel er sich zuwenden wollte.

»Übrigens, so lange ich von Marja Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls, noch keine Antwort habe, kann ich nichts unternehmen«, sagte er sich selbst.

Und dieses Bewußtsein, daß er die Entscheidung aufschieben könne und müsse, war ihm angenehm.

»Übrigens, das alles kann ich auch später über legen«, dachte er, als sein Wagen geräuschlos zur Asphalttrampe des Gerichtsgebäudes auffuhr.

»Jetzt aber muß ich gewissenhaft, wie ich es immer zu thun pflege und es für meine Schuldigkeit halte, meine öffentlichen Verpflichtungen erfüllen. Zudem ist das zuweilen auch nicht uninteressant«, und mit diesen Gedanken trat er, an dem Portier vorbei, in die Vorhalle des Gerichts ein.



Fünftes Kapitel.

Als Nechljudow das Gericht betrat, herrschte dort bereits reges Leben.

Die Gerichtsdienner liefen atemlos, die Füße kaum vom Boden hebend, mit schlüpfenden Schritten hin und her, besorgten Aufträge, trugen Akten. Die Kommissare, Advokaten und Beamten des Gerichts gingen hierhin und dahin, Supplikanten und die nicht eskortierten Angeklagten schlichen trübsinnig an den Wänden umher oder saßen erwartungsvoll da.

»Wo ist das Bezirksgericht?« fragte Nechljudow einen der Diener.

»Welches wünschen Sie? Wir haben eine Civilabteilung, einen Kassationshof«

»Ich bin ein Geschworener.«

»Kriminalabteilung. Hätten Sie das gleich gesagt! Hier, rechts und dann die zweite Thür links.«

Nechljudow ging, wie ihm gewiesen worden.

Bei der zweiten Thür links standen zwei Leute und warteten. Der eine von ihnen war ein großer, dicker Kaufmann, ein gutmütiger Mensch, der offenbar soeben ein Gläschen getrunken und gefrühstückt hatte und sich daher in heiterer Gemütsstimmung befand; der andere war ein Kommis jüdischer Herkunft. Sie unterhielten sich über Wollpreise, als Nechljudow sich ihnen näherte und sich erkundigte, wo das Geschworenenzimmer sei.

»Hier, mein Herr, hier. — Also auch einer von uns, ein Geschworener?« fragte mit lustigem Blinzeln der gutmütige Kaufmann.

»Schön, da machen wir also gemeinsame Arbeit«, fuhr er auf die bejahende Antwort Nechljudows fort. »Von der 2. Gilde, Baklaschow«, sagte er, seine breite und weiche, sich nicht zusammenbiegende Hand hinhaltend. »Mit wem also habe ich das Vergnügen?«

Nechljudow nannte seinen Namen und ging in das Zimmer der Geschworenen.

In dem kleinen Zimmer waren etwa zehn verschiedenartige Leute versammelt. Alle waren erst eben gekommen; einige von ihnen saßen, andere gingen umher, musterten einander und machten sich bekannt. Ein Offizier a. D. war in Uniform, andere waren in Salonröcken und Jacketts und nur einer hatte einen langen, volkstümlichen Rock an.

Obgleich viele durch diese Obliegenheit in ihren Geschäften behindert wurden und darüber klagten, so verlieh doch das Bewußtsein der Erfüllung einer wichtigen öffentlichen Pflicht allen den Ausdruck eines gewissen Vergnügens.

Die Geschworenen, die sich zum Teil bekannt gemacht hatten, zum Teil auch nur einer vom anderen vermuteten, wer er sei, unterhielten sich über das Wetter, über den zeitigen Frühling und die bevorstehende Verhandlung. Die, die es noch nicht waren, beeilten sich, mit Nechljudow bekannt zu werden, indem sie sich es offenbar zur besonderen Ehre anrechneten. Und Nechljudow nahm das, wie immer unter fremden Leuten, als etwas auf, was ihm von Rechts wegen zustand. Hätte man ihn gefragt, warum er sich für höher als die meisten anderen Leute hielt, so hätte er darauf nicht antworten können, denn sein ganzes Leben konnte durchaus keine besonderen Verdienste auf weisen. Daß er im Englischen, Französischen und Deutschen eine gute Aussprache besaß, daß er Wäsche, Kleider, Krawatten und Hemdknöpfe von den ersten Lieferanten dieser Waren bezog, das alles, fühlte er selbst, konnte durchaus kein Grund für seine Bevorzugung sein. Trotzdem aber er

kannte er seine Überlegenheit vollkommen an, empfing alle ihm erwiesenen Zeichen der Hochachtung, wie etwas Selbstverständliches, und fühlte sich beleidigt, wenn sie ausblieben.

Und gerade jetzt, in dem Zimmer der Geschworenen, mußte er das peinliche Gefühl, welches in ihm durch unterlassene Hochachtungsbezeugung jedesmal erweckt wurde, empfinden. Unter den Geschworenen befand sich ein Bekannter Nechljudows. Es war Pjotr Gerassimowitsch (Nechljudow kannte seinen Familiennamen nicht und renommierte sogar damit ein wenig), der frühere Hauslehrer der Kinder seiner Schwester. Dieser Pjotr Gerassimowitsch war jetzt Lehrer an einem Gymnasium. Nechljudow war er immer unerträglich gewesen wegen seiner Familiarität, seines selbstzufriedenen Lachens und überhaupt wegen seiner ganzen »Communheit«, wie die Schwester es nannte.

»Ah, auch Sie sind also hereingefallen«, empfing ihn mit schallendem Gelächter Pjotr Gerassimowitsch. »Konnten diesmal nicht kneifen?«

»Ich dachte auch gar nicht zu kneifen«, antwortete streng und müde Nechljudow.

»So, das ist ja eine bürgerliche Heldenthat. Warten Sie nur, wenn Sie hungrig werden und nicht schlafen können, werden Sie schon ein anderes Liedchen singen!« lachte noch lauter Pjotr Gerassimowitsch.

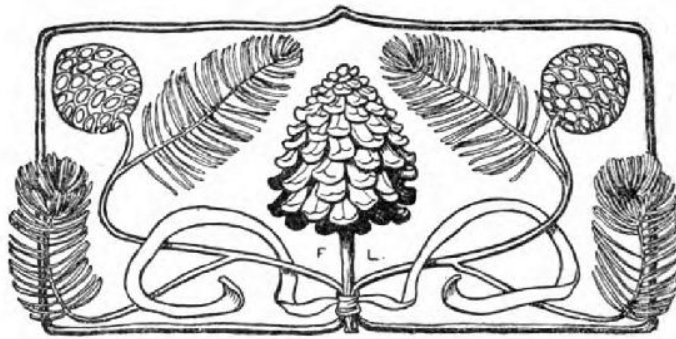
»Dieser Pfaffensohn wird mich gleich zu duzen anfangen«, dachte Nechljudow und drehte sich von ihm mit einem so trübseligen Gesichtsausdruck ab, daß man glauben könnte, er hätte soeben die Nachricht vom Tode seiner sämtlichen Verwandten erhalten. Er näherte sich einer Gruppe, die sich um einen rasierten, hochgewachsenen, repräsentablen Herrn, der lebhaft etwas erzählte, gebildet hatte. Dieser Herr sprach von dem soeben in der Civilabteilung verhandelten Prozeß, wie von einer ihm nahe bekannten Angelegenheit, indem er die Richter und berühmten Advokaten beim Vor- und Vaternamen nannte. Er erzählte von der wunderbaren Wendung, die der berühmte Advokat der Sache zu geben verstanden, infolgedessen die eine der Parteien, eine alte

Dame, trotzdem sie vollständig im Rechte war, der anderen Partei für nichts und wieder nichts eine große Summe auszahlen mußte.

»Ein genialer Advokat!« sagte er.

Man hörte ihm mit Achtung zu, und einige versuchten, ihre Bemerkungen einzuschieben, aber er schnitt allen das Wort ab, als könnte nur er allein alles, wie sich's gehörte, wissen.

Obgleich Nechljudow spät gekommen war, mußte er dennoch lange warten. Der Aufenthalt geschah durch die Verspätung eines der Mitglieder des Gerichtshofes.



Sechstes Kapitel.

Der Präsident war schon früh im Gericht erschienen. Derselbe war ein großer voller Mann mit einem starken, ergrauenden Backenbart. Er war verheiratet, führte aber ein sehr zügelloses Leben, ebenso wie auch seine Frau. Sie störten einander nicht. Heute Morgen hatte er von der Gouvernante, einer Schweizerin, die bei ihnen im Hause im Sommer gelebt hatte, und jetzt vom Süden her nach Petersburg reiste, ein Briefchen erhalten, demzufolge sie ihn heute zwischen 3 und 6 Uhr im »Hotel Italic« erwarten würde. Und deshalb wollte er die heutige Sitzung möglichst früh eröffnen und schließen, um noch vor sechs Uhr Zeit zu einem Besuch bei der rotblonden Klara Wassiljewna, mit der er im vorigen Jahr in der Sommerfrische einen Roman angeknüpft hatte, zu finden.

Nachdem er in sein Kabinett eingetreten war, verschloß er die Thür und holte aus dem Aktenschrank vom untersten Regal zwei Hanteln, mit denen er zwanzig Ausfälle nach oben, nach vorn, seitwärts und nach unten machte, worauf drei gelinde Kniebeugen, mit über dem Kopf gehaltenen Hanteln, folgten.

»Nichts konserviert so gut, wie kalte Abwaschungen und Turnen«, dachte er, während er mit der mit einem Goldring geschmückten Linken den gespannten Biceps der Rechten befühlte. Es blieb ihm noch übrig die »Moulinet« zu machen (er führte diese beiden Übungen jedesmal vor der langwierigen Sitzung aus), als die Thür erdröhnte. Jemand wollte sie öffnen. Der Präsident legte die Hanteln

schleunigst zurück und öffnete die Thür.

»Verzeihen Sie«, sagte er.

In das Zimmer trat eines der Mitglieder des Gerichtshofs, ein kleiner Herr, mit in die Höhe gezogenen Schultern, finsterem Gesicht und einer goldenen Brille.

»Matwej Nikititsch ist wieder nicht da«, sagte das Gerichtsmitglied unzufrieden.

»Nein, er ist noch nicht da«, antwortete, seine Uniform anziehend, der Präsident. »Er kommt immer zu spät.«

»Merkwürdig, daß er sich nicht schämt«, sagte das Mitglied und holte, sich ärgerlich setzend, seine Cigaretten hervor.

Dieses Gerichtsmitglied, ein sehr peinlicher Mann, hatte heute Morgen mit seiner Frau einen unangenehmen Konflikt, weil die Frau, noch vor

Ablauf des Monats, das ganze Wirtschaftsgeld ausgegeben hatte. Sie hatte ihn um einen Vorschuß gebeten, während er nicht von seinen Prinzipien abweichen wollte. Es kam zu einer Szene. Die Frau sagte, daß wenn dem so sei, es zu Hause auch keinen Mittag geben würde und er sich nicht heimzubemühen brauchte. Damit war er weggefahren. Und jetzt fürchtete er, daß sie ihre Drohung ausführen würde, denn von ihr konnte man alles erwarten.

»Da soll man nun ein gutes, moralisches Leben führen«, dachte er, den strahlenden, gesunden, heiteren und wohlwollenden Präsidenten anblickend, der, mit auseinanderstehenden Ellbogen, sich mit den schönen weißen Händen den dichten, ergrauen den Backenbart seitwärts vom gestickten Kragen wegstrich; »der ist immer zufrieden und heiter, während ich mich abquälen muß.«

Der Sekretär trat ein und brachte irgend welche Akten.

»Ich danke Ihnen sehr«, sagte der Präsident und rauchte sich eine Cigarette an. »Welchen Prozeß lassen wir denn zuerst von Stapel?«

»Ich denke den Giftmord«, sagte scheinbar gleichgültig der Sekretär.

»Schön, meinetwegen den Giftmord«, sagte der Präsident, indem er sich überlegte, daß ein Prozeß wie dieser bis vier Uhr wohl

beendet werden könnte und er dann die Möglichkeit hätte, wegzufahren. »Und Matwej Nikititsch ist noch nicht da?«

»Immer noch nicht.«

»Und Brede?«

»Ist da«, antwortete der Sekretär.«

»So sagen Sie ihm, wenn Sie ihn sehen, daß wir mit dem Giftmord beginnen.«

Brede war der Staatsanwaltsadjunkt, der in dieser Sitzung die Anklage vertrat.

Der Sekretär traf Brede auf dem Korridor. Mit hochgezogenen Schultern, im aufgeknöpften Uniformrock, ein Portefeuille unter dem Arm, ging er fast im Laufschrift, mit den Absätzen klappernd, den Korridor entlang, während er den freien Arm in der Weise schwenkte, daß die Handfläche immer perpendikulär zur Richtung seines Ganges blieb.

»Michail Petrowitsch bat mich, Sie zu fragen, ob Sie fertig sind?« fragte ihn der Sekretär.

»Natürlich, ich bin immer fertig«, sagte der Staatsanwalt. »Was geht denn zuerst?«

»Der Giftmord.«

»Wunderbar«, sagte der Staatsanwalt, in Wirklichkeit aber fand er es gar nicht wunderbar, denn er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Sie hatten einem Kollegen das Geleit gegeben, es wurde viel getrunken und bis zwei Uhr gespielt. Hernach fuhr man zu den Mädchen, in dasselbe Haus, in welchem vor sechs Monaten noch die Maslowa gewesen war, sodaß er zum Studium gerade der den Giftmord betreffenden Akten keine Zeit gehabt und sie jetzt erst durchlesen wollte. Der Sekretär aber, der sehr wohl wußte, daß der Staatsanwalt die Giftmordakten nicht gelesen, hatte eben darum dem Präsidenten vorgeschlagen, diesen Prozeß zuerst vorzunehmen. Der Sekretär war ein Mann von liberaler, ja sogar radikaler Denkungsart. Brede da gegen war konservativ und dem orthodoxen Glauben, wie alle in Rußland dienenden Deutschen, ganz besonders ergeben. Und der Sekretär mochte ihn nicht leiden

und neidete ihm seine Stellung.

»Nun, und mit dem Prozeß der Kastratensekte?« fragte der Sekretär.

»Ich habe schon gesagt, daß ich nicht kann«, antwortete der Staatsanwalt: »wegen Abwesenheit der Zeugen, und werde das auch dem Gerichtshof wiederholen.«

»Es ist doch gleich . . . «

»Ich kann nicht«, sagte der Staatsanwalt und lief, in gewohnter Weise mit der Hand schwenkend, in sein Kabinett.

Er schob den Prozeß der Kastratensekte, unter dem Vorwande der Abwesenheit eines Zeugen, der aber durchaus nicht wichtig und für die Sache von Belang war, nur darum auf, weil dieser Prozeß, wenn er vor einem Gerichtshof mit einem intelligenten Geschworenenpersonal verhandelt würde, leicht mit einer Freisprechung enden konnte. Um das zu verhindern, hatte er mit dem Präsidenten die Vereinbarung getroffen, daß dieser Prozeß bis zu einer Kreisstadtsession verschoben würde, wo es unter den Geschworenen mehr Bauern gab und daher auch mehr Chancen für eine Verurteilung.

Die Bewegung im Korridor wuchs immer mehr. Das meiste Publikum drängte sich an den Thüren der Civilabteilung, wo eben die Sache verhandelt wurde, von welcher den Geschworenen jener repräsentable Herr, der Prozeßliebhaber, erzählte. Während einer Pause trat aus dem Saal dasselbe alte Mütterchen, deren ganzes Eigentum der geniale Advokat zum Besten jenes Spekulanten, der nicht das geringste Anrecht auf das selbe hatte, zu rauben verstanden hatte. Daß das ein Unrecht war, wußten die Richter so wohl als auch ganz besonders der Supplikant und sein Advokat. Aber der von den letzteren erdachte Tric war derart, daß man gar nicht anders konnte, als das Eigentum des Mütterchens dem Spekulanten zu übergeben. Das Mütterchen war eine dicke Frau, in einem aufgeputzten Kleide, mit riesigen Blumen auf dem Hut. Nachdem sie aus der Thür herausgetreten, war sie auf dem Korridor stehen geblieben und wiederholte, mit den kurzen, dicken Armen fuchtelnd, zu ihrem Advokaten gewandt, immerfort: »was ist denn

das? Erbarmen Sie sich doch! Was ist denn das?« Der Advokat betrachtete die Blumen auf ihrem Hut und hörte nicht auf sie, in irgend welche Kalkulation versunken.

Gleich nach dem Mütterchen trat aus dem Sitzungssaal mit schnellen Schritten jener berühmte Advokat, der es so eingefädelt hatte, daß das Mütterchen mit den Blumen das Nachsehen hatte, während der Spekulant dem Advokaten dafür zehntausend Rubel zahlte und hunderttausend Rubel erhielt. Der Plastron der tief ausgeschnittenen Weste und das selbstzufriedene Gesicht des Advokaten glänzten. Die Augen aller wandten sich auf ihn und er fühlte das und schien gleichsam durch sein ganze? Äußere zu sagen: »Ich verzichte auf alle Huldigungen.« Mit schnellen Schritten ging er an allen vorbei.



Siebentes Kapitel.

Endlich erschien auch Matwej Nikititsch, und der Gerichtskommissar, ein magerer langhalsiger Mensch, mit schrägem Gange und ebenso schräg zur Seite vorgeschobener Unterlippe, trat in das Zimmer der Geschworenen.

Dieser Gerichtskommissar war ein ehrlicher Mann, besaß akademische Bildung, konnte sich aber in keiner Stellung dauernd halten, da er einer periodischen Trunksucht ergeben war. Erst vor drei Monaten hatte eine Gräfin, die seine Frau protegierte, ihm diesen Posten verschafft, und er hielt sich bis jetzt auf ihm und freute sich dessen.

»Nun, meine Herren, sind Sie alle versammelt?« fragte er, seine Pincenez aufsetzend, während sein Blick über dasselbe hinwegschweifte.

»Ich glaube, alle«, sagte der lustige Kaufmann.

»So, sehen wir 'mal nach«, sagte der Gerichtskommissar, holte aus der Tasche eine Liste hervor und begann, die Anwesenden bald über das Pincenez hinweg, bald durch dasselbe musternd, die Namen aufzurufen.

»Staatsrat I.M. Nikiforow.«

»Ich«, sagte der repräsentable Herr, der über alle Gerichtsangelegenheiten so gut unterrichtet war.

»Oberst a. D. Iwan Ssemjonowitsch Iwanow.«

»Hier«, antwortete der magere Herr in Uniform.

»Der Kaufmann 2. Gilde Pjotr Baklaschow.«

»Jawohl«, sagte der freundliche Kaufmann, über das ganze Gesicht lächelnd. »Zu Diensten!«

»Gardelieutenant Fürst Dmitrij Nechljudow.«

»Ich«, antwortete Nechljudow.

Der Gerichtskommissar verbeugte sich, über das Pincenez hinwegblickend, besonders höflich und liebenswürdig, um den Fürsten gleichsam von den anderen zu unterscheiden.

»Kapitän Jurij Dmitrijewitsch Dantschenko, Kaufmann Grigorij Jefimowitsch Kuleschow u.s.w. u.s.w.«

Alle, außer zweien, waren zur Stelle.

»Jetzt, meine Herrn, bitte ich Sie in den Saal«, sagte, mit einer verbindlichen Handbewegung auf die Thür weisend, der Gerichtskommissar.

Alle setzten sich in Bewegung und traten, einer dem andern den Vortritt in der Thür lassend, zuerst in den Korridor und dann in den Saal ein.

Der Gerichtssaal war ein großes langes Zimmer, auf dessen einem Ende ein Podium, zu welchem drei Stufen führten, aufgebaut war. In der Mitte des Podiums stand ein mit grünem, etwas dunkler befranztem Tuch bedeckter Tisch. Hinter dem Tisch standen drei Lehnstühle mit sehr hohen, eichenen, geschnitzten Rücklehnen. Hinter den Lehnstühlen sah man im goldenen Rahmen ein lebensgroßes grelles Porträt des Kaisers, der mit vorgestrecktem Fuß, die Hand auf den Säbel gestützt, in Generals uniform mit Ordensband dastand. In der rechten Ecke hing ein Heiligenschrein mit einem dornengekrönten Christusbilde und befand sich ein Betpult. Auf der rechten Seite stand auch der Tisch des Staatsanwalts. Links, gegenüber diesem Tisch, stand mehr im Hintergrunde ein kleinerer für den Sekretär, und, etwas näher zum Publikum zu, befand sich ein gedrechseltes Eichenholzgitter, hinter welchem die noch unbesetzte Bank der Angeklagten war. Rechts auf dem Podium standen in zwei Reihen Stühle mit ebenso hohen Rücklehnen, für die Geschworenen, und unten Tische für die Advokaten.

Alles das befand sich im vorderen Teil des von einem Gitter durchquerten Saales. Der hintere Teil war ganz mit Bänken besetzt, die, immer höher aufsteigend, bis an die Rückwand reichten. Im hinteren Teile des Saales saßen nicht weit von der Barriere vier Frauen, etwa Fabrikarbeiterinnen oder Mägde, und zwei Männer, ebenfalls Arbeiter. Sie waren offenbar erdrückt von der großartigen Ausstattung des Saales und flüsterten darum nur schüchtern miteinander.

Bald nach den Geschworenen trat der Gerichtskommissar mit seinem einseitigen Gang mitten in den Saal hinaus und verkündete mit lauter Stimme, als wollte er die Anwesenden erschrecken, das übliche:

»Das Gericht!«

Alle erhoben sich von den Plätzen und auf dem Podium erschienen die Richter.

Zuerst kam der Präsident mit den muskulösen Armen und dem prächtigen Backenbart.

Dann kam das finstere Gerichtsmitglied mit der goldenen Brille. Es sah jetzt noch finsterner aus, denn kurz vor der Sitzung hatte er seinen Schwager, den Gerichtsamtskandidaten getroffen, der ihm mitteilte, daß er bei der Schwester gewesen sei und sie auch ihm erklärt hätte, daß es heute kein Mittagessen gäbe.

»Wir werden also in irgend ein Lokalchen fahren müssen«, sagte lachend der Schwager.

»Dabei ist nichts Lächerliches«, meinte das finstere Gerichtsmitglied und wurde noch finsterner.

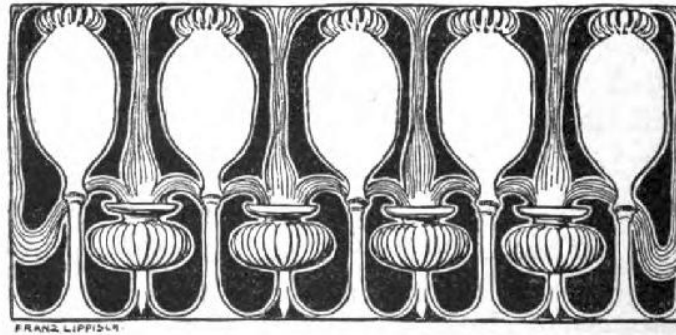
Und endlich erschien das dritte Gerichtsmitglied, derselbe Matwej Nikititsch, der immer zu spät kam; er war ein bärtiger Mann mit großen, zu Boden gesenkten, gutmütigen Augen. Er litt an einem Magenkatarrh und hatte mit dem heutigen Morgen, auf Anraten des Arztes, ein neues Regime begonnen. Und dieses neue Regime hatte ihn heute noch länger als gewöhnlich zu Hause aufgehalten. Jetzt, als er auf das Podium hinauf stieg, hatte er ein konzentriertes Aussehen, da er nämlich die Gewohnheit besaß, in allen Fragen, die er sich stellte, auf jede erdenkliche Weise das Orakel zu befragen.

Jetzt hatte er mit sich aus gemacht, daß, wenn die Anzahl der Schritte von der Kabinettthür bis zu seinem Lehnstuhl durch drei teilbar sein wird, ihn sein neues Regime vom Katarrh befreien wird, geht aber drei in der Zahl nicht auf — dann nicht. Es kamen sechs und zwanzig Schritte heraus, aber er machte noch ein kleines Schrittchen und setzte sich genau nach dem sieben und zwanzigsten in den Lehnstuhl.

Die Gestalten des auf dem Podium erschienenen Präsidenten und der Mitglieder waren in ihren goldgestickten Uniformen sehr imposant. Sie fühlten das selbst und beeilten sich alle drei, mit gesenkten Lidern, als wären sie durch ihre Großartigkeit erdrückt, sich auf ihre hinter dem grünen Tisch befindlichen Sitze niederzulassen. Auf dem Tische prangten ein dreieckiges mit einem Adler gekröntes Instrument, der s. g. »Gerichtsspiegel«, und zwei Vasen, wie sie auf den Kredenzen der Restaurants, mit Konfekt gefüllt stehen; ferner stand da ein Tintenfaß und lagen frisch angespitze Bleifedern von verschiedener Länge sowie weißes Papier. Mit den Richtern zugleich war auch der Staatsanwaltsadjunkt eingetreten. Er schritt ebenso schnell, mit dem Portefeuille unter dem Arm und mit der Hand fuchtelnd, auf seinen Platz am Fenster zu, und versenkte sich sogleich in das Durchblättern und Lesen der Akten, indem er jede Minute zur Präparation auszunutzen suchte. Dieser Staatsanwaltsadjunkt führte die Anklage erst zum vierten Mal. Er war sehr ehrgeizig und hatte den festen Vorsatz, Karriere zu machen, weswegen er es für unerlässlich hielt, in jedem Prozeß, in welchem er die Anklage vertrat, auch eine Verurteilung zu erwirken. Das Wesentliche des Giftmordprozesses kannte er in allgemeinen Umrissen und hatte den Plan zu seiner Rede bereits entworfen, aber er brauchte noch einige genauere Daten und die exzerpierte er sich jetzt eilig aus den Akten.

Der Sekretär saß am entgegengesetzten Ende des Podiums und sah, nachdem er alle, vor kommenden Falles nötigen Papiere bereit gelegt hatte, einen verbotenen Aufsatz durch, den er gestern erhalten und gelesen hatte. Er hatte die Absicht, wegen dieses Aufsatzes mit dem Gerichtsmittglied mit dem großen Barte, das seine

Ansichten teilte, zu sprechen und wollte sich nun, vor der Unterhaltung, den Aufsatz wieder ins Gedächtnis rufen.



Achtes Kapitel.

Der Präsident durchblätterte die Akten, stellte einige Fragen an den Gerichtskommissar und den Sekretär und ordnete, nachdem seine Fragen bejaht worden waren, die Vorführung der Angeklagten an.

Sogleich öffnete sich die Thür hinter dem Gitter und zwei Gendarmen in Czapkas, mit gezogenen Säbeln, traten ein. Hinter ihnen her kam zuerst ein Angeklagter, ein rothaariger Mann mit Sommersprossen, und dann zwei Frauen. Der Mann war mit einem für ihn zu weiten und langen Arrestantenschlafrock bekleidet. Als er den Gerichtssaal betrat, hielt er seine Hände mit ausgespreizten Daumen krampfhaft an die Hosennähte gedrückt, um so das Herabhängen der zu langen Ärmel zu verhindern. Er blickte, ohne die Richter und das Publikum anzusehen, aufmerksam auf die Bank, um die er herumging. Nachdem er sie umgangen, ließ er sich vorsichtig auf dem äußersten Ende nieder, um den anderen Platz zu geben. Dann heftete er seine Augen auf den Präsidenten und fing an, die Muskeln seiner Wangen, als ob er etwas flüsterte, zu bewegen.

Nach ihm trat, ebenfalls im Arrestantenschlafrock, ein nicht mehr junges Weib ein. Um den Kopf hatte sie ein Arrestantentuch, das Gesicht war grauweiß, ohne Brauen und Augenwimpern, aber mit geröteten Lidern. Das Weib schien vollständig ruhig zu sein. Als sie zu ihrem Platz hindurchging, hakte der Schlafrock irgendwo ein; sie

machte ihn sorgfältig und ohne Eile wieder los und setzte sich nieder.

Die dritte Angeklagte war die Maslowa.

Kaum war sie eingetreten, als sich sofort die Augen aller im Saal anwesenden Männer auf sie richteten und lange konnten sie sich von ihrem weißen Gesicht mit den schwarzen, feuchtglänzenden Augen und von der unter dem Schlafrock hervortretenden üppigen Brust nicht losreißen. Sogar der Gendarm blickte sie, während sie an ihm vorbeiging, unverwandt an und fuhr dann, als sie sich gesetzt hatte, wie über sein Vergehen erschreckend, zusammen, kehrte sich schnell weg und begann auf das vor ihm liegende Fenster zu stieren.

Der Präsident wartete, bis die Angeklagten sich gesetzt hatten und wandte sich, als die Maslowa Platz genommen, an den Sekretär.

Es begann die gewöhnliche Prozedur: das Aufrufen der Geschworenen, die Verhandlungen wegen der Nichterschienenen, die Belegung derselben mit Pön, die Entscheidung über diejenigen, die um Urlaub baten, und die Kompletierung der Fehlenden durch Ersatzmänner. Darauf legte der Präsident die Lose zusammen und schüttete sie in die Glasvase. Nachdem er seine gestickten Ärmel etwas in die Höhe gezogen hatte, wobei er seine stark behaarten Arme entblößte, begann er die Lose einzeln, mit den Gesten eines Kunststückmachers herauszuholen, aufzurollen und auszurufen. Dann strich er die Ärmel wieder zurück und bat den Geistlichen, die Geschworenen zu vereidigen.

Der Geistliche war ein alter Mann, mit auf gedunsenem, blaßgelben Gesicht, in einem braunen Talar, mit goldenem Brustkreuz und irgend einem kleinen, an der Seite angehefteten Orden. Langsam unter dem Talar seine geschwollenen Beine bewegend, schritt er zu dem Betpult, das unter dem Heiligenbilde stand.

Die Geschworenen erhoben sich und drängten ebenfalls zu dem Betpult hin.

»Ich bitte«, sagte der Geistliche, mit der dicken Hand an seinem Brustkreuz rührend, und wartete, bis alle Geschworenen herantreten waren. Dieser Geistliche bekleidete sein Priesteramt

schon seit sechs und vierzig Jahren und wollte nach drei Jahren sein Jubiläum feiern, wie es der Domprobst neulich gefeiert. Im Bezirksgericht aber diente er seit Eröffnung der neuen Gerichte und war sehr stolz darauf, daß er bereits so und so viele Tausende vereidigt hatte. Auch daß er, trotz seines vorgerückten Alters fortfuhr, zum Wohle der Kirche, des Staates und seiner Familie, der er außer einem Hause ein Kapital von dreißig tausend Rubel hinterlassen konnte, zu arbeiten, er füllte ihn mit Genugthuung. Daß aber seine Arbeit im Gericht, die darin bestand, die Leute auf das Evangelium, in welchem der Eid ausdrücklich verboten war, schwören zu lassen, eine schlechte Arbeit war, war ihm niemals in den Sinn gekommen. Und diese Beschäftigung fiel ihm nicht nur nicht schwer, sondern war ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden, die ihm zu mancher angenehmen Bekanntschaft verhalf. Jetzt eben hatte er mit Vergnügen die Bekanntschaft des berühmten Advokaten gemacht, der ihm dadurch, daß er für den einen Prozeß der alten Dame mit den großen Blumen zehntausend Rubel erhalten hatte, ganz besonderen Respekt einflößte.

Als alle Geschworenen zum Podium herauf gestiegen waren, neigte der Geistliche seinen fast kahlen grauen Kopf auf die Seite, steckte ihn durch die fettige Öffnung des Epitrachilions, ordnete sein spärliches Haar und wandte sich an die Geschworenen:

»Erheben Sie die rechte Hand und thun Sie die Finger so zusammen«, sagte er langsam mit greisenhafter Stimme, indem er seine dicke, mit einem Grübchen über jedem Finger versehene Hand erhob und die Finger wie zu einer Prise zusammenlegte.

»Jetzt sprechen Sie mir nach«, sagte er und begann:

»Ich verspreche und schwöre bei Gott dem All mächtigen, vor seinem heiligen Evangelium und dem lebenspendenden Kreuze des Herrn, daß ich in der Sache, in der ich . . . « Nach jeder Phrase ließ er eine kleine Pause eintreten. »Lassen Sie Ihre Hand nicht sinken, halten Sie sie so«, wandte er sich an einen jungen Mann, der lässig seine Hand hatte herabfallen lassen, . . . »daß ich in der Sache, in der ich . . . «

Der repräsentable Herr mit dem Backenbart, der Oberst, der

Kaufmann und andere hielten ihre Hände mit den zusammengelegten Fingern so, wie es der Geistliche verlangte, und thaten dieses demonstrativ und energisch, während andere die Hände nur ungern und in einer unbestimmten Höhe hielten. Einige wiederholten die Worte zu laut, wie mit einem provocierenden Ausdruck, der gleichsam sagte: ich werde aber doch und doch sprechen; während andere nur flüsterten, hinter dem Geistlichen zurückblieben und dann, wie erschrocken, das Versäumte zur Unzeit nachzuholen suchten. Einige wieder hielten ihre Prise fest, ganz fest, als fürchteten sie etwas fallen zu lassen, mit herausfordernder Geste in die Höhe, während andere ihre Finger aufmachten und dann wieder zusammenthaten. Nach der Vereidigung forderte der Präsident die Geschworenen auf, sich einen Obmann zu wählen. Die Geschworenen erhoben sich und drängten zum Beratungszimmer, wo sie fast alle sofort ihre Cigaretten herausholten und zu rauchen begannen. Jemand schlug zum Obmann den repräsentablen Herrn vor und alle stimmten sofort zu, warfen die Cigarettenstummel beiseite und kehrten in den Saal zurück. Der er wählte Obmann teilte dem Präsidenten seine Ernennung mit und die Geschworenen ließen sich wieder, gegenseitig über ihre Füße stolpernd, auf die in zwei Reihen stehenden hochlehnigen Stühle nieder.

Alles ging ohne Unterbrechung, rasch und mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich, und diese Gesetzmäßigkeit, Folgerichtigkeit und Feierlichkeit bereitete offenbar den Teilnehmern Vergnügen, indem sie sie in der Überzeugung bestärkte, daß sie eine wichtige öffentliche Handlung vollzögen. Dieses Gefühl empfand auch Nechljudow.

Sobald sich die Geschworenen gesetzt hatten, wandte sich der Präsident mit einer Rede an sie, in welcher er ihnen ihre Rechte, ihre Pflichten und ihre Verantwortlichkeit auseinandersetzte. Während er sprach, wechselte er beständig seine Pose: bald stützte er sich auf die linke, bald auf die rechte Hand, bald auf die Rücklehne, bald auf die Armlehnen des Stuhles; bald glättete er die Ränder des Papiers, bald betrachtete er das Papiermesser, bald die Bleifeder.

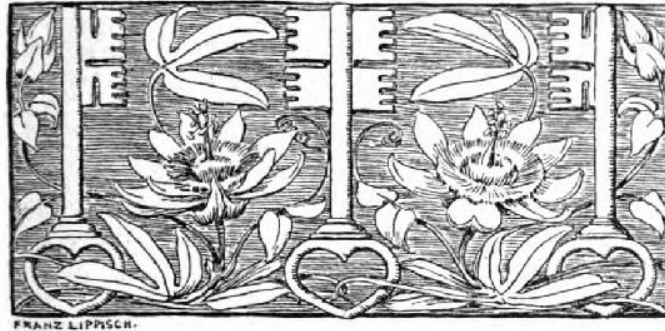
Ihre Rechte bestanden, seinen Worten nach, darin, daß sie durch

ihn an die Angeklagten Fragen stellen konnten, daß sie Bleifeder und Papier bei sich haben und die corpora delicti besichtigen durften.

Ihre Pflicht bestand darin, daß sie nicht zu Unrecht, sondern gerecht urteilen sollten.

Ihre Verantwortlichkeit endlich zeigte sich darin, daß sie, im Falle der Verletzung des Amtsgeheimnisses und der Konspiration mit Nichtgeschworenen, einer Strafe unterlagen.

Alle hörten in ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit zu. Der Kaufmann, der um sich herum einen Alkoholdunst verbreitete und ein geräuschvolles Aufstoßen zu unterdrücken suchte, nickte zu jedem Satze beifällig mit dem Kopf.



Neuntes Kapitel.

Nachdem der Präsident seine Rede beendet hatte, wandte er sich den Angeklagten zu.

»Simon Kartinkin, stehen Sie auf«, sagte er. Simon sprang nervös auf. Die Muskeln seiner Wangen begannen sich noch heftiger zu bewegen.

»Ihr Name?«

»Simon Petrow Kartinkin«, klapperte er schnell die offenbar vorbereitete Antwort herunter.

»Ihr Stand?«

»Bauer.«

»Welches Gouvernement, welcher Kreis?«

»Das Tulasche Gouvernement, der Krapiwensche Kreis, die Kupjanskische Gemeinde, das Borkische Kirchdorf.«

»Wie alt sind Sie?«

»Im vierunddreißigsten, geboren tausendacht hundert . . .

»Welcher Konfession?«

»Wir sind russisch, rechtgläubig.«

»Verheiratet?«

»Zu Befehl, nein.«

»Womit beschäftigen Sie sich?«

»Wir waren auf dem Korridor in »Hotel Mauritanien« beschäftigt.«

»Vorbekannt?«

»Niemand war ich vor Gericht, denn da wir früher lebten . . . «

»Also nicht vorbestraft?«

»Gott beschütze, nie.«

»Haben Sie die Kopie der Anklageschrift erhalten?«

»Jawohl.«

»Setzen Sie sich. Jewfimia Iwanowa Botschkowa«, wandte sich der Präsident an die folgende Angeklagte.

Aber Simon blieb stehen und verdeckte die Jewfimia.

»Kartinkin, setzen Sie sich.«

Kartinkin blieb immer noch stehen.

»Kartinkin, setzen Sie sich!«

Aber Kartinkin stand immer noch und setzte sich erst dann, als der herbeigelaufene Gerichtskommissar, mit zur Seite gebeugtem Kopf und unnatürlich aufgerissenen Augen ihm in tragischem Flüsterton zuraunte: sitzen, sitzen!

Kartinkin setzte sich eben so hastig, wie er auf gestanden war und begann, seinen Schlafrock zu ziehend, wieder lautlos die Wangen zu bewegen.

»Ihr Name?« wandte sich der Präsident mit einem Seufzer der Ermüdung zu der zweiten Angeklagten, ohne sie anzusehen und irgend etwas in dem vor ihm liegenden Papier aufsuchend. Die Beschäftigung war dem Präsidenten eine so gewohnte, daß er, zur Beschleunigung des Verfahrens, zwei Sachen zugleich machen konnte.

Die Botschkowa war drei und vierzig Jahre alt, Stand — Kleinbürgerin aus Kolomna, Beruf — Stubenmädchen in dem nämlichen »Hotel Mauritanien.« Angeklagt und in Untersuchung war sie früher nicht gewesen, die Kopie der Anklageschrift hatte sie erhalten. Ihre Antworten brachte die Botschkowa außerordentlich keck heraus und mit einer Betonung, als wollte sie jeder Antwort hinzusetzen: »jawohl Jewfimia, und Botschkowa, die Kopie hab ich erhalten, bin stolz darauf und werde niemandem erlauben, sich über mich lustig zu machen.«

Die Botschkowa setzte sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten,

sofort hin, sobald alle an sie gerichteten Fragen erledigt waren.

»Ihr Name?« wandte sich der Präsident an die dritte Angeklagte. »Man muß aufstehen«, fügte er weich und freundlich hinzu, als er bemerkte, daß die Maslowa sitzen geblieben war.

Die Maslowa erhob sich schnell und sah, mit vorgestreckter Brust und dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, ohne zu antworten, dem Präsidenten, lächelnd, mit den etwas schielenden schwarzen Augen gerade ins Gesicht.

»Wie nennen Sie sich?«

»Man nannte mich Ljubowj«, sagte sie schnell.

Nechljudow betrachtete unterdessen mit aufgesetztem Pincenez die einzelnen Angeklagten, je nach dem sie aufgerufen wurden. — »Nicht möglich«, dachte er, ohne von der Angeklagten die Augen zu wenden.

»Wie kann sie denn Ljubowj heißen«, dachte er, als er ihre Antwort hörte.

Der Präsident wollte weiter fragen, aber das Mitglied in der Brille unterbrach ihn und raunte ihm etwas mißmutig zu. Der Präsident nickte zustimmend mit dem Kopf und wandte sich wieder an die Angeklagte.

»Wieso denn Ljubowj?« sagte er. »Sie sind hier anders eingetragen.«

Die Angeklagte schwieg.

»Ich frage Sie, wie Ihr wirklicher Name ist?«

»Wie getauft?« fragte das finstere Mitglied.

»Früher hieß ich Katharina.«

»Es ist nicht möglich«, fuhr Nechljudow fort sich einzureden. Trotzdem aber wußte er jetzt ohne alle Zweifel, daß sie es war, dasselbe Mädchen, Ziehkind und Stubenmagd, in welches er eine Zeit lang verliebt, richtig verliebt gewesen, es dann in einem wahnsinnigen Taumel verführt und verlassen hatte. Später hatte er niemals mehr an sie gedacht, weil die Erinnerung daran zu qualvoll war, ihn zu deutlich überführte und ihm zeigte, daß er, der so stolz auf seine Anständigkeit und Korrektheit war, diesem Weibe

gegenüber sich nicht nur unkorrekt, sondern geradezu niederträchtig und gemein benommen hatte.

Ja, sie war es. Er sah jetzt deutlich jene exzeptionelle, geheimnisvolle Besonderheit, die den einen Menschen vom andern unterscheidet, ihn zu etwas Apartem, Einzigem, Unwiederholbarem macht. Trotz der unnatürlichen Blässe und Fülle des Gesichts befand sich jene aparte, liebe Besonderheit in dem Gesicht, in den Lippen, in den etwas schielenden Augen und namentlich in diesem naiven, lächelnden Blick und in dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, der nicht nur im Gesicht, sondern auch in der ganzen Figur lag.

»So hätten Sie gleich sagen sollen«, sagte wieder ganz besonders weich der Präsident. »Ihr Vatername?«

»Ich bin — eine Uneheliche«, stammelte die Maslowa.

»Doch, wie nannte man Sie nach dem Taufvater?«

»Michajlowa.«

»Und was konnte sie verbrochen haben?« fuhr unterdes Nechljudow, schwer atmend, zu denken fort.

»Wie ist Ihr Familienname, Ihr Zuname?« fragte der Präsident weiter.

»Nach der Mutter wurde ich Maslowa genannt.«

»Ihr Stand?«

»Kleinbürgerin.«

»Rechtgläubig?«

»Rechtgläubig.«

»Ihr Beruf? Womit beschäftigten Sie sich?«

Die Maslowa schwieg.

»Womit beschäftigten Sie sich?« wiederholte der Präsident.

»Ich war in der Anstalt«, sagte sie.

»In welcher Anstalt?« fragte streng das Mitglied mit der Brille.

»Sie wissen es ja selbst«, sagte die Maslowa lächelnd und begann, nachdem sie einen schnellen Blick um sich geworfen, wieder den Präsident gerade anzusehen.

Es lag etwas so Ungewöhnliches in ihrem Gesichtsausdruck,

etwas so Fürchterliches und Trauriges in der Bedeutung ihrer Worte, ihres Lächelns und des schnellen Blickes, mit dem sie dabei den ganzen Saal überschaut hatte, daß der Präsident seine Augen senkte und im Saal auf einen Augenblick tiefe Stille entstand. Diese Stille wurde nur durch das Gelächter irgend eines der Zuschauer unterbrochen. Ein anderer fing an zu zischen. Der Präsident erhob das Haupt und fuhr fort zu fragen.

»In Untersuchung und vorbestraft waren Sie nicht?«

»Nein«, antwortete die Maslowa leise mit einem Seufzer.

»Haben Sie die Kopie der Anklageschrift erhalten?«

»Jawohl.«

»Setzen Sie sich«, sagte der Präsident.

Die Angeklagte hob ihren Rock hinten mit der Bewegung auf, mit welcher geputzte Frauen ihre Schleppe zurückzuschlagen pflegen, und setzte sich, die kleinen Hände in den Ärmeln des Schlafrocks bergend, die Augen unverwandt auf den Präsidenten gerichtet.

Es folgte die Überzählung und Abführung der Zeugen, die Verhandlung bezüglich des medizinischen Sachverständigen und seine Vorladung in den Gerichtssaal. Dann stand der Sekretär auf und begann die Verlesung der Anklageschrift. Er las vernehmlich und laut, aber so schnell, daß seine Stimme, die die Laute L. und R. fehlerhaft aussprach, in ein ununterbrochenes, einschläferndes Getöse zusammenfloß.

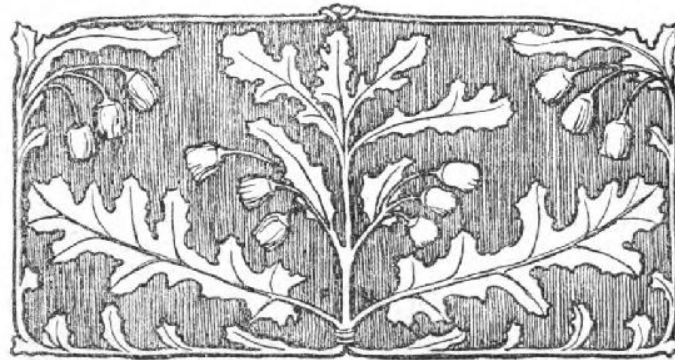
Die Richter stützten sich bald auf die eine, bald auf die andere Armlehne, bald auf den Tisch, bald auf die Rücklehne, bald schlossen sie die Augen, bald öffneten sie sie und warfen sich flüsternde Bemerkungen zu. Ein Gendarm hielt mehrere Mal einen beginnenden Gähnkrampf zurück.

Unter den Angeklagten bewegte Kartinkin unaufhörlich seine Wangenmuskeln, während die Botschkowa sich aufrecht und vollständig ruhig hielt, und nur von Zeit zu Zeit sich den Kopf unterm Tuch mit dem Finger kratzte.

Die Maslowa saß bald unbeweglich, dem vorlesenden Sekretär unverwandt zuhörend, bald fuhr sie auf und schien etwas einwenden

zu wollen; dann wieder wurde sie rot und seufzte schwer auf, änderte die Lage der Hände, blickte umher, um ihre Augen von neuem auf den Vorleser zu heften.

Nechljudow saß in der ersten Reihe auf seinem hohen Stuhle und blickte, ohne daß Pincenez abzunehmen, auf die Maslowa. In seiner Seele ging eine komplizierte und qualvolle Arbeit vor sich.



Zehntes Kapitel.

Die Anklageschrift lautete: »Am 17. Januar des Jahres 188 . verstarb im Hotel »Mauritanien« plötzlich der angereichte Kurganskische Kaufmann 2. Gilde Ferapont Emeljanowitsch Smeljkow.«

»Der Polizeiarzt des 4. Bezirks stellte fest, daß der Tod durch Herzschlag erfolgt sei, hervorgerufen durch übermäßigen Genuß alkoholischer Getränke.«

»Der Leichnam Smeljkows wurde der Erde übergeben.«

»Nach Verlauf einiger Tage brachte der aus St. Petersburg zurückgekehrte Landsmann und Freund des verstorbenen Smeljkow, der Kaufmann Timochin, zur Anzeige, daß er auf Grund der Umstände, unter welchen der Tod Smeljkows erfolgt sei, den Verdacht hege, daß man seinen Freund zum Zwecke der Beraubung vergiftet habe.«

»Dieser Verdacht fand eine Bestätigung durch folgende Ergebnisse der eingeleiteten Voruntersuchung:

1. Kurz vor seinem Tode erhielt Smeljkow an der Bank dreitausend achthundert Rubel Silber. Während dessen wurden bei der zwecks Sicherstellung des Nachlasses des Verstorbenen angestellten protokollarischen Aufnahme in barem Gelde nur dreihundert und zwölf Rubel auch sechzehn Kopeken vorgefunden.

2. Den ganzen vorhergehenden Tag und die ganze Nacht vor

seinem Tode verbrachte Smeljkow in Gesellschaft eines Ljubka genannten Mädchens (der Jekaterina Maslowa), zum Teil bei ihr, zum Teil in dem Hotel »Mauritanien«, wohin auch, in seinem Auftrage zwar, jedoch in seiner Abwesenheit, die vorgenannte Jekaterina Maslowa von ihrem Hause aus hinfuhr, um für den Smeljkow Geld zu holen, welches sie seinem Koffer entnahm, nachdem sie denselben mit dem ihr vom Eigentümer übergebenen Schlüssel geöffnet, und zwar in Gegenwart der im Hotel »Mauritanien« Bediensteten: Jewfimia Botschkowa und Simon Kartinkin. In dem Koffer Smeljkows sahen die seiner Eröffnung durch die Maslowa und nachherigen Verschließung durch ebendieselbe beiwohnenden vorgenannten Botschkowa und Kartinkin mehrere Pakete von Hundertrubelscheinen.

3. Nachdem Smeljkow zusammen mit der Ljubka in das Hotel »Mauritanien« zurückgekehrt war, gab diese auf Anraten des Korridorbedienten Kartinkin dem Smeljkow ein Glas Kognak zu trinken, in welches sie ein vom letztgenannten Kartinkin erhaltenes weißes Pulver hineingeschüttet hatte.

4. Am anderen Morgen verkaufte die Ljubka (Jekaterina Maslowa) ihrer Wirtin, der Zeugin Rosanowa, den Brillantring des Smeljkow, welchen sie angeblich von diesem zum Geschenk erhalten haben wollte.

5. Das Korridormädchen des Hotels »Mauritanien«, Jewfimia Botschkowa, machte auf ihre laufende Rechnung in der örtlichen Kommerzbank eine Einzahlung von tausendachthundert Rubel Silber.«

»Durch die gerichtsarztliche Totenschau, Obduktion und chemische Analyse der Eingeweide des Smeljkow wurde festgestellt, daß sich in dem Organismus des Verstorbenen zweifellos Gift befinde, welcher Umstand die Schlußfolgerung gestatte, daß der Tod Smeljkows durch Vergiftung herbei geführt sei.«

»Die vor die Anklage gestellten mehrgenannten Maslowa, Botschkowa und Kartinkin bekannten sich nicht für schuldig und erklärten:

Die Maslowa, daß sie in der That von Smeljkow in das Hotel »Mauritanien« geschickt worden war, um dem Kaufmann Geld zu holen. Daß sie dort, nachdem sie mit dem ihr vom Kaufmann übergebenen Schlüssel den Koffer geöffnet, demselben, wie es ihr gesagt worden war, vierzig Rubel Silber, aber nicht mehr Geld entnommen hätte, welches die Botschkowa und Kartinkin, die bei dem ganzen Vorgang zugegen gewesen wären, bezeugen könnten. Ferner sagte sie aus, daß sie, als sie zum zweiten Mal in das Hotel kam, dem Smeljkow auf Veranlassung Kartinkins wirklich irgend ein weißes Pulver in Kognak zu trinken gab. Sie that dieses in der Meinung, es handele sich um ein Schlafpulver, damit der Kaufmann einschlief und sie früher nach Hause gehen könnte. Den Ring habe ihr Smeljkow selbst geschenkt, nachdem er sie geprügelt und sie von ihm weggehen wollte.«

»Jewfimia Botschkowa sagte aus, daß sie von dem verschwundenen Gelde nichts wisse und das Zimmer des Kaufmanns nicht betreten hätte. Dort habe die Ljubka allein gewirtschaftet, und wenn von dem Kaufmann etwas geraubt sei, so könne das nur die Ljubka gethan haben, als sie mit den Schlüsseln des Kaufmanns das Geld holte . . . «

An dieser Stelle der Vorlesung zuckte die Maslowa zusammen, öffnete den Mund und wandte sich nach der Botschkowa um.

»Als aber der Jewfimia Botschkowa ihr auf tausend achthundert Rubel Silber lautender Bankschein vorgelegt wurde«, fuhr der Sekretär zu lesen fort, »und sie gefragt wurde, woher sie so viel Geld habe, sagte sie aus, daß sie sich dasselbe im Laufe von zwölf Jahren zusammen mit Simon Kartinkin, den sie heiraten wollte, verdient hätte.«

»Simon Kartinkin gestand seinerseits bei der ersten Vernehmung, daß er zusammen mit der Botschkowa, auf Veranlassung der mit dem Schlüssel in das Hotel gekommenen Maslowa, das Geld geraubt und es mit den beiden Frauen geteilt habe . . . «

Bei diesen Worten fuhr die Maslowa wieder zusammen, wurde dunkelrot, sprang sogar auf und begann zu sprechen. Aber der Gerichtskommissar hieß sie schweigen.

»Endlich«, fuhr der Sekretär im Lesen fort, »gestand Kartinkin auch, daß er der Maslowa Pulver zur Einschläferung des Kaufmanns gebracht habe. In seiner zweiten Vernehmung leugnete der Angeklagte dagegen, an dem Raub des Geldes teilgenommen und der Maslowa irgend welches Pulver gegeben zu haben; an allem sei die Maslowa allein schuld. Bezüglich des von der Botschkowa bei der Bank eingezahlten Geldes aber sagte er übereinstimmend mit der Botschkowa aus, daß sie das Geld sich zusammen, während ihrer zwölf jährigen Dienstzeit im Hotel, von den Trinkgeldern der Herrschaften erspart hätten.«

Der Schluß der Anklageschrift lautete:

»Auf Grund des oben dargelegten Sachverhaltes werden der Bauer des Dorfes Borki, Simon Kartinkin, dreiunddreißig Jahre alt, die Kleinbürgerin Jewfimia Iwanowa Botschkowa, vierunddreißig Jahre alt, und die Kleinbürgerin Jekaterina Michajlowa Maslowa, siebenundzwanzig Jahre alt, angeklagt, am 17. Januar 188 . nach vorhergegangener Verabredung Geld und einen Ring des Kaufmanns Smeljkow im Gesamtwerte von zweitausend fünfhundert Rubel entwendet und dem Smeljkow in der Absicht, ihm das Leben zu nehmen, Gift gegeben zu haben, in welcher Folge der genannte Smeljkow mit Tode abging.«

»Dieses Verbrechen ist vorgesehen durch die §§ 4 und 5 des 1453. Art. des Strafgesetzbuches. Daher und auf Grund des Art. 201 der Kriminalprozeßordnung unterliegen die obengenannten Simon Kartinkin, Jewfimia Botschkowa und Jekaterina Maslowa der Aburteilung des Bezirksgerichtes mit Hinzuziehung von Geschworenen.«

So schloß der Sekretär die Verlesung der langen Anklageschrift. Dann legte er die Akten zusammen und setzte sich, das lange Haar mit beiden Händen zurückstreichend, auf seinen Platz.

Alle atmeten erleichtert auf in dem angenehmen Bewußtsein, daß jetzt die Untersuchung beginnen, alles sich sogleich aufklären und dem Rechte Genüge gethan würde.

Nur Nechljudow teilte dieses Gefühl nicht. Er war bewältigt vom Entsetzen über das, was jene Maslowa gethan haben sollte, die er

vor zehn Jahren als ein unschuldiges, reizendes Mädchen gekannt hatte.



Elftes Kapitel.

Nachdem die Verlesung der Anklageschrift beendet war, beriet sich der Präsident mit den Mitgliedern und wandte sich dann an Kartinkin mit einem Ausdruck, der deutlich sagte, daß man jetzt endlich alles und aufs genaueste erfahren würde.

»Bauer Simon Kartinkin«, begann er sich nach links vorbeugend.

Simon Kartinkin erhob sich. Er hielt die Hände an der Hosennaht und streckte sich mit dem ganzen Oberkörper vor, während seine Wangen nicht aufhörten, sich lautlos zu bewegen.

»Sie sind angeklagt, am 17. Januar 188 ., gemeinsam mit Jewfimia Botschkowa und Jekaterina Maslowa, aus dem Koffer des Kaufmanns Smeljkow das demselben gehörende Geld entwendet zu haben, dann Arsenik gebracht und Jekaterina Maslowa überredet zu haben, das Gift im Weine dem Kaufmann zu geben, wodurch der Tod des letzteren erfolgte. Bekennen Sie sich schuldig?« fragte der Präsident und beugte sich nach rechts vor.

»Das ist ja gar nicht möglich, denn unser Geschäft ist, die Gäste zu bedienen . . . «

»Das können Sie später sagen. Bekennen Sie sich schuldig?

»Zu Befehl, nein. Ich habe nur . . . «

»Das können Sie später sagen. Bekennen Sie sich schuldig?« wiederholte ruhig aber fest der Präsident.

»Das kann ich nicht thun, denn . . . «

Wieder sprang der Gerichtskommissar zu Simon Kartinkin heran

und hieß ihn mit dumpfem Flüstern aufhören.

Der Präsident stützte den Ellbogen der Hand, in welcher er das Papier hielt, auf eine andere Stelle mit dem Ausdruck, als wäre diese Sache nun abgethan, und wandte sich an Jewfimia Botschkowa.

»Jewfimia Botschkowa, Sie sind angeklagt, am 17. Januar 188 . im Hotel »Mauritanien«, gemeinschaftlich mit Simon Kartinkin und Jekaterina Maslowa, dem Kaufmann Smeljkow aus seinem Koffer Geld und einen Ring entwendet zu haben, und nachdem Sie das Geraubte mit den andern geteilt hatten, dem Kaufmann Smeljkow zur Verbergung Ihres Verbrechens Gift gegeben zu haben, wodurch sein Tod erfolgte. Bekennen Sie sich schuldig?«

»An nichts bin ich schuld«, begann flink und sicher die Angeklagte zu sprechen. »Ich bin überhaupt nicht in seinem Zimmer gewesen. Da dieses Luder aber drin gewesen, so hat sie auch alles gemacht . . . «

»Das können Sie später sagen«, bemerkte ebenso weich und fest der Präsident. »Sie bekennen sich also nicht schuldig?«

»Nicht ich habe das Geld genommen und nicht ich habe ihn vergiftet. Ich war überhaupt nicht in dem Zimmer. War ich da drin gewesen, hätte ich sie überhaupt hinausgeschmissen.«

»Sie bekennen sich nicht schuldig?«

»Niemals!«

»Sehr schön.«

»Jekaterina Maslowa«, begann der Präsident, sich an die dritte Angeklagte wendend: Sie sind angeklagt, in das Zimmer des Hotels »Mauritanien« mit dem Schlüssel des Kaufmanns Smeljkow gekommen zu sein, dort aus dem Koffer Geld und einen Ring entwendet zu haben . . . « Der Präsident leierte es wie eine eingelernte Schulaufgabe herunter, während er sein Ohr zu dem Mitglieds links hingebeugt hielt, um dessen Bemerkung bezüglich eines nach dem Verzeichnisse der corpora, delicti fehlenden Fläschchens besser zu verstehen.

»Aus dem Koffer Geld und einen Ring entwendet zu haben«, wiederholte der Präsident, »und nachdem Sie das Geraubte geteilt

hatten und dann zum zweiten Mal zusammen mit dem Kaufmann Smeljkow in das Hotel »Mauritanien« gekommen waren, Smeljkow Gift gegeben zu haben, worauf hin sein Tod erfolgte. Bekennen Sie sich schuldig?«

»Ich bin gar nicht schuldig«, begann sie rasch zu sprechen, »wie ich zuerst gesagt habe, so sage ich auch jetzt: ich habe nicht genommen, nicht genommen, nicht genommen, nichts habe ich genommen und den Ring hat er mir selbst geschenkt.«

»Sie bekennen sich nicht schuldig, zweitausend fünfhundert Rubel Geld entwendet zu haben?« fragte der Präsident.

»Ich sage, daß ich nichts genommen habe, außer den vierzig Rubel.«

»Nun, aber daß Sie dem Kaufmann Smeljkow im Wein ein Pulver eingegeben haben, bekennen Sie sich dessen schuldig?«

»Das bekenne ich. Nur dachte ich, daß es, wie man mir gesagt hatte, ein Schlafpulver sei, das nichts mache. Ich habe das nicht geglaubt und nicht gewollt. Vor Gott sag' ich's, ich hab' es nicht gewollt«, sagte sie.

»Sie bekennen sich also nicht schuldig, dem Kaufmann Smeljkow Geld und einen Ring entwendet, aber Sie gestehen, ihm ein Pulver ein gegeben zu haben?«

»Das allerdings, aber ich glaubte, daß es ein Schlafpulver ist. Ich gab es nur, damit er ein schläft, das wollte ich nicht und dachte ich nicht.«

»Sehr gut«, sagte der Präsident, augenscheinlich mit den erzielten Resultaten sehr zufrieden. »Also erzählen Sie, wie die ganze Sache war«, sagte er, sich auf den Stuhlrücken lehrend und beide Hände auf den Tisch legend. »Erzählen Sie alles, wie es war. Sie können durch ein offen herziges Geständnis Ihre Lage lindern.«

Die Maslowa schwieg, den Präsidenten gradaus ansehend.

»Erzählen Sie, wie die Sache war.«

»Wie es war?« begann die Maslowa plötzlich und schnell. »Ich kam im Hotel an, man führte mich in sein Zimmer und dort war er schon sehr betrunken.« — Sie sprach das Wort er mit einem

besonderen Ausdruck des Entsetzens, indem sie ihre Augen weit aufriß. — »Ich wollte wegfahren, er ließ mich nicht.«

Sie schwieg, als hätte sie plötzlich den Faden verloren, oder als wäre ihr etwas anderes eingefallen.

»Nun und dann?«

»Was denn dann? Ich blieb eine Zeitlang bei ihm und fuhr dann nach Hause.«

In diesem Augenblick erhob sich der Staatsanwaltsadjunkt zur Hälfte, indem er sich affektiert ans den einen Ellbogen stützte.

»Sie wünschen eine Frage zu stellen«, sagte der Präsident und zeigte dem Staatsanwalt auf dessen bejahende Antwort mit einer Geste, daß er fragen könne.

»Ich möchte mir die Frage gestatten, ob die Angeklagte schon früher mit Simon Kartinkin bekannt gewesen?« fragte der Staatsanwalt, ohne die Maslowa anzusehen.

Und nachdem er seine Frage gestellt hatte, preßte er die Lippen zusammen und runzelte die Stirn.

Der Präsident wiederholte die Frage. Die Maslowa starrte den Staatsanwalt erschrocken an.

»Mit Simon? Ja«, sagte sie.

»Ich möchte jetzt wissen, worin diese Bekanntschaft der Angeklagten mit Kartinkin bestand? Ob sie sich häufig sahen?«

»Worin die Bekanntschaft bestand? Er lud mich zu den Gästen ein; überhaupt keine Bekanntschaft«, antwortete die Maslowa, ihre Augen unruhig vom Staatsanwalt zum Präsidenten und zurück wendend.

»Ich möchte wissen, warum Kartinkin zu den Gästen ausschließlich die Maslowa und nicht auch andere Mädchen einlud?« fragte der Staatsanwalt und kniff die Augen zusammen mit einem leisen, mephistophelisch-listigen Lächeln.

»Ich weiß nicht. Woher soll ich das wissen«, antwortete die Maslowa, schaute sich erschrocken um und ließ den Blick für einen Moment auf Nechljudow haften. »Er lud ein, wen er wollte.«

»Hat sie mich wirklich erkannt?« dachte voll Entsetzen

Nechljudow und er fühlte, wie das Blut ihm ins Gesicht schoß. Aber die Maslowa wandte, ohne ihn von den anderen zu unterscheiden, ihren Blick wieder ab und heftete ihre Augen von neuem voll Schrecken auf den Staatsanwalt.

»Die Angeklagte leugnet also, zu Kartinkin irgend welche näheren Beziehungen unterhalten zu haben? Sehr gut. Ich habe nichts mehr zu fragen.«

Und der Staatsanwalt nahm sogleich den Ellbogen vom Schreibpulte und begann etwas aufzuschreiben. In Wirklichkeit schrieb er nichts, sondern fuhr nur mit der Feder über die Buchstaben seines Zettels; aber er hatte gesehen, wie Staatsanwälte und Advokaten es machen: nach einer geschickten Frage tragen sie in ihre Rede eine Notiz ein, die den Gegner vernichten soll.

Der Präsident wandte sich nicht sogleich an die Angeklagte, weil er eben das Mitglied in der Brille befragte, ob es mit der Vorlegung der bereits im voraus aufgestellten und notierten Fragen einverstanden sei.

»Was war denn weiter?« fuhr der Präsident zu fragen fort.

»Ich kam nach Hause«, berichtete die Maslowa, jetzt schon etwas kühner den Präsidenten allein betrachtend, »und legte mich schlafen. Kaum war ich eingeschlafen, so weckte mich unser Mädchen, die Bertha. »Geh, sagte sie, Dein Kaufmann ist wieder da.« Da wollte er — sie sprach das Wort er wieder mit demselben Ausdruck des Entsetzens aus — da wollte er nach Wein schicken, hatte aber kein Geld mehr bei sich und schickte mich ins Hotel auf sein Zimmer. Er sagte mir, wo das Geld sei und wie viel ich nehmen sollte. So fuhr ich denn hin.«

Der Präsident flüsterte im Augenblicke etwas dem Mitgliede links zu und hörte daher nicht, was sie sprach. Um aber zu zeigen, daß er alles gehört habe, wiederholte er ihre letzten Worte.

»Sie fahren hin. Nun, und . . . ?« sagte er.

»Als ich angekommen war, that ich, was er mir befohlen: ich ging auf sein Zimmer. Ich ging nicht allein ins Zimmer, sondern rief Simon Michajlowitsch und die da«, sagte sie und wies auf die Botschkowa.

»Sie lügt, ich bin überhaupt nicht drin gewesen . . .«, begann die Botschkowa, wurde aber am Fortfahren gehindert.

»In deren Gegenwart nahm ich vier Zehnrubelscheine heraus«, erzählte die Maslowa weiter, die Stirne runzelnd und ohne die Botschkowa anzusehen.

»Hm, hat die Angeklagte als sie die vierzig Rubel herausnahm, nicht vielleicht bemerkt, wieviel Geld im Ganzen da war?« fragte wieder der Staatsanwalt.

Die Maslowa zuckte zusammen, sobald sich der Staatsanwalt an sie wandte. Sie wußte nicht, wie und warum, aber sie fühlte, daß dieser Mensch ihr übelwollte.

»Ich habe nicht gezählt, ich sah nur, daß dort Hundertrubelscheine waren.«

»Die Angeklagte hatte die Hundertrubelscheine gesehen. — Ich habe nichts mehr.«

»Nun, Sie brachten ihm also das Geld?« fuhr der Präsident fort, einen Blick auf seine Uhr werfend.

»Jawohl.«

»Nun und dann?« fragte der Präsident.

»Dann nahm er mich wieder mit sich«, sagte die Maslowa.

»So, und wie gaben Sie ihm denn das Pulver im Wein?« fragte der Präsident.

»Wie ich es ihm gab? Ich schüttete es in den Wein und gab es ihm.«

»Wozu gaben Sie es ihm denn?«

Sie seufzte tief und schwer auf ohne zu antworten.

»Er wollte mich immer nicht weglassen«, sagte sie nach einigem Schweigen. »Ich war schon ganz abgequält. Da ging ich auf den Korridor hinaus und sagte zu Simon Michajlowitsch: »wenn er mich doch weglassen wollte, ich bin schon müde.« Und Simon Michajlowitsch sagte: »wir sind ihn auch überdrüssig. Wir wollen ihm ein Schlafpulver geben; wenn er eingeschlafen ist, kannst du gehen.« »Gut«, sagte ich. Ich dachte, daß es ein unschädliches Pulver sei. Er gab mir ein Papierchen. Ich ging wieder hinein; er lag

hinter der Scheide wand und ließ sich sofort einen Kognak reichen. Ich nahm vom Tisch eine Flasche Fine Champagne, goß zwei Gläser ein, eins mir, eins ihm, schüttete in das seinige das Pulver und gab es ihm. Hätt' ich denn gegeben, wenn ich das gewußt hätte.«

»Nun und wie kamen Sie zu dem Ring«, fragte der Präsident.

»Den Ring hat er mir selbst geschenkt.«

»Wann hat er Ihnen denselben geschenkt?«

»Als ich mit ihm in das Zimmer gekommen war, wollte ich wieder weggehen, er aber schlug mich auf den Kopf, sodaß der Kamm zerbrach. Ich wurde böse und wollte wegfahren. Er nahm den Ring vom Finger und schenkte ihn mir, damit ich bliebe«, sagte sie.

Der Staatsanwalt erhob sich von neuem und bat immer mit demselben geheuchelt-naiven Ausdruck um die Erlaubnis, noch einige Fragen vorzulegen. Nachdem er die Erlaubnis erhalten, neigte er seinen Kopf über den gestickten Kragen und fragte:

»Ich möchte wissen, wie lange die Angeklagte sich in dem Zimmer des Kaufmanns Smeljkow aufhielt?«

Die Maslowa wurde wieder von Furcht befallen und, unruhig mit den Augen vom Staatsanwalt zum Präsidenten schweifend, sagte sie schnell:

»Ich erinnere mich nicht, wie lange.«

»So, erinnert sich aber die Angeklagte vielleicht, ob sie sich nachdem sie aus dem Zimmer des Kaufmanns Smeljkow gegangen noch irgend wo anders im Hotel aufgehalten habe?«

Die Maslowa sann nach.

»In ein leeres Zimmer nebenbei bin ich hinein gegangen«, sagte sie.

»Wozu gingen Sie denn da hinein?« fragte interessiert der Staatsanwalt, sich direkt an sie wendend.

»Ich wartete auf die Droschke.«

»War auch Kartinkin mit der Angeklagten im Zimmer, oder war er nicht da?«

»Er war auch eingetreten.«

»Wozu war er denn eingetreten?«

»Da war noch Fine Champagne vom Kaufmann übrig geblieben, den tranken wir zusammen aus.«

»Ah, Sie tranken ihn zusammen aus. Sehr gut.«

»Hatte vielleicht die Angeklagte mit Simon irgend eine Unterhaltung?«

Die Maslowa zog plötzlich die Augenbrauen zusammen, wurde dunkelrot und sagte schnell:

»Was ich gesprochen habe? Ich weiß nichts mehr. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich bin unschuldig und das ist alles. Nichts habe ich gesprochen. Was gewesen ist, habe ich alles erzählt«, sagte sie.

»Ich habe nichts weiter«, sagte der Staatsanwalt zum Präsidenten und begann, die Schultern unnatürlich aufziehend, schnell in das Konzept seiner Rede das eigene Geständnis der Angeklagten, daß sie sich mit Simon in einem leeren Zimmer aufgehalten habe, einzutragen.

Es trat Schweigen ein.

»Haben Sie nichts mehr zu sagen?«

»Ich habe alles gesagt«, sprach sie seufzend und setzte sich.

Darauf trug der Präsident etwas in sein Papier ein und erklärte nach einer ihm vom Mitgliede links flüsternd gemachten Mitteilung, daß die Sitzung auf zehn Minuten unterbrochen werde. Darauf erhob er sich eilig und ging zum Saal hinaus. Die Beratung zwischen dem Präsidenten und dem Mitglieds links, dem starken, bärtigen Herrn mit den großen gutmütigen Augen, war dadurch veranlaßt worden, daß letzterer ein leichtes Unbehagen im Magen verspürte und deswegen eine kleine Massage ausführen und Tropfen ein nehmen wollte. Dieses teilte er dem Präsidenten mit, der daraufhin die Unterbrechung der Sitzung ankündigte.

Nach den Richtern erhoben sich auch die Geschworenen, die Advokaten und Zeugen und begannen, mit dem angenehmen Gefühle, einen Teil der wichtigen Sache vollbracht zu haben, hin und her zu gehen.

Nechljudow ging in das Geschworenenzimmer und setzte sich dort ans Fenster.



Zwölftes Kapitel.

Ja, es war Katjuscha.

Die Beziehungen Nechljudows zu Katjuscha waren folgende:

Zum ersten Mal hatte er sie gesehen, als er im sechsten Universitätssemester, während er seinen Aufsatz über den Grundbesitz schrieb, den Sommer bei den Tanten zubrachte. Gewöhnlich hielt er sich den Sommer über mit Mutter und Schwester auf dem in der Nähe Moskaus gelegenen mütterlichen Gut auf. Aber in diesem Jahr hatte sich seine Schwester verheiratet und die Mutter war in ein ausländisches Bad gereist. Nechljudow jedoch mußte seinen Aufsatz schreiben und entschloß sich daher, den Sommer bei den Tanten zu verbringen. Bei ihnen in ihrer Weltabgeschlossenheit war es still und gab es keine Zerstreungen. Die Tanten liebten ihren Neffen und Erben zärtlich, und auch er liebte sie, liebte sie wegen ihrer Altväterlichkeit und der Schlichtheit ihrer Lebensweise.

Nechljudow durchlebte diesen Sommer bei den Tanten jenen begeisterungsvollen Zustand, da der Jüngling zum ersten Mal aus eigener Erkenntnis und nicht nach fremden Anweisungen die ganze Schönheit und Wichtigkeit des Lebens und die ganze Bedeutung der Aufgaben, die dasselbe an den Menschen stellt, erfaßt. Er erkennt die Möglichkeit der unendlichen Vervollkommnung seiner eigenen sowohl als auch der ganzen Welt. Und er giebt sich diesem Streben nach Vervollkommnung voll Hoffnung und mit der tiefsten Überzeugung von der Erreichbarkeit jener eingebildeten

Vollkommenheit hin.

In diesem Jahre las Nechljudow noch auf der Universität die »Soziale Statik« Spencers, und Spencers Ausführungen über den privaten Grundbesitz machten auf ihn besonders darum den größten Eindruck, weil er selbst der Sohn einer Großgrundbesitzerin war. Sein Vater war nicht reich gewesen, aber seine Mutter hatte als Mitgift gegen zehn tausend Deßjatinen Land erhalten. Damals erkannte er zum ersten Mal die ganze Ungerechtigkeit des privaten Grundbesitzes, und da er einer von jenen Menschen war, denen ein den sittlichen Forderungen gebrachtes Opfer den höchsten geistigen Genuß gewährt, so entschloß er sich, von seinem Rechte auf Grundbesitz keinen Gebrauch zu machen, und verteilte damals schon das vom Vater geerbte Land an die Bauern. Derselbe Stoff bildete auch den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Sein Leben auf dem Lande bei den Tanten verlief folgendermaßen: er stand sehr früh auf, zuweilen um 3 Uhr, und ging hinunter zum Flusse, um zu baden, manchmal noch im Morgennebel; wenn er zurückkehrte, lag noch der Tau auf dem Grase und den Blumen. Nachdem er am Morgen Kaffee getrunken hatte, pflegte er seine Arbeit vorzunehmen oder die Quellen zu derselben zu studieren, sehr oft aber auch statt dessen in Wald und Feld umherzuschweifen. Vor dem Mittag machte er irgendwo im Garten ein Schläfchen, zu Mittag belustigte und animierte er dann mit seinen Späßen die Tanten, hernach ritt er oder fuhr im Boot und am Abend las er wieder oder saß mit den Tanten und legte Patience aus. Oft konnte er in der Nacht, besonders bei Mondschein, nur darum nicht schlafen, weil er eine zu große und aufregende Freude am Leben empfand. Und statt zu schlafen ging er dann mit seinen Träumen und Gedanken bis zum Morgengrauen im Garten umher.

So glücklich und ruhig verlebte er den ersten Monat seines Aufenthaltes bei den Tanten, ohne die schwarzäugige, schnellfüßige Katjuscha, das Pflegekind und Stubenmädchen, auch nur zu beachten.

Nechljudow, der unter dem schützenden Flügel der Mutter erzogen war, war mit 19 Jahren noch ein vollständig unschuldiger

Jüngling. Das Weib erschien ihm in seinen Gedanken nur als Gattin. Alle Frauen aber, mit denen er nach seinem Begriff keine Ehe eingehen konnte, waren für ihn nicht Frauen sondern Menschen.

Es geschah, daß in diesem Sommer am Himmelfahrtstage zu den Tanten eine Nachbarin mit ihren Kindern, zwei jungen Mädchen und einem Gymnasiasten auf Besuch kam. Auch ein junger Maler aus dem Bauernstande, der bei ihr den Sommer verbrachte, war mitgekommen.

Nach dem Thee spielte man auf der abgemähten Wiese vor dem Hause Haschasch. Auch Katjuscha beteiligte sich daran. Nachdem einige Paare gewechselt hatten, mußte Nechljudow mit Katjuscha laufen. Nechljudow hatte Katjuscha immer gern gesehen, aber daß zwischen ihm und ihr irgendwelche besonderen Beziehungen entstehen könnten, war ihm niemals in den Sinn gekommen.

»Die beiden wird man nicht so leicht fassen können«, meinte der haschende lustige Maler, der auf seinen kurzen und krummen aber starken Bauernbeinen sehr schnell lief.

»Nur wenn sie stolpern sollten.«

»Sie sollten die nicht fangen können?«

»Eins, zwei, drei!«

Es wurde drei Mal in die Hände geklatscht. Katjuscha, die kaum das Lachen verbeißen konnte, wechselte mit Nechljudow schnell den Platz, drückte mit ihrem festen, rauhen Händchen seine große Hand und stürmte vorwärts nach links, mit den gestärkten Rücken raschelnd.

Nechljudow konnte schnell laufen und, da er sich von dem Maler nicht fangen lassen wollte, stürmte er aus allen Kräften vorwärts. Als er sich umschaute, sah er, wie der Maler Katjuscha verfolgte. Aber mit ihren jungen, elastischen Beinen lief sie schnell und nahm dem Maler entweichend die Richtung nach links. Vorn stand ein Fliegergebüsch, hinter welches sonst niemand gelaufen war. Katjuscha sah sich nach Nechljudow um und gab ihm ein Zeichen, sich dort zu vereinigen. Er verstand sie und lief hinter die Sträucher. Nun war aber hinter den Sträuchern ein kleiner, mit Nesseln überwucherter Graben, den er nicht kannte: er stolperte hinein und

verbrannte sich die Hände in den vom Abendtau befeuchteten Nesseln. Schnell jedoch sprang er unter Lachen auf, machte sich zu recht und lief auf den freien Platz hinaus.

Katjuscha, deren Augen wie taufrische Johannisbeeren glänzten, lief ihm mit strahlendem Lächeln entgegen. Sie kamen zusammen und faßten sich an den Händen.

»Sie haben sich wohl verbrannt«, sagte sie und ordnete mit der freien Hand den sich auflösenden Zopf. Und schwer atmend blickte sie ihm lächelnd, von unten herauf gerade in die Augen.

»Ich wußte gar nicht, daß hier ein Graben ist«, sagte er ebenfalls lächelnd, ohne ihre Hand loszulassen.

Sie rückte zu ihm heran, und ohne zu wissen, wie es geschah, näherte er sich ihrem Gesicht. Sie zog sich nicht zurück, er aber drückte ihre Hand fester und küßte sie auf den Mund.

»Nanu!« rief sie, und mit einer schnellen Bewegung ihre Hand freimachend lief sie von ihm weg.

Als sie an den Fliederstrauch kam, brach sie sich zwei Zweige von den weißen, schon abfallen den Fliederblüten. Sie peitschte sich mit den Blüten das erhitzte Gesicht, blickte sich nach Nechljudow um und ging, mit den Händen fuchtelnd, zu den Spielenden zurück.

Von dieser Zeit an veränderten sich die Beziehungen zwischen Nechljudow und Katjuscha und nahmen jenen besonderen Charakter an, wie sie ihn zwischen einem unschuldigen Jüngling und einem ebenso unschuldigen jungen Mädchen, die sich beide zueinander hingezogen fühlen, zu haben pflegen.

Sobald Katjuscha das Zimmer betrat oder Nechljudow auch nur aus der Ferne ihre weiße Schürze sah, wurde für ihn alles wie von der Sonne beleuchtet, alles wurde interessanter, heiterer, bedeutsamer, das ganze Leben wurde freudevoller. Dasselbe empfand auch sie. Aber nicht nur die Anwesenheit oder Nähe Katjuschas übten auf Nechljudow diese Wirkung aus; von ebensolcher Wirkung war für ihn das bloße Bewußtsein, daß Katjuscha, und für sie, daß Nechljudow existierte. Erhielt Nechljudow einen unangenehmen Brief von der Mutter, oder ging es mit seiner Arbeit nicht recht vorwärts, oder wurde er von jenem grundlosen

Trübsinn der Jugend befallen, — er brauchte bloß daran zu denken, daß Katjuscha existierte und daß er sie sehen würde, und sogleich hob sich jede Verstimmung.

Katjuscha hatte im Hause viel zu thun, aber sie verstand es, mit allem schnell fertig zu werden und pflegte dann in den freien Augenblicken zu lesen. Nechljudow gab ihr Dostojewskij und Turgenew, die er selbst soeben erst gelesen hatte. Am meisten gefiel ihr »Das Stilleben« von Turgenew. Gespräche gab es zwischen ihnen nur gelegentlich, bei Begegnungen im Korridor, auf der Veranda, auf dem Hof und zuweilen im Zimmer des alten Stubenmädchens der Tanten, Matrjona Pawlownas, mit der Katjuscha zusammen lebte. Dorthin kam Nechljudow bisweilen zu einem Gläschen Thee. Und diese im Beisein Matrjona Pawlownas geführten Gespräche waren die angenehmsten. Waren sie allein, so wurde ihnen das Sprechen schon viel schwieriger. Sogleich begannen die Augen etwas ganz anderes und wichtigeres zu sagen, als der Mund; die Lippen zogen sich zusammen, es wurde den beiden unheimlich mit einander und sie trennten sich schleunigst.

Solche Beziehungen blieben zwischen Katjuscha und Nechljudow während der ganzen Zeit seines ersten Aufenthalts bestehen. Die Tanten bemerkten diese Beziehungen, erschracken und schrieben sogar darüber ins Ausland an Nechljudows Mutter, die Fürstin Jelena Iwanowna. Tante Marja Iwanowna fürchtete, daß Nechljudow mit Katjuscha ein Verhältnis eingehen könnte. Aber ihre Befürchtungen waren grundlos: Nechljudow liebte Katjuscha ohne es selbst zu wissen mit der Liebe der Unschuld, und diese Liebe schützte sowohl ihn als auch sie am besten vor einem Fehltritt. Es fehlte ihm nicht nur jedes physische Verlangen nach ihrem Besitz, sondern der bloße Gedanke an die Möglichkeit solcher Beziehungen zu ihr erfaßte ihn mit Schauern.

Viel begründeter waren dagegen die Befürchtungen der poetisch angehauchten Sofja Iwanowna, daß Nechljudow mit seinem ungebrochenen, entschlossenen Charakter, wenn er einmal ein Mädchen liebte, es auch ohne Rücksicht auf dessen Herkunft und Stellung heiraten könnte.

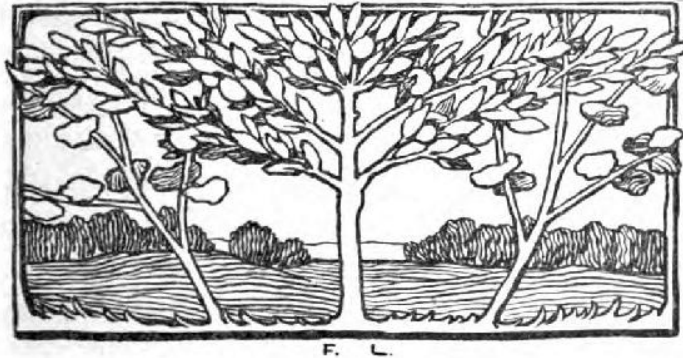
Wenn sich Nechljudow damals klar seiner Liebe zu Katjuscha bewußt gewesen wäre und besonders wenn man ihn zu überzeugen gesucht hätte, daß er sein Schicksal mit dem dieses Mädchens nicht verbinden könne und dürfe, — dann hätte es leicht geschehen können, daß er mit seiner Geradlinigkeit zu der Entscheidung gekommen wäre, daß es keine Gründe dagegen gäbe, ein Mädchen zu heiraten, welches man liebe, wer sie auch sei. Aber die Tanten sagten ihm nichts von ihren Befürchtungen, und so fuhr er denn ab, ohne sich seiner Liebe zu Katjuscha bewußt geworden zu sein.

Er war überzeugt, daß seine Neigung zu Katjuscha nur eine der Betätigungen jener damals sein ganzes Wesen erfüllenden Lebensfreudigkeit sei, an der auch das anmutige, heitere Mädchen teilnehme.

Als er aber abfuhr und Katjuscha, die mit den Tanten auf der Freitreppe stand, ihn mit ihren schwarzen, thränenerfüllten, etwas schielenden Augen begleitete, da fühlte er doch, daß er etwas Schönes und Teueres verlasse, was sich nie mehr wieder holen würde. Und es wurde ihm sehr traurig zu Mut.

»Leb wohl, Katjuscha, und hab Dank für alles«, rief er, den Wagen besteigend, über die Haube Sofja Iwanownas hinweg.

»Leben Sie wohl, Dmitrij Iwanowitsch«, sagte sie mit ihrer angenehmen, schmeichelnden Stimme. Sie hielt die Thränen, die ihr in die Augen traten, zurück und lief in den Hausflur, wo sie sich ungestört ausweinen konnte.



Dreizehntes Kapitel

Von der Zeit an sahen sich Nechljudow und Katjuscha drei Jahre lang nicht wieder. Erst als er eben zum Offizier befördert auf dem Wege nach der aktiven Armee zu seinen Tanten einen Abstecher machte, traf er mit Katjuscha wieder zusammen. Jetzt aber war er bereits ein ganz anderer Mensch, wie damals vor drei Jahren, als er dort den Sommer verbrachte.

Damals war er ein ehrlicher, selbstloser Jüngling gewesen, bereit, sich für jede gute Sache aufzuopfern. Jetzt war er ein entarteter, verfeinerter Egoist, der nur seinen Genuß liebte. Damals erschien ihm die Welt Gottes als ein Geheimnis, das er entzückt und freudig zu enträtseln suchte; jetzt war ihm alles in dieser Welt klar und einfach, und bedingt durch die Lebensverhältnisse, in denen er sich befand. Damals war ihm der Verkehr mit der Natur und den Menschen, die vor ihm gelebt, gedacht und gefühlt hatten, mit Philosophen und Dichtern, notwendig und wichtig; jetzt waren es für ihn die menschlichen Einrichtungen und der Verkehr mit den Kameraden. Damals erschien ihm das Weib geheimnisvoll und reizend, ein Wesen, dessen Zauber eben in jenem Geheimnis bestand; jetzt war die Bedeutung des Weibes, eines jeden Weibes außer den eigenen Familienangehörigen und den Frauen der Freunde, eine sehr bestimmte: das Weib war eines der besten Mittel für einen ihm schon bekannten Genuß. Damals brauchte er kein Geld und konnte mit weniger als dem dritten Teile dessen, was er

von der Mutter erhielt, auskommen, sogar auf das Gut des Vaters verzichten und es den Bauern schenken; jetzt genügten ihm die tausend fünfhundert Rubel nicht mehr, die ihm die Mutter monatlich gab, und er hatte mit ihr bereits peinliche Geldgespräche. Damals hielt er für sein wirkliches Ich sein geistiges Wesen; jetzt hielt er sein gesundes, rüstiges, animalisches Ich dafür.

Und diese ganze furchtbare Veränderung hatte sich in ihm nur dadurch vollzogen, daß er auf gehört hatte, sich selbst zu glauben und anderen zu glauben begann. Er hatte aber daher auf gehört, sich selbst zu glauben und anderen zu glauben begonnen, weil es zu schwer war zu leben, wenn man sich selbst glaubte. Wenn man sich selbst glaubte, mußte man jede Frage nicht zu Gunsten, sondern fast immer zu Ungunsten seines tierischen, nach leichten Freuden lechzenden Ichs entscheiden. Glaubte man aber anderen, so brauchte man nichts mehr zu entscheiden, alles war schon entschieden und entschieden immer zu Ungunsten des geistigen und zu Gunsten des animalischen Ichs. Und nicht genug, — glaubte er sich selbst, so setzte er sich immer der Verurteilung von Seiten der anderen Leute aus; glaubte er aber anderen, so hatte er den Beifall seiner Umgebung.

Wenn z. B. Nechljudow über Gott, über die Wahrheit, über Reichtum und Armut dachte, las oder sprach, so hielt seine ganze Umgebung dieses für deplaciert und beinahe lächerlich, und die Mutter und die Tante nannten ihn mit gutmütiger Ironie: notre cher philosophe. Wenn er aber Romane las, laxe Anekdoten erzählte, lustige Vaudevilles im französischen Theater besuchte und sie dann lustig wiedererzählte, so lobten und ermunterten ihn alle. Als er es für nötig hielt, seine Bedürfnisse einzuschränken, einen alten Mantel trug und keinen Wein trank, so hielten das alle für ein Sonderlingstreiben und renommistische Originalität. Wenn er aber für die Jagd oder zur Einrichtung eines außergewöhnlich luxuriösen Kabinetts viel Geld ausgab, so lobten alle seinen Geschmack und schenkten ihm noch kostbare Sachen dazu. Als er noch keusch war und es auch bis zur Ehe bleiben wollte, so fürchteten seine Verwandten für seine Gesundheit und sogar seine Mutter war

durchaus nicht betrübt sondern eher erfreut, als sie erfuhr, daß er ein ganzer Mann geworden war und seinem Kameraden irgend eine französische Dame abspenstig gemacht hatte. An die Geschichte mit Katjuscha, daran, daß ihm der Gedanke hätte kommen können sie zu heiraten, konnte die Fürstin-Mutter nicht ohne Entsetzen denken.

Als Nechljudow nach Erreichung der Volljährigkeit jenes kleine Gut, das er vom Vater geerbt hatte, den Bauern schenkte, weil er den Grundbesitz für etwas Unrechtmäßiges hielt, — da versetzte diese Handlungsweise seine Mutter und seine Verwandten in Schrecken und blieb ein ständiges Ziel für alle möglichen Neckereien und Vorwürfe von Seiten der Verwandten. Man erzählte ihm unaufhörlich davon, daß die Bauern, nachdem sie das Land erhalten, nicht nur nicht wohlhabender geworden waren, sondern anfangen zu verarmen, im Dorf drei Schenken errichteten und ganz und gar aufhörten zu arbeiten. Als aber Nechljudow, nachdem er in die Garde eingetreten war, mit seinen hochgestellten Kameraden soviel verlebte und verspielte, daß Jelena Iwanowna ihr Kapital angreifen mußte, war sie darüber kaum betrübt, sondern meinte, daß das natürlich und daß es sogar gut sei, wenn diese Art Impfung in der Jugend und in guter Gesellschaft vorgenommen würde.

Anfangs kämpfte Nechljudow, aber der Kampf war zu schwer, denn alles das, was er nach seinem eigenen Gewissen für gut hielt, hielten die anderen für schlecht, und umgekehrt, was er seinem Gewissen nach für schlecht hielt, hielt seine ganze Umgebung für gut. Und das Ende war, daß Nechljudow sich ergab, aufhörte sich selbst zu glauben, und anderen zu glauben begann. Und in der ersten Zeit war diese Verleugnung seiner selbst ihm unangenehm. Dieses unangenehme Gefühl hielt aber nicht lange an, und sehr bald empfand es Nechljudow, der um dieselbe Zeit zu rauchen und Wein zu trinken anfang, gar nicht mehr, sondern fühlte sogar eine große Erleichterung.

Und Nechljudow gab sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur dieser neuen, von seiner ganzen Umgebung gebilligten Lebensweise hin, und erstickte die innere Stimme, die nach etwas

anderem verlangte. Das begann mit der Übersiedelung nach St. Petersburg und erreichte seine Vollendung mit dem Eintritt in den Militärdienst.

Der Militärdienst demoralisiert überhaupt die Menschen. Er veranlaßt sie zum Müßiggang, das heißt zum Aufgeben jeder vernünftigen und nützlichen Thätigkeit. Er entbindet sie von den allgemeinen menschlichen Pflichten und stellt als Ersatz dafür nur die konventionelle Ehre des Regiments, der Uniform und der Fahne hin, nur die unbeschränkte Gewalt über andere Menschen oder sklavische Unterwürfigkeit vor den Vorgesetzten.

Wenn aber zu dieser demoralisierenden Wirkung des Militärdienstes überhaupt, mit seiner Ehre der Uniform und der Fahne, mit seiner Billigung von Gewaltthätigkeit und Totschlag, wenn sich dazu noch die verderbliche Wirkung des Reichtums und des nahen Verkehrs mit der kaiserlichen Familie gesellen, wie das inmitten der Elite-Regimenter der Garde, in welchen nur reiche und vornehme Offiziere dienen, zu geschehen pflegt, dann führt diese Verderbnis bei den Leuten, die ihr verfallen, einen vollständigen Egoismus-Irrsinn her bei. Und in einem solchen Zustand des Egoismus-Irrsinns befand sich Nechljudow, seitdem er in den Militärdienst eingetreten war und den Lebenswandel begonnen hatte, den seine Kameraden führten.

Man kannte keine andere Arbeit, als in einer vorzüglich sitzenden Uniform, in Helm und Waffen, — alles das nicht selbst, sondern von anderen Leuten gefertigt, geputzt und dargereicht —, auf einem schönen, ebenfalls von anderen Leuten gepflegten und zugerittenen Pferde zum Exerzieren oder zur Parade zu reiten, dort mit seinesgleichen zu galoppieren, die Säbel zu schwingen, zu schießen und in diesem allen auch andere Menschen zu unterrichten. Eine andere Beschäftigung gab es nicht, und die höchstgestellten Persönlichkeiten, jung und alt, der Zar und seine Vertrauten billigten nicht nur diese Beschäftigung, sondern ermunterten zu derselben noch durch Lob und Danksagung.

Außerdem hielt man es für gut und wichtig, in den Offizierskasinos und in den teuersten Restaurants Zusammenkünfte zu veranstalten,

wo man das aus unsichtbaren Quellen fließende Geld veraß und vertrank, worauf Theater, Bälle und Frauen folgten, und dann wieder das Reiten, Säbel schwingen, und wieder Geldverschleudern, und Wein und Karten und Frauen.

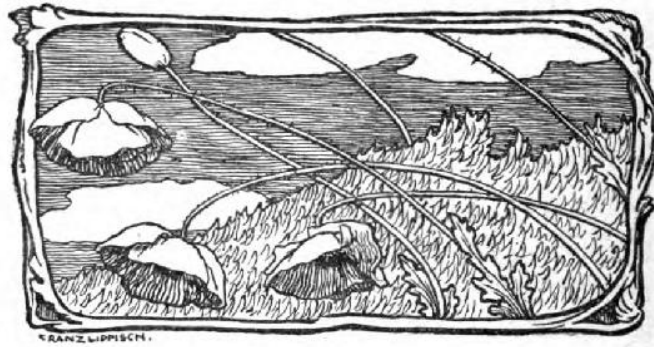
Ein solches Leben wirkt auf das Militär ganz besonders verderblich, weil ein Nichtmilitär, wenn er dieses Leben führt, nicht umhin kann, sich in der Tiefe seiner Seele dessen zu schämen. Die Militärs aber glauben, daß es so sein müsse, prahlen damit und sind stolz darauf, besonders in Kriegszeiten, wie es auch mit Nechljudow, der nach der Kriegserklärung an die Türkei in den Militärdienst eintrat, der Fall war.

»Wir sind bereit, unser Leben im Kriege zu opfern, und daher ist eine solche sorglose, lustige Lebensweise nicht nur verzeihlich, sondern auch für uns notwendig. So leben wir denn drauf los.«

So dachte Nechljudow, wenn auch nicht ganz klar, in dieser Periode seines Lebens.

Nechljudow feierte in dieser Periode den Triumph der Befreiung von allen sittlichen Fesseln, mit denen er sich früher belastet hatte, und befand sich ohne Aufhören in einem chronischen Zustand des Egoismus-Irrsinns.

In so einem Zustand befand er sich auch, als er nach Verlauf dreier Jahre bei den Tanten wieder einkehrte.



Vierzehntes Kapitel.

Nechljudow besuchte die Tanten, weil ihr Gut auf dem Wege zu seinem bereits vor ausgegangenen Regiment lag, und weil sie ihn sehr darum gebeten hatten; hauptsächlich aber um Katjuscha wiederzusehen. Vielleicht befand sich schon in der Tiefe seiner Seele jene schlimme Absicht in Bezug auf Katjuscha, die ihm der jetzt entfesselte animalische Mensch einflüsterte. Jedoch kam ihm diese Absicht nicht zum Bewußtsein. Er wollte nur einfach den Ort, wo es ihm so wohl gewesen war, und die komischen aber lieben und gutmütigen Tanten, die ihn stets unmerklich für ihn selbst mit der Atmosphäre der Liebe und Bewunderung umgeben hatten, wieder aufsuchen. Auch die liebe Katjuscha, an die ihn so angenehme Erinnerungen fesselten, wollte er wiedersehen.

Er kam bei den Tanten Ende März an, am Charfreitag, bei schlechtestem Wege, unter strömendem Regen, durchnäßt und erfroren, aber rüstig und angeregt, wie er sich zu der Zeit immer fühlte. »Ob sie noch da ist?« dachte er, als er in den bekannten, von einer Ziegelmauer umgebenen altertümlichen Gutshof, an den vom Dach herabgerutschten Schneehaufen vorbei einfuhr. Er hatte erwartet, daß sie auf das Geklingel seiner Schellen herauslaufen würde. Aber auf der Leutetreppe standen nur zwei barfüßige, aufgeschürzte Weiber mit Eimern, die offenbar Dielen scheuerten. Auch auf der Paradetreppe war sie nicht zu sehen; nur der Diener Tichon kam heraus, mit einer vorgebundenen Schürze,

augenscheinlich ebenfalls mit dem Aufräumen beschäftigt. Im Vorzimmer erschien Sofja Iwanowna im seidenen Kleide und Haube.

»Das ist nett, daß du gekommen bist!« sagte Sofja Iwanowna, und küßte ihn; »Maschenjka ist nicht ganz wohl, in der Kirche etwas müde geworden. Wir haben das heilige Abendmahl genommen.«

»Ich gratuliere, Tante Sonja«, sagte Nechljudow, Sofja Iwanownas Hände küssend, »verzeihen Sie, ich habe Sie naß gemacht.«

»Geh' auf dein Zimmer. Du bist ganz naß. Und einen Schnurrbart hast du schon. Katjuscha! Katjuscha! Schnell für ihn Kaffee.«

»Gleich!« antwortete aus dem Korridor eine bekannte, liebliche Stimme. Und Nechljudows Herz Krampfte sich freudig zusammen: »Hier!« Es war ihm, als guckte die Sonne hinter den Wolken hervor und fröhlich begab er sich mit Tichon in sein altes Zimmer, um sich umzukleiden.

Nechljudow wollte Tichon in Betreff Katjuschas ausfragen: — Was sie mache? Wie es ihr gehe? Ob sie sich nicht verheirate? Aber Tichon war so ehrerbietig und zugleich streng, bestand so fest darauf, daß er ihm selbst das Wasser aus der Kanne auf die Hände gießen müsse, daß sich Nechljudow nicht entschließen konnte, ihn nach Katjuscha zu fragen, sondern sich nur nach seinen Enkeln, nach dem alten Hengst und nach dem Hofhund Polkan erkundigte. Alle waren gesund und am Leben, nur Polkan war im vorigen Jahr an der Tollwut verendet.

Als er alles Nasse abgeworfen hatte und sich eben auszuziehen begann, hörte er schnelle Schritte und an die Thür wurde geklopft. Nechljudow erkannte die Schritte und das Klopfen. So pflegte nur sie zu gehen und zu klopfen.

Er warf sich den nassen Mantel um und trat an die Thür. — »Herein!«

Es war sie, Katjuscha. Immer dieselbe, nur noch reizender als früher. Die lächelnden, naiven, unmerklich schielenden Augen schauten wie früher, von unten herauf. Wie früher trug sie eine saubere weiße Schürze. Sie brachte von den Tanten ein eben aus der Papierhülle genommenes Stück duftender Seife und zwei Handtücher: ein großes russisches und ein zottiges. Die noch

unberührte Seife mit den aufgedruckten Buchstaben, die Handtücher und sie selbst — alles war gleich sauber, frisch, unberührt und angenehm. Ihre lieblichen, festen, roten Lippen kräuselten sich bei seinem Anblick wie früher in überquellender Freude.

»Willkommen, Dmitrij Iwanowitsch!« brachte sie mit Mühe hervor und errötete.

»Guten Tag! Wie geht es Dir . . . Wie geht es Ihnen?« er wußte nicht, ob er zu ihr Du oder Sie sagen sollte, und wurde ebenfalls rot.

»Gott sei Dank . . . Hier schicken Ihnen die Tanten Ihre Lieblingsdie Rosenseife«, sagte sie, die Seife auf den Tisch legend, und hing die Handtücher über die Stuhllehne.

»Wir haben unsere eigene Seife«, sagte Tichon, der die Selbständigkeit des Gastes wahren wollte, und wies stolz auf das silberfunkelnde Necessaire Nechljudows, in welchem sich eine Unzahl Flacons, Bürsten, Vixatoirs, Parfums und aller erdenklichen Toilettengegenstände befand.

»Sagen Sie der Tante, daß ich danke. — Wie froh ich bin, wieder hier zu sein«, sagte Nechljudow. Und er fühlte, wie es ihm auf dem Herzen ebenso hell und heiter wurde, wie in früheren Zeiten.

Sie lächelte auf seine Worte und ging hinaus.

Die Tanten, die Nechljudow immer lieb gehabt hatten, empfingen ihn noch freundlicher als gewöhnlich. Dmitrij fuhr auf den Kriegsschauplatz, wo er verwundet, getötet werden konnte. Das rührte die Tanten.

Nechljudow hatte seine Reise so eingerichtet, daß er nur vierundzwanzig Stunden bleiben sollte. Aber nachdem er Katjuscha gesehen, entschloß er sich, das Osterfest, das in zwei Tagen war, bei den Tanten zu feiern und telegraphierte seinem Freunde und Kameraden Schönbock, mit dem er in Odessa zusammen treffen sollte, daß auch er kommen möge.

Vom ersten Tage an, sobald er Katjuscha gesehen hatte, erwachten in ihm die alten Gefühle für sie. Ebenso wie früher konnte er ihre weiße Schürze nicht ohne Erregung sehen, nicht ohne Jubel ihre Stimme, ihr Lachen, ihren Gang hören, nicht ohne Rührung ihr in die wie nasse Beeren glänzenden schwarzen Augen sehen, —

besonders wenn sie lächelte. Am meisten aber verwirrte ihn ihr Erröten, das sich bei jeder Begegnung ein stellte. Er fühlte, daß er verliebt war, aber nicht so wie damals, als diese Liebe für ihn ein Geheimnis war, welches er sich selbst nicht gestehen wollte, nicht wie damals, als er noch glaubte, daß man nur ein Mal lieben könne. Jetzt war er mit vollem Bewußtsein verliebt und freute sich dessen. Und obwohl er es sich nicht gestehen wollte, so fühlte er doch, worin diese Liebe bestand und wozu sie führen konnte.

In Nechljudow waren, wie in allen Leuten, zwei Menschen. Der eine, geistige, strebte nur nach dem Heil, das auch anderen zum Heile gereicht; und der andere, der animalische Mensch, nur nach dem eigenen Heil, bereit, diesem das Wohl der ganzen Menschheit zum Opfer zu bringen. In dieser Periode des Egoismus-Irrsinns, der durch das Petersburger Militärleben hervorgerufen war, dominierte in ihm der animalische Mensch, während der geistige Mensch fast erdrückt war. Aber als er Katjuscha wieder sah und von neuem das zu fühlen begann, was er ihr gegenüber früher empfunden hatte, da erhob der geistige Mensch das Haupt und begann sein Recht zu fordern. Und ohne Unterlaß ging während dieser zwei Tage vor Ostern in Nechljudow ein unbewußter innerer Kampf vor sich.

In der Tiefe seiner Seele wußte er, daß er jetzt fahren mußte und keinen Grund hatte, bei den Tanten länger zu bleiben. Er wußte, daß dabei nichts Gutes herauskommen konnte. Es war ihm aber so heiter und angenehm zu Mute, daß er sich das alles nicht sagte, sondern dablief.

Am Sonnabend Abend vor dem Heiligen Osterfeste kam der Priester mit dem Diakon und dem Vorsänger, um die Frühmesse zu lesen. Der Weg von der drei Werst entfernten Kirche, erzählte er, sei so schlecht gewesen, daß man mit dem Schlitten durch die Pfützen kaum durchgekommen sei.

Nechljudow hörte mit den Tanten und dem Gesinde die Frühmesse, während er unaufhörlich nach Katjuscha hinsah, die in der Thür stand und das Rauchfaß besorgte. Dann küßte er der Sitte gemäß drei Mal den Priester und die Tanten, und wollte sich schon zu Bette legen, als er auf dem Korridor die Vorbereitungen des alten

Stubenmädchens vernahm, das mit Katjuscha in die Kirche wollte, um dort die Osterbrot und Paschakuchen weihen zu lassen.,Ich will auch hin', dachte er.

Da man zur Kirche weder mit dem Schlitten noch mit dem Wagen konnte, so befahl Nechljudow, der bei den Tanten wie zu Hause war, den alten Hengst zu satteln und zog, statt zu Bette zu gehen, seine glänzende Uniform mit den enganliegenden Reithosen an. Dann warf er sich den Mantel um und ritt auf dem alten, fett und schwer gewordenen Hengst in der Dunkelheit durch Pfützen und Schnee zur Kirche.



Fünfzehntes Kapitel.

Fürs ganze Leben blieb ihm diese Frühmesse eine der hellsten und greifbarsten Erinnerungen.

Als er in der schwarzen, nur stellenweise durch den weißen Schnee erhellten Finsternis, auf dem mit den Ohren spinnenden Hengst in den illuminierten Kirchhof einritt, hatte der Gottesdienst schon begonnen.

Die Bauern brachten ihn, als sie in ihm den Neffen Marja Iwanownas erkannten, zu einer trockenen Stelle, wo er absteigen konnte, und geleiteten ihn zur Kirche, die von einer festlichen Menge erfüllt war.

Auf der rechten Seite standen die Bauern: die Alten in hausgewebten Kaftans, Bastschuhen und sauberen weißen Fußlappen, die Jungen in neuen Tuchkaftans, mit grellfarbigen Gürteln und in Stiefeln. Links standen die Frauen in roten Seidentüchern, sammtenen Jacken mit grellroten Ärmeln, in blauen, grünen, roten, bunten Röcken und in eisenbeschlagenen Schuhen.

Hinter ihnen standen bescheidene alte Mütterchen mit Weißen Kopftüchern, altertümlichen Jacken und Röcken, zum Teil in Bastschuhen. Den Platz zwischen diesen beiden Gruppen nahmen aufgeputzte Kinder mit von Öl glänzenden Köpfen ein. Die Bauern bekreuzten und verneigten sich, das Haar aus der Stirne schüttelnd. Die Frauen, besonders die alten, die ihre verblichenen Augen unverwandt auf ein von Kerzen hell beleuchtetes Heiligenbild gerichtet hielten, drückten die zusammengelegten Finger fest an das

Kopftuch, dann an die Schultern und an den Bauch, beugten flüsternd den Oberkörper vorn über oder ließen sich auf die Kniee nieder. Die Kinder, die den Erwachsenen nachahmten, beteten eifrig, wenn man sie ansah. Die goldene Ikonostaswand, die das Allerheiligste vom Tempel trennte, erstrahlte im Lichterglanz, der von den kleinen Wachskerzen ausging, die je eine goldbandumwundene umgaben. Der Kronleuchter war mit Kerzen besetzt, von den Seitenchören ertönten die heitersten Weisen der freiwilligen Sänger, brüllende Bässe und feine, hohe Knabenstimmen.

Nechljudow ging nach vorne durch. In der Mitte stand die Aristokratie: ein Gutsbesitzer mit seiner Frau und einem Knaben im Matrosenkostüm, der Landpolizeimeister, ein Telegraphenbeamter, ein Kaufmann in steifen Stülpstiefeln, der Dorfälteste mit einer Medaille. Rechts vom Ausgang zur Königspforte, hinter der Gutsbesitzersfrau, stand Matrjona Pawlowna im schillernden lila Kleide mit weißem Shawl, und Katjuscha in einem weißen, am Busen gefalteten Kleidchen mit einem hellblauen Gürtel und einer roten Schleife im schwarzen Haar.

Alles war festlich, feierlich, heiter und schön; die Priester in Gewändern von Silberbrokat mit gestickten goldenen Kreuzen, der Diakon und die Vorsänger in festlichen gold- und silbergestickten Chorröcken, die aufgeputzten freiwilligen Sänger mit reichgeöltem Haupthaar, die heiteren Tanzweisen der Festgesänge, die immer wiederkehrende Segnung des Volkes durch die Geistlichen mit den blumentumwundenen dreiarmligen Leuchtern und der immer von neuem erschallende Ruf: »Christ ist erstanden!« »Christ ist erstanden!« Alles das war schön, aber am schönsten war Katjuscha, im weißen Kleidchen mit dem hellblauen Gürtel und der roten Schleife im schwarzen Haar und den vor Entzücken glänzen den Augen.

Nechljudow fühlte ohne sich umzublicken, daß sie ihn sah. Er hatte es bemerkt, als er nahe an ihr vorbei zum Altar gegangen war. Er hatte ihr nichts zu sagen, aber er ersann sich etwas und sagte im Vorbeigehen:

»Tante sagte, daß sie das Ostermahl nach der Spätmesse

einnehmen will . . . «

Das junge Blut übergieß wie immer bei seinem Anblick ihr ganzes liebes Gesicht und ihre schwarzen, lachenden Augen schauten naiv zu ihm auf.

»Ich weiß . . . « antwortete sie lächelnd.

In diesem Augenblick drängte sich gerade der Vorsänger mit einer kupfernen Kaffeekanne durch das Volk und streifte Katjuscha, als er ohne sie anzusehen an ihr vorbeiging, mit dem Saume seines Chorrockes. Der Vorsänger hatte Katjuscha offenbar darum gestreift, weil er aus Ehrerbietung Nechljudow umgehen wollte. Aber Nechljudow er schien es unbegreiflich, wie dieser Vorsänger es nicht wissen konnte, daß ja alles das, was hier und überhaupt auf der ganzen Welt existierte, nur Katjuschas wegen da war, und das man alles in der Welt eher vernachlässigen könnte, als sie, die doch der Mittelpunkt von allem war. Für sie erglänzte das Gold am Ikonostas, für sie erstrahlten alle die Kerzen, ihr allein galten die fröhlichen Weisen: »Die Ostern des Herrn, freuet euch, ihr Menschen!«

Alles Gute, was in der Welt war, war ihretwegen da. Und Katjuscha selbst begriff, wie ihm schien, daß alles nur um ihretwillen da war. So schien es Nechljudow, wenn er seine Blicke über ihre zarte Figur im weißen gefältelten Kleidchen und über ihr freudig-aufmerksames Gesicht gleiten ließ. An dem Ausdrücke dieses Gesichts sah er, daß dasselbe, was in seiner Seele sang, auch ihre Seele ertönen machte.

Zwischen der Früh- und Spätmesse ging Nechljudow aus der Kirche. Das Volk trat vor ihm auseinander und grüßte. Die einen erkannten ihn, die anderen fragten: »Wer ist das?« In der Vorhalle blieb er stehen. Die Bettler umringten ihn; er verteilte das Kleingeld, das er in der Börse hatte und stieg die Stufen der Treppe hinunter.

Es war bereits so hell geworden, daß man sehen konnte, aber die Sonne war noch nicht aufgegangen. Das Volk ließ sich auf den Gräbern um die Kirche herum nieder. Katjuscha war noch in der Kirche, und Nechljudow blieb stehen, um sie zu erwarten.

Die Leute strömten noch immer aus der Kirche. Mit den schweren Stiefeln traten sie geräuschvoll auf die Fliesen, stiegen die Treppe

hinunter und zerstreuten sich aus dem Kirchhofe.

Ein hochbetagter Greis mit zitterndem Kopfe, der Konditor Marja Iwanownas, hielt Nechljudow an und küßte ihn, während seine Frau, eine Alte mit runzeligem Halse unter dem seidenen Kopftuche, ein gelbes, mit Safran gefärbtes Ei hervorholte und es Nechljudow überreichte. Auch ein junger muskulöser Bauer im neuen Rock mit grünem Gürtel trat lächelnd heran.

»Christ ist erstanden!« sagte er mit lachenden Augen, und küßte Nechljudow, ihn mit seinem krausen Bärtchen kitzelnd, dreimal mit den festen, frischen Lippen mitten auf den Mund.

Während Nechljudow sich mit dem jungen Manne, von dem ein besonderer, angenehmer Bauernduft ausströmte, küßte und von ihm ein dunkelbraunes Ei in Empfang nahm, zeigte sich das schillernde Kleid Matrjona Pawlownas und das liebe schwarze Köpfchen mit der röten Schleife.

Sie hatte ihn sofort über die Köpfe der Menge hinweg erblickt und er sah, wie ihr Antlitz erstrahlte.

Sie trat mit Matrjona Pawlowna auf die Treppe heraus und blieb stehen, um den Bettlern ein Almosen zu reichen. Ein Bettler mit einem roten verheilten Schorf anstatt der Nase trat an sie heran. Katjuscha holte irgend etwas aus ihrem Tuch hervor, reichte es ihm hin und näherte sich ihm, um ihn ohne jeden Abscheu, mit denselben strahlenden Augen dreimal zu küssen. Und während sie sich mit dem Bettler küßte, begegneten ihre Augen dem Blicke Nechljudows. Es war, als fragte sie ihn: »Ist's so gut? thu ich recht so?«

»Ja, ja, Geliebte, es ist alles gut, alles schön, und ich liebe dich!«

Sie kamen die Treppe herab und er ging auf sie zu. Er wollte sich nicht mit ihr küssen, nur näher wollte er ihr sein.

»Christ ist erstanden!« sagte Matrjona Pawlowna lächelnd, in einem Tone, der sagen sollte, daß heute alle gleich seien. Und ihr Tuch zu einem Knäuel zusammenballend, wischte sie sich den Mund und bot ihm ihre Lippen.

»Wahrlich!« antwortete Nechljudow und küßte sie. Er sah sich nach Katjuscha um. Sie errötete und ging sogleich auf ihn zu.

»Christ ist erstanden, Dmitrij Iwanowitsch!«

»Wahrlich erstanden«, sagte er. Sie küßten einander zweimal und hielten dann inne, als überlegten sie, ob es noch einmal nötig sei. Und als hätten sie sich für die Bejahung dieser Frage entschieden, küßten sie sich zum dritten Mal und lächelten beide.

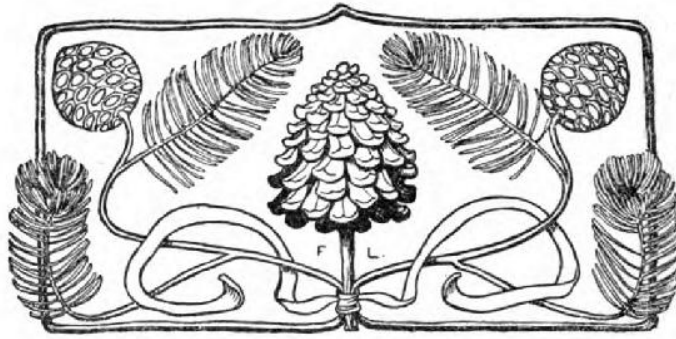
»Geh'n Sie nicht zum Geistlichen?« fragte Nechljudow.

»Nein, Dmitrij Iwanowitsch, wir bleiben hier etwas sitzen«, antwortete Katjuscha. Dabei holte sie mit voller Brust schwer Atem, als hätte sie eben eine freudige Arbeit vollbracht, und sah ihm mit ihren unterwürfigen, jungfräulichen, liebenden, kaum schielenden Augen ins Gesicht.

In der Liebe zwischen Mann und Frau giebt es immer einen Augenblick, wo diese Liebe ihren Zenith erreicht, wo sie noch nichts Zielbewußtes, nichts Verstandesmäßiges, nichts Sinnliches an sich hat. Einen solchen Augenblick bedeutete für Nechljudow diese heilige Osternacht. Wenn Nechljudow jetzt an Katjuscha dachte, so verdunkelte dieser Augenblick alle anderen Lagen, in denen er sie gesehen hatte. Das schwarze, glatte, glänzende Köpfchen, das weiße gefältelte Kleid, das ihre schlanke Gestalt und den zarten Busen umspannte, das Rot der Wangen, die zärtlichen strahlend schwarzen Augen, und jene beiden markantesten Züge ihres ganzen Wesens: die reine, jungfräuliche Liebe nicht nur zu ihm, nein, zu allen und zu allem, und nicht nur zu allem Guten, was es in der Welt gab, sondern auch zu dem Bettler, den sie geküßt hatte.

Er wußte, daß in ihr diese Liebe war, weil er dieselbe in sich selbst in jener Nacht und an jenem Morgen empfunden hatte, und daß er in dieser Liebe mit ihr in Eins zusammenfloß.

O, wenn es doch bei dem Gefühl dieser Nacht geblieben wäre!
»Ja, jene ganze schreckliche That geschah erst nach dieser heiligen Osternacht!« dachte er jetzt, als er am Fenster im Zimmer der Geschworenen saß.



Sechzehntes Kapitel.

Nach Rückkehr aus der Kirche nahm Nechljudow mit den Tanten das nächtliche Ostermahl ein. Um sich zu stärken, trank er nach der im Regiment angenommenen Gewohnheit einige Schnäpse und Wein und ging dann auf sein Zimmer, wo er sogleich unausgekleidet einschlief. Er erwachte erst, als an seine Thür geklopft wurde. Er erkannte am Klopfen, daß sie es war, rieb sich die Augen und erhob sich, den müden Körper streckend.

»Bist du es, Katjuscha? Tritt ein«, sagte er aufstehend.

Sie öffnete ein wenig die Thür.

»Man ruft Sie zum Essen«, sagte sie.

Sie war im selben weißen Kleide, aber ohne die Schleife im Haar. Als sie ihm in die Augen sah, erstrahlte sie, als hätte sie ihm etwas ungewöhnlich Freudiges mitgeteilt.

»Ich komme gleich«, sagte er und nahm den Kamm, um sich das Haar zu ordnen.

Sie blieb einen Augenblick länger als nötig stehen. Er bemerkte es, warf den Kamm beiseite und ging auf sie zu. Aber in demselben Moment drehte sie sich schnell um und schritt mit ihrem leichten behenden Gang über den Korridor den Dielenläufer entlang.

»Ich Dummkopf, daß ich sie nicht aufgehalten habe«, sagte Nechljudow zu sich selbst.

Und er holte sie laufend im Korridor ein.

Was er von ihr wollte, wußte er selbst nicht. Aber er hatte die Empfindung, als sie zu ihm ins Zimmer getreten war, etwas thun zu müssen, was alle in solchen Fällen zu thun pflegten und was er unterlassen hatte.

»Katjuscha, wart' . . . « sagte er.

»Was ist?« fragte sie und blieb etwas stehen.

»Nichts, nur . . . «

Und er that sich einen Zwang an, als er in Gedanken daran, was alle Leute in solchen Fällen zu thun pflegen, Katjuscha um die Taille faßte.

Sie blieb stehen und sah ihm in die Augen.

»Nein, nein . . . wozu, Dmitrij Iwanowitsch . . . « stammelte sie bis zu Thränen errötend, und entfernte mit ihrer rauhen, starken Hand den sie um fassenden Arm.

Nechljudow ließ sie los und ward für einen Augenblick vom Gefühle nicht nur der Verlegenheit und Scham, sondern geradezu des Ekels vor sich selbst befallen. Er hätte sich selbst glauben sollen, aber er begriff nicht, daß diese Verlegenheit und Scham gerade die besten Gefühle seines Herzens waren, die sich geltend machten. Er meinte im Gegenteil, daß es nur die Dummheit sei, die in ihm spräche und daß er handeln müsse, wie alle thun.

Und er holte sie nochmals ein, umarmte sie wieder und küßte sie auf den Hals. Dieser Kuß war bereits von ganz anderer Art, als jene zwei ersten: der eine unbewußte hinter dem Syringenstrauch und der andere heute früh in der Kirche. Dieser Kuß war beängstigend und sie fühlte es.

»Was thun Sie denn?« rief sie mit einer Stimme, als hätte er etwas unendlich Kostbares unwiederbringlich zertrümmert, und lief im Trabe von ihm fort.

Er kam in das Speisezimmer. Die auf geputzten Tanten, der Arzt und eine Nachbarin standen vor der »Sakuska«. Alles war so gewöhnlich, während in Nechljudows Seele ein Sturm tobte. Er verstand nicht, was man zu ihm sprach, antwortete falsch und dachte nur an Katjuscha. Die Empfindung jenes letzten Kusses, als

er sie im Korridor einholte, war ihm fort während gegenwärtig. Er konnte an nichts anderes denken. Wenn sie in das Zimmer trat, empfand er ohne sie anzusehen mit seinem ganzen Wesen ihre Gegenwart und mußte sich Gewalt anthun, um nicht auf sie zu blicken.

Nach dem Mittag begab er sich sogleich auf sein Zimmer und ging dort aufgeregt lange auf und ab. Er horchte auf jeden Ton im Hause und hoffte, ihre Schritte zu vernehmen. Jener animalische Mensch, der in ihm wohnte, erhob jetzt nicht nur sein Haupt, sondern trat den geistigen Menschen, der er während seines ersten Aufenthaltes und sogar noch heute früh in der Kirche war, einfach mit Füßen. Dieser fürchterliche animalische Mensch herrschte jetzt allein in seiner Seele.

Obgleich Nechljudow nicht aufhörte, Katjuscha aufzulauern, so gelang es ihm dennoch während des ganzen Tages nicht, sie allein zu treffen. Wahrscheinlich mied sie ihn. Am Abend aber geschah es, daß sie in das Zimmer neben dem seinen gehen mußte. Der Arzt war zur Nacht dageblieben und Katjuscha mußte dem Gast das Bett zurecht machen. Als Nechljudow ihre Schritte vernahm, schlich er ihr leise, den Atem anhaltend nach, als ginge er auf ein Verbrechen aus.

Sie hielt mit beiden in den frischen Überzug gesteckten Händen das Kissen an den Ecken, blickte sich nach ihm um und lächelte. Aber ihr Lächeln war nicht mehr heiter und fröhlich, wie früher, sondern trübe und erschrocken. Dieses Lächeln schien ihm sagen zu wollen, daß das, was er that, etwas Schlechtes sei. Er blieb einen Augenblick stehen. Die Möglichkeit eines Kampfes war noch vorhanden. Die Stimme der wahren Liebe, die ihm von *ihr*, von *ihren* Gefühlen, *ihrem* Leben sprach, war, wenn auch nur schwach, immerhin noch hörbar. Schon aber sprach eine andere Stimme: paß auf, laß dir *dein* Vergnügen, *dein* Glück nicht entgehen. Und diese zweite Stimme übertönte die erste.

Entschlossen näherte sich Nechljudow Katjuscha. Und ein furchtbares, überwältigendes, tierisches Gefühl bemächtigte sich seiner.

Ohne sie aus seinen Armen zu lassen, setzte er sie auf das Bett, und da er fühlte, daß er noch etwas machen müsse, so setzte er sich neben sie hin.

»Dmitrij Iwanowitsch, Lieber, bitte lassen Sie mich«, sprach sie mit kläglicher Stimme. »Matrjona Pawlowna kommt!« rief sie sich freimachend aus. Und wirklich näherte sich jemand der Thür.

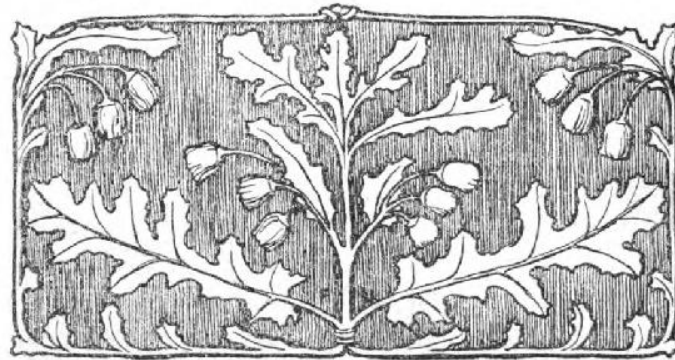
»So komm ich in der Nacht zu Dir . . . Du bist doch allein? . . . « sagte Nechljudow.

»Was denken Sie? Auf keinen Fall! Nein, nein . . . « sprach sie, aber nur mit den Lippen, denn ihr ganzes aufgeregtes, erschüttertes Wesen sagte etwas anderes.

Matrjona Pawlowna näherte sich in der That der Thür. Sie trat mit einer Decke in der Hand ins Zimmer und verwies Katjuscha ärgerlich, mit einem vorwurfsvollen Blick auf Nechljudow, daß sie nicht die richtige Decke genommen hätte.

Nechljudow ging schweigend hinaus. Er schämte sich nicht einmal. Zwar sah er am Gesicht Matrjona Pawlownas, daß sie sein Benehmen mißbilligte und fühlte, daß sein Vorhaben ein schlechtes und ihre Mißbilligung eine berechtigte war. Aber das tierische Gefühl, das aus der früheren, reinen Liebe herausgewachsen war, hatte sich seiner bereits völlig bemächtigt und erkannte neben sich nichts mehr an. Er wußte jetzt, was er zur Befriedigung dieses Gefühls zu thun hatte und suchte nur nach einer Gelegenheit dazu.

Den ganzen Abend war er außer sich, bald kam er zu den Tanten, bald ging er auf sein Zimmer oder auf den Flur und dachte nur daran, wie er sie allein treffen könnte. Aber sie mied ihn und Matrjona Pawlowna versuchte, sie nicht aus den Augen zu lassen.



Siebzehntes Kapitel.

So verging der ganze Tag und die Nacht brach herein. Der Arzt ging schlafen. Auch die Tanten legten sich zu Bette. Nechljudow wußte, daß Matrjona Pawlowna jetzt im Schlafzimmer der Tanten war und daß er Katjuscha im Mädchenzimmer allein treffen würde. Er ging wieder hinaus auf die Treppe. Draußen war es dunkel, feucht und warm. Jener weißliche Nebel, der im Frühling den letzten Schnee zerrinnen macht oder selbst durch den schmelzenden letzten Schnee entsteht, er füllte die ganze Luft. Vom Flusse her, der ungefähr hundert Schritt weit unterm Abhang am Hause vorbeifloß, vernahm man seltsame Töne: es war das berstende Eis.

Nechljudow stieg die Treppe hinunter und ging über Pfützen und übereisten Schnee zum Fenster des Mädchenzimmers. Das Herz klopfte ihm in der Brust so stark, daß er es hörte; der Atem stockte ihm bald, bald entrang er sich in einem schweren Seufzer. Im Mädchenzimmer brannte eine kleine Lampe und Katjuscha faß allein am Tisch und sah in Gedanken versunken vor sich hin. Nechljudow betrachtete sie lange, ohne sich zu rühren; er wollte wissen, was sie wohl thun würde, während sie sich unbeobachtet glaubte. Etwa zwei Minuten blieb sie regungslos, dann erhob sie die Augen, lächelte und schüttelte wie im Selbstvorwurf den Kopf. Plötzlich änderte sie ihre Stellung, legte stürmisch, beide Arme auf den Tisch und begann wieder vor sich hinzustarren.

Er stand da und betrachtete sie. Unwillkürlich hörte er zugleich

das Pochen seines Herzens und die vom Fluß her kommenden Töne. Dort auf dem Fluß im Nebel ging eine rastlose langsame Arbeit vor sich, bald hörte man ein Schnaufen, bald ein Krachen und Rieseln und das gläserne Klirren der dünnen Eisschollen.

Er blickte auf das verträumte, von innerer Arbeit gemarterte Gesicht Katjuschas und sie dauerte ihn; aber seltsamerweise verstärkte dieses Mitleid nur sein Begehren.

Er klopfte ans Fenster. Wie von einem elektrischen Schläge zuckte sie mit dem ganzen Körper zusammen und Entsetzen zeigte sich auf ihrem Antlitz. Dann sprang sie auf, trat an das Fenster heran und drückte das Gesicht an die Scheibe. Der Ausdruck des Entsetzens verließ ihr Gesicht auch dann nicht, als sie ihn erkannte, indem sie die beiden Handflächen wie Scheuklappen an die Augen hielt. Sie hatte ein ungewöhnlich ernstes Aussehen — so ernst war sie ihm noch nie vorgekommen. Sie lächelte nur, weil sie sein Lächeln gesehen, sie that es, als unterwürfe sie sich ihm, aber in ihrer Seele war kein Lächeln, da war nur Furcht. Er winkte ihr mit der Hand, hinauszukommen. Aber sie schüttelte den Kopf und blieb am Fenster stehen. Er näherte sein Gesicht noch einmal dem Fenster und wollte ihr sagen, daß sie kommen solle, aber in diesem Augenblick drehte sie sich nach der Thür um — offenbar hatte jemand nach ihr gerufen.

Nechljudow trat vom Fenster zurück. Der Nebel war so dicht, daß Nechljudow, als er kaum fünf Schritt gemacht hatte, das Fenster nicht mehr erblicken konnte, sondern nur eine schwarze Masse sah, aus der die Flamme der Lampe rot und riesenhaft glühte. Vom Flusse her tönte dasselbe Schnaufen und Rieseln, das Klirren und Krachen des Eises. Nicht weit auf dem Hofe schrie aus dem Nebel heraus ein Hahn, in der Nähe antwortete ein anderer und weither aus dem Dorfe hörte man einander über tönende und in eins verschmelzende Hahnenrufe. Im übrigen war rings umher alles außer dem Flusse still. Die Hähne aber hatten bereits zum zweiten Male gekräht.

Nechljudow ging hinter der Hausecke ein paar mal hin und her, wobei er zuweilen in Pfützen geriet und kehrte wieder zum Fenster

zurück. Die Lampe brannte noch immer und Katjuscha saß wieder wie unschlüssig am Tisch. Kaum hatte er sich dem Fenster genähert, als sie zu ihm hinblickte. Er klopfte ans Fenster. Und ohne hinzusehen, wer da klopfte, lief sie sogleich zum Mädchenzimmer hinaus. Nechljudow hörte, wie die Thür sich mit einem Schnalzen loslöste und dann knarrte. Er erwartete sie bereits auf der Treppe und empfing sie stumm. Sie drückte sich fest an ihn, erhob das Köpfchen und fing mit den Lippen seinen Kuß auf. Sie standen auf einer aufgetauten trockenen Stelle hinter der Ecke. Er war erfüllt von einem quälenden, unerfüllten Verlangen.

Plötzlich schnalzte und knarrte die Thür mit demselben Ton und die ärgerliche Stimme Matrjona Pawlownas ließ sich hören:

»Katjuscha!«

Sie riß sich von ihm los und lief ins Mädchenzimmer zurück. Nechljudow hörte wie der Riegel zuschlug. Dann wurde alles still, das rote Auge im Fenster verschwand, es blieb nur der Nebel und das Treiben auf dem Fluß.

Nechljudow trat ans Fenster heran, aber es war niemand zu sehen. Er klopfte, keine Antwort. Dann kehrte er von der Paradetreppe ins Haus zurück, aber legte sich nicht zu Bett. Er zog die Stiefel aus und ging barfuß auf dem Korridor zu Katjuschas Thür, deren Zimmer sich neben dem Matrjona Pawlownas befand. Er hörte, wie Matrjona Pawlowna ruhig schnarchte und wollte eintreten, als sie plötzlich zu husten begann und sich in dem knarrenden Bett umdrehte. Wie erstarrt hielt er inne und blieb so etwa fünf Minuten stehen. Als wieder alles still wurde und das ruhige Schnarchen von neuem ertönte, ging er weiter, indem er vorsichtig die nicht knarrenden Dielenbretter aussuchte. Er stand vor Katjuschas Thür, alles war still. Sie schien nicht zu schlafen, wenigstens konnte man ihren Atem nicht hören. Kaum aber hatte er ihre Namen flüsternd gerufen, als sie schon aufgesprungen war und ihn hinter der Thür, wie es ihm schien mit ärgerlicher Stimme, zu bereden suchte, wegzugehen.

»Was soll denn das sein? Wie kann man nur? Die Tanten könnten es hören . . . « — so sprach ihr Mund, während ihr ganzes Wesen

ihm sagte: »ich bin Dein, Dein!«

Und Nechljudow verstand nur dieses Letztere.

»Nur auf einen Augenblick . . . öffne . . . Ich bitte dich . . . «
stammelte er leidenschaftlich.

Sie regte sich nicht. Dann hörte er das Geräusch einer Hand, die den Thürhaken suchte. Der Haken klirrte und er drang durch die geöffnete Thür ein.

Er ergriff sie, wie sie war, hob sie empor und trug sie fort.

»Ach! Was thun Sie?« flüsterte sie.

Aber er beachtete ihre Worte nicht und trug sie in sein Zimmer.

»Ach nein . . . Lassen Sie mich«, sprach sie, während sie sich selbst fester an ihn schmiegte.

Als sie zitternd und schweigend, ohne auf seine Worte zu antworten, ihn verlassen hatte, trat er auf die Treppe hinaus und blieb stehen.

Draußen war es heller. Unten auf dem Fluß hatte sich das Krachen und Klirren und Schnaufen noch verstärkt, nur war jetzt das Rieseln vernehmlicher. Der Nebel senkte sich und hinter der Nebelwand hervor tauchte die abnehmende Sichel des Mondes auf. Sie beleuchtete etwas Schwarzes und Fürchterliches.

»Was ist das nun: ist mir ein großes Glück, oder ein großes Unglück begegnet?« so fragte er sich. »Alle machen's so, alle«, war seine Antwort. Dann ging er schlafen.



Achtzehntes Kapitel.

Am nächsten Tage kam der glänzende, lustige Schönbock an und bezauberte die Tanten durch seine Eleganz, Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Freigebigkeit und durch seine Liebe zu Dimitrij. Seine Freigebigkeit gefiel den Tanten zwar sehr, machte sie aber durch ihre übertriebene Art doch etwas staunen. Blinden Bettlern, die gekommen waren, gab er einen ganzen Rubel, an die Leute verteilte er gegen fünfzehn Rubel Trinkgelder und als Susette, das Schoßhündchen Sofja Iwanownas, sich in seiner Gegenwart den Fuß blutig gerissen hatte, da wollte er ihr einen Verband anlegen und zerriß zu diesem Zwecke, ohne einen Augenblick zu zögern, sein feingerändertes Batistaschentuch, — Sofja Iwanowna wußte, daß ein Dutzend davon mindestens fünfzehn Rubel kostete. Die Tanten hatten solche Leute noch nicht gesehen und wußten nicht, daß dieser Schönbock zweihunderttausend Rubel Schulden hatte, die er nicht hoffen durfte, jemals bezahlen zu können, und daß es ihm daher auf fünf und zwanzig Rubel mehr oder weniger nicht ankam.

Schönbock blieb nur einen Tag und reiste in der darauffolgenden Nacht mit Nechljudow ab. Sie konnten nicht länger bleiben, weil der letzte Termin für ihr Erscheinen im Regiment gekommen war.

Während des letzten Tages, den Nechljudow bei den Tanten verbracht hatte, kämpften in der Erinnerung an die verbrachte Nacht zwei entgegengesetzte Gefühle in seiner Brust. Das eine war das

Gefühl brennender, sinnlicher Liebe, die allerdings bei weitem nicht alles, was sie versprochen, gegeben hatte, und eine gewisse Selbstzufriedenheit wegen des erreichten Zweckes; das andere, — das Bewußtsein einer schlechten That, die, wenn auch nicht um ihrer, so doch um seinetwillen gut gemacht werden mußte.

In dem Zustand des Egoismus-Irrsinns, in welchem Nechljudow sich befand, dachte er nur an sich selbst und nicht daran, was Katjuscha empfinden müsse und was aus ihr werden würde. Nur ob und in wie weit man seine Handlungsweise an ihr verurteilen würde, beunruhigte ihn.

Es schien ihm, daß Schönbock seine Beziehungen zu Katjuscha erriet und seine Eigenliebe fühlte sich dadurch geschmeichelt.

»Aha, darum hast Du die Tanten plötzlich so lieb gewonnen, daß Du eine ganze Woche lang bei ihnen kleben geblieben bist«, hatte ihm Schönbock gesagt, als er Katjuscha gesehen. »Ich an Deiner Stelle wäre auch nicht so ohne weiteres vorbei gefahren. Ein reizendes Ding!«

Nechljudow dachte auch noch daran, daß seine baldige Abreise ihm freilich auch den Genuß des Auskostens dieses Liebesbechers entzog, aber immerhin bot sie ihm den Vorteil, daß die Beziehungen, die auf die Dauer doch nicht aufrecht zu erhalten waren, auf diese Weise wenigstens einen schnellen Abschluß fanden.

Er dachte auch noch daran, daß er ihr Geld geben müsse, und wiederum nicht um ihretwillen, nicht weil sie es brauchte, sondern nur weil es alle so thaten. Er gab ihr denn auch soviel, wie er es seiner und ihrer Stellung entsprechend für angemessen erachtete.

Nach dem Mittagessen am Tage der Abfahrt erwartete er sie auf dem Flur. Katjuscha errötete und wollte an ihm vorbeigehen, denn die Thür zum Mädchenzimmer war offen, aber er hielt' sie zurück.

»Ich wollte mich verabschieden . . . « sagte er, das Kouvert mit dem Hundertrubelscheine in der Hand knüllend. »Hier . . . «

Sie erriet seine Absicht, verzog das Gesicht, schüttelte den Kopf und stieß seine Hand weg.

»Nein, nimm nur . . . « stammelte er und steckte ihr das Kouvert in den Busen. Und gequält und stöhnend als hätte er sich verbrannt,

lief er in sein Zimmer.

Dort ging er noch lange auf und ab, krümmte sich, sprang sogar in die Höhe und stöhnte laut. Er empfand jedesmal einen heftigen physischen Schmerz, wenn er an diese Szene erinnert wurde.

Aber was war da zu machen? Es war immer so. So war es mit Schönbock und der Gouvernante gewesen, von der ihm jener erzählte, so war es mit Onkel Grischa, so auch mit seinem eigenen Vater, als er auf dem Lande lebte und ihm jener uneheliche Sohn, Mitenjka, geboren wurde, der noch jetzt existierte. Wenn es aber alle so machten, so mußte es also so sein.

So suchte Nechljudow sich zu trösten. Es gelang ihm aber nicht und die Erinnerung an diese That versengte ihm das Gewissen.

In der Tiefe, in der tiefsten Tiefe seiner Seele wußte er, daß er so niedrig, gemein und grausam gehandelt hatte, daß er im Bewußtsein dieser Schund- that nicht nur nicht jemand anderes, wer es auch sei, verurteilen, sondern einfach niemandem in die Augen sehen konnte. Natürlich konnte er sich auch nicht mehr für jenen edlen und großmütigen, prachtvollen jungen Mann halten, für den er sich bis jetzt gehalten hatte. Er mußte sich aber für einen solchen halten, um rüstig und heiter das Leben verbringen zu können. Nur ein Mittel kannte er dagegen: nicht daran zu denken. Das that er denn auch.

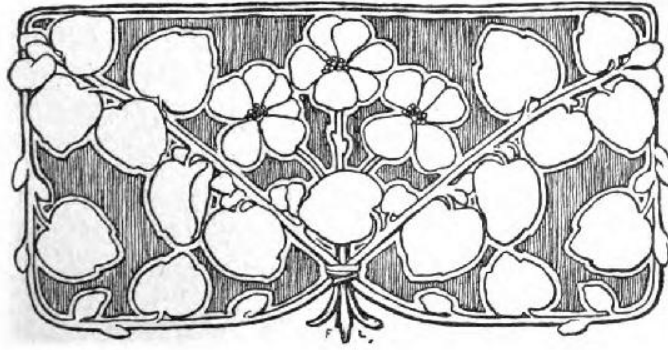
Das neue Leben, in das er eintrat, die neuen Orte, die Kameraden, der Krieg, erleichterten ihm die Ausführung dieser Absicht. Und je mehr er lebte, um so mehr vergaß er auch und vergaß zuletzt wirklich alles.

Nur einmal, als er nach dem Kriege in der Hoffnung, Katjuscha wiederzusehen, die Tanten nochmals besuchte, mußte sein Herz sich von neuem zusammenkrampfen. Er erfuhr, daß Katjuscha nicht mehr da war, daß sie bald nach seiner Abreise weggegangen war, um niederzukommen, daß sie dann auch gebar und hernach, wie die Tanten gehört hatten, ganz verkommen war. Der Zeit nach konnte das Kind, das sie geboren hatte, sein Kind sein, es konnte es aber auch nicht sein. Die Tanten erzählten, daß sie verdorben und ebenso liederlich wie ihre Mutter war. Und dieses Urteil der Tanten war ihm angenehm, denn es schien ihn zu entschuldigen.

Anfangs wollte er noch sie und ihr Kind aufsuchen, aber später, eben weil es ihm in der Tiefe seiner Seele zu wehe that, weil er sich vor sich selbst zu sehr schämte, machte er dazu nicht die nötigen Anstrengungen und vergaß noch gründlicher seine Sünde, an die er zuletzt gar nicht mehr dachte.

Und nun erinnerte ihn dieser wunderbare Zufall an alles und verlangte von ihm das Geständnis seiner Herzlosigkeit, Grausamkeit und Niedertracht, die es ihm möglich gemacht hatten, zehn Jahre lang mit einem, von einer solchen Sünde belasteten Herzen ruhig zu leben.

Jetzt aber war er von einem derartigen Geständnis noch weit entfernt und dachte augenblicklich nur daran, daß nicht alles das offenbar würde und sie oder ihr Verteidiger nicht alles erzählten und ihn so vor der ganzen Welt blamierten.



Neunzehntes Kapitel.

In einer solchen Gemütsverfassung befand sich Nechljudow, als er aus dem Sitzungssaal in das Zimmer der Geschworenen getreten war. Er saß am Fenster, horchte auf das Gespräch um ihn her und rauchte unaufhörlich.

Der lustige Kaufmann sympathisierte augenscheinlich von ganzem Herzen mit der Art, wie sich der Kaufmann Smeljkow die Zeit vertrieben hatte.

»Na, mein Bester, der hat 'mal ordentlich gelumpt, echt sibirisch. Der war darin Fachmann, so ein Zuckermädel . . . «

Der Obmann äußerte irgend welche Erwägungen, denen zufolge die ganze Sache dem Gutachten der Sachverständigen gemäß beurteilt werden müsse. Pjotr Gerassimowitsch scherzte mit dem jüdischen Kommis und beide lachten. Nechljudow antwortete einsilbig auf die an ihn gerichteten Fragen und wünschte nur eines, daß man ihn in Ruhe ließe.

Als der Gerichtsvollzieher mit dem schiefen Gang die Geschworenen wieder in den Sitzungssaal bat, wurde Nechljudow von einer Furcht befallen, als ob nicht er zu Gericht sitzen, sondern über ihn abgeurteilt werden sollte. In der Tiefe seiner Seele fühlte er bereits, daß er ein Schuft sei, der den Leuten nicht in die Augen sehen dürfte, er betrat aber gewohnheitsgemäß, mit den gewohnten selbst bewußten Allüren das Podium und setzte sich auf seinen Platz neben dem Obmann, das eine Bein über das andere

geschlagen, das Pincenez zwischen den Fingern.

Auch die Angeklagten waren inzwischen irgend wohin abgeführt worden und wurden jetzt wieder vorgeführt.

Im Saal sah man neue Gesichter, Zeugen, und Nechljudow bemerkte, wie die Maslowa mehrere Mal, als könnte sie sich nicht satt sehen, auf eine in Samt und Seide geputzte dicke Dame hinblickte, die in einem hohen Hut mit großer Schleife und einem eleganten Ridikül auf dem bis zum Ellbogen entblößten Arm, in der ersten Reihe, gleich vor dem Gitter saß. Das war, wie Nechljudow sofort erriet, eine Zeugin, die Vorsteherin des Hauses, in welchem die Maslowa in ihrer letzten Stellung »gearbeitet« hatte.

Das Zeugenverhör begann. Name, Konfession u.s.w. Nach Befragung der Parteien, ob sie das Verhör mit oder ohne Vereidigung haben wollten, erschien wieder mit demselben mühsamen Gang der alte Geistliche und wieder legte er mit derselben Geste das goldene Kreuz auf der seidenen Brust zurecht und nahm mit derselben Ruhe und Sicherheit den Zeugen und dem Sachverständigen den Eid ab. Nachdem die Vereidigung beendet war, wurden alle Zeugen, mit Ausnahme von Maslowas Wirtin, der Kitajewa, wieder abgeführt. Sie wurde gefragt, was sie von der Sache wisse. Mit einem gemachten Lächeln erzählte sie mit deutschem Accent, indem sie den großen Hut wellenförmig bewegte, folgendes:

Zuerst kam ihr Bekannter, der Korridorbediente Simon zu ihr, um die Ljubascha abzuholen. Nach einiger Zeit kehrte Ljubascha mit dem Kaufmann wieder zurück. Der Kaufmann war bereits in Ekstase, — erzählte die Kitajewa mit einem leichten Lächeln, — und fuhr auch bei uns zu trinken fort. Da ihm aber das Geld bald ausging, so schickte er zu sich ins Hotel jene Ljubascha, zu der er eine »Prédilection« gefaßt hatte, — sagte sie mit einem Blick auf die Angeklagte.

Nechljudow schien es, als hätte die Maslowa dazu gelächelt und dieses Lächeln machte auf ihn einen widerwärtigen Eindruck. Ein eigentümliches Gefühl von Abscheu und Mitleid zugleich stieg in ihm auf.

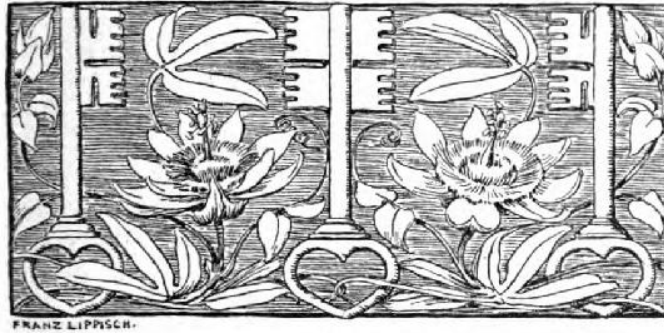
»Und welche Meinung haben Sie von der Maslowa gehabt?« fragte zaghaft und errötend ihr vom Gericht ernannter Verteidiger, ein junger Aspirant.

»Die allerbeste«, antwortete die Kitajewa in gebrochenem Russisch. »Sie war gebildet und chic. In einer feinen Familie war sie erzogen und konnte Französisch lesen. Sie trank zuweilen ein übriges, vergaß sich aber nie. Ein wirklich braves Mädchen.«

Katjuscha sah auf die Wirtin, wandte dann aber ihren Blick plötzlich auf die Geschworenen und ließ ihn auf Nechljudow ruhen, wobei ihr Gesicht einen ernsten und sogar strengen Ausdruck annahm. Das eine ihrer strengen Augen schielte. Ziemlich lange blieben diese seltsam dreinschauenden Augen auf Nechljudow geheftet. Und trotz des Schreckens, der ihn erfaßte, konnte auch er seinen Blick von diesen schielenden Augen nicht wenden. In seinem Gedächtnis tauchte jene schreckliche Nacht auf mit dem berstenden Eis, dem Nebel und dem abnehmenden umgekehrten Mond, der gegen Morgen aufging und etwas Schwarzes und Furchtbares beleuchtete. Diese zwei schwarzen Augen, die auf ihn und zugleich an ihm vorbei blickten, erinnerten ihn an dieses Schwarze und Furchtbare.

»Sie hat mich erkannt!« dachte Nechljudow und zuckte zusammen, als erwartete er einen Schlag. Aber sie erkannte ihn nicht. Sie atmete ruhig auf und begann wieder auf den Präsidenten zu blicken. Auch Nechljudows Brust entrang sich ein Seufzer. »Ach, nur schneller!« dachte er. Er empfand jetzt ein Gefühl, welches demjenigen ähnlich war, das er auf der Jagd hatte, wenn er einem angeschossenen Vogel den Rest geben mußte: Ekel und Mitleid und Missmut. Der verwundete Vogel zuckt in der Jagdtasche, er ist einem widerwärtig und thut einem leid, man möchte ihn schneller tot machen und vergessen.

Solche gemischte Empfindungen bewegten Nechljudow, während er der Zeugenvernehmung zuhörte.



Zwanzigstes Kapitel.

Aber gleichsam ihm zum Trotz dauerte die Verhandlung lange. Die Zeugen wurden einzeln vernommen, der Sachverständige angehört, der Staatsanwaltsadjunkt und der Verteidiger thaten mit der wichtigsten Miene die überflüssigsten Fragen. Endlich schlug der Präsident den Geschworenen die Besichtigung der corpora delicti vor, die aus einem kolossalen Ring mit einer Rosette aus Brillanten, der offenbar auf dem mächtigsten Zeigefinger getragen wurde, und aus einem Filter bestanden, in welchem das Gift untersucht worden war. Die Sachen waren versiegelt und mit Etiketten versehen.

Die Geschworenen schickten sich schon an, die Sachen zu besichtigen, als der Staatsanwaltsadjunkt sich abermals erhob und verlangte, daß vor der Besichtigung der corpora delicti das Protokoll der medizinischen Besichtigung des Leichnams verlesen werde.

Der Präsident wollte die Verhandlung möglichst beschleunigen. Er wußte sehr wohl, daß die Verlesung dieser Akten, auf welcher der Staatsanwalt nur darum bestand, weil er dazu ein gesetzliches Recht hatte, keine anderen Folgen als Langeweile und einen Aufschub des Mittags haben konnte. Je doch durfte er dieses Verlangen nicht ablehnen und erteilte seine Zustimmung. Der Sekretär holte die Akten hervor und begann mit seiner traurigen, bei den Buchstaben L und R schnarrenden Stimme zu lesen.

Bei der äußeren Besichtigung ergab sich, daß:

1) Der Wuchs des Ferapont Smeljkow zwei Arschin und zwölf

Werschok war.

»War das ein kräftiger Kerl«, flüsterte der Kaufmann besorgt Nechljudow ins Ohr.

2) Sein Alter wurde dem äußeren Anschein nach auf ungefähr vierzig Jahre bestimmt.

3) Der Leichnam sah aufgedunsen aus.

4) Die Farbe der Haut war überall grünlich, stellenweise mit dunklen Flecken.

5) Die Epidermis der Körperoberfläche hatte sich in Blasen verschiedener Größe gehoben, stellenweise hatte sie sich gelöst und hing in großen Lappen.

6) Das Haar war dunkelblond, dicht und fiel bei der Berührung leicht von der Haut.

7) Die Augen waren aus den Höhlen gedrungen und die Hornhaut war trübe geworden.

8) Aus den Öffnungen der Nase, der Ohren und der Mundhöhle floß eine schaumige Blutserumflüssigkeit; der Mund war halb geöffnet.

9) Der Hals konnte infolge der Aufblähung des Gesichts und der Brust nicht unterschieden werden.

10) U.s.w. u.s.w.

Auf diese Weise folgte auf vier Seiten in siebenundzwanzig Punkten die Beschreibung aller Einzelheiten des äußeren Befundes des schrecklichen, riesigen, dicken und noch dazu aufgedunsenen, faulenden Leichnams des Kaufmanns, der sich in der Stadt amüsiert hatte: Das Gefühl eines unbestimmten Ekels, welches Nechljudow empfunden hatte, wurde durch diese Beschreibung des Leichnams noch verstärkt. Das Leben Katjuschas und das aus den Nasenlöchern fließende Blutserum, die aus den Höhlen getretenen Augen und seine an ihr verübte Schandthat, alles das waren Gegenstände derselben Ordnung und von allen Seiten wurde er von diesen Gegenständen erfaßt und umgeben.

Als endlich die Verlesung des äußeren Befundes beendet war, seufzte der Präsident schwer auf und erhob das Haupt, in der

Hoffnung, daß es nun aus sei. Aber der Sekretär begann so fort die Verlesung des Protokolls des inneren Befundes.

Der Präsident ließ seinen Kopf wieder hängen, stützte ihn mit der Hand und schloß die Augen. Der Kaufmann, der neben Nechljudow saß, konnte sich kaum des Schlafes erwehren und schwankte ab und zu. Die Angeklagten saßen, ebenso wie die Gendarmen hinter ihnen, unbeweglich.

In dem Protokoll des inneren Befundes hieß es:

1) Die häutigen Schädeldecken lösten sich leicht von den Schädelknochen; Blutspuren waren nicht bemerkbar.

2) Die Knochen des Schädels waren von mittlerer Stärke und unverletzt.

3) Auf der harten Hirnhaut sah man zwei pigmentierte Flecken, etwa vier Zoll groß. Die Hirnhaut selbst war von matt-bleicher Farbe.

14) U.s.w. u.s.w. noch dreizehn Punkte.

Weiter folgten die Namen der Zeugen, die Unterschriften und darauf das Resümee des Arztes. Aus demselben ergab sich, daß die bei der Obduktion vorgefundenen und im Protokoll vermerkten Veränderungen im Magen und teilweise im Darm sowie in den Nieren, mit *einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit* die Schlußfolgerung nahe legten, daß der Tod Smeljkows durch Vergiftung herbeigeführt sei. Die im Magen und im Darm vorgefundenen Veränderungen lassen zwar nicht erkennen, welches Gift dabei verwendet worden war, jedoch darf man nach den im Magen Smeljkows enthaltenen großen Quantitäten Wein und Spirituosen annehmen, daß das Gift zugleich mit den letzteren eingeführt worden sei.

»Der, scheint's, verstand sich aufs Trinken«, flüsterte der wieder zu sich gekommene Kaufmann.

Die Verlesung dieses Protokolls, die ungefähr eine Stunde Zeit in Anspruch nahm, stellte jedoch den Vertreter der Staatsanwaltschaft noch nicht zufrieden. Als die Verlesung beendet war, wandte sich der Präsident an ihn:

»Ich glaube, daß die Verlesung der Akten über die Untersuchung

der Eingeweide unterlassen werden kann«

»Ich möchte doch um die Verlesung bitten«, sagte streng der Staatsanwalt, indem er sich, ohne den Präsidenten anzusehen, ein wenig seitwärts erhob. Der Ton seiner Stimme sollte zu verstehen geben, daß er auf dieser Verlesung zu bestehen ein Recht hatte und daß eine Verweigerung dieses Rechtes einen Grund zur Kassation abgeben würde.

Das Mitglied mit dem großen Bart und den gutmütigen, nach unten gezogenen Augen, derselbe, der am Katarrh litt, fühlte sich bereits ermattet und wandte sich an den Präsidenten:

»Und wozu ist diese Verlesung nötig? Die Sache wird nur in die Länge gezogen. Diese neuen Besen fegen nicht besser, sondern nur langsamer. . . .«

Das Mitglied mit der goldenen Brille sagte nichts und sah nur finster und entschlossen vor sich hin, ohne weder von seiner Frau, noch vom Leben etwas Gutes zu erwarten.

Die Verlesung auch dieses Protokolls begann:

»188., am 15. Februar, habe ich, der Endes unterzeichnete, im Auftrage der medizinischen Abteilung, laut Schreiben sub Nr. 638, im Beisein des Gehilfen des Medizinalinspektors die Untersuchung der inneren Organe und Eingeweide aus geführt«

Der Sekretär hatte die Verlesung in einer höheren Stimmlage und energisch begonnen, als wollte er den Schlaf, der alle Anwesenden nieder drückte, verscheuchen.

»Und zwar:

1) Der rechten Lunge und des Herzens (in einem sechspfündigen gläsernen Behälter).

2) Des Mageninhalts (in einem sechspfündigen gläsernen Behälter).

3) Des Magens selbst (in einem sechspfündigen gläsernen Behälter).

4) Der Leber, der Milz und der Nieren (in einem dreipfündigen gläsernen Behälter).

5) Der Gedärme (in einem sechspfündigen gläsernen Behälter).«

Der Präsident beugte sich im Beginn der Vorlesung zuerst zu einem der Mitglieder hin und flüsterte etwas, dann zum anderen, und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten, unterbrach er die Vorlesung an dieser Stelle.

»Das Gericht erklärt die Vorlesung dieses Protokolls für überflüssig«, sagte er.

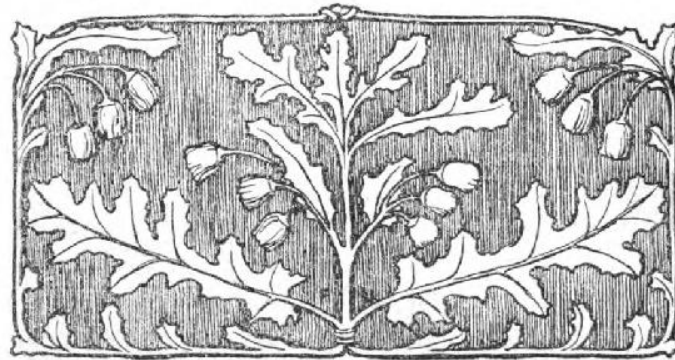
Der Sekretär verstummte und legte die Akten zusammen. Der Staatsanwalt fing zornig an, etwas zu notieren.

»Die Herren Geschworenen können die corpora delicti besichtigen«, sagte der Präsident.

Der Obmann und einige der Geschworenen erhoben sich und näherten sich dem Tisch. Verlegen wegen der Bewegungen oder der Lage, welche sie ihren Händen geben sollten, betrachteten sie der Reihe nach den Ring, das Gläschen und den Filter. Der Kaufmann probierte sogar den Ring an seinem Finger.

Einundzwanzigstes Kapitel 139

»Na, das war ein Finger!« sagte er an seinen Platz zurückkehrend. »Wie eine gute Gurke«, fügte er hinzu. Er ergötzte sich augenscheinlich an der Vorstellung eines Recken, die er sich von dem vergifteten Kaufmann gebildet hatte.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Als die Besichtigung der corpora delicti beendet war, erklärte der Präsident die gerichtliche Untersuchung für geschlossen. Und ohne Unterbrechung, weil er sich möglichst schnell frei machen wollte, überließ er das Wort dem Staatsanwalt, in der Hoffnung, daß auch dieser ein Mensch sei, der ebenfalls rauchen und zu Mittag essen wollte und sich daher ihrer erbarmen würde. Aber der Staatsanwaltsadjunkt hatte weder mit sich selbst, noch mit ihnen Erbarmen. Dieser Adjunkt war seiner Veranlagung nach dumm. Zudem hatte er das Unglück gehabt, beim Verlassen des Gymnasiums mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet zu werden. Auf der Universität erhielt er einen Preis für seine Abhandlung über »Servituten nach dem römischen Recht«. Durch diese Zufälligkeiten war sein Selbstvertrauen im höchsten Grade gewachsen, er war eingebildet und selbstzufrieden geworden. Dazu kamen noch seine Erfolge bei den Frauen. Die Folge von alldem war, daß seine natürliche Dummheit außergewöhnliche Dimensionen annahm. Nachdem er das Wort erhalten hatte, erhob er sich langsam, indem er seine graziöse Figur zur Geltung brachte. Er stützte beide Hände auf den Tisch, neigte ein wenig sein Haupt, warf einen Blick über den ganzen Saal, wobei er jedoch die Angeklagten vermied und begann:

»Der Fall, welcher Ihnen, meine Herren Geschworenen, vorliegt«, so fing er seine während der Vorlesung der Akten und Protokolle

vorbereitete Rede an, »ist, wenn man sich so ausdrücken darf, ein typisches Verbrechen.«

Die Rede des Staatsanwaltsadjunkts mußte seiner Meinung nach eine soziale Bedeutung er halten, ähnlich jenen berühmten Reden, die von berühmt gewordenen Advokaten gehalten wurden. Freilich bestand das Publikum nur aus einem Kutscher und drei Frauen, einer Näherin, einer Köchin und Simons Schwester. Aber auch jene Berühmtheiten hatten ebenso angefangen. Sein Prinzip war, immer auf der Höhe der Situation zu fein, d. h. in die Tiefe der psychologischen Bedeutung des Verbrechens einzudringen und die Krebschäden der Gesellschaft zu entblößen.

»Sie haben, meine Herren Geschworenen, ein, wenn ich mich so ausdrücken darf, für das Ende des Jahrhunderts typisches Verbrechen vor sich, ein Verbrechen welchem, so zu sagen, die spezifischen Merkmale einer beginnenden Auflösung anhaften, einer Auflösung, der in unseren Tagen namentlich jene Schichten der Gesellschaft verfallen, welche den so zu sagen heißesten Strahlen jenes Prozesses ausgesetzt sind . . . «

Der Staatsanwalt sprach lange, wobei er sich einerseits bemühte, sich all der klugen Sachen, die er sich zurecht gelegt hatte, zu erinnern, andererseits und hauptsächlich aber, nicht einen Augenblick stecken zu bleiben, und es so einzurichten, daß seine Rede ununterbrochen eine und eine viertel Stunde dahinfloß.

Nur einmal stockte er und schluckte ziemlich lange. Aber sogleich überwand er die Schwierigkeit und glich die Bresche durch eine verstärkte Beredsamkeit aus. Er sprach bald mit zarter, ein schmeichelnder Stimme, indem er von einem Fuß auf den anderen trat und den Geschworenen in die Augen blickte, bald im ruhigen geschäftsmäßigen Ton, vertieft in das Konzept, und dann wieder mit lauter überführender Stimme, den Blick von den Geschworenen zu dem Publikum wendend. Nur die Angeklagten, die sich mit den Augen an ihm gleichsam festgesogen hatten, sah er nicht ein einziges Mal an. Seine Rede enthielt all das Neueste, was damals in seinem Kreise im Gange war, was für das letzte Wort der wissenschaftlichen Weisheit galt und noch gilt. Da gab es die

Theorie der erblichen Belastung, des angeborenen Verbrechertums, Lombroso, Tardieu, Evolution, Kampf ums Dasein, Hypnotismus, Suggestion, Charcot, Decadence, — all das bunt durcheinander.

Der Kaufmann Smeljkow war nach der Auffassung des Staatsanwaltes ein Typus des kraftvollen, unberührten Russen mit seiner freien schrankenlosen Natur. In Folge seiner Vertrauensseligkeit und seines Großmutes fiel er als Opfer einiger tief entsittlichten Persönlichkeiten, unter deren Einfluß er geraten war.

Simon Kartinkin war ein atavistisches Produkt der Leibeigenschaft, ein verschüchterter Mensch, ohne Bildung, ohne Prinzipien, ohne Religion sogar. Jewfimia war seine Geliebte und ein Opfer erblicher Belastung. An ihr konnte man alle Kennzeichen eines degenerierten Subjekts beobachten. Die eigentliche treibende Kraft des Verbrechens war jedoch in der Maslowa verkörpert, die man zu den niederen Vertretern der Decadence zählen mußte. »Dieses Weib«, so sprach der Staatsanwalt, ohne die Maslowa anzusehen, — »hat Bildung gewonnen. Wir haben hier vor Gericht die Aussagen ihrer Wirtin gehört. Sie kann nicht nur lesen und schreiben, sondern auch Französisch. Sie ist eine Waise, die wahrscheinlich die Keime des Verbrechens schon in sich trug. Sie wurde in einer intelligenten adeligen Familie erzogen und hätte sich durch ehrliche Arbeit ernähren können. Aber sie verläßt ihre Wohlthäter, läßt sich von ihren Leidenschaften fortreißen und geht in ein öffentliches Haus. Sie fällt durch ihre Bildung auf und auch, wie Sie, meine Herren Geschworenen, hier von ihrer Wirtin gehört haben, durch ihre Fähigkeit, die Leute mit jener geheimnisvollen, eigentümlichen Kraft zu beeinflussen, welche in neuester Zeit von der Wissenschaft und namentlich von der Schule Charcots erforscht und unter dem Namen Suggestion bekannt geworden ist. Durch eben diese Kraft unterwirft sie sich den russischen Recken, den gutmütigen, zu traulichen Sagenheld und mißbraucht sein Vertrauen, um ihn erst zu berauben und dann erbarmungslos zu morden.«

»Na, da scheint er mir denn doch sich etwas zu hoch verflogen zu haben«, sagte der Präsident, indem er sich lächelnd zum strengen

Mitglied hinüberbeugte.

»Ein fürchterlicher Schafskopf!« sagte das strenge Mitglied.

»Meine Herren Geschworen!« fuhr unterdessen mit einer graziösen Taillewendung der Staatsanwalt fort. »Von Ihrem Machtspruch hängt das Schicksal dieser Menschen ab, aber in Ihrer Macht befindet sich zum Teil auch das Schicksal der ganzen Gesellschaft, die Sie durch Ihr Verdikt beeinflussen. Sie werden sich von der Bedeutung dieses Verbrechens durchdringen lassen, werden sich der Gefahr, welcher die Gesellschaft durch solche, so zu sagen, pathologische Individuen ausgesetzt wird, nicht verschließen, und werden die Gesellschaft, ihre gesunden, unschuldigen Elemente, vor Ansteckung und wahrscheinlichem Untergang wohl zu wahren wissen.«

Und als wäre er selbst von der Bedeutung des zu erwartenden Urteils erdrückt, ließ sich der Staatsanwalt auf seinen Sitz nieder, mit seiner eigenen Rede offenbar aufs höchste zufrieden.

Der Sinn seiner Rede war, abgesehen von den Blumen der Beredsamkeit, — daß die Maslowa den Kaufmann hypnotisiert haben sollte. Nachdem sie sich in sein Vertrauen eingeschlichen hätte, sei sie nach dem Gelds mit dem Schlüssel in sein Zimmer gegangen und hätte ursprünglich alles für sich behalten wollen. Da sie aber von Simon und Jewfimia überrascht wurde, so mußte sie natürlich den Raub mit ihnen teilen. Nachher, um die Spuren des Verbrechens zu tilgen, hätte sie den Kaufmann wieder ins Hotel gelockt und ihn dort vergiftet.

Nach der Rede des Staatsanwaltes erhob sich von der Advokatenbank ein Herr in mittleren Jahren, mit stark ausgeschnittener Weste und hielt eine geschickte Rede zur Verteidigung des Kartinkin und der Botschkowa. Es war der von ihnen für dreihundert Rubel engagierte Rechtsanwalt. Er suchte die beiden zu entlasten und die ganze Schuld auf die Maslowa zu schieben.

Er verwarf die Aussage der Maslowa, daß die Botschkowa und Kartinkin mit ihr zusammen gewesen seien, als sie das Geld nahm, und bestand darauf, daß ihr Zeugnis, als das Zeugnis einer des

Giftmordes überwiesenen, keinen Wert haben könne. Das Geld, die zweitausend fünfhundert Rubel — so sagte der Advokat — konnten von zwei ehrlichen und arbeitsamen Menschen, die von den Gästen zuweilen drei bis fünf Rubel täglich erhielten, sehr wohl erübrigt worden sein. Das Geld des Kaufmanns aber sei von der Maslowa geraubt und irgend jemand übergeben worden oder auch verloren, da sie sich in einem anormalen Zustande befunden hätte. Die Vergiftung hätte die Maslowa allein ausgeführt.

Daher ersuchte er die Geschworenen, den Kartinkin und die Botschkowa von der Entwendung des Geldes freizusprechen. Sollten sie aber die beiden in dieser Hinsicht dennoch für schuldig erachten, so möchten sie doch die vorgefaßte Absicht und die Teilnahme an der Vergiftung ausschließen.

Zum Schluß bemerkte der Advokat mit einem Stich gegen den Staatsanwalt, daß die glänzenden Ausführungen des Herrn Vertreters der Staatsanwaltschaft über die Frage der erblichen Belastung, obgleich sie dieselbe vom wissenschaftlichen Standpunkt beleuchteten, in diesem Falle doch nicht an gebracht seien, da die Botschkowa die Tochter unbekannter Eltern sei.

Der Staatsanwalt trug wütend und bissig etwas in seinem Konzept ein und zuckte in verächtlicher Verwunderung die Achseln.

Darauf erhob sich der Verteidiger der Maslowa und hielt schüchtern und stotternd seine Verteidigungsrede. Ohne die Teilnahme der Maslowa an der Entwendung des Geldes in Abrede zu stellen, bestand er nur darauf, daß sie nicht die Absicht gehabt hätte, Smeljkow zu vergiften, und das Pulver nur dazu gereicht hätte, damit er einschlief. Er wollte auch etwas Beredsamkeit entwickeln, indem er eine Schilderung unternahm, wie die Maslowa in das lasterhafte Leben von einem Manne hin eingezogen war, der straflos geblieben, während sie jetzt die ganze Schwere ihres Fehltrittes tragen mußte. Aber dieser Exkurs in das Gebiet der Psychologie gelang ihm so schlecht, daß es allen peinlich wurde. Als er von der Hilflosigkeit der Frauen und der Hartherzigkeit der Männer zu stottern begann, unterbrach ihn der Präsident, um ihm die Situation zu erleichtern, und ersuchte ihn, bei der Sache zu bleiben.

Nach diesem Verteidiger erhob sich wieder der Staatsanwalt und begann seine Auffassung von der Vererbung gegen den ersten Rechtsanwalt zu verteidigen. Wenn die Botschkowa auch von unbekanntem Eltern abstamme, so werde dadurch die Sicherheit der Vererbungstheorie in keiner Weise gemindert, denn diese Theorie sei von der Wissenschaft so weit fundiert, daß wir nicht nur das Verbrechen von der Vererbung, sondern auch die Vererbung vom Verbrechen herleiten könnten. Was übrigens die Annahme der Verteidigung betreffe, daß die Maslowa zum lasterhaften Lebenswandel von einem fingierten (er sprach das Wort »fingiert« besonders giftig aus) Manne verführt worden sei, so sprächen alle Ergebnisse der Untersuchung vielmehr dafür, daß sie die Verführerin vieler, sehr vieler Opfer gewesen, die durch ihre Hände gegangen seien. Nachdem er das gesagt hatte, ließ er sich wieder siegreich nieder.

Darauf wurde den Angeklagten anheim gegeben, sich zu rechtfertigen.

Jewfimia Botschkowa wiederholte nur, daß sie von nichts gewußt und sich an nichts beteiligt hätte und wies hartnäckig auf die Maslowa hin, als auf diejenige, die die einzige Schuldige sei.

Simon wiederholte nur einige Mal:

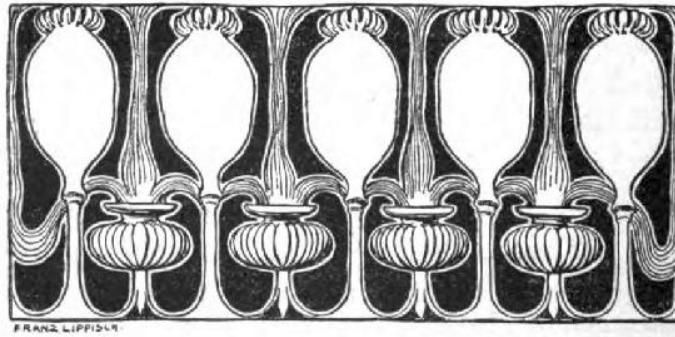
»Wie Sie wollen . . . aber schuldlos . . . ohne Grund . . . «

Die Maslowa sagte nichts. Auf das Ersuchen des Präsidenten, das, was sie zu ihrer Verteidigung vorzubringen hätte, zu sagen, erhob sie nur die Augen zu ihm und warf wie ein gehetztes Tier einen Blick um sich herum, senkte dann wieder die Augen und brach in ein lautes Schluchzen aus.

»Was ist Ihnen?« fragte der neben Nechljudow sitzende Kaufmann, als er den sonderbaren Ton vernahm, der diesem plötzlich entfuhr. Dieser Ton war ein zurückgehaltenes Schluchzen.

Nechljudow begriff noch immer nicht die ganze Bedeutung seiner jetzigen Lage und schrieb das kaum zurückgehaltene Schluchzen und die in die Augen tretenden Thränen der Schwäche seiner Nerven zu. Er setzte, um die Thränen zu verbergen, das Pincenez auf und begann sich zu schnauben.

Die Furcht vor der Schande, mit der er sich bedecken würde, wenn jetzt im Gerichtssaale alle seine Schandthat erkennen würden, erstickte die innere Arbeit, die in ihm vor sich ging. Diese Furcht drängte in der ersten Zeit alles andere in ihm zurück.



Zweundzwanzigstes Kapitel.

Nach dem letzten Worte der Angeklagten und nach der Besprechung der Parteien bezüglich der Form der zu stellenden Fragen, was noch ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm, wurden die Fragen vorgelegt und der Präsident begann sein Resümee.

Ehe er an die Darstellung des Thatbestandes ging, erklärte er den Geschworenen sehr ausführlich in einem angenehmen familiären Tone, daß Raub Raub sei, Diebstahl Diebstahl, und Entwendung aus einem verschlossenen Raum Entwendung aus einem verschlossenen Raum. Während dieser Erklärung blickte der Präsident besonders häufig auf Nechljudow, als wollte er gerade ihn auf diesen wichtigen Unterschied ganz besonders aufmerksam machen, in der Hoffnung, daß der Fürst ihn dann später auch seinen Kollegen klar machen würde. Nachdem er dann angenommen hatte, daß die Geschworenen von diesen wichtigen Wahrheiten genügend durchdrungen seien, begann er eine neue Wahrheit zu entwickeln, nämlich die, daß Mord eine solche Handlung genannt werde, durch welche der Tod eines Menschen erfolge, und daß Vergiftung daher auch ein Mord sei. Als auch diese Wahrheit, seiner Ansicht nach, von den Geschworenen ebenfalls erfaßt war, erklärte er ihnen, daß wenn Diebstahl und Mord zugleich verübt werden, der Bestand des Verbrechens sich aus Diebstahl und Mord zusammensetze.

Obgleich der Präsident selbst möglichst schnell fertig werden wollte und die Schweizerin ihn bereits erwarten mußte, so war er

doch an seine Beschäftigung so sehr gewöhnt, daß er, als er ein mal angefangen hatte zu sprechen, nicht mehr auf hören konnte. Er belehrte daher die Geschworenen ausführlich, daß, wenn sie die Angeklagten für schuldig befänden, ihnen das Recht zustände, sie für schuldig zu befinden, wenn sie sie aber für unschuldig befänden, ihnen das Recht zustände, sie für unschuldig zu befinden; wenn sie sie aber in einer Sache für schuldig, in der anderen aber für unschuldig befänden, so stehe ihnen das Recht zu, sie in der einen Sache für schuldig, in der anderen für unschuldig zu befinden. Darauf er klärte er ihnen noch, daß, obgleich ihnen dieses Recht zuerkannt sei, sie davon nur in vernünftiger Weise Gebrauch machen müßten.

Er wollte ihnen auch noch erklären, daß, wenn sie auf eine der ihnen vorgelegten Fragen eine bejahende Antwort geben, sie durch diese Antwort alles das, was die Frage enthält, bejahen, und daß, wenn sie irgend einen Teil der Frage nicht bejahen wollten, sie das, was sie nicht bejahen, besonders erwähnen und ausscheiden müßten. Aber als er auf die Uhr blickte und sah, daß es schon fünf Minuten vor Drei war, entschloß er sich, so gleich zur Darlegung des Thatbestandes überzugehen.

»Der Thatbestand dieser Sache ist folgender«, so begann er und wiederholte dann alles das, was schon mehrere Male von den Verteidigern, vom Staatsanwaltsadjunkt und von den Zeugen gesagt worden war.

Der Präsident sprach, während die Mitglieder rechts und links von ihm tiefsinnig zuhörten und nur bisweilen nach der Uhr sahen. Sie fanden seine Rede zwar sehr schön, d.h. gerade so, wie sie sein mußte, aber doch etwas lang. Derselben Meinung waren auch der Staatsanwalt, alle Beamten des Gerichtshofs und alle übrigen Anwesenden.

Endlich hatte der Präsident sein Resümee beendet. Es schien jetzt alles gesagt worden zu sein. Wer der Präsident konnte sich von seinem Recht zu sprechen durchaus nicht trennen, so an genehm war es ihm, die eindringlichen Intonationen seiner Stimme zu hören. Er fand es also für angebracht, noch einige Worte über die

Bedeutung des Rechtes, das den Geschworenen verliehen war, zu sagen, wie sie dieses Recht mit Vorsicht und Aufmerksamkeit benutzen und es nicht mißbrauchen sollten. Er erinnerte sie an den Eid, den sie geleistet, sagte ihnen, daß sie das Gewissen der Gesellschaft seien, daß das Geheimnis des Beratungszimmers geheiligt sein müsse u.s.w. u.s.w.

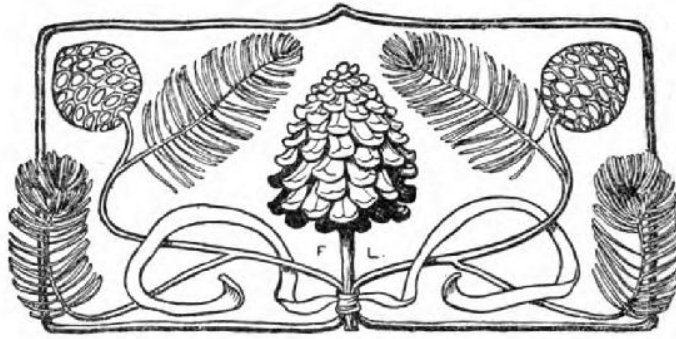
Seitdem der Präsident zu sprechen begonnen, hatte ihn die Maslowa unverwandt angeblickt, als fürchtete sie, ein Wort seiner Rede zu verlieren. Nechljudow brauchte daher nicht zu fürchten, ihren Augen zu begegnen und sah sie immerfort an. Und in seiner Vorstellung ging jene gewöhnliche Erscheinung vor sich, die man jedesmal beobachten kann, wenn man ein liebes, lange nicht gesehenes Gesicht wieder vor Augen hat. Zuerst pflegt es einen durch die vielen äußerlichen Veränderungen, die sich während der Trennung eingestellt, zu frappieren, dann allmählich wird es wieder dasselbe Antlitz, das es vor vielen Jahren gewesen war, alle Veränderungen schwinden, und vor dem geistigen Auge ersteht wieder jener Hauptausdruck der aus schließlichen unwiederholbaren geistigen Persönlichkeit. Eben dieses ging in Nechljudow vor sich.

Ja, trotz des Arrestantenschlafrocks, trotz des ganzen breiter gewordenen Körpers und der aus gewachsenen Brust, trotz des in den unteren Teilen gröber gewordenen Gesichts, trotz der Fältchen auf der Stirn und an den Schläfen, und der geschwollenen Lider, war es unzweifelhaft dieselbe Katjuscha, die am Heiligen Ostersonntag mit vor Freude und Lebensfülle lachenden, verliebten Augen so unschuldig von oben herauf zu ihm, ihrem Geliebten, geschaut hatte.

»Und so ein merkwürdiger Zufall! Mußte es sich doch gerade so treffen, daß dieser Prozeß auf meine Session fiel und daß ich sie, die ich zehn Jahre hindurch nicht getroffen, gerade hier, auf der Verbrecherbank wiedersehe! Und was für ein Ende wird das alles nehmen? Wäre es doch schneller, ach schneller zu Ende!«

Er wollte sich immer noch nicht dem Gefühl der Reue, das in ihm lebendig wurde, unter werfen. Es erschien ihm noch alles wie ein Zufall, der vorübergehen würde, ohne sein Leben zu stören. Er fühlte sich in der Lage eines jungen Hundes, der sich in der Stube schlecht

aufgeführt hat und den der Herr am Kragen nimmt und mit der Schnauze in die Schweinerei, die der Hund gemacht hat, hineinstößt. Der Hund winselt, zieht sich zurück, um von den Folgen seiner That möglichst weit wegzulaufen und dieselben zu vergessen, aber sein unerbittlicher Herr läßt ihn nicht los. So empfand auch Nechljudow bereits die ganze Abscheulichkeit dessen, was er gemacht, er fühlte auch die mächtige Hand des Herren, aber er begriff noch immer nicht die Bedeutung seiner That und erkannte den Herren selbst nicht an. Er wollte immer nicht daran glauben, daß das, was er vor sich sah, sein Machwerk war. Aber die unerbittliche unsichtbare Hand hielt ihn fest, und er fühlte bereits, daß er nicht loskommen würde. Er markierte noch den Tapferen und saß noch mit selbstbewußter Miene auf seinem zweiten Platz in der ersten Reihe, die Beine übereinander geschlagen und das Pincenez zwischen den Fingern. Unterdessen aber fühlte er schon in der Tiefe seiner Seele die ganze Grausamkeit, Gemeinheit und Niedrigkeit nicht nur dieser seiner That, sondern auch seines ganzen müßigen, unsittlichen, grausamen und eigenwilligen Lebens. Und jener furchtbare Vorhang, der wie durch ein Wunder ihm diese ganze Zeit hindurch, während dieser ganzen zwölf Jahre, nicht nur dieses sein Verbrechen, sondern auch sein nachfolgendes Leben verborgen hatte, begann sich schon zu lüften, und er konnte bereits hier und da einen Blick dahinter werfen.



Dreiundzwanzigstes Kapitel,

Endlich hatte der Präsident seine Rede beendet.

Mit einer graziösen Geste hob er die Frageliste in die Höhe und übergab sie dem heran getretenen Obmann. Die Geschworenen standen auf und waren froh, weggehen zu dürfen. Als ob sie sich vor etwas schämten und nicht wüßten, was sie mit ihren Händen beginnen sollten, gingen sie einer nach dem anderen in das Beratungszimmer. Sobald sich die Thür hinter ihnen schloß, trat ein Gendarm an dieselbe; er zog den Säbel aus der Scheide, legte ihn an die Schulter und blieb an der Thür stehen. Auch die Richter erhoben sich und gingen hinaus. Die Angeklagten wurden abgeführt.

Sobald die Geschworenen das Beratungszimmer betreten hatten, holten sie, wie auch vorher, in erster Linie ihre Cigaretten hervor und begannen zu rauchen. Das Unnatürliche und Falsche ihrer Lage, das sie alle mehr oder weniger empfunden hatten, als sie auf ihren Plätzen im Saale saßen, war nun vorbei, sobald sie das Beratungszimmer betreten und ihre Cigaretten angezündet hatten. Mit dem Gefühl der Erleichterung nahmen sie Platz und begannen sogleich ein lebhaftes Gespräch.

»Die Dirne ist unschuldig, sie ist da herein gefallen Man muß ihr mildernde Umstände zuerkennen«, sagte der gutmütige Kaufmann.

»Das wollen wir also nun besprechen«, sagte der Obmann. »Wir dürfen uns nicht unseren persönlichen Eindrücken hingeben.«

»Der Präsident hat sein Resümee gut gemacht«, bemerkte der Oberst.

»Jawohl, gut! Ich bin beinahe eingeschlafen.«

»Die Hauptsache ist die, daß die Dienstboten vom Gelde überhaupt nichts hätten wissen können, wenn die Maslowa mit ihnen nicht unter einer Decke gesteckt hätte«, meinte der Kommissar mit dem jüdischen Aussehen.

»Also hat sie Ihrer Meinung nach gestohlen?« fragte einer von den Geschworenen.

»Um nichts in der Welt kann ich daran glauben!« rief der gutmütige Kaufmann aus.

»Das hat alles diese rotäugige Kanaille eingebrockt.«

»Die sind alle gut«, sagte der Oberst.

»Aber sie sagt doch, daß sie im Zimmer gar nicht gewesen sei.«

»Glauben Sie ihr nur. Ich würde diesem Luder nicht über den Weg trauen.«

»Ob Sie ihr trauen oder nicht, ändert die Sache wenig«, bemerkte der Kommissar.

»Sie hatte den Schlüssel.«

»Was ist denn dabei, daß sie ihn hatte?« entgegnete der Kaufmann.

»Und der Ring?«

»Sie hat es doch gesagt!« schrie wieder der Kaufmann. »Der Kaufmann war ja temperamenvoll und noch dazu angetrunken. Zuerst prügelte er sie und nachher that es ihm leid. . . . Da hast du, weine nicht . . . Das war ja ein Bombenkerl, zwölf Werschok, gegen acht Pud schwer, wie ich hörte . . .

»Darauf kommt es ja gar nicht an«, unterbrach ihn Pjotr Gerassimowitsch. »Die Frage ist die: hat sie die ganze Sache eingefädelt, oder die Dienstboten?«

»Die Dienstboten allein konnten das nicht ausführen. Sie hatte ja den Schlüssel . . . «

Diese zusammenhanglosen Debatten dauerten ziemlich lange.

»Erlauben Sie doch, meine Herren«, sagte der Obmann. »Setzen

wir uns an den Tisch und besprechen wir die Sache. Bitte . . . « Und er setzte sich auf den Präsidentenplatz.

»Sind auch ein Pack, diese Frauenzimmer«, sagte der Kommissar und erzählte zur Bekräftigung seiner Ansicht, daß die Maslowa die Hauptanstifterin sei, eine Geschichte, wie ein solches Frauenzimmer seinem Kameraden einmal auf dem Boulevard die Uhr gestohlen hatte.

Der Oberst begann bei dieser Gelegenheit einen noch frapperanteren Fall zu erzählen, den Diebstahl eines silbernen Samowars.

»Meine Herren, ich bitte, sich an die Fragen zu halten!« sagte der Obmann und klopfte mit dem Bleistift auf den Tisch.

Alle schwiegen.

Die Fragen waren folgendermaßen gefaßt:

1. Ist der Bauer des Dorfes Borki, Kreis Krapiwensk, Simon Petrow Kartinkin, drei und dreißig Jahre alt, dessen schuldig, daß er am 17. Januar 188 . in der Stadt N., in der Absicht, den Kaufmann Smeljkow ums Leben zu bringen, um ihn zu berauben, nach erfolgtem Einverständnis mit anderen Personen, dem Smeljkow im Kognak Gift gegeben hat, worauf Smeljkows Tod erfolgte, und demselben Geld, etwa zweitausend und fünfhundert Rubel und einen Brillantring entwendet hat.

2. Ist die Kleinbürgerin Jewfimia Iwanowa Botschkowa, drei und vierzig Jahre alt, des in der ersten Frage erwähnten Verbrechens schuldig?

3. Ist die Kleinbürgerin Jekaterina Michajlowa Maslowa, sieben und zwanzig Jahre alt, des in der ersten Frage erwähnten Verbrechens schuldig?

4. Wenn die Angeklagte Jewfimia Botschkowa nach der ersten Frage unschuldig ist, ist sie dann nicht dessen schuldig, daß sie am 17. Januar 188 . in der Stadt N., während sie im Hotel »Mauritanien« in Dienst stand, aus dem verschlossenen Koffer eines Logiergastes des genannten Hotels, des Kaufmanns Smeljkow, heimlich zweitausend fünfhundert Rubel Geld entwendet hat, zu welchem Zwecke sie den Koffer an Ort und Stelle mit einem mitgebrachten,

passenden Schlüssel geöffnet hat?

Der Obmann verlas die erste Frage.

»Nun, meine Herren?«

Diese Frage wurde sehr schnell beantwortet. Alle waren mit der Antwort: »ja, schuldig«, einverstanden und erkannten den Kartinkin als Mitthäter an der Entwendung sowohl als auch an der Vergiftung. Nicht einverstanden, den Kartinkin als schuldig zu erklären, war nur ein alter Mann, Mitglied einer Arbeitergenossenschaft, der alle Fragen im Sinne der Freisprechung beantwortet haben wollte.

Der Obmann glaubte, daß der Mann die Sache nicht verstehe und erklärte ihm, wie es augenscheinlich sei, daß Kartinkin und die Botschkowa schuldig wären. Aber der Genossenschaftler antwortete, daß er alles sehr wohl verstehe, es aber immerhin für richtiger halte, Mitleid mit den Leuten zu haben. »Wir sind selbst keine Heiligen . . . « sagte er und blieb auch bei seiner Meinung.

Auf die zweite, die Botschkowa betreffende Frage, erfolgte nach langem Hin- und Herreden und Erklären die Antwort: »unschuldig«, da es keine klaren Beweise für ihre Teilnahme am Giftmord gab, — worauf ihr Advokat immer wieder hin gewiesen hatte.

Der Kaufmann, der die Maslowa freisprechen wollte, bestand zwar darauf, daß die Botschkowa die Hauptanstifterin von allem sei. Viele von den Geschworenen stimmten ihm bei, aber der Obmann wollte sich streng an das Gesetz halten und wiederholte, daß es keinen Grund gäbe, sie als Teilnehmerin am Giftmord zu erklären.

Nach langen Debatten siegte die Meinung des Obmanns.

Auf die vierte, ebenfalls die Botschkowa betreffende Frage antwortete man: »ja, schuldig«, und fügte dann auf Verlangen des Genossenschaftlers hinzu: »aber hat Anspruch auf Zuerkennung mildernder Umstände.«

Die die Maslowa betreffende Frage rief einen erbitterten Streit hervor. Der Obmann bestand darauf, daß sie sowohl des Giftmords als auch der Entwendung schuldig sei. Der Kaufmann wollte dazu nicht seine Zustimmung geben und wurde darin von dem Oberst, dem Kommissar und dem Genossenschaftler unterstützt. Die übrigen schienen eine Zeit lang zu schwanken, aber die Meinung des

Obmanns begann schließlich doch überhand zu nehmen, besonders weil die Geschworenen alle ermüdet waren und sich darum leichter der Meinung anschlossen, die die meiste Aussicht hatte, alle schneller zu vereinigen und somit auch zu befreien.

Nach alledem, was die gerichtliche Untersuchung zu Tage gefördert hatte und nachdem, wie Nechljudow die Maslowa kannte, war er überzeugt, daß sie sowohl an der Entwendung als auch am Mord unschuldig war. Anfangs war er auch überzeugt, daß alle das anerkennen würden, aber bald merkte er, daß die ungeschickte Verteidigung des Kaufmannes der Sache schadete. Diese Verteidigung war augenscheinlich darauf begründet, daß die Maslowa dem Kaufmann physisch gefiel, was er auch nicht verhehlte. Gerade dieses aber weckte den Widerspruch des Obmanns. Auch die Müdigkeit der Geschworenen trug dazu bei, daß sich die Entscheidung immer mehr der Schuldigsprechung zuneigte. Nechljudow merkte das wohl. Er wollte zuerst dagegensprechen, aber er fürchtete sich, für die Maslowa einzutreten, es schien ihm, daß alle sogleich seine Beziehungen zu ihr erraten würden. Dennoch fühlte er, daß er die Sache nicht auf sich beruhen lassen könnte und entgegenen müßte. Er wurde rot und blaß und wollte eben anfangen zu sprechen, als Pjotr Gerassimowitsch, der bis dahin geschwiegen hatte, offenbar durch den autoritativen Ton des Obmanns geärgert, diesem zu widersprechen begann und genau dasselbe sagte was Nechljudow hatte sagen wollen.

»Erlauben Sie«, sagte er, »Sie behaupten, daß sie des Diebstahls darum schuldig sei, weil sie den Schlüssel gehabt hätte . . . Als ob die Dienstboten den Koffer nicht nach ihr mit einem falschen Schlüssel geöffnet haben könnten? . . . «

»Nun ja, natürlich«, unterstützte ihn der Kaufmann.

»Sie konnte das Geld auch darum nicht genommen haben, weil sie in ihrer Lage mit dem selben nichts anfangen konnte.«

»Das sage ich ja auch«, bestätigte der Kaufmann.

»Viel eher brachte ihr Besuch im Hotel die Dienstboten auf diese Idee; diese benutzten dann die Gelegenheit und schoben hernach alles auf die Maslowa.«

Pjotr Gerassimowitsch sprach mit gereizter Stimme. Und seine Gereiztheit teilte sich dem Obmanne mit, der daraufhin seine entgegengesetzte Ansicht besonders standhaft zu verteidigen begann. Pjotr Gerassimowitsch sprach jedoch so überzeugend, daß die Mehrheit ihm beistimmte und zugab, daß die Maslowa an der Entwendung des Geldes und Ringes nicht beteiligt gewesen sei und den Ring vom Kaufmann geschenkt bekommen habe.

Als aber das Gespräch auf ihre Teilnahme am Giftmord überging, sagte ihr leidenschaftlicher Verteidiger, der Kaufmann, daß man sie für unschuldig erachten müsse, da sie ja keine Veranlassung gehabt hätte, den Smeljkow zu vergiften. Der Obmann aber sagte, daß man sie nicht für unschuldig halten könne, da sie ja selbst eingestanden hätte, das Pulver gereicht zu haben.

»Sie hat es gegeben, hat aber geglaubt, daß es Opium sei«, sagte der Kaufmann.

»Sie hätte ihm, auch mit Opium das Leben nehmen können«, bemerkte der Oberst, der sich gern auf Abschweifungen einließ. Bei dieser Gelegenheit begann er zu erzählen, wie sich die Frau seines Schwagers mit Opium vergiftet hätte und wohl auch gestorben wäre, wenn nicht ein Arzt in der Nähe gewesen wäre und man nicht rechtzeitig Maßregeln ergriffen hätte.

Der Oberst erzählte so eindringlich, so selbst bewußt und mit solcher Würde, daß niemand den Mut hatte, ihn zu unterbrechen.

Nur der Kommissar, den das Beispiel lockte, entschloß sich, ihm ins Wort zu fallen, um seine Geschichte zu erzählen.

»Manche gewöhnen sich so sehr daran«, begann er, »daß sie bis zu vierzig Tropfen einnehmen können . . . Ich hatte einen Verwandten, der . . . «

Aber der Oberst ließ sich das Wort nicht nehmen, und fuhr fort, seine Geschichte von der Wirkung des Opiums auf die Frau seines Schwagers zu erzählen.

»Aber es ist schon über vier Uhr«, sagte endlich einer der Geschworenen.

»Also wie ist's, meine Herren?« wandte sich der Obmann an die Geschworenen. »Wollen wir sie für schuldig erklären, aber ohne den

Vorsatz, zu berauben, und fremdes Eigentum hat sie nicht entwendet?»

»Ist's recht?«

Pjotr Gerassimowitsch, der mit seinem Siege zufrieden war, willigte ein.

»Aber sie verdient mildernde Umstände«, fügte der Kaufmann hinzu.

Alle waren einverstanden, nur der Genossenschaftler nicht, sondern er bestand darauf, daß man antworten müsse: »nein, unschuldig.«

»Das kommt ja darauf heraus«, erklärte der Obmann. »Auf diese Weise ist sie ja unschuldig.«

»Also drauf los: und verdient mildernde Umstände. Was also geblieben ist, auch das wird damit getilgt . . . « sagte lustig der Kaufmann.

Alle waren so müde geworden und hatten sich so in den Debatten verwickelt, daß es niemand in den Sinn kam, der Antwort beizufügen: *ja, aber ohne den Vorsatz, des Lebens zu berauben.*

Nechljudow war so aufgeregt, daß auch er es nicht bemerkte.

In dieser Fassung wurden die Antworten auf gezeichnet und in den Gerichtssaal getragen.

Rabelais schreibt, daß ein Jurist, den man um seinen Urteilsspruch anging, nach einem Hinweis auf alle möglichen Gesetze und nach Verlesung von zwanzig Seiten sinnlosen juristischen Lateins den Streitenden vorgeschlagen habe, einfach zu würfeln: Paar oder Unpaar. Wenn Paar — so habe der Kläger recht, wenn Unpaar — der Beklagte.

So war es auch hier. Dieses und nicht ein anderes Urteil wurde gefällt, nicht weil alle damit einverstanden waren, sondern erstens darum, weil der Präsident, der so viel Zeit zu seinem Resümee gebraucht, es diesmal unterlassen hatte, etwas, was er sonst immer zu erwähnen pflegte, zu sagen; nämlich, daß die Geschworenen die Frage auch so beantworten könnten: »Ja, schuldig, aber ohne Vorsatz, des Lebens zu berauben.« Der zweite Grund war der, daß

der Oberst sehr ausführlich und langweilig die Geschichte von der Frau seines Schwagers erzählte. Der dritte der, daß Nechljudow so aufgeregt war, daß er die Weglassung der Klausel: »aber ohne Vorsatz, des Lebens zu berauben«, nicht merkte, sondern glaubte, daß schon die Klausel: »ohne vorgefaßte Absicht, zu berauben«, die Anklage vernichte. Der vierte Grund endlich für die Annahme dieses Urteils war der, daß Pjotr Gerassimowitsch im Zimmer nicht anwesend war; er war gerade hinausgegangen, als der Obmann die Fragen und Antworten noch ein mal durchnahm. Der hauptsächlichste Grund aber war der, daß alle ermüdet waren und möglichst bald frei werden wollten. Daher stimmten sie alle der Entscheidung zu, durch welche die ganze Sache am schnellsten erledigt wurde.

Die Geschworenen klingelten. Der Gendarm, der mit gezogenem Säbel an der Thür stand, steckte die Waffe in die Scheide und trat zur Seite. Die Richter setzten sich auf ihre Plätze, und einer nach dem anderen traten die Geschworenen ein.

Der Obmann trug mit feierlichem Ausdruck den Fragebogen. Er trat an den Präsidenten heran und überreichte ihm denselben. Der Präsident warf auf den Bogen einen Blick und machte mit der Hand ein demonstratives Zeichen des Staunens. Er wandte sich an seine Kollegen und begann sich mit ihnen zu besprechen.

Den Präsidenten wunderte es, daß die Geschworenen, während sie die eine Klausel: »ohne Vorsatz, zu berauben« eingefügt hatten, die zweite Klausel: »ohne Vorsatz, des Lebens zu berauben«, außer Acht gelassen hatten. Es ergab sich also nach Ansicht der Geschworenen, daß die Maslowa Weder gestohlen, noch geraubt, zugleich aber ohne jeden ersichtlichen Zweck einen Menschen vergiftet hatte.

»Sehen Sie mal, was für einen Blödsinn die gebracht haben!« sagte er zu dem Mitgliede links. »Das bedeutet ja Zwangsarbeit, während sie doch unschuldig ist . . . «

»Nun, wo denn unschuldig«, meinte das strenge Mitglied.

»Ganz einfach unschuldig. Meiner Ansicht nach giebt das eine Veranlassung zur Anwendung des § 817.«

Der § 817 lautet dahin, daß das Gericht, wenn es die Verurteilung für ungerecht erachtet, das Urteil der Geschworenen aufheben kann.

»Wie meinen Sie?« wandte sich der Präsident an das gutmütige Mitglied.

Das gutmütige Mitglied antwortete nicht gleich, er sah auf die Nummer des vor ihm liegenden Papiers und addierte die Zahlen, — es ging nicht durch drei. Er hatte die Absicht, seine Zustimmung dann zu geben, wenn die Summe durch drei teilbar wäre. Aber obgleich drei in der Zahl nicht aufging, so stimmte er dennoch aus Gutmütigkeit zu.

»Ich denke auch, daß man es thun müßte«, sagte er.

»Und Sie?« wandte sich der Präsident an das mißmutige Mitglied.

»Auf keinen Fall!« antwortete dieser entschieden. »Die Zeitungen schreiben schon so wie so, daß die Geschworenen Verbrecher freisprechen, was werden sie erst sagen, wenn der Gerichtshof dasselbe thut. Ich bin in keinem Falle einverstanden.«

Der Präsident sah nach der Uhr.

»Schade, aber was ist da zu machen . . . « Und er übergab die Fragen dem Obmann zur Verlesung.

Alle erhoben sich, der Obmann räusperte sich, verlegen von einem Fuß auf den anderen tretend, und las die Fragen und Antworten vor. Alle Beamten des Gerichts, der Sekretär, die Advokaten und sogar der Staatsanwalt äußerten Zeichen des Erstaunens.

Die Angeklagten saßen teilnahmslos da, ohne, wie es schien, die Bedeutung der Antworten zu verstehen.

Wieder setzten sich alle und der Präsident fragte den Staatsanwalt, mit welchen Strafen nach seiner Ansicht die Angeklagten zu belegen seien.

Der Staatsanwaltsadjunkt war über seinen unerwarteten Erfolg bezüglich der Maslowa sehr erfreut und schrieb denselben seiner Beredsamkeit zu. Er schlug irgendwo etwas nach, erhob sich ein wenig und sagte:

»Simon Kartinkin wäre auf Grund des Artikels 1452 und § 4 des

Artikels 1453, Jewfimia Botschkowa auf Grund des Artikels 1659 und Jekaterina Maslowa auf Grund des Artikels 1454 abzuurteilen . . . «

Alle diese Strafen waren die strengsten, die nur angewandt werden konnten.

»Das Gericht entfernt sich, um die Entscheidung zu treffen«, sagte der Präsident, sich erhebend.

Alle erhoben sich nach ihm, und mit dem erleichternden und angenehmen Bewußtsein einer vollbrachten That fingen sie an, hinauszugehen oder sich im Saal hin und her zu bewegen.

»Aber mein Bester, wir haben doch etwas Schändliches zusammengepfuscht«, sagte Pjotr Gerassimowitsch, an Nechljudow herantretend, dem der Obmann etwas erzählte. »Wir haben sie doch zur Zwangsarbeit verdonnert.«

»Was sagen Sie?« rief Nechljudow aus, ohne diesmal die unangenehme Familiarität des Lehrers zu bemerken.

»Ja natürlich«, meinte der Lehrer. »Wir haben ja in der Antwort nicht gesagt: »schuldig, aber ohne den Vorsatz, des Lebens zu berauben.« Der Sekretär erzählte mir eben, daß der Staatsanwalt fünfzehn Jahre Zwangsarbeit beantragt.«

»Wir haben es doch so beschlssfen«, sagte der Obmann.

Pjotr Gerassimowitsch fing an zu streiten. Er meinte, daß es selbstverständlich gewesen wäre, daß, wenn sie das Geld nicht entwendet, sie auch nicht die Absicht gehabt hätte, den Kaufmann zu vergiften.

»Ich hatte doch die Antworten vor Schluß der Beratung verlesen und niemand protestierte«, entschuldigte sich der Obmann.

»Ich war damals gerade aus dem Zimmer hinausgegangen«, sagte Pjotr Gerassimowitsch. »Wie haben Sie es denn verpaßt?«

»Ich hätte das nie geglaubt«, sagte Nechljudow.

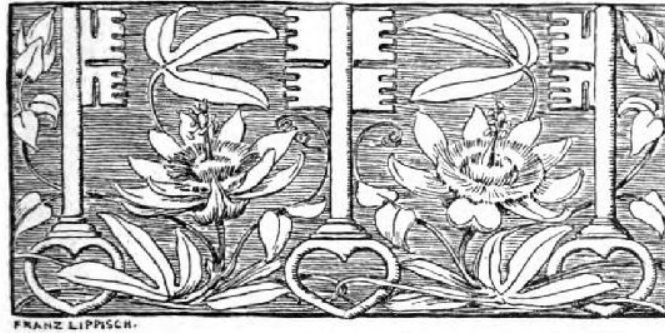
»Nie geglaubt . . . Da haben Sie es.«

»Aber das läßt sich noch gut machen«, sagte Nechljudow.

»Nein, mein Bester, jetzt ist Schluß . . .

Nechljudow sah auf die Angeklagten. Sie, deren Schicksal entschieden war, saßen noch immer ebenso unbeweglich hinter

ihrem Gitter vor den Soldaten. Die Maslowa lächelte über irgend etwas. Und in Nechljudows Seele regte sich ein schlechtes Gefühl. Vorher, als er vorausgesetzt hatte, daß sie freigesprochen werden und in der Stadt bleiben würde, war er im Zweifel gewesen, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte. Und das Verhalten gegen sie war schwer. Die Zwangsarbeit aber und Sibirien vernichteten plötzlich die Möglichkeit jeglichen Verhältnisses zu ihr. — Der angeschossene Vogel würde aufhören in der Jagdtasche zu zucken und an sich zu erinnern.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Vermuthungen des Pjotr Gerassimowitsch waren richtig.

Als der Präsident aus dem Beratungszimmer zurückkehrte, nahm er das Papier und las:

»Im Jahre 188 . am 28. April, hat auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers das Bezirksgericht zu N. in der Kriminalabteilung, kraft der Entscheidung der Herren Geschworenen, auf Grund des § 3 des Artikels 771, des § 3 des Artikels 776 und des Artikels 777 der Kriminalprozeßordnung erkannt:

den Bauer Simon Kartinkin drei und dreißig Jahre alt, und die Kleinbürgerin Jekaterina Maslowa, sieben und zwanzig Jahre alt, nach Entziehung aller bürgerlichen Rechte in Zwangsarbeit zu verschicken, und zwar den Kartinkin auf acht Jahre, und die Maslowa auf vier Jahre, beide mit den Folgen nach Artikel 25 des Strafgesetzbuches;

die Kleinbürgerin Jewfimia Botschkowa, drei und vierzig Jahre alt, nach Entziehung aller persönlichen Rechte in Sonderheit und der bürgerlichen Rechte im Allgemeinen, ins Gefängnis einzuschließen für den Zeitraum von drei Jahren, mit den Folgen laut Artikel 48 des Strafgesetzbuches;

die Gerichtskosten für diesen Prozeß zu gleichen Teilen den Verurteilten aufzuerlegen, und im Falle der Zahlungsunfähigkeit auf Rechnung des Fiskus zu setzen;

die zum Prozeß gehörigen corpora delicti zu verkaufen, den Ring

zurückzuerstatten, die Gläser zu vernichten.«

Kartinkin stand da, ebenso stramm die Hände mit den abstehenden Daumen an den Hosennähten, während seine Wangen zitterten. Die Botschkowa schien vollständig ruhig. Die Maslowa wurde purpurrot, als sie das Urteil vernahm.

»Ich bin unschuldig . . . unschuldig . . . « schrie sie plötzlich über den ganzen Saal hin. »Das ist Sünde. Ich bin unschuldig . . . Ich hatte es nicht gewollt, nicht daran gedacht . . . Ich sage die Wahrheit . . . die Wahrheit . . . « Und mit lautem Schluchzen ließ sie sich auf der Bank nieder.

Kartinkin und die Botschkowa waren schon hinausgegangen, während sie noch immer dasaß und weinte, sodaß der Gendarm sie am Ärmel des Schlafrockes berühren mußte.

»Nein, das darf man nicht so lassen«, sagte Nechljudow, der die unangenehme Empfindung gänzlich vergessen hatte, zu sich selbst. Und er eilte hinaus auf den Korridor, um sie nochmals zu sehen.

In der Thür drängte sich lebhaft ein Haufen von hinausgehenden Geschworenen und Advokaten, die froh über die Beendigung der Verhandlung waren. Nechljudow wurde einige Minuten auf gehalten. Als er auf den Korridor hinaustrat, war sie schon weit. Ohne an die Aufmerksamkeit, die er auf sich lenkte, zu denken, holte er sie ein, überholte sie und blieb dann stehen. Sie hatte schon aufgehört zu weinen und schluchzte nur noch stoßweise. Sie wischte sich das gerötete Gesicht mit dem Zipfel des Kopftuches und ging, ohne sich umzusehen, an ihm vorüber. Er ließ sie an sich vorbeigehen und kehrte dann schnell wieder um, um noch den Präsidenten zu sprechen. Aber der Präsident war schon weggegangen und Nechljudow holte ihn nur noch im Treppenhaus ein.

Nechljudow trat an den Präsidenten heran, als er bereits seinen hellen Überzieher angezogen hatte und nach dem Stock mit dem silbernen Knauf griff, den ihm der Portier reichte.

»Herr Präsident«, sagte Nechljudow, »darf ich Sie einen Augenblick wegen der Sache sprechen, die soeben verhandelt wurde? Ich bin Geschworener . . . «

»Ah, jawohl, Fürst Nechljudow! Sehr an genehm, wir haben uns

schon früher gesehen«, sagte der Präsident, ihm die Hand drückend, wobei er sich mit Vergnügen daran erinnerte, wie gut und lustig, besser als alle jungen Leute, er an dem Abend getanzt hatte, als er Nechljudow begegnete. »Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Die Maslowa ist das Opfer eines Mißverständnisses geworden. Sie ist am Morde unschuldig und man hat sie dennoch zu Zwangsarbeit verurteilt«, sagte mit einem konzentrierten, finsternen Ausdruck Nechljudow.

»Das Gericht hat sein Urteil auf Grund der von Ihnen selbst gegebenen Antwort gefällt«, sagte der Präsident, während er sich der Ausgangsthür näherte, »obgleich die Antworten auch dem Gerichtshof nicht ganz der Sachlage entsprechend erschienen.«

Der Präsident erinnerte sich, wie er den Geschworenen hatte einschärfen wollen, daß ihre Antwort: »ja, schuldig«, wenn ihr nicht die Klausel von der Verneinung des vorsätzlichen Mordes beigefügt würde, den vorsätzlichen Mord bestätigen müßte, und wie er in der Eile dieses unterlassen hatte.

»Ja, aber kann man denn den Fehler nicht wieder gut machen?«

»Eine Veranlassung zur Kassation wird sich immer finden. Sie müssen sich an die Advokaten wenden«, sagte der Präsident, indem er sich den Hut etwas schief aufsetzte und sich immer mehr dem Ausgang näherte.

»Aber das ist doch entsetzlich!«

»Ja, sehen Sie mal, der Maslowa stand nur eins von beiden bevor . . . « sagte der Präsident, der augenscheinlich Nechljudow gegenüber möglichst liebenswürdig und höflich sein wollte. Er nahm ihn leicht unter den Arm und fragte, indem er ihn zur Ausgangsthür lenkte: »Sie gehen doch auch?«

»Ja«, sagte Nechljudow. Er zog sich schnell an und folgte dem Präsidenten.

Sie traten an die helle, heitere Sonne hinaus und mußten sofort, wegen des Rasselns der Räder auf dem Pflaster, lauter sprechen.

»Ihre Lage war, wie Sie wohl die Güte haben zu sehen eine merkwürdige«, fuhr der Präsident fort. »Ihr, dieser Maslowa stand

nur eins von beiden bevor: entweder fast eine Freisprechung, eine Gefängnishaft, bei welcher ihr das, was sie schon abgesehen hatte, angerechnet werden konnte, ja sogar nur Arrest, oder aber Zwangsarbeit. Eine Mitte giebt's da nicht . . . Hätten Sie die Worte hinzugefügt: »aber ohne Absicht, den Tod herbeizuführen«, so wäre sie freigesprochen worden.«

»Ich hatte das ganz unverzeihlicher Weise über sehen«, sagte Nechljudow.

»Das ist eben die Sache«, sagte lächelnd der Präsident und sah nach der Uhr.

Es waren nur noch dreiviertel Stunden bis zum letzten Termin übrig, der ihm von Klara bestimmt worden war.

»Jetzt, wenn Sie wünschen, wenden Sie sich an einen Advokaten. Man muß eine Veranlassung zur Kassation finden. Die findet man immer . . . Nach der Dworjanskajastraße«, antwortete er dem Droschkenkutscher, »dreißig Kopeken, mehr zahle ich niemals . . . «

»Bitte schön, Exzellenz . . . «

»Ich habe die Ehre. Wenn ich mit etwas dienen kann — Haus Dwornikow auf der Dworjanskaja . . . Leicht zu behalten . . .

Und mit einem freundlichen Gruß fuhr er davon.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Gespräch mit dem Präsidenten und die reine Luft hatten Nechljudow etwas beruhigt. Es schien ihm jetzt, als sei das von ihm empfundene Gefühl, infolge des ganzen, unter so ungewohnten Umständen verbrachten Morgens etwas übertrieben gewesen.

»Es ist natürlich ein sonderbares und frappantes Zusammentreffen! Und ich muß alles nur mögliche thun, um ihr Schicksal zu erleichtern . . .

Und zwar schnell, sofort . . . Ja, ich muß mich hier im Gericht erkundigen, wo Fanarin oder Mikischin wohnt.« Er erinnerte sich der Namen zweier berühmten Advokaten.

Nechljudow kehrte in das Gerichtsgebäude zurück, zog den Überzieher aus und ging nach oben. Aber schon im ersten Korridor stieß er auf Fanarin. Er hielt ihn auf und sagte, daß er ein Anliegen an ihn hätte. Fanarin kannte ihn von Ansehen und dem Namen nach, und sagte, daß er ihm mit Vergnügen zu Diensten stehe.

»Ich bin zwar müde . . . aber wenn es nicht lange dauert . . . sagen Sie mir Ihre Sache — Bitte, gehen wir hier herein.«

Und Fanarin führte den Fürsten in irgend ein Zimmer, wahrscheinlich das Kabinett eines Richters. Sie setzten sich an den Tisch.

»Nun, was haben Sie?«

»Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten«, sagte Nechljudow, »daß niemand etwas davon erfährt, daß ich mich für diese Sache

interessiere . . . «

»Das versteht sich von selbst. Also . . . «

»Ich war heute Geschworener, und wir haben eine Frau zur Zwangsarbeit verurteilt, — eine Unschuldige . . . Das quält mich.«

Nechljudow errötete, für sich selbst unerwartet, und blieb stecken. Fanarin warf auf ihn einen forschenden Blick, und senkte dann wieder die Augen, um ihm zuzuhören.

»Nun . . . «, sagte er blos.

»Wir haben eine Unschuldige verurteilt und ich möchte nun das Urteil kassieren lassen, an eine höhere Instanz appellieren . . . «

»An den Senat«, korrigierte ihn Fanarin.

»Und ich bitte Sie also, das zu übernehmen.«

Nechljudow wollte möglichst schnell das Schwerste erledigen und sagte daher sofort:

»Das Honorar . . . Die Kosten dieses Prozesses übernehme ich, wie hoch sie auch sein mögen.« Und dabei errötete er wieder.

»Nun, das werden wir mit Ihnen vereinbaren«, antwortete der Advokat, über die Unerfahrenheit des Fürsten nachsichtig lächelnd.

»Worin besteht denn die Sache?«

Nechljudow erzählte.

»Gut, morgen lasse ich mir die Akten geben und werde dieselben durchsehen. Und übermorgen, nein, Donnerstag, fahren Sie bei mir vor, so um sechs Uhr nachmittags, dann erhalten Sie meine Antwort. Nicht wahr? Also gehen wir jetzt, ich muß hier noch einige Erkundigungen einziehen.«

Nechljudow verabschiedete sich und ging hinaus.

Das Gespräch mit dem Advokaten und der Umstand, daß er bereits Maßregeln zur Verteidigung der Maslowa ergriffen hatte, beruhigten ihn noch mehr. Er trat ins Freie. Das Wetter war schön, und er sog die Frühlingsluft freudig ein. Die Droschkenkutscher boten ihm ihre Dienste an, er ging jedoch zu Fuß. Und sofort erfüllte ihn ein' ganzer Schwarm von Gedanken und Erinnerungen an Katjuscha und das an ihr begangene Verbrechen. Ihm wurde wieder trübe zu Mut, und alles erschien ihm finster.

»Nein, das will ich mir später überlegen«, sprach er zu sich selbst.
»Jetzt aber muß man sich im Gegenteil von den schweren Eindrücken zerstreuen.«

Er dachte an das Mittagessen bei Kortschagins und sah nach der Uhr. Es war noch nicht spät, und er konnte noch zum Diner da sein. Ein Tramwaywagen fuhr klingelnd an ihm vorüber. Er lief dem Wagen nach und sprang hinein. Auf dem Platze sprang er wieder ab, nahm eine gute Droschke und hielt zehn Minuten später an der Auffahrt des großen Kortschaginschen Hauses.



Sechszwanzigstes Kapitel.

Ich bitte, Ew. Durchlaucht! Die Herrschaften erwarten . . . », sagte der freundliche dicke Portier des fürstlichen Hauses, indem er die sich geräuschlos auf englischen Angeln bewegende Thür des Vestibuls öffnete. »Die Herrschaften speisen, nur Ew. Durchlaucht werden gebeten . . .

Der Portier trat an die Treppe und gab ein Glockenzeichen nach oben.

»Ist jemand da? fragte Nechljudow während er ablegte.

»Herr Kolossow und Michail Sergejewitsch, sonst nur die Unseligen«, antwortete der Portier.

Auf der Treppe zeigte sich ein bildschöner Lakai im Frack und weißen Handschuhen.

»Ew. Durchlaucht werden gebeten . . . « sagte er.

Nechljudow stieg die Treppe hinauf und ging durch den bekannten prächtigen und geräumigen Saal ins Speisezimmer. Am Tisch im Speisezimmer saß die ganze Familie, mit Ausnahme der Mutter, der Fürstin Sofja Wassiljewna, die niemals ihr Kabinett verließ. Oben am Tische saß der alte Kortschagin, links neben ihm der Arzt: an der anderen Seite der Freund des Hausherrn Iwan Iwanowitsch Kolossow, Gouvernements adelsmarschall a. D. und Direktor einer Bank, ein Mann von liberaler Gesinnung. Weiter links saßen Miß Reder, die Gouvernante der kleinen Schwester Missys und das vierjährige Mädchen selbst, ihnen gegenüber auf der rechten Seite

Petja, der einzige Sohn Kortschagins, ein Tertianer, wegen dessen Klassenexamen die ganze Familie in der Stadt blieb, und ein Student, sein Repetitor. Links folgte dann Katerina Alexejewna, ein vierzigjähriges slavophilisch angehauchtes Fräulein, und ihr gegenüber auf der rechten Seite Michail Sergejewitsch oder einfach Mischa Telegin, Missys Vetter. Unten am Tische saß Missy selbst und neben ihr war ein unangerührtes Gedeck.

»Ah, das ist schön. Setzen Sie sich, wir sind erst beim Fisch«, sagte, angestrengt und vorsichtig mit den falschen Zähnen kauend, der alte Kortschagin, während er die blutunterlaufenen Augen mit den kaum sichtbaren Lidern zu Nechljudow erhob.

»Stepan«, wandte er sich mit vollem Munde, indem er mit den Augen auf das leere Gedeck wies, an den dicken pompösen Maître d'hotel.

Obgleich Nechljudow den alten Kortschagin gut kannte und ihn häufig auch bei Tische gesehen hatte, so berührten ihn heute doch ganz besonders unangenehm dieses rote Gesicht mit den sinnlichen Gourmandslippen über der hinter die Weste gesteckten Serviette, der feiste Hals und die ganze wohl gemästete militärische Generalsfigur des Fürsten.

Nechljudow erinnerte sich unwillkürlich dessen, was er von der Grausamkeit dieses Menschen wußte, der früher als Statthalter die Leute Gott weiß wozu — denn er war reich und angesehen und brauchte sich nicht hinaufzudienen — hatte peitschen und sogar hängen lassen.

»Den Augenblick wird serviert, Ew. Durchlaucht«, sagte Stepan, während er aus dem mit silbernen Vasen besetzten Buffett einen großen Vorlegelöffel holte und dem schönen Lakai mit dem Backenbart einen Wink gab. Der Lakai begann sofort das neben Missy befindliche Gedeck mit der kunstvoll gehaltenen gestärkten und wappengeschmückten Serviette zu ordnen.

Nechljudow ging um den ganzen Tisch herum und drückte allen die Hände. Alle außer dem alten Kortschagin und den Damen erhoben sich, wenn er an sie herantrat. Und diese Wanderung um den Tisch und das Händedrücken mit allen Anwesenden, mit deren

Mehrzahl er nie gesprochen hatte, erschien ihm heute besonders unangenehm und lächerlich.

Er entschuldigte sich wegen der Verspätung und wollte sich auf den leeren Platz am Ende des Tisches, zwischen Missy und Katerina Alexejewna, niederlassen. Aber der alte Kortschagin verlangte, daß er, wenn er auch keinen Schnaps trinke, doch zuerst von der auf einem besonderen Tisch servierten Sakuska essen solle. Auf dem Tisch standen Hummern, Kaviar, einige Sorten Käse, Hering und anderes. Nechljudow hatte nicht geglaubt, so hungrig zu sein, aber als er angefangen hatte, Brot mit Käse zu essen, konnte er nicht aufhören und aß gierig.

»Nun, haben Sie mal wieder die Grundlagen untergraben?« sagte Kolossow, den Ausdruck eines konservativen Blattes, das gegen die Geschworenengerichte kämpfte, ironisierend. »Die Schuldigen freigesprochen und die Unschuldigen verurteilt? Nicht?«

»Grundlagen untergraben . . . Grundlagen untergraben . . . « wiederholte lachend der Fürst, der zu dem Verstand und zu der Gelehrsamkeit seines liberalen Kameraden und Freundes ein unbegrenztes Vertrauen hegte.

Nechljudow riskierte unhöflich zu sein und antwortete Kolossow nichts. Er setzte sich zu der unterdes servierten dampfenden Suppe und fuhr fort zu kauen.

»So lassen Sie ihn doch essen«, sagte lächelnd Missy. Das Fürwort »ihn« sollte ihre nahen Beziehungen zu Nechljudow dokumentieren.

Kolossow erzählte unterdes lebhaft und laut den Inhalt des Artikels gegen das Geschworenengericht, der ihn empört hatte. Ihm stimmte Telegin, der Neffe des Fürsten, bei und gab den Inhalt eines anderen Artikels desselben Blattes zum Besten.

Missy war wie immer sehr »distinguée« und gut, unauffällig gut gekleidet.

»Sie sind wahrscheinlich furchtbar müde und hungrig?« wandte sie sich an Nechljudow, als er ausgekaut hatte.

»Nein, nicht besonders. Und Sie? Waren Sie in der Gemäldeausstellung?« fragte er.

»Nein, wir haben es aufgeschoben. Wir waren aber zum Lawn-Tennis bei Salomatows. Mr. Crooks spielt wunderbar!«

Nechljudow war hergekommen, um sich zu zerstreuen, und immer pflegte es ihm in diesem Hause wohl zu sein, nicht nur wegen des guten Tones, der dem Luxus hier eigen war und der auf seine Sinne angenehm wirkte, sondern auch besonders infolge einer gewissen Atmosphäre schmeichelnder Liebenswürdigkeit, die ihn unmerklich umfloß.

Heute aber — war das nicht sonderbar? — erschien ihm alles in diesem Hause widerwärtig, alles, angefangen von dem Portier, der breiten Treppe, den Blumen, den Lakaien, der Tafeldekoration und bis zu Missy selbst, die ihm heute unsympathisch und unnatürlich erschien. Unangenehm waren ihm auch dieser selbstbewußte, banalliberale Ton Kolossows, unangenehm die stierartige, selbstbewußte, sinnliche Figur des alten Fürsten, unangenehm die französischen Phrasen der Slavophilin Katerina Alexejewna, unangenehm das genierte Gesicht der Gouvernante und des Repetitors, und ganz besonders unangenehm war ihm das Fürwort »ihn«, das ihm gegenüber angewandt worden war . . .

Nechljudow hatte immer zwischen zweierlei Stellungnahme zu Missy geschwankt. Bald hatte er, gleichsam die Augen zukneifend, oder wie bei Mondschein, in ihr alles Schöne gesehen und dann war sie ihm frisch, schön, klug und natürlich erschienen. Und dann plötzlich wieder hatte er, wie bei grellem Sonnenlichte, alles das, was ihr fehlte, gesehen, einfach sehen müssen.

Heute war für ihn ein solcher Tag. Er sah jedes Fältchen auf ihrem Gesicht, er wußte und sah, wie ihr Haar aufgekämmt war, er sah die Spitzigkeit der Ellenbogen, und er bemerkte namentlich den breiten Nagel ihres Daumens, der an den gleichen Nagel beim Vater erinnerte.

»Ein langweiliges Spiel!« sagte Kolossow vom Lawn-Tennis. »Da war doch das Ballspiel unserer Kindheit viel lustiger?«

»Nein, Sie kennen das nicht. Es ist furchtbar hinreißend . . . « entgegnete Missy, indem sie das Wort »furchtbar«, wie es Nechljudow schien ganz besonders unnatürlich aussprach.

Und es begann ein Streit, in den auch Telegin und Katerina Alexejewna eingriffen. Nur die Gouvernante, der Repetitor und die Kinder schwiegen und langweilten sich augenscheinlich.

»Immer müssen Sie streiten!« sagte laut lachend der alte Kortschagin. Und die Serviette aus der Weste hervorziehend, scharfte er mit dem Stuhl, den der Lakai sogleich auffing und stand vom Tische auf. Nach ihm erhoben sich auch alle übrigen und traten an das Tischchen heran, wo die mit warmem aromatischen Wasser gefüllten Spülschälchen standen. Das niemand besonders interessierende Gespräch wurde während des Mundspülens fortgesetzt.

»Nicht wahr?« wandte sich Missy an Nechljudow, um ihn zur Bestätigung ihrer Ansicht darüber aufzufordern, daß man bei nichts anderem den Charakter des Menschen so deutlich erkennen könne, als beim Spiel. Sie sah auf seinem Gesicht jenen konzentrierten und wie ihr schien verurteilenden Ausdruck, den sie an ihm fürchtete, und sie wollte erfahren, wodurch dieser Ausdruck hervorgerufen worden war.

»Ich weiß wirklich nicht . . . Ich habe nie darüber nachgedacht . . .« antwortete Nechljudow.

»Gehen wir zu maman?« fragte Missy.

»Ja, ja«, sagte er, eine Cigarette hervorholend, in einem Tone, der deutlich zeigte, daß er eigentlich nicht gehen möchte.

Sie sah ihn schweigend und fragend an, und er schämte sich. »In der That, zu Leuten hin zugehen, um sie zu langweilen . . .« dachte er von sich selbst. Und mit dem Willen, liebenswürdig zu sein, sagte er, daß er mit Vergnügen gehen werde, wenn die Fürstin empfangen.

»Ja, ja, maman wird sich sehr freuen. Rauchen können Sie auch dort. Iwan Iwanowitsch ist auch da . . .«

Die Hausfrau, die Fürstin Sofja Wassiljewna, war eine liegende Dame. Sie lag in Gegenwart der Gäste bereits das achte Jahr in Spitzen und Bändern, mitten unter Samt, Vergoldung, Elfenbein, Bronze, Lack und Blumen, fuhr nicht mehr aus und empfing nur, wie sie zu sagen pflegte, »ihre Freunde«, das heißt alle die, die sich ihrer Meinung nach irgendwie vor dem Haufen auszeichneten.

Nechljudow war in die Zahl dieser Freunde aufgenommen worden, weil er erstens für einen gescheiterten jungen Mann galt, weil zweitens seine Mutter eine nahe Freundin der Familie gewesen war, und weil es drittens gut gewesen wäre, wenn er Missy geheiratet hätte.

Das Zimmer der Fürstin Sofja Wassiljewna befand sich hinter dem großen und kleinen Salon. Im großen Salon blieb Missy, die Nechljudow voran gegangen war, entschlossen stehen und sah ihn, sich auf die Lehne eines vergoldeten Stühlchens stützend, an.

Missy hatte große Lust, zu heiraten, und Nechljudow war eine gute Partie. Außerdem gefiel er ihr, und sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er der Ihrige werden müßte. Nicht sie sollte die Seinige, sondern er der Ihrige werden. Und sie kam ihrem Ziel näher mit jener unbewußten, aber ausdauernden Schlaueit, wie sie bei Geistes kranken vorkommt.

Sie redete ihn jetzt an, um ihn zu einer Erklärung zu veranlassen.

»Ich sehe, daß Ihnen irgend etwas passiert ist . . . Was fehlt Ihnen?« sagte sie.

Er dachte an seine Begegnung im Gericht, er rötete und wurde finster.

»Ja, es ist etwas passiert . . .«, sagte er in der Absicht, aufrichtig zu sein. »Ein seltsames, ungewöhnliches und wichtiges Ereignis.«

»Was war es denn? Können Sie mir nicht sagen, was es war?«

»Nein, jetzt nicht. Gestatten Sie mir, es Ihnen zu verschweigen. Es ist etwas geschehen, das ich noch nicht Zeit gehabt habe, zu überdenken«, sagte er und errötete noch stärker.

»Und Sie werden es mir nicht sagen?« Eine Muskel ihres Gesichts erzitterte und die Prinzeß rückte mit dem Stuhl, an dem sie sich hielt.

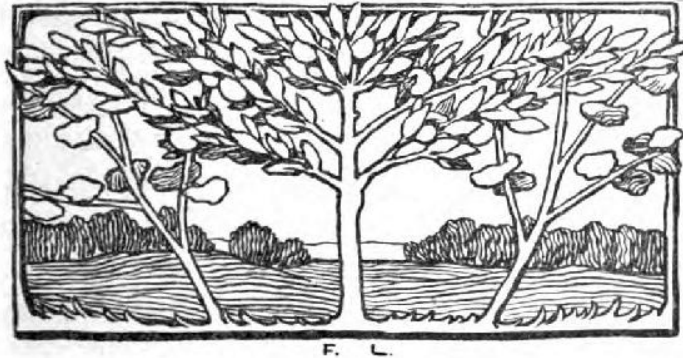
»Nein, ich kann es nicht . . .« antwortete er. Und er fühlte, daß die Antwort, die er ihr gegeben, auch eine Antwort für ihn selbst gewesen war, ein Zugeständnis, daß sich mit ihm wirklich etwas außerordentlich Wichtiges begeben hätte.

»So wollen wir denn gehen.«

Sie schüttelte den Kopf, als ob sie die unnötigen Gedanken verjagen wollte, und ging vorwärts mit rascheren Schritten als

gewöhnlich.

Es schien ihm, daß sie den Mund auf eine unnatürliche Weise zusammenpreßte, um die Thränen zurückzuhalten. Er schämte sich und es that ihm weh, daß er sie gekränkt hatte. Aber er wußte, daß die geringste Schwäche ihn zu Grunde richten, das heißt binden würde. Dieses aber fürchtete er heute vor allem. So folgte er ihr denn schweigend zum Kabinett der Fürstin.



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Fürstin Sofja Wassiljewna hatte ihr Mittagessen beendet, ein sehr feines und nahrhaftes Diner, das sie stets allein zu sich zu nehmen pflegte, damit sie niemand bei dieser unpoetischen Funktion sähe. Neben ihrer Couchette stand das Kaffeetischchen, und sie rauchte eine Pachitos.

Die Fürstin Sofja Wassiljewna war eine magere, hohe, sich noch immer jung machende Brünette mit langen Zähnen und großen schwarzen Augen.

Man sprach Übles über ihr Verhältnis zu dem Doktor. Nechljudow hatte früher nie daran gedacht. Heute aber geschah, daß er sich dessen nicht nur erinnerte, sondern auch ein Gefühl von unbezwinglichem Ekel bekam, als er neben ihrer Couchette den Arzt mit dem pomadisierten, glänzenden, geteilten Bart erblickte.

Neben Sofja Wassiljewna am kleinen Tische saß auf einem niedrigen weichen Lehnstuhl Kolossow und rührte seinen Kaffee um. Auf dem Tische stand ein Gläschen Likör.

Missy war mit Nechljudow zusammen bei der Mutter eingetreten, blieb aber nicht im Zimmer.

»Wenn maman müde wird und Sie wegjagt, so kommen Sie zu mir«, sagte sie zu Nechljudow gewandt in einem solchen Tone, als wäre zwischen ihnen beiden nichts vorgefallen. Und mit einem heiteren Lächeln schritt sie lautlos über den dicken Teppich und verließ das Zimmer.

»Nun, guten Tag, mein Freund, setzen Sie sich und erzählen Sie mir . . . « sagte die Fürstin Sofja Wassiljewna mit ihrem kunstvollen, verstellten, aber dem natürlichen vollständig ähnlichen Lächeln, welches ihre schönen langen Zähne entblöste, die so geschickt gemacht waren, als wären sie echt. »Ich höre, daß Sie aus dem Gericht in einer sehr trüben Gemütsverfassung zurückgekommen seien. Ich glaube, daß es für Leute von Herz sehr schwer sein muß . . . « sagte sie französisch.

»Ja, das ist wahr«, erwiderte Nechljudow. »Man fühlt sehr oft seine Un . . . Man fühlt, daß man kein Recht hat, andere zu richten . . . «

»Comme c'est vrai!« rief sie aus, als sei sie von der Wahrheit seiner Bemerkung frappiert. Wie immer, suchte sie auch jetzt ihrem Gegenüber zu schmeicheln.

»Nun, und wie steht es denn mit Ihrem Gemälde? Ich interessiere mich dafür sehr«, fügte sie hinzu, »wäre ich nicht so leidend, so wäre ich schon längst bei Ihnen gewesen . . . «

»Ich habe es ganz aufgegeben«, antwortete trocken Nechljudow, dem heute die Unwahrheit ihrer Schmeichelei ebenso offenbar war, wie ihr verheimlichtes Alter. Er konnte durchaus nicht die rechte Stimmung finden, um liebenswürdig zu sein.

»Sehr unrecht von Ihnen. — Wissen Sie, unser berühmter Repin hat mir gesagt, daß er entschieden Talent habe«, wandte sie sich zu Kolossow.

»Daß sie sich nicht schämt, so zu lügen!« dachte Nechljudow stirnrunzelnd.

Nachdem die Fürstin sich überzeugt hatte, daß Nechljudow heute nicht bei Laune sei, und es unmöglich sein würde, ihn in ein angenehmes und interessantes Gespräch hineinzuziehen, wandte sie sich an Kolossow mit der Frage nach seiner Meinung über ein neues Drama. Sie that dieses in einem Ton, als ob die von Kolossow zu erwartende Meinungsäußerung jegliche Zweifel beseitigen, und als ob jedes Wort dieser Äußerung verewigt werden müßte.

Kolossow verurteilte das Drama und sprach bei dieser Gelegenheit seine Ansichten über die Kunst aus. Die Fürstin zeigte

sich von der Richtigkeit seines Urteils bewältigt, versuchte zwar den Autor des Dramas zu verteidigen, aber ergab sich sofort wieder, oder fand wenigstens eine vermittelnde Ansicht. Nechljudow sah und hörte zu, aber sah und hörte etwas ganz anderes, als was vorging.

Indem er bald der Fürstin, bald Kolossow zu hörte, sah er erstens, daß sowohl die Fürstin, als auch Kolossow sich eigentlich weder für das Drama, noch für einander interessierten. Wenn sie sprachen, so thaten sie es nur dem physiologischen Bedürfnis zuliebe, nach dem Essen die Zungen- und Kehlmuskeln zu bewegen. Zweitens sah Nechljudow, daß Kolossow, der Schnaps, Wein und Likör getrunken hatte, bereits etwas betrunken war, nicht so betrunken, wie es die selten trinkenden Bauern zu sein pflegen, sondern so, wie es Leute sind, denen der Alkoholgenuß zum gewohnten Bedürfnis geworden ist. Kolossow schwankte nicht, sprach kein dummes Zeug, sondern befand sich nur in einem anormalen, auf geregt-selbstzufriedenem Zustande. Drittens sah Nechljudow, daß die Fürstin während des Gesprächs immerfort beunruhigt zum Fenster hinüberblickte, durch welches sich ein schräger Sonnenstrahl zu ihr hinüberzustehlen begann. Sie fürchtete, daß die Sonne ihr Alter zu grell beleuchten würde.

»Wie wichtig das ist«, sagte sie auf irgend eine Bemerkung Kolossows hin und drückte dabei auf den gleich neben der Couchette angebrachten Knopf der Klingel.

Der Doktor erhob sich und ging, als eine im Hause gut bekannte Persönlichkeit, ohne ein Wort zu sagen, zum Zimmer hinaus. Die Fürstin begleitete ihn mit den Augen und führte das Gespräch weiter.

»Bitte Philipp, ziehen Sie die Gardine zu«, sagte sie, als auf ihr Klingeln der schöne Lakai eintrat, und wies mit den Augen auf die Gardine am Fenster.

»Nein, sagen Sie, was Sie wollen, es ist etwas Mystisches darin, und ohne Mystizismus giebt es keine Poesie«, sprach sie, indem sie mit dem einen ihrer schwarzen Augen geärgert die Manipulationen des Lakais, der die Gardine zuzog, verfolgte.

»Mystizismus ohne Poesie ist Aberglaube, und Poesie ohne Mystizismus Prosa . . . « sagte sie mit einem trüben Lächeln, ohne

den Blick von dem mit der Gardine beschäftigten Lakai zu wenden.

»Philipp, nicht diese Gardine . . . Am großen Fenster . . . sagte die Fürstin endlich mit dem Ausdrücke einer Märtyrerin. Sie schien sich offen bar selbst zu bemitleiden wegen der Anstrengung, die sie machen mußte, um diese Worte auszusprechen. Und sogleich führte sie sich zur Beruhigung mit der von Fingerringen bedeckten Hand eine aromatisch rauchende Pachitos an den Mund.

Der muskulöse, schöne Philipp mit dem breiten Brustkasten verneigte sich ein wenig, als ob er sich entschuldigte. Mit weichen Schritten ging er mit seinen starken Beinen, an denen die Waden hervor traten, über den Teppich zum andern Fenster und begann, die Fürstin aufmerksam betrachtend, die Gardine so zu ordnen, daß nicht ein Strahl mehr seine Herrin belästigen könnte. Aber er hatte es wieder nicht recht gemacht, und wieder mußte die gemarterte Fürstin ihr Gespräch über den Mystizismus unterbrechen, und den sie unbarmherzig quälenden, ungeschickten Philipp zurechtweisen. Für einen Augenblick flammte in den Augen Philipps ein Funke auf.

»Der Teufel mag daraus klug werden, was du willst! — Das meint er wahrscheinlich innerlich«, dachte Nechljudow, der das ganze Spiel beobachtet hatte. Aber der schöne und starke Philipp verbiß sogleich wieder seine Ungeduld und fuhr ruhig fort, das zu thun, was ihm die ausgemergelte, kraftlose, durch und durch verkünstelte Fürstin befahl.

»Gewiß, es steckt ein großes Stück Wahrheit in der Lehre Darwins«, sprach, auf dem niedrigen Lehnstuhl ausgestreckt, Kolossow, indem er die Fürstin mit schläfrigen Augen ansah. »Aber er überschreitet die Grenzen . . . «

»Glauben Sie an die Vererbungstheorie?« wandte sich die Fürstin an Nechljudow, der sie durch seine Schweigsamkeit deprimierte.

»An die Vererbungstheorie? Nein . . . « antwortete Nechljudow, nachdem er die Frage aufgefaßt hatte. Er war in diesem Augenblick ganz von sonderbaren Vorstellungen gefangen genommen, die in seiner Phantasie aufstiegen. Neben dem starken, schönen Philipp, den er sich als Modell dachte, stellte er sich den nackten Kolossow vor, mit seinem, einer Wassermelone gleichenden Bauch, dem

Kahlkopf und den wie Peitschenschnüre herabhängenden muskellosen Armen. Ebenso stellten sich ihm unklar auch die jetzt mit Samt und Seide bedeckten Schultern der Fürstin so vor, wie sie in Wirklichkeit aussehen müßten. Aber dieses Bild war zu schrecklich, und er gab sich Mühe, es wieder zu bannen.

Die Fürstin maß ihn mit den Augen.

»Übrigens, Missy erwartet Sie«, sagte sie. »Gehen Sie doch zu ihr hinüber, sie wollte Ihnen etwas Neues von Schumann vorspielen . . . Sehr interessant . . . «

»Nichts wollte sie spielen. Zu was sie das alles doch lügt!« dachte Nechljudow, als er sich erhob und die durchscheinende, knöcherne, beringte Hand der Fürstin drückte.

Im Salon begegnete ihm Jekaterina Alexejewna und sing sogleich an zu sprechen:

»Ich sehe, mein Fürst, daß auf Sie die Pflichten eines Geschworenen etwas niederdrückend wirken . . . « sagte sie, wie immer, französisch.

»Ja, nehmen Sie es mir nicht übel, ich bin heute nicht bei Laune und habe nicht das Recht, auch andere durch meinen Mißmut anzustecken«, antwortete Nechljudow.

»Warum sind Sie denn schlechter Laune?«

»Gestatten Sie mir, Sie damit nicht zu belästigen«, sagte er, nach seinem Hut suchend.

»Haben Sie es denn vergessen, daß gerade Sie es immer sagten, daß man die Wahrheit immer aussprechen müsse, und wie viel bittere Wahrheiten Sie uns damals gesagt haben. Warum wollen Sie es denn jetzt nicht thun? — Erinnerst du dich, Missy?« wandte sich Jekaterina Alexejewna an die zu ihnen herausgekommene Missy.

»Weil das damals Scherz war«, antwortete Nechljudow ernst. »Im Scherz geht so was, in der Wirklichkeit sind wir aber, das heißt, bin ich so schlecht, daß ich wenigstens die Wahrheit nicht aussprechen darf.«

»Korrigieren Sie sich nicht, und sagen Sie uns lieber, wieso wir denn so schlecht sind?« sagte Jekaterina Alexejewna, mit den

Worten spielend, als ob sie den ernsten Ton Nechljudows nicht merkte.

»Nichts ist schlimmer, als seine üble Laune anerkennen«, meinte Missy. »Ich gestehe mir so etwas nie ein, und bin daher immer bei guter Stimmung. Nun, was ist dabei zu machen, gehen wir zu mir hinüber. Ich werde versuchen, Ihre mauvaise humeur zu vertreiben.«

Nechljudow wurde von einer Empfindung befallen, die dem Gefühl ähnlich sein mochte, das ein Pferd hat, welches man streicht und bürstet, um es zu zäumen und einzuspannen. Ihm war aber heute mehr als je unangenehm, zu ziehen. Er entschuldigte sich, daß er nach Hause müsse, und begann sich zu verabschieden. Missy behielt seine Hand länger als gewöhnlich in der ihrigen.

»Denken Sie immer daran«, sagte sie, »daß das, was Sie bewegt, auch Ihren Freunden nicht gleichgültig ist . . . Kommen Sie morgen?«

»Kaum . . . « sagte Nechljudow. Er errötete beschämt, er wußte nicht, ob um seiner- oder um ihrerwillen, und ging eilig hinaus.

»Was ist denn das? Comme cela m'intrigue . . . « meinte Jekaterina Alexejewna, als Nechljudow gegangen war. »Ich muß es herausbekommen. Irgend eine affaire d'amour propre: il est très susceptible, notre cher Mitja.«

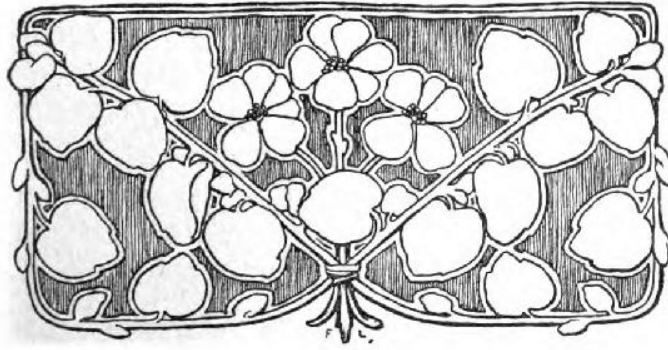
»Plutôt une affaire d'amour sale . . . wollte Missy sagen, die mit einem ganz veränderten, erloschenen Gesicht vor sich hin sah. Aber sie wollte sogar vor Jekaterina Alexejewna diesen calembour de mauvais ton nicht machen und sagte nur:

»Wir haben alle unsere guten und schlechten Tage . . . «

»Wird mich wirklich auch dieser betrügen?« dachte sie. »Nach alledem, was gewesen, würde das schlecht von ihm sein . . . «

Wenn Missy hätte erklären sollen, was sie unter den Worten »nach alledem, was gewesen« verstehe, würde sie nichts Bestimmtes haben sagen können. Und doch wußte sie ganz genau, daß er nicht nur Hoffnungen in ihr erweckt, sondern ihr so gut wie ein Versprechen gegeben hatte. Es waren das alles zwar keine bestimmten Worte, sondern nur Blicke, Lächeln, Anspielungen, stumme Zugeständnisse gewesen. Aber dennoch hielt sie

Nechljudow für den Ihrigen, und ihn zu verlieren, wäre ihr sehr schwer geworden.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es ist schändlich und abscheulich, abscheulich und schändlich«, dachte inzwischen Nechljudow, als er zu Fuß nach Hause über die bekannten Straßen zurückkehrte. Das drückende Gefühl, das er während des Gesprächs mit Missy empfunden hatte, verließ ihn noch immer nicht. Er wußte, daß er ihr gegenüber, wenn man so sagen dürfte, formell im Recht war; er hatte ihr nichts gesagt, was ihn binden könnte, ihr keinen Antrag gemacht. Aber dem Wesen der Sache nach, das fühlte er, hatte er sich an sie gebunden, ihr ein Versprechen gegeben. Und dennoch empfand er heute mit allen Fasern seiner Seele, daß er sie nicht heiraten könnte.

»Es ist schändlich und abscheulich, abscheulich und schändlich . . . « sagte er sich wieder, und jetzt nicht nur in Bezug auf sein Verhältnis zu Missy, sondern überhaupt in Bezug auf alles. »Alles ist abscheulich und schändlich . . . « wiederholte er, als er die Treppe seines Hauses betrat.

»Zu Nacht essen werde ich nicht«, sagte er zu Kornej, der ihn in das Speisezimmer begleitete, wo das Gedeck und der Tee bereit standen. »Sie können gehen.«

»Zu Befehl . . . « sagte Kornej, ging aber nicht, sondern begann, den Tisch abzuräumen. Nechljudow betrachtete Kornej mit einem Gefühl des Widerwillens. Er wünschte, daß alle ihn in Ruhe ließen, und es schien, daß alle, wie absichtlich und ihm zum Trotz sich an ihn herandrängten.

Nachdem Kornej mit dem Gedeck gegangen war, wollte Nechljudow an den Samowar herantreten, um den Thee einzuschütten, aber als er die Schritte Agrafena Petrownas vernahm, ging er schleunigst, um ihr nicht zu begegnen, in den Salon hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

Dieses Zimmer, der Salon, war dasselbe, in welchem vor drei Monaten seine Mutter verschieden war. Jetzt, als er dieses Zimmer betreten, das von zwei Lampen mit Reflektoren — eine bei dem Porträt seines Vaters, die andere bei dem seiner Mutter — beleuchtet war, erinnerte er sich an seine letzten Beziehungen zur Mutter, und auch diese Beziehungen erschienen ihm unnatürlich und widerwärtig. Auch das also war abscheulich und schändlich. Er dachte daran, wie er in der letzten Zeit ihrer Krankheit ihren Tod geradezu gewünscht hatte. Er hatte sich damals gesagt, daß er dieses nur deshalb wünschte, damit sie von ihrem Leiden Erlösung fände, aber in Wirklichkeit hatte er es gewünscht, um selbst von dem Anblick ihrer Qualen befreit zu werden.

Er wollte in sich eine gute Erinnerung an die Mutter hervorrufen und blickte auf ihr Porträt, das von einem berühmten Künstler für fünftausend Rubel gemalt worden war. Sie war in einer schwarzen Sammetrobe, mit entblößtem Busen dar gestellt. Der Künstler hatte augenscheinlich mit besonderer Sorgfalt die Brust ausgeführt, den Zwischenraum zwischen den beiden Brüsten, den Hals und die Schultern von blendender Schönheit. Das war schon ganz abscheulich und schändlich. Etwas Widerwärtiges und Lästerliches lag in dieser Darstellung der Mutter in Gestalt einer halb entblößten Schönheit, um so widerwärtiger, als in demselben Zimmer vor drei Monaten dieselbe Frau gelegen, eingetrocknet wie eine Mumie, und dennoch das ganze Haus mit einem qualvoll schwerem Geruch erfüllend, den man durch nichts vertreiben konnte . . .

Und er erinnerte sich, wie sie am Tage vor ihrem Tode seine starke weiße Hand in ihr knöchriges, schwarzangelaufenes Händchen genommen, ihm in die Augen gesehen und ihm gesagt hatte:

»Verurteile mich nicht, Mitja, wenn ich nicht richtig gehandelt habe

. . . während ihre vom Leiden geblichenen Augen durch Thränen getrübt wurden.

»Welche Scheußlichkeit«, sagte er zu sich selbst, als er nochmals auf das halblößte Weib mit den prachtvollen marmornen Schultern und Armen, und dem siegreichen Lächeln einen Blick warf.

Die entblößte Brust auf dem Bilde erinnerte ihn an ein anderes Weib, das er vor einigen Tagen ebenfalls entblößt gesehen hatte. Es war Missy. Sie hatte ihn unter irgend einem Vorwande des Abends zu sich kommen lassen, um sich ihm im Ballkleide zu zeigen, in welchem sie zu einer Soiree fuhr. Er dachte voll Abscheu an ihre schönen Hände und Arme . . . Und dieser grobe, tierische Vater mit seiner Vergangenheit und Grausamkeit, und diese Mutter mit der zweifelhaften Reputation eines Schöngelbes . . . Alles das war widerwärtig und zugleich beschämend. Abscheulich und schändlich, schändlich und abscheulich.

»Nein, nein«, dachte er, »ich muß mich befreien, befreien von meiner falschen Stellung Kortschagins, Marja Wassiljewna, meiner Erbschaft und allem übrigen gegenüber . . . Ja, frei atmen . . . Ins Ausland reisen, nach Rom . . . Mein Bild wieder vornehmen . . . « Die Zweifel an seinem Talent fielen ihm ein . . . »Nun, einerlei, einfach frei aufatmen . . . Zuerst nach Konstantinopel, dann nach Rom, nur um die Geschworenepflichten so schnell wie möglich abzustreifen. Und die Sache mit dem Advokaten einrichten . . . «

Und plötzlich erstand in seiner Phantasie in ungewöhnlicher Lebendigkeit die Arrestantin mit ihren schwarzen schielenden Augen. Und wie hatte sie bei dem letzten Wort der Angeklagten geweint!

Er löschte und zerdrückte schnell die aus gerauchte Cigarette, zündete sich eine neue an und begann im Zimmer auf und ab zugehen. Und einer nach dem anderen tauchten in seinem Gedächtnis die Augenblicke auf, die er mit Katjuscha durchlebt hatte. Er gedachte des letzten Wiedersehens mit ihr, der Leidenschaft, die sich damals seiner bemächtigt hatte, und der Enttäuschung, die ihr gefolgt war. Er dachte an das weiße Kleid mit

dem blauen Bande und an die Frühmesse. »O, ich habe sie geliebt damals in jener Nacht, geliebt mit der guten, reinen, wahrhaften Liebe, ich habe sie auch schon früher geliebt, und noch wie geliebt, damals als ich das erste Mal bei den Tanten war und an meiner Arbeit schrieb!« Und er erinnerte sich seiner selbst, wie er damals war. Er empfand den Hauch jener Jugend, Frische und Lebensfülle, und quälende Trübsal beschlich sein Herz.

Der Unterschied zwischen ihm, wie er damals gewesen, und wie er jetzt war, war ein ungeheurer. Er war ebenso groß, wenn nicht noch größer, als der Unterschied zwischen jener Katjuscha in der Kirche während der Osternacht und der Prostituierten, die sich dem sibirischen Kaufmanne hingegeben hatte und die heute Morgen verurteilt worden war. Damals war er ein rüstiger, freier Mensch, vor dem sich unendliche Möglichkeiten eröffneten. Jetzt fühlte er sich allenthalben gefesselt durch die Fangnetze eines dummen, leeren, zwecklosen, nichtigen Lebens, aus welchem er keinen Ausgang fand, ja, in den meisten Fällen nicht einmal finden wollte.

Er erinnerte sich, wie er früher einmal stolz auf seine Offenheit und Geradheit gewesen war, wie er sich damals zur Regel gemacht hatte, immer die Wahrheit zu sprechen, und auch wirklich aufrichtig gewesen war, und wie er jetzt ganz in der Lüge steckte, in der entsetzlichsten Lüge, in der Lüge, die von allen Leuten, die ihn umgaben, für Wahrheit ausgegeben wurde. Und es gab aus dieser Lüge keinen Ausweg, wenigstens konnte er ihn nicht sehen. Und er blieb in ihr stecken, gewöhnte sich an sie, fühlte sich wohl in ihr.

Wie sollte er seine Beziehungen zu Marja Wassiljewna, zu ihrem Manne lösen, daß er sich nicht zu schämen brauchte, ihm und seinen Kindern in die Augen zu sehen? Wie sollte er ohne Lüge sein Verhältnis zu Missy lösen? Wie sich heraus arbeiten aus dem Widerspruch zwischen der Ungerechtigkeit des Grundeigentums und dem Besitz des mütterlichen Erbes? Wie feine Sünde Katjuscha gegenüber wieder gut machen? So konnte es doch nicht bleiben. »Ich darf doch eine Frau, die ich geliebt habe, nicht verlassen, und mich damit begnügen, daß ich das Geld dem Advokaten bezahle und sie von der Zwangsarbeit, die sie gar nicht verdient, befreie. Das

hieße die Schuld wieder mit Geld tilgen, so, wie ich es damals gethan, als ich geglaubt hatte, daß es so sein müsse!«

Und er erinnerte sich lebhaft des Augenblickes, als er Katjuscha im Korridor eingeholt, ihr das Geld zugesteckt hatte, und dann weggelaufen war. »O, dieses Geld!« dachte er mit demselben Schrecken und Ekel, wie damals, an jenen Augenblick. »O, o! welch eine Scheußlichkeit!« rief er jetzt, wie auch damals aus. »Nur ein Schuft, ein Scheusal konnte das thun! Und ich, ich bin dieser Schuft, dieses Scheusal!« sprach er laut vor sich hin. »Aber bin ich denn wirklich . . . « er hielt im Gehen inne — »bin denn wirklich ich in der That ein Schuft? — Wer denn sonst?« antwortete er sich selbst. »Und ist es denn dieses allein?« fuhr er fort, sich zu überführen. »Sind denn deine Beziehungen zu Marja Wassiljewna und ihrem Manne keine Niederträchtigkeit, keine Schufferei? Und deine Stellungnahme gegenüber dem Eigentum? Daß du unter dem Vorwande, daß das Geld von der Mutter komme, den Reichtum genießt, welchen du selbst für eine Ungerechtigkeit hältst? Und dein ganzes müßiges Luderleben? Und die Krone von allem, deine an Katjuscha verübte Schandthat? Du Schuft, du Scheusal! Sie, die Menschen, mögen über mich urteilen, wie sie wollen, sie kann ich betrügen, aber mich selbst übertölpele ich nicht!«

Und plötzlich begriff er, daß jener Abscheu, welchen er in der letzten Zeit und besonders heute gegen die Menschen empfand, gegen den Fürsten Kortschagin, gegen die Fürstin, gegen Missy, gegen Kornej, der Abscheu gegen sich selbst war. Und wie seltsam, in diesem Geständnis seiner Niedrigkeit war etwas Krankhaftes und zugleich Freudiges und Beruhigendes.

Nechljudow erfuhr nicht zum ersten Male im Leben das, was er »Seelenwäsche« nannte. Seelenwäsche pflegte er jenen Zustand der Seele zu nennen, da er plötzlich, nach einem größeren Zeitraum, die Verzögerung oder bisweilen auch den Stillstand in seinem inneren Leben erkannte und die Seele von all dem Schmutz zu säubern begann, der durch seine Anhäufung den Stillstand verursacht hatte.

Jedes Mal nach solcher Erweckung stellte Nechljudow sich

Regeln auf, die er sich für immer zur Richtschnur nehmen wollte. Er begann ein Tagebuch zu führen und fing ein neues Leben an, welches er nie mehr zu ändern hoffte, — turning a new leaf, wie er zu sagen pflegte.

Aber jedesmal nahmen ihn die Verführungen der Welt wieder gefangen, und ohne es selbst zu merken, fiel er von neuem und zuweilen noch tiefer, als er vordem gestanden hatte.

Auf diese Weise hatte er sich mehrere Mal gereinigt und erhoben; so zum ersten Mal, als er damals den Sommer bei den Tanten verbrachte. Das war damals die aller lebhafteste und begeistertste Erweckung gewesen, und die Folgen derselben hatten lange angehalten. Eine ähnliche Erweckung geschah dann, als er seine staatliche Beamtenstellung aufgegeben hatte und in der Absicht, sein Leben aufzuopfern, während des Krieges in den Militär dienst getreten war. Da war aber die Verschmutzung sehr bald eingetreten. Die darauf folgende und letzte Erweckung war gewesen, als er seinen Abschied genommen, ins Ausland gereist war und sich mit Malerei zu beschäftigen begonnen hatte.

Von da an und bis zum heutigen Tage war eine lange Periode ohne Säuberung verfließen. Und daher war er auch noch nie bis zu einem solchen Grade von Verschmutzung und Zerwürfnis zwischen dem Gebot feines Gewissens und dem Leben, das er führte, gekommen. Und er entsetzte sich, als er den Zwischenraum wahrte.

Der Zwischenraum war so groß, die Verschmutzung so stark, daß er im ersten Augenblick an der Möglichkeit einer Säuberung verzweifelte. »Ich habe doch schon versucht, mich zu vervollkommen und besser zu werden, und es ist nichts daraus geworden . . . « sprach in seiner Seele die Stimme des Verführers, »wozu also es noch einmal probieren? Nicht du allein, sondern alle sind so, so ist das Leben«, sagte diese Stimme. Aber jenes freie geistige Wesen, welches allein wahr, allein mächtig, allein ewig ist, war schon in Nechljudow erwacht. Und er konnte nicht umhin, ihm zu glauben. Wie groß sich auch der Unterschied zwischen dem, was er war, und dem, was er sein wollte, erwies, dem erwachten

geistigen Wesen erschien alles möglich.

»Ich zerreiße diese Lüge, in die ich verstrickt bin, möge es kosten, was es wolle . . . Ich sage alles und allen die Wahrheit und thue die Wahrheit«, sagte er laut und entschieden. »Ich werde Missy die Wahrheit sagen, sagen, daß ich ein Wüstling bin und sie nicht heiraten kann und umsonst ihre Ruhe gestört habe. Ich werde Marja Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls — übrigens, ihr brauche ich es nicht zu sagen — ich werde ihrem Manne sagen, daß ich ein Schuft bin und ihn betrogen habe. Mit der Erbschaft werde ich so verfahren, wie es die Wahrheit gebietet. Ihr, Katjuscha, werde ich sagen, daß ich ein Schuft und ihr gegenüber schuldig bin, und ich werde alles thun, was ich kann, um ihre Lage zu erleichtern. Ja, ich werde sie sehen und sie bitten, mir zu vergeben. Ja, ich werde um Verzeihung bitten, wie Kinder bitten . . . «

Er blieb stehen.

»Ich werde sie heiraten, wenn es nötig ist.« Er blieb wieder stehen und faltete die Hände vor der Brust, wie er es als Kind gethan hatte.

Er erhob die Augen und stammelte die Worte des Gebetes:

»Herr, Herr Gott, hilf mir, lehre mich, komme zu mir, Herr, und ziehe in mich ein und läutere mich von allem Übel . . . «

Er betete und bat Gott, ihm zu helfen, ihn zu läutern, und während er dieses that, war das, worum er bat, schon geschehen. Gott, der in ihm lebte, nahm Besitz von seiner Seele. Nechljudow sah nicht nur das Leben bereits frei, rüstig und freudig an, sondern empfand auch die ganze Macht des Guten. Alles, alles Beste, was der Mensch nur thun konnte, fühlte er sich jetzt bereit zu vollbringen.

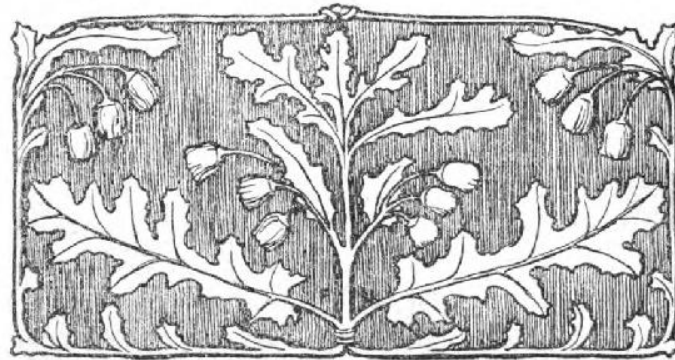
In seinen Augen standen Thränen, als er sich das alles sagte; gute und schlimme Thränen. Gut waren die Thränen, weil es Thränen der Freude über die Erweckung des geistigen Wesens waren, das alle die Jahre über in ihm geschlummert hatte. Und schlimm waren die Thränen, weil es Thränen der Rührung über sich selbst, über seine eigene Tugend waren.

Ihm wurde heiß. Er trat an das bereits für den nahenden Frühling hergerichtete Fenster und öffnete es. Das Fenster lag zum Garten hinaus. Es war eine stille, frische Mondnacht, auf der Straße rasselte

ein Wagen und alles wurde wieder still. Gerade unter dem Fenster sah man den Schatten der entblößten Äste einer hohen Pappel, der in allen seinen Verzweigungen deutlich auf dem Sande eines freien Platzes lag. Links war das Dach eines Wirtschaftsgebäudes, das in dem hellen Mondlicht weiß erschien; vorn verschlangen sich die Äste der Bäume, hinter welchen der schwarze Schatten eines Zaunes lag.

Nechljudow blickte auf den im Mondschein flimmernden Garten, auf das Dach und auf den Schatten der Pappel, horchte hinaus und atmete die frische, belebende Luft ein.

»Wie schön, wie schön! Mein Gott, wie schön!« sprach er von dem, was in feiner Seele war.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Maslowa kehrte erst um sechs Uhr abends nach Hause in ihre Zelle zurück. Sie war müde und krank an den Füßen, nachdem sie fast fünfzehn Werst auf ungewohntem Steinpflaster zurückgelegt hatte. Zudem war sie hungrig und durch das unerwartet strenge Urteil niedergedrückt.

Als, noch während einer Unterbrechung der Verhandlung, die Gerichtsdiener neben ihr Brot und hartgekochte Eier zu essen begannen, wässerte ihr der Mund und sie fühlte, daß sie hungrig sei, aber die Diener um etwas zu bitten, erschien ihr erniedrigend. Als aber seitdem noch drei Stunden verflossen waren, wollte sie schon nicht mehr essen und empfand nur Schwäche. In solchem Zustande vernahm sie das unerwartete Urteil. Im ersten Augenblick meinte sie, sich verhöhrt zu haben, sie vermochte nicht daran, was sie hörte, sogleich zu glauben, sich selbst mit dem Begriffe einer Zwangsarbeiterin zu identifizieren. Aber als sie die ruhigen, geschäftsmäßigen Gesichter der Richter und Geschworenen sah, die dieses Urteil wie etwas durch aus Selbstverständliches aufnahmen, da empörte sich, ihre Seele, und sie schrie durch den ganzen Saal hin, daß sie unschuldig sei.

Als sie sah, daß auch ihr Schrei als etwas Natürliches, Erwartetes, als etwas, was die Sache nicht zu ändern vermochte, aufgenommen wurde, begann sie laut zu weinen. Sie fühlte, daß sie sich der grausamen und für sie unerwarteten Ungerechtigkeit, die an ihr

begangen wurde, fügen müßte.

Besonders setzte sie der Umstand in Erstaunen, daß sie so grausam von Männern verurteilt worden war, von jungen, nicht von alten Männern, von denselben, die sie immer so freundlich anzusehen pflegten. Den einen von ihnen, den Staatsanwaltsadjunkt, hatte sie in einer ganz anderen Verfassung gesehen . . . Als sie in Erwartung der Eröffnung der Verhandlung und dann während der Pausen im Arrestantenzimmer gesessen hatte, hatte sie wohl bemerkt, wie diese Männer unter dem Vorwande, irgend welche Geschäfte zu besorgen an ihrer Thür vorbeigegangen oder ins Zimmer getreten waren, nur, um sie zu betrachten. Und jetzt plötzlich verurteilten sie dieselben Männer, Gott weiß warum, zur Zwangsarbeit, obwohl sie unschuldig war.

Sie weinte, wurde dann aber ruhiger und saß im Zustande völliger Gefühlslosigkeit im Arrestanten zimmer, in der Erwartung, abgeholt zu werden. Sie wollte jetzt nur eines, — rauchen. In diesem Zustande fanden sie Kartinkin und die Botschkowa vor, die nach der Urteilsverkündung in dasselbe Zimmer abgeführt wurden. Die Botschkowa begann sofort, die Maslowa zu schimpfen und sie eine Zwangsjacke zu nennen.

»Hast Du was ausgefressen? . . . Dich heraus gelogen? . . . 's ist nicht so leicht . . . Du Luder . . . Hast gekriegt, was Du verdient hast . . . In Sibirien wirst Du der Vornehmthuerei schon satt werden . . .

Die Maslowa saß, die Hände in die Ärmel des Schlafrockes gesteckt, ohne sich zu regen da, starrte zwei Schritte vor sich hin auf die aus getretene Diele und sagte nur:

»Ich rühre Euch nicht an, also laßt mich . . . Ich rühre Euch nicht an . . .«, wiederholte sie einige Mal und schwieg dann ganz. Sie lebte nur dann etwas wieder auf, als Kartinkin und die Botschkowa abgeführt wurden und ein Gerichtsdienner eintrat, der ihr drei Rubel brachte.

»Bist Du die Maslowa?« fragte er. »Da hast Du, eine Dame schickt es Dir«, sagte er, ihr das Geld reichend.

»Welche Dame?«

»Nimm und red' nicht viel . . . Werd' mich mit Dir nicht einlassen . . . «

Das Geld hatte die Kitajewa, die Inhaberin des Toleranzhauses, geschickt. Als sie das Gericht verließ, wandte sie sich an den Gerichtskommissar mit der Frage, ob sie der Maslowa etwas Geld übergeben dürfte. Der Gerichtskommissar sagte ja. Nachdem sie die Erlaubnis bekommen hatte, zog sie den schwedischen Handschuh mit drei Knöpfen von der dicken Weißen Hand und holte aus den hinteren Falten des seidenen Rockes eine moderne Geldtasche hervor. Sie suchte aus einem ziemlich großen Päckchen Coupons, die sie eben von ihren wohl erworbenen Wertpapieren abgeschnitten hatte, einen Coupon zu zwei Rubel und fünfzig Kopeken heraus, that dazu noch zwei Zwanzigkopekenstücke und ein Zehnkopekenstück und übergab alles dem Gerichtskommissar. Der Kommissar rief einen Gerichtsdienner herbei und übergab ihm in Gegenwart der Spenderin das Geld.

»Bitte geben Sie es recht ab . . . « sagte Karolina Aljbertowna dem Diener in gebrochenem Russisch.

Der Gerichtsdienner hatte sich durch dieses Mißtrauen beleidigt gefühlt und war darum mit der Maslowa so barsch umgegangen.

Die Maslowa freute sich über das Geld, denn es ermöglichte ihr das, wonach sie jetzt allein Verlangen trug.

»Wenn ich nur Cigaretten bekommen könnte, einige Züge . . . « und alle ihre Gedanken konzentrierten sich auf dem Wunsche zu rauchen. Sie fühlte ein so starkes Verlangen danach, daß sie die Luft gierig einatmete, wenn sie den Geruch des Tabaks spürte, der aus den Thüren der Kabinette in den Korridor drang.

Aber sie mußte noch lange warten, denn der Sekretär, der sie entlassen sollte, hatte sich mit einem Advokaten in einen Streit wegen irgend eines Zeitungsaufsatzes vertieft und die Gefangene vergessen.

Endlich um fünf Uhr wurde sie entlassen, und die Eskortesoldaten, der aus Nishnij-Nowgorod und der Tschuwasche, führten sie durch einen Hinterausgang aus dem Gerichtsgebäude hinaus. Noch im Flur hatte sie ihnen zwanzig Kopeken übergeben, mit der Bitte, ihr

zwei Brödchen und Cigaretten zu kaufen. Der Tschuwasche lachte, nahm das Geld und sagte gebrochen: »Gut, werden kaufen.« Und wirklich kaufte er die Cigaretten und Brödchen. Das übrige Geld gab er ehrlich zurück. Unterwegs durfte nicht geraucht werden, sodaß die Maslowa sich dem Gefängnis mit demselben unbefriedigten Bedürfnis zu rauchen näherte.

Um dieselbe Zeit, als sie vor dem Gefängnisthor ankam, trafen dort auch gegen hundert, von der Eisenbahn kommende Arrestanten ein, mit denen sie im Durchgang zusammenstieß.

Die Arrestanten, bärtige und rasierte, alte und junge, Russen und Nichtrussen, manche mit halb rasierten Köpfen, rasselten mit den Fußschellen und erfüllten das Vorhaus mit Staub, Getrampel, Geschrei und mit beißendem Schweißgeruch. Während sie an der Maslowa vorbeigingen, sahen sie sich alle nach ihr um und einige näherten sich und griffen nach ihr.

»Ei Mädels . . . schön . . . « sagte der eine.

»Der Frau Tante meine Empfehlung«, rief ein anderer, schelmisch mit dem Auge zwinkernd.

Ein schwarzer Kerl mit rasiertem blauen Nacken und mit einem Schnurrbart sprang auf sie zu und umarmte sie, wobei er sich in den rassellenden Ketten verwickelte.

»Hast den Liebsten nicht erkannt? Na, zier' Dich nur nicht . . . « rief er die Zähne fletschend und mit den Augen funkelnd, als sie ihn wegstieß.

»Was machst Du, Spitzbube, hier!« schrie der von hinten herangetretene Gehilfe des Inspektors.

Der Arrestant zuckte zusammen und sprang eilig zurück. Der Gehilfe aber fuhr die Maslowa an:

»Wozu bist Du hier?«

Die Maslowa wollte antworten, daß sie vom Gericht komme, aber sie war so müde, daß sie zu faul war, etwas auszusprechen.

»Aus dem Gericht, Ew. Wohlgeboren!« sagte der ältere Eskortesoldat, indem er vortrat und die Hand an die Mütze legte.

»Na, also liefere sie dem Ober ab. Was ist das für ein Skandal

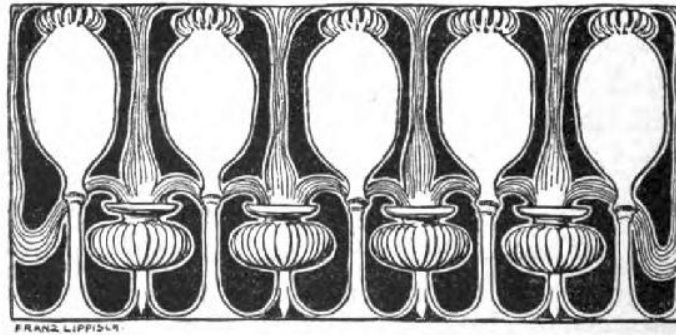
hier . . . «

»Zu Befehl, Ew. Wohlgeboren!«

»Sokolow, in Empfang nehmen!« rief der Gehilfe.

Der Oberaufseher trat heran, stieß geärgert die Maslowa an die Schulter, winkte ihr mit dem Kopfe und führte sie in den Korridor der weiblichen Abteilung.

Im Korridor wurde sie von oben bis unten befühlt und durchsucht, und als man bei ihr nichts gefunden hatte — denn die Cigaretten hatte sie im Brödchen versteckt — in dieselbe Zelle eingelassen, aus der sie am Morgen herausgekommen war.



Dreißigstes Kapitel.

Die Zelle, in welcher die Maslowa saß, war ein zweifenstriges Zimmer von neun Arschin Länge und sieben Arschin Breite, mit einem ab gesprungenen Ofen und Pritschen von ausgetrockneten Brettern, die etwa zwei Drittel des Raumes einnahmen.

In der Mitte, der Thür gegenüber, hing ein dunkles Heiligenbild mit davorgeklebter Wachskerze und einem daruntergehängten bestäubten Immortellensträußchen. Links von der Thür war auf der Diele eine schwarzgewordene Stelle, wo eine stinkende Kufe ihren Platz hatte.

Die Kontrolle war eben beendet und die Frauen waren schon für die Nacht eingeschlossen. Die Zelle wurde von fünfzehn Personen, zwölf Frauen und drei Kindern, bewohnt.

Es war noch ganz hell und nur zwei von den Frauen lagen auf der Pritsche: eine bis über den Kopf mit dem Schlafrock zugedeckte Blödsinnige, die wegen Legitimationslosigkeit verhaftet worden war und die fast immer schlief, und eine andere, Schwindsüchtige, die ihre Strafe wegen Diebstahls abbüßte. Diese schlief nicht. Sie lag, den Schlafrock unter den Kopf geschoben, mit weitgeöffneten Augen da und mühte sich, den kitzelnden, auf und abziehenden Schleim in der Kehle zurückzuhalten, um nicht zu husten.

Von den übrigen Frauen, die alle ohne Kopftücher und in groben Leinenhemden waren, saßen einige auf der Pritsche und nähten, während andere am Fenster standen und auf die über den Hof

gehenden Arrestanten hinuntersahen.

Von den drei nähenden Frauen war eine die Korabljowa, dieselbe Alte, die die Maslowa begleitet hatte. Sie war ein starkes, hochgewachsenes Weib von finsterem, mürrischem Aussehen. Ihr Gesicht war mit Falten bedeckt, unterm Kinn hing ein Hautsack, das blonde, an den Schläfen ergraute Haar war in ein Zöpfchen geflochten, und auf der Wange sah man eine behaarte Warze. Sie war zu Zwangsarbeit verurteilt worden, weil sie ihren Mann mit dem Beil erschlagen hatte. Erschlagen hatte sie ihn aber darum, weil er sich an ihre Tochter gemacht hatte. Die Korabljowa versah das Amt der Ältesten der Zelle, sie besorgte auch den geheimen Schnapshandel. Sie trug beim Nähen eine Brille und hielt die Nadel in der großen Arbeitshand nach Bauernart mit drei Fingern und die Spitze gegen sich gekehrt.

Neben der Korabljowa saß eine kleine stumpfnasige schwärzliche Frau mit kleinen schwarzen Augen, gutmütig und geschwätzig, und nähte ebenfalls Säcke aus Segeltuch. Dies war eine Wächterin bei einem Bahnwärterhäuschen, die zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil sie beim Vorüberfahren des Zuges nicht mit der Signalfahne herausgekommen, infolgedessen der Zug verunglückt war.

Die dritte von den nähenden Frauen war Fedoßja oder Fenitschka, wie sie die Genossinnen nannten, eine weiße, rotbackige, noch ganz junge, sehr liebliche Frau mit klaren blauen Kinderaugen und zwei langen blonden Zöpfen, die um den Kopf gewunden waren. Sie befand sich wegen eines Versuches, ihren Mann zu vergiften in Haft. Diesen Vergiftungsversuch hatte sie sogleich nach ihrer Verhehelichung gemacht; sie war als sechzehn jähriges Mädchen verheiratet worden. Im Verlaufe der acht Monate, während welcher sie gegen Kautionsentlassung das Urteil erwartete, hatte sie sich mit ihrem Manne nicht nur ausgesöhnt, sondern ihn auch so lieb gewonnen, daß sie, als das Urteil vollstreckt wurde, mit ihrem Manne ein Herz und eine Seele war. Obgleich der Mann, der Schwiegervater und besonders die Schwiegermutter, die sie lieb gewonnen, sich aus allen Kräften bemüht hatten, sie vor Gericht zu

rechtfertigen, war sie dennoch zur Verschickung nach Sibirien zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Diese gute, heitere, häufig lächelnde Fedoßja war eine Nachbarin der Maslowa auf der Pritsche und gewann sie nicht nur lieb, sondern hielt es auch für ihre Pflicht, ihr zu dienen und für sie zu sorgen.

Ohne Arbeit saßen auf der Pritsche noch zwei Frauen. Die eine, etwa vierzig Jahre alt, mit einem blassen, mageren Gesicht, die wahrscheinlich früher einmal sehr schön gewesen, jetzt aber dürr und bleich war, hielt ein Kind im Arm, das sie mit ihrer weißen, langen Brust nährte. Ihr Verbrechen bestand in folgendem: Als aus ihrem Dorf ein nach der Auffassung der Bauern ungesetzlich eingezogener Rekrut weggeführt wurde, hatte das Volk den Landpolizeimeister zurückgehalten und den Rekruten befreit. Dieses Weib aber, die Tante des ungesetzlich einzogenen Burschen, hatte als erste das Pferd, auf dem der Rekrut transportiert wurde, am Zügel gefaßt.

Ferner saß ohne Arbeit auf der Pritsche eine mittelgroße, runzelige, gutmütige Alte mit grauem Haar und buckligem Rücken. Die Alte saß beim Ofen auf der Pritsche und that, als ob sie einen vierjährigen, kurzgeschorenen, dickbäuchigen Buben, der laut lachte, fangen wollte. Das Büblein im bloßen Hemd lief an ihr vorbei und rief immer dasselbe: »Etsch! hast mich nicht gefangen! « Diese Alte, die sammt ihrem Sohne wegen Brandstiftung angeklagt war, ertrug die Gefangenschaft mit der größten Gutmütigkeit, und war nur um ihren Sohn bekümmert, der gleichzeitig mit ihr im Gefängnis saß. Am meisten aber war sie um ihren Alten besorgt, der, wie sie fürchtete, ohne sie ganz und gar verlaufen würde, da ihre Schwiegertochter weggegangen war und es niemand gab, der den Alten waschen könnte.

Außer diesen sieben Frauen standen noch vier an einem der geöffneten Fenster. Sie hielten sich an dem Eisengitter fest und tauschten Zeichen und Zurufe mit den über den Hof gehenden Arrestanten aus, denselben, mit denen die Maslowa am Eingang zusammengestoßen war. Eine dieser Frauen, die wegen Diebstahls saß, war ein großes, schweres, rothaariges Weib mit hängendem

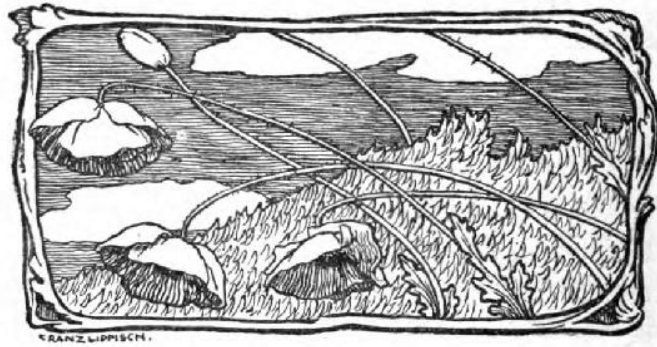
Leibe; das Gesicht, die Hände und der aus dem aufgebundenen Kragen hervorsehende Hals waren gelblich-weiß und mit Sommersprossen übersät. Mit heiserer Stimme schrie sie unanständige Worte laut zum Fenster hinaus.

Neben ihr stand eine dunkle, schlechtgebaute Arrestantin mit langem Rücken und ganz kurzen Beinen, dem Wüchse nach nicht größer als ein zehnjähriges Mädchen. Ihr Gesicht war rot und fleckig mit weitauseinanderstehenden Augen und kurzen dicken Lippen, die die weißen vorstehenden Zähne nicht bedeckten. Sie lachte winselnd hie und da über das auf, was auf dem Hofe vorging. Diese Arrestantin, die wegen ihrer Putzsucht von den anderen »Schönchen« genannt wurde, war wegen Diebstahls und Brandstiftung in Untersuchung. Hinter ihnen stand in einem sehr schmutzigen grauen Hemde eine magere, sehnige, kläglich aussehende schwangere Frau mit ungeheuer großem Bauch. Sie befand sich wegen Hehlerei in Haft. Diese Frau schwieg, lächelte aber die ganze Zeit beifällig und glücklich zu dem, was auf dem Hofe vorging.

Die vierte von den am Fenster stehenden Frauen war ein kleines, stämmiges Bauernweib mit stark, vorstehenden Augen und einem gutmütigen Gesicht. Sie saß ihre Strafe wegen unbefugten Schnapsverkaufs ab und war die Mutter des Buben, der mit der Alten spielte, und eines siebenjährigen Mädchens, das mit ihr im Gefängnis saß, weil sie es sonst nirgends unterbringen konnte. Diese Frau sah wie die anderen ebenfalls zum Fenster hinaus, strickte aber dabei unaufhörlich ihren Strumpf weiter und runzelte mißbilligend, mit geschlossenen Augen, die Stirn zu dem, was die über den Hof gehenden Arrestanten hinüberriefen. Ihre Tochter aber, das siebenjährige Mädchen mit dem aufgelösten Flachshaar, stand im bloßen Hemdchen neben der Rothaarigen, hielt sich mit ihrem mageren Händchen an deren Rock fest und horchte mit starrem Blick aufmerksam auf die Schimpfworte, die die Arrestantinnen mit den Arrestanten wechselten; leise, als wollte sie sie auswendig lernen, wiederholte sie die Worte.

Die zwölfte Arrestantin war die Tochter eines Messners, die ihr

Kind im Brunnen ertränkt hatte. Sie war ein großes stattliches Mädchen mit vor stehenden Augen und wirrem Haar, das sich aus dem kurzen und dicken blonden Zopf gelöst hatte. Ohne auf das, was um sie her vorging, zu achten, ging sie barfuß, nur mit einem schmutzigen grauen Hemd bekleidet in dem freien Raum der Zelle auf und ab und drehte jedesmal, wenn sie bis zur Wand gekommen war, scharf und rasch um.



Einunddreißigstes Kapitel.

Als das Schloß rasselte und die Maslowa eingelassen wurde, wandten sich alle ihr zu. Sogar die Tochter des Messners blieb einen Augenblick stehen, sah die Eingetretene mit hoch gezogenen Augenbraunen an, sagte aber nichts und begann sogleich wieder mit ihren großen, resoluten Schritten auf und ab zu gehen. Die Korabljowa steckte die Nadel in die rohe Leinwand und starrte die Maslowa fragend durch die Brille an.

»O weh, Du kommst zurück! Und ich hatte immer geglaubt, daß sie Dich freisprechen«, sagte sie mit ihrer heiseren, tiefen, fast männlichen Stimme. »Bist also verdonnert?«

Sie nahm die Brille ab und legte die Arbeit neben sich auf die Pritsche.

»Wir hatten ja wohl, mein Täubchen, mit der Tante hin und her geredet, ob man Dich nicht gleich in Freiheit setzen würde . . . kommt auch vor . . . Und noch Geld geben sie einem, wie's sich gerade trifft . . . « begann sofort mit ihrer singenden Stimme die Bahnwärterin. »Und statt dessen . . . Da haben wir also doch falsch gedacht . . . Der Herr macht's, scheint's, auf seine Art, Täubchen! . . . « führte sie ohne Unterbrechung ihre wohlklingende, schmeichelnde Rede fort.

»Bist wirklich verurteilt?« fragte Fedoßja mit mitleidiger Zärtlichkeit, die Maslowa mit ihren hell blauen Kinderaugen anblickend. Und ihr ganzes heiteres junges Gesicht veränderte sich,

als wollte sie weinen.

Die Maslowa antwortete nichts und ging schweigend zu ihrem Platz neben der Korabljowa, dem zweiten vom Rande, und setzte sich dort auf die Bretter der Pritsche.

»Hast wohl gar nichts gegessen?« fragte Fedoßja, indem sie ausstand und zur Maslowa herantrat.

Die Maslowa legte, ohne zu antworten, die Brödchen ans Kopfende und begann sich zu entkleiden. Sie zog den staubigen Schlafrock aus, nahm das Tuch von dem krausen schwarzen Haar und setzte sich dann.

Die Alte, die am anderen Ende der Pritsche mit dem Knaben spielte, trat auch heran und blieb vor der Maslowa stehen.

»Ts, ts, ts!« begann sie, mitleidig den Kopf schüttelnd, mit der Zunge zu schnalzen.

Der Bube kam gleichfalls hinter der Alten heran und starrte mit weitgeöffneten Augen, die Oberlippe in einem Winkel gekräuselt, auf die Brödchen, die die Maslowa gebracht hatte. Als die Maslowa nach alledem, was heute mit ihr geschehen war, alle diese mitleidigen Gesichter erblickte, fing sie beinahe zu weinen an, und ihre Lippen erzitterten. Aber sie wollte sich zusammennehmen, und es gelang ihr auch, bis die Alte und der Bube herantraten. Als sie aber das gutmütige Schnalzen der Alten vernahm und besonders als sie den Augen des Buben begegnete, der seinen ernsten Blick von den Brödchen zu ihr hinüber wandte, konnte sie es nicht mehr aushalten. Ihr ganzes Gesicht erbebte, und sie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

»Ich hatte Dir doch gesagt: nimm Dir einen ordentlichen Verteidiger«, sagte die Korabljowa. »Was ist denn, wirst Du verschickt?« fragte sie.

Die Maslowa wollte antworten und konnte nicht, sondern zog schluchzend aus einem Brödchen eine Cigarettschachtel hervor, auf der eine rotbackige Dame mit sehr hoher Frisur und einer im Dreieck entblößten Brust abgebildet war, und reichte die Schachtel der Korabljowa. Die Korabljowa betrachtete das Bildchen und schüttelte mißbilligend den Kopf, hauptsächlich darüber, daß die

Maslowa das Geld so unnötig ausgab. Darauf holte sie eine Cigarette hervor, rauchte sie an der Lampe an, that selber einige Züge und reichte die Cigarette der Maslowa. Die Maslowa begann, immerfort weinend, den Tabaksrauch in gierigen Zügen einzuatmen und dann wieder hinauszublase.

»Zwangsarbeit!« stieß sie schluchzend hervor.

»Sie fürchten Gott nicht, die Blutsauger, die Verfluchten!« rief die Korabljowa. »Um nichts haben sie das Mädchen verurteilt!«

In diesem Augenblick erscholl aus der Mitte der am Fenster stehengebliebenen Weiber lautes Gelächter. Auch das kleine Mädchen lachte und ihr dünnes Kinderlachen verschmolz mit dem heiseren und winselnden Gelächter der Erwachsenen. Ein Arrestant draußen auf dem Hof hatte etwas gethan, was auf die zum Fenster hinausschauenden einen solchen Eindruck gemacht hatte.

»Ach so ein Kerl! Was er macht . . . « rief die Rothaarige, und mit dem ganzen fetten Leibe wackelnd, das Gesicht an das Gitter gedrückt, schrie sie sinnlos-unanständige Worte hinunter.

»So ein freches Luder! Was sie gackert!« sagte die Korabljowa, über die Rote den Kopf schüttelnd, und wandte sich wieder zu der Maslowa.

»Wieviel Jahre?«

»Vier«, antwortete die Maslowa, und die Thränen entströmten ihren Augen so reichlich, daß eine auf die Cigarette fiel.

Die Maslowa zerknitterte zornig die Cigarette, warf sie weg und nahm sich eine andere.

Die Bahnwärterin hob das Stümpfchen auf, ob gleich sie nicht rauchte, und fing an, dasselbe wieder zurecht zu machen, während sie unaufhörlich weiter sprach.

»'s scheint so zu sein, mein Täubchen, daß die Wahrheit der Eber gefressen hat . . . « sagte sie. »Sie machen, was sie wollen. Und wir hatten geglaubt, daß man Dich freisprechen würde. Matwejewna sagte, daß sie Dich befreien würden, ich aber meinte: nein, sagte ich, Täubchen, mein Herz ahnt es, daß sie sie auffressen werden . . . Und so ist's auch gekommen . . . « fuhr sie fort zu

sprechen, sich an dem Tonfall ihrer Stimme offen bar mit besonderem Behagen weidend.

Die Arrestanten hatten bereits alle den Hof verlassen und die Frauen, die sich mit ihnen unterhalten hatten, traten jetzt ebenfalls zur Maslowa heran. Als erste kam die glotzügige Schnapsverkäuferin mit ihrem kleinen Mädchen.

»Nun, sehr streng?« fragte sie, sich zur Maslowa heransetzend, indem sie fortfuhr, ihren Strumpf zu stricken.

»Streng, weil sie kein Geld hatte. Hätte sie Geld gehabt und einen gewandten Kerl genommen, wäre sie schon freigesprochen worden . . . « sagte die Korabljowa. »Der, wie heißt er doch? Der zottige, großnasige, der, meine Lieben, könnte einen wohl trocken aus dem Wasser ziehen. Wenn man den nehmen könnte . . . «

»Jawohl, nehmen . . . « sagte die Zähne zeigend Schönchen, die sich zu ihnen herangesetzt hatte. »Der spuckt Dir unter tausend Rubel nicht aus . . .

»Ja, das scheint nun schon so Dein Stern zu sein«, mischte sich die Alte, die wegen Brandstiftung saß, ins Gespräch. »Leicht gesagt, dem Jungen hat er die Frau abspenstig gemacht und ihn noch dabei ins Loch gesteckt und mich alte Frau auch noch dazu . . . « begann sie zum hundertsten Mal ihre Geschichte zu erzählen. »Gegen Gefängnis und Bettelsack ist niemand gefeit . . . Entweder das eine, oder das andere . . .

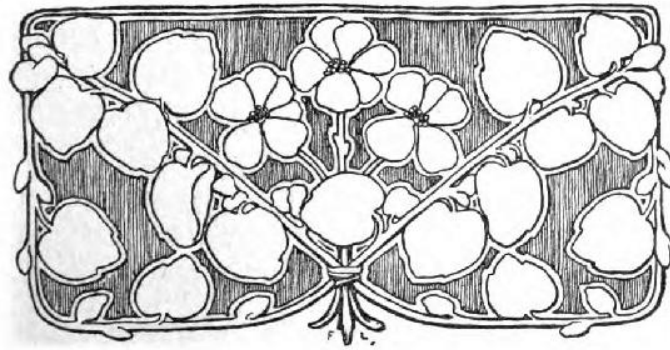
»Das ist bei denen ja immer so!« sagte die Schnapsverkäuferin, wobei sie sich den Kopf des Mädchens näher ansah. Sie legte den Strumpf beiseite und begann den Kopf des Kindes mit flinken Fingern zu durchsuchen.

»Wozu handelst Du mit Schnaps? Und wo mit soll ich denn die Kinder ernähren?« sprach sie, während sie ihre gewohnte Beschäftigung fortsetzte.

Diese Worte der Schnapsverkäuferin erinnerten die Maslowa an Schnaps.

»Ein Schnäpschen . . . « wandte sie sich an die Korabljowa, indem sie sich die Thränen mit dem Hemdärmel wischte und nur noch hie und da aufschluchzte.

»Einen Sorgenbrecher? Warum nicht . . . « sagte die Korabljowa.



Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Maslowa holte das Geld ebenfalls aus dem Brödchen hervor und reichte der Korabljowa einen Koupon. Die Korabljowa nahm und betrachtete ihn, und obgleich sie des Lesens unkundig war, glaubte sie dem alles wissenden Schönchen, daß der Zettel zwei Rubel fünfzig Kopeken wert sei, und kletterte zur Ofenröhre, nach der dort versteckten Schnapsflasche. Als die Frauen, die nicht Pritschennachbarinnen der Maslowa waren, das sahen, gingen sie beiseite. Die Maslowa schüttelte inzwischen den Staub aus dem Kopftuch und Schlafrock, kletterte auf die Pritsche hinauf und begann ihr Brödchen zu essen.

»Ich habe Dir Tee aufgehoben, aber er wird wohl kalt sein . . . « sagte Fedoßja zu ihr, während sie von dem Wandbrett die mit einem Fuß lappen umwickelte blecherne Theekanne und einen Krug herabholte.

Das Getränk war ganz kalt und schmeckte mehr nach Blech als nach Tee. Aber die Maslowa goß sich den Krug voll und begann zum Brödchen zu trinken.

»Finaschka, da hast Du!« rief sie und riß vom Brödchen ein Stück ab, das sie dem ihr in den Mund schauenden Knaben gab.

Unterdes hatte die Korabljowa die Schnapsflasche und den Krug gereicht. Die Maslowa bot der Korabljowa und Schönchen an. Diese drei Arrestantinnen bildeten die Aristokratie der Zelle, denn sie hatten Geld und teilten miteinander, was sie besaßen.

Nach einigen Minuten wurde die Maslowa lebhafter und begann munter vom Gericht zu erzählen und von dem, was sie besonders frappiert hatte, wobei sie den Staatsanwalt nachäffte. Frappiert hatte sie besonders, wie die Männer, nach ihrer Beobachtung, wo sie auch sein mochte, ihr immer nachliefen. Im Gericht hatten alle sie an gesehen, erzählte sie, und waren immerfort extra deswegen ins Arrestantenzimmer gekommen.

»Sogar der Eskortesoldat sagte mir:,die kommen immer, um dich anzugaffen.' Kommt so einer herein:,wo sind hier die Akten?' oder so was ähnliches . . . Und ich sehe, daß er nicht die Akten braucht, sondern mich mit den Augen auffrißt«, erzählte sie lächelnd und schüttelte wie im Zweifel den Kopf. »Sind auch nicht ohne . . . «

»Jawohl«, fiel ihr die Bahnwärterin ins Wort, und sogleich begann ihre singende Rede sich zu ergießen. »Wie die Fliegen nach dem Zucker . . . Zu was anderem kann man sie suchen, aber dazu sind sie immer zu haben. Sie brauchen kein Brod, wenn sie nur . . . «

»Und auch hier . . . « unterbrach sie die Maslowa. »Kaum war ich hier, als ein Schub vom Bahnhof ankommt . . . Machten sich so an mich heran, daß ich nicht wußte, wie ich sie los werden sollte . . . Gottlob, der Gehilfe jagte sie weg. Der eine hatte sich so angehängt, daß ich mich kaum freimachen konnte . . . «

»Wie sah er denn aus?« fragte Schönchen.

»So schwarz, mit einem Schnurrbart.«

»Gewiß er . . . «

»Wer er?«

»Schtscheglow. Derselbe, der eben vorbeiging.«

»Was ist das für ein Schtscheglow?«

»Schtscheglow kennst Du nicht? Schtscheglow ist zweimal aus Sibirien entlaufen. Jetzt haben sie ihn festgekriegt, er wird aber schon wieder weglaufen . . . Vor ihm hat selbst der Inspektor Angst . . . « erzählte Schönchen, die mit den Arrestanten Zettel zu wechseln pflegte und alles wußte, was im Gefängnis vorging. »Wenn der nicht ausbricht!«

»Bricht er aus, läßt er uns zu Hause«, sagte die Korabljowa.

»Erzähl' Du mir lieber«, wandte sie sich an die Maslowa, »was Dir der Advokat wegen der Bittschrift gesagt hat? Man muß doch eine einreichen . . . «

Die Maslowa sagte, daß sie nichts davon wisse.

In diesem Augenblick trat zu den schnapstrinkenden Aristokratinnen das rothaarige Weib heran. Sie hatte ihre beiden mit Sommersprossen übersäten Hände im dichten wirren Haar und kratzte sich mit den Nägeln den Kopf.

»Ich will Dir, Katerina, alles sagen«, begann sie. »Zu allererst mußt Du schreiben, daß Du mit dem Gericht unzufrieden bist und dann dem Staatsanwalt anzeigen . . . «

»Was hast Du denn damit zu thun?« fuhr mit geärgelter Baßstimme die Korabljowa sie an. »Hast wohl den Schnaps gerochen? Brauchst uns nicht den Brei ums Maul zu schmieren . . . Wissen auch ohne Dich, was zu thun ist, haben Dich nicht nötig . . . «

»Ich sprech' nicht mit Dir, was brauchst Du da Deine Nase hereinzustecken . . . «

»Willst wohl Schnaps? . . . Wie die Katz um den Brei . . . «

»Na, gib ihr schon«, sagte die Maslowa, die immer alles, was sie hatte, mit den anderen teilte.

»Ich werd' ihr was geben . . . «

»Nun, na . . . «, sagte die Rothaarige, auf die Korabljowa losgehend. »Ich hab' vor Dir keine Angst!«

»Zuchthausleder!«

»Wenn ich's nicht von einem solchen hörte . . . «

»Ausgekochtes Gekröse!«

»Ich ein Gekröse? Zwangsjacke, Mörderin!« schrie die Rote.

»Ich sag' Dir, pack Dich . . . « sagte finster die Korabljowa.

Aber die Rote rückte nur immer näher und die Korabljowa stieß sie in die entblößte fette Brust. Die Rote schien darauf nur gewartet zu haben. Mit einer unerwartet schnellen Bewegung krallte sie sich mit der einen Hand in das Haar der Korabljowa, während sie ihr mit der anderen einen Schlag ins Gesicht versetzen wollte. Aber die

Korabljowa bekam die Hand noch rechtzeitig zu fassen. Die Maslowa und Schönchen packten die Rote an den Armen und wollten sie weg reißen, die Rote ließ jedoch den Zopf nicht fahren. Nur für einen Augenblick ließ sie das Haar los, aber nur um sich dasselbe fester um die Hand zu winden. Die Korabljowa, deren Kopf zur Seite gebogen war, schlug die Rote mit der Faust auf den Leib und suchte ihre Hand mit den Zähnen zu fangen. Die Weiber drängten sich um die sich Prügelnden, suchten sie zu trennen und schrieen. Sogar die Schwindsüchtige war herangetreten und blickte hustend auf die aneinander geklammerten Frauen. Die Kinder hatten sich aneinander gedrückt und weinten.

Auf den Lärm kamen die Aufseherin und der Aufseher herein, und die sich prügelnden Weiber wurden getrennt. Beide suchten sie unter Geschrei und Klagen ihr Recht zu beweisen, die Korabljowa, während sie ihren grauen Zopf löste und die aus gerissenen Haarbüschel herauspflückte, die Rote, indem sie auf der gelben Brust das zerfetzte Hemd zusammenraffte.

»Ich weiß ja, daß das alles der Schnaps ist . . . Morgen sag ich's dem Inspektor, er wird Euch schon vornehmen. Ich spüre, wie es hier riecht . . . « sagte die Aufseherin. »Räumt alles weg, sonst geht's Euch schlecht. Euch hier anzuhören habe ich keine Zeit. Macht, daß Ihr auf Eure Plätze kommt und still . . . «

Aber Stille trat noch lange nicht ein. Lange noch schimpften sich die Frauen und erzählten einander, wie es angefangen und wer Schuld hatte.

Endlich gingen die Aufseherin und der Aufseher fort, und die Weiber beruhigten sich allmählich und begannen sich niederzulegen. Die Alte stellte sich vor das Heiligenbild und fing an zu beten.

»Da haben sich zwei Zwangsjacken zusammen gefunden!« begann plötzlich vom anderen Ende der Pritsche her mit heiserer Stimme die Rote, indem sie jedes Wort mit geradezu seltsam raffinierten Schimpfereien begleitete.

»Paß auf, daß Du nicht noch was kriegst!« antwortete sogleich die Korabljowa, und ein Hagel ähnlicher Schimpfworte flog zurück. Dann schwiegen eine Weile beide.

»Hätte man mich nur nicht gestört, ich hätte Dir die Glotzer schon ausgekratzt . . . begann von neuem die Rote, und die Antwort der Korabljowa ließ nicht auf sich warten.

Wieder eine etwas längere Pause des Schweigens und wieder Schimpfereien. Die Pausen wurden immer länger, bis endlich völlige Ruhe eintrat.

Alle lagen, einige begannen zu schnarchen. Nur die Alte, die stets lange zu beten pflegte, stand noch immer vor dem Heiligenbilde und machte ihre Verbeugungen, und die Tochter des Meßners, die, sobald die Aufseherin hinausgegangen, auf gestanden war, ging wieder in der Zelle auf und ab.

Die Maslowa schlief nicht. Sie dachte immer wieder daran, daß sie jetzt eine Zwangsarbeiterin war und daß man sie schon zweimal so genannt hatte, einmal die Botschkowa und das andere Mal die Rote. Und sie konnte sich in diese Vorstellung nicht finden. Die Korabljowa, die mit dem Rücken zu ihr gekehrt lag, drehte sich um.

»So etwas hat mir weder geahnt noch geschwant«, sagte leise die Maslowa. »Andere thun Gott weiß was, und — nichts. Und ich soll für nichts und wieder nichts leiden . . . «

»Gräm' Dich nicht, Mädels, in Sibirien leben ja auch Leute . . . Du wirst auch dort nicht umkommen . . . « suchte die Korabljowa sie zu trösten.

»Daß ich nicht umkomme, weiß ich, aber es kränkt einen doch . . . Hätt' ein ander Los verdient, wo ich ans gute Leben doch so gewöhnt war . . . «

»Gegen Gott kommt keiner auf!« sagte seufzend die Korabljowa. »Gegen Ihn kommt keiner auf . . . «

»Ich weiß, Tantchen, aber schwer ist's doch . . . «

Sie schwiegen eine Weile.

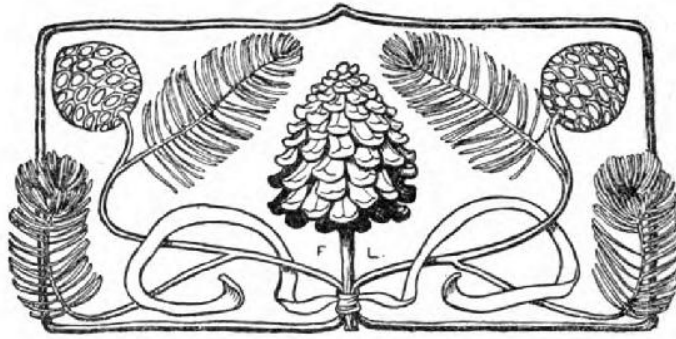
»Hörst Du, das Luder . . . « sagte die Korabljowa, indem sie die Aufmerksamkeit der Maslowa auf die sonderbaren Laute lenkte, die von der an deren Seite der Pritsche her kamen.

Diese Laute waren das verhaltene Schluchzen des rothaarigen Weibes. Die Rote weinte, weil man sie eben geschimpft und

geschlagen und ihr keinen Schnaps gegeben hatte, den sie so gern haben wollte. Sie weinte auch darüber, daß sie in ihrem ganzen Leben nichts außer Schimpfworten, Hohn, Kränkungen und Prügel gesehen hatte. Sie suchte sich selbst zu trösten mit der Erinnerung an ihre erste Liebe zu dem Fabrikarbeiter Fedjka Molodjonkow. Aber als sie dieser Liebe gedachte, mußte sie auch an das Ende denken, das dieselbe genommen hatte. Diese Liebe hatte damit geendet, daß der Molodjonkow sie in betrunkenem Zustande zum Spaß an der empfindlichsten Stelle mit Schwefelsäure beschmierte und sich dann mit den Kameraden darüber amüsierte, wie sie sich vor Schmerzen krümmte. Sie dachte daran und wurde vom Weh um sich selbst erfaßt. Und in der Meinung, daß sie niemand hörte, begann sie zu weinen und weinte wie ein Kind — stöhnend, mit der Nase ziehend und die salzigen Thränen verschluckend.

»Sie thut mir leid!« sagte die Maslowa.

»Natürlich leid, aber was drängt sie sich auf . . . «



Dreiunddreißigstes Kapitel.

Das erste Gefühl, welches Nechljudow am anderen Tage empfand, als er erwachte, war das Bewußtsein, daß mit ihm etwas geschehen sei, und ehe er sich noch vergegenwärtigt hatte, was geschehen sei, wußte er bereits, daß es etwas Wichtiges und Gutes gewesen war. »Katjuscha, das Gericht.« Ja, und er muß aufhören zu lügen und die ganze Wahrheit sagen. Und welch seltsames Zusammentreffen: an dem nämlichen Morgen kam endlich der lang erwartete Brief von Marja Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls, der Brief, den er jetzt ganz besonders nötig hatte! Sie gab ihm völlige Freiheit und wünschte ihm Glück zu der bevorstehenden Heirat.

»Heirat!« sagte er ironisch. »Wie weit bin ich jetzt davon.«

Und er erinnerte sich seiner gestrigen Absicht, dem Manne alles zu sagen, alles zu beichten und ihm die Bereitschaft zu jeglicher Genugthuung auszudrücken. Aber heute Morgen erschien ihm das nicht so leicht wie gestern.

»Und dann, wozu einen Menschen unglücklich machen, wenn er nichts davon weiß. Wenn er mich fragt, werde ich es ihm sagen. Aber extra hingehen und ihm das sagen? Nein, das ist nicht nötig . . . «

Ebenso schwer erschien es heute Morgen, Missy die ganze Wahrheit zu sagen. Wieder konnte unmöglich er anfangen zu sprechen, das wäre für sie beleidigend. Es ging nicht anders, als

daß auch hier, wie in vielen Lebensverhältnissen, etwas Unausgesprochenes, stillschweigend Verstandenes übrig blieb. Das eine aber beschloß er heute früh: er würde sie nicht mehr besuchen und wenn man ihn danach fragen sollte, die Wahrheit sagen.

Aber dafür durfte in den Beziehungen zu Katjuscha nichts Unausgesprochenes bleiben.

»Ich werde ins Gefängnis fahren«, dachte er, »ihr alles sagen und sie um Vergebung bitten. Und wenn es nötig ist, ja, wenn es nötig ist, heirate ich sie.«

Dieser Gedanke, daß er der sittlichen Genugthuung wegen alles opfern und sie heiraten wolle, rührte ihn heute früh ganz besonders.

Schon lange mehr hatte er keinen Tag mit einem solchen Zufluß von Energie begonnen. Der eintretenden Agrafena Petrowna erklärte er sogleich mit einer Entschiedenheit, die er sich selbst nicht zugetraut hätte, daß er der Wohnung und ihrer Dienste nicht mehr bedürfe.

Infolge einer stummen Verständigung war an genommen worden, daß er die große und kostspielige Wohnung dazu halte, um sich in derselben zu verheiraten. Das Aufgeben der Wohnung er hielt demzufolge eine besondere Bedeutung, und Agrafena Petrowna blickte ihn erstaunt an.

»Ich danke Ihnen sehr, Agrafena Petrowna, für alle Ihre Sorge um mich, aber ich brauche eine so große Wohnung und die ganze Dienerschaft nicht mehr. Wenn Sie mir aber noch behilflich sein wollen, so seien Sie so gut, die Sachen wegzuräumen, wie es maman machte. Und wenn meine Schwester Natascha kommt, wird sie das Weitere veranlassen . . . «

Agrafena Petrowna schüttelte den Kopf.

»Wozu denn unterbringen? Man wird die Sachen doch brauchen . . . « sagte sie.

»Nein, man wird sie nicht brauchen, Agrafena Petrowna, ganz bestimmt nicht brauchen . . . « sagte Nechljudow, indem er ihr auf das antwortete, was ihr Kopfschütteln ausdrücken sollte. »Sagen Sie, bitte, auch Kornej, daß ich ihm seinen Gehalt für zwei Monate vorausgezahlt habe, daß ich ihn aber nicht mehr brauche.«

»Das ist ganz unnötig, daß Sie es so machen, Dmitrij Iwanowitsch«, brachte sie hervor. »Nun gut, wenn Sie auch ins Ausland reisen sollten, so werden Sie doch wieder Ihre Wohnung brauchen . . . «

»Sie machen sich eine falsche Vorstellung, Agrafena Petrowna . . . Ich reise nicht ins Ausland. Wenn ich irgendwohin reifen sollte, so wird es ganz wo anders hin sein . . . «

Er ward plötzlich purpurrot.

»Ja, ich muß es ihr sagen«, dachte er, »es hat keinen Zweck, es zu verschweigen. Ich muß allen alles sagen.«

»Mir ist gestern etwas sehr Merkwürdiges und Wichtiges widerfahren Erinnern Sie sich der Katjuscha bei Tante Marja Iwanowna?«

»Freilich, ich hab' sie doch nähen gelehrt.«

»Nun ja, Katjuscha also stand gestern vor dem Gericht, wo ich Geschworener war.«

Dreiunddreißigstes Kapitel 239

»Ach, mein Gott, wie traurig!« sagte Agrafena Petrowna. »Weswegen war sie denn angeklagt?«

»Wegen Mord Und das alles habe ich gethan «

»Wie konnten Sie denn das gethan haben? Wie Sie komisch sprechen « sagte Agrafena Petrowna, und in ihren alten Augen flackerte ein Feuerchen auf.

Sie kannte die Geschichte mit Katjuscha.

»Ja, ich bin die Ursache von allem. Und das eben hat meine Pläne geändert.«

»Was kann denn für Sie daraus für eine Veränderung entstehen?« fragte mit unterdrücktem Lächeln Agrafena Petrowna.

»Nun die, daß ich eben alles thun muß, um ihr wieder zu helfen, wenn ich die Veranlassung dazu gab, daß sie diesen Weg betrat «

»Das wäre Ihr guter Wille, aber eine besondere Schuld Ihrerseits sehe ich hier nicht. So etwas kann einem jeden passieren, und wenn man Verstand hat, tilgt man es wieder aus und vergißt es und

lebt . . . « sagte streng und ernst Agrafena Petrowna. »Und auf Ihre Rechnung brauchen Sie das nicht zu nehmen. Ich hatte schon früher gehört, daß sie auf Abwege geraten sei, wer soll denn daran schuld sein? . . . «

»Ich bin schuld . . . Und will es daher auch gut machen!«

»Das wieder gut zu machen, dürfte doch schwer halten . . . «

»Das ist meine Sache. Wenn Sie aber an sich selbst denken wollen, so werde ich das, was maman wünschte . . . «

»An mich denke ich nicht. Die Selige hat sich gegen mich so wohlthätig erwiesen, daß ich nichts mehr zu wünschen habe. Mich ruft Lisanjka, meine verheiratete Nichte, zu sich ins Haus, dort hin werde ich denn auch gehen, wenn man mich hier nicht mehr braucht . . . Aber daß Sie sich das so zu Herzen nehmen, ist ganz unnütz . . . So etwas kann jedem passieren . . . «

»Nun, ich denke anders . . . Ich bitte Sie dennoch, helfen Sie mir, mich der Wohnung zu entledigen und die Sachen wegzuräumen. Und seien Sie mir nicht böse. Ich bin Ihnen für alles sehr, sehr dankbar . . . «

Merkwürdig: seitdem Nechljudow begriffen hatte, daß er schlecht und sich selbst widerwärtig sei, seitdem hatten die anderen Leute aufgehört, ihm widerwärtig zu erscheinen. Im Gegenteil, er empfand gegen Agrafena Petrowna sowohl, als auch gegen Kornej ein freundliches und achtungsvolles Gefühl. Er hatte das Bedürfnis, auch Kornej gegenüber eine Beichte abzulegen, aber Kornejs Auftreten war so imposant-ehrerbietig, daß er sich dazu doch nicht entschließen konnte.

Auf dem Wege zum Gericht, als er auf den selben Straßen mit demselben Kutscher fuhr, staunte Nechljudow über sich selbst, bis zu welchem Grade er sich heute als ein ganz anderer Mensch fühlte.

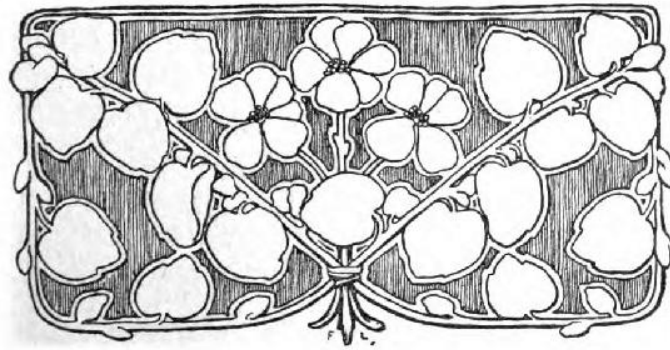
Die Ehe mit Missy, die ihm noch gestern so naheliegend schien, kam ihm jetzt vollständig unmöglich vor. Gestern erschien ihm die Sachlage so, daß gar kein Zweifel darüber sein konnte, daß sie sich glücklich schätzen müßte, ihn zu heiraten. Heute fühlte er sich unwert, nicht nur sie zu heiraten, sondern überhaupt ihr nahe zu sein.

»Wenn sie nur wüßte, wer ich bin, würde sie mich gar nicht empfangen. Und ich hatte ihr noch ihre Koketterie mit jenem Herrn zum Vorwurf gemacht . . . Und überhaupt wenn sie mich jetzt sogar nehmen würde, könnte ich denn, wenn auch nicht glücklich, so doch wenigstens ruhig sein, wo ich wüßte, daß die da im Gefängnis sitzt und heute oder morgen per Etappe nach Sibirien geht? . . . Jenes, von mir ins Elend gestürzte Weib würde in die Zwangsarbeit gehen, während ich hier Gratulationen empfinde und mit meiner jungen Frau Visiten mache . . . Oder ich würde mit dem Adelsmarschall, den ich schändlich betrogen habe, auf der Versammlung die Stimmen für und wider die Durchführung einer Schulinspektion von Seiten der Landschaft zählen und hernach mit seiner Frau Rendezvous verabreden . . . Ich kann das alles nicht mehr thun . . . «

Und während er so zu sich selbst sprach, freute er sich immerfort über jene innere Veränderung, die er empfand.

»Vor allem«, dachte er, »muß ich jetzt den Advokaten sehen und seine Entscheidung erfahren. Und dann . . . dann sie, die Arrestantin von gestern, im Gefängnis aufsuchen und ihr alles sagen.«

Und wenn er sich nur vorstellte, wie er sie sehen, wie er ihr alles sagen, wie er ihr seine Schuld beichten, wie er ihr mitteilen würde, daß er bereit wäre, alles zu thun, sie zu heiraten, um nur sein Vergehen wieder gut zu machen, bemächtigte sich seiner eine erhabene Rührung und die Thränen traten ihm in die Augen.



Vierunddreißigstes Kapitel.

Als Nechljudow das Gerichtsgebäude betrat, begegnete er schon im Korridor dem Gerichtskommissar und erkundigte sich bei ihm, wo die bereits verurteilten Arrestanten untergebracht würden und von wem die Erlaubnis, dieselben zu sehen, einzuholen sei.

Der Gerichtskommissar erklärte, daß die Arrestanten an verschiedenen Orten untergebracht würden, und daß vor der Verkündung des motivierten Urteils die Befugnis, den Besuch der Arrestanten zu gestatten, dem Staatsanwalt zustände.

»Ich werde es Ihnen dann sagen und Sie selbst nach der Sitzung hingeleiten! Jetzt aber bitte ich Sie in den Sitzungssaal — es fängt gleich an.«

Nechljudow dankte dem Kommissar, der ihm heute besonders jämmerlich erschien, für seine Liebenswürdigkeit und begab sich in das Geschworenen zimmer.

Als er sich dem Zimmer näherte, verließen die Geschworenen dasselbe bereits, um in den Sitzungssaal zu gehen. Der Kaufmann befand sich in derselben heiteren Gemütsstimmung, wie gestern, hatte auch wieder, wie es schien, gefrühstückt und ein Gläschen getrunken und begrüßte Nechljudow wie einen alten Freund. Und Pjotr Gerassimowitsch erweckte heute in Nechljudow kein unangenehmes Gefühl durch seine Familiarität und sein Gelächter . . .

Nechljudow hätte auch allen Geschworenen von seinen

Beziehungen zu der Angeklagten von gestern erzählen mögen.

»Eigentlich«, dachte er, »hätte ich gestern während der Verhandlung aufstehen und mein Vergehen öffentlich bekennen müssen . . .

Aber als er mit den Geschworenen den Sitzungssaal wieder betrat, und die gestrige Prozedur von neuem begann: — wieder der Ruf »Das Gericht«, wieder das Erscheinen der drei Richter in den gestickten Kragen auf dem Podium, wieder das Schweigen, das Platznehmen der Geschworenen auf den Sitzen mit den hohen Rücklehnen, die Gendarmen, der Geistliche — da fühlte er, daß er auch gestern, obwohl er es hätte thun sollen, nicht imstande gewesen wäre, den Bann dieser Feierlichkeit zu brechen.

Die Vorbereitungen zur Sitzung waren die selben wie gestern, nur daß diesmal die Vereidigung der Geschworenen und die Belehrung von Seiten des Präsidenten unterblieb.

Die heutige Verhandlung betraf einen Einbruchsdiebstahl. Der von zwei Gendarmen mit gezogenen Säbeln bewachte Angeklagte war ein magerer, schwächlicher Knabe von zwanzig Jahren, im grauen Schlafrock und mit einem grauen, blutlosen Gesicht. Er saß allein auf der Anklagebank und betrachtete schüchtern die Eintretenden. Dieser Junge war angeklagt, gemeinsam mit einem Kameraden an einem Schuppen das Schloß erbrochen und aus dem Schuppen alte Dielenläufer im Werte von drei Rubel und siebenundachtzig Kopeken entwendet zu haben. Aus der Anklageschrift ersah man, daß ein Schutzmann den Knaben angehalten hatte, als der letztere mit seinem Kameraden, der die Dielenläufer trug, über die Straße ging. Der Knabe und sein Genosse gestanden ihre Schuld sofort ein und wurden beide ins Gefängnis gesteckt. Der Mitschuldige, ein Schlosser, verstarb im Gefängnis und nun stand der Knabe allein vor Gericht. Die alten Dielenläufer lagen auf dem Tische der *corpus delicti*.

Die Verhandlung wurde ebenso wie gestern mit dem ganzen Arsenal von Beweisen, Überführungen, Zeugen, Vereidigungen, Verhör, Sachverständigen und Kreuz- und Querfragen geführt.

Der Schutzmann, der als Zeuge auftrat, hackte seine Antwort auf

die Fragen des Präsidenten, des Klägers und des Verteidigers gefühllos und militärisch ab:

»Zu Befehl, ja!« »Zu Befehl, weiß nicht!« und wieder »Zu Befehl, ja!«

Aber trotz seiner militärischen Verdummung und Maschinenmäßigkeit sah man, daß der Knabe ihm leid that, und er von seinem Fang nur ungern erzählte.

Der andere Zeuge, der geschädigte Eigentümer der Dielenläufer, ein alter galliger Hausbesitzer, erkannte, als man ihn danach fragte, die Dielenläufer nur wider Willen als die seinigen an. Als aber der Staatsanwaltsadjunkt ihn auszufragen begann, was er mit den Dielenläufern zu thun beabsichtigt hätte und ob dieselben für ihn von großem Wert gewesen seien, da antwortete der Alte geärgert:

»Der Geier hole sie, diese Dielenläufer, ich brauche sie ganz und gar nicht. Hütt' ich gewußt, daß ich durch sie soviel Scherereien haben würde, so hätte ich nicht nur nicht geklagt, sondern noch einen Roten oder zwei zugezahlt, nur daß man mich in Ruhe ließe . . . Ich habe fünf Rubel an Droschken verfahren . . . Und ich bin ein kranker Mensch, habe einen Bruch und Rheumatismus dazu . . . «

So sprachen die Zeugen. Der Angeklagte selbst gestand alles ein und erzählte mit zitternder Stimme, während er sich wie ein gefangenes Tierchen geistlos nach allen Seiten umsah, wie der ganze Vorgang gewesen war.

Der Sachverhalt war klar. Aber der Staatsanwalt stellte ebenso wie gestern mit gehobenen Schultern feindurchdachte Fragen, mit denen er den verschlagenen Verbrecher überführen wollte.

Er suchte in seiner Rede zu beweisen, daß der Diebstahl in einem Wohnraum ausgeführt worden sei und zwar unter Einbruch. Der Knabe müsse daher zur schwersten Strafe verurteilt werden.

Der vom Gericht bestellte Verteidiger führte dagegen aus, daß der Diebstahl in einem unbewohnten Raum verübt worden und daß der Verbrecher darum, wenn sein Vergehen auch nicht in Abrede gestellt werden könne, für die Gesellschaft immerhin doch nicht so furchtbar gefährlich sei, wie es der Staatsanwalt behauptete.

Der Vorsitzende stellte in seiner Person, ebenso wie gestern, die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit dar und erklärte und flößte den Geschworenen aufs Genaueste ein, was sie alle bereits wußten und nicht umhin konnten zu wissen.

Ebenso wie gestern wurden Unterbrechungen gemacht, wurde geraucht, ebenso wie gestern rief der Gerichtskommissar sein »Das Gericht«, und ebenso wie gestern saßen mit dem Schlafe kämpfend zwei Gendarmen da, mit zur Bedrohung des Verbrechers entblößter Waffe.

Aus der Beweisaufnahme war ersichtlich, daß der Knabe bereits in frühem Alter von seinem Vater in eine Tabakfabrik gesteckt worden war und dort fünf Jahre lang gearbeitet hatte. Im gegenwärtigen Jahre war er nach einem zwischen dem Fabrikbesitzer und den Arbeitern ausgebrochenen Streit entlassen worden und hatte sich dann, da er keine Stelle fand, in der Stadt umhergetrieben und die letzten Kleider vom Leibe vertrunken. In einem Wirtshaus war er mit einem ebensolchen Gesellen wie er zusammengekommen, einem Schlosser, der bereits seit längerer Zeit stellenlos war und stark trank. Sie hatten dann zusammen nachts in betrunkenem Zustande das Schloß erbrochen und aus dem Schuppen das erste, was sie fanden, genommen. Sie wurden erwischt und gestanden alles ein. Man steckte sie ins Gefängnis, wo der Schlosser noch vor der Verhandlung verstarb. Der Knabe aber wurde jetzt gerichtet als ein gemeingefährliches Subjekt, vor welchem man die Gesellschaft schützen müsse.

»Ein ebenso gemeingefährliches Subjekt, wie die Verbrecherin von gestern . . . dachte Nechljudow, während er dem zuhörte, was sich vor ihm abspielte. »Diese sind gefährlich. Und wir, sind wir denn nicht gefährlich? . . . Ich, ein Wüstling, ein Betrüger, und wir alle, alle die, die mich als einen solchen kennen und dennoch mich nicht verachten, sondern auch noch mit Ehrerbietung behandeln? . . . «

»Es ist doch klar, daß dieser Knabe kein monströser Bösewicht ist, sondern — das sehen ja alle — ein ganz gewöhnlicher Mensch, und daß er zu dem, was er ist, nur dadurch wurde, daß er in Verhältnisse geriet, die solche Menschen erzeugen. Und es ist somit klar, daß

man, um solche Knaben aus der Welt zu schaffen, sich bemühen müsse, vorerst die Verhältnisse zu beseitigen, aus denen derartige unglückliche Geschöpfe er stehen.«

»Es brauchte sich doch nur ein Mensch zu finden«, dachte Nechljudow während er das kränkliche, verschüchterte Gesicht des Knaben betrachtete, »der sich, als man den Knaben aus Not aus dem Dorfe in die Stadt schickte, dieser Not erbarmt und ihr abgeholfen hätte, oder sogar auch als der Knabe schon in der Stadt war und nach zwölfstündiger Arbeit in der Fabrik, von den älteren Kameraden verlockt, ins Wirtshaus ging, es brauchte sich da doch nur ein Mensch zu finden, der ihm gesagt hätte: »laß das, Wanja, das ist schlecht . . . « so wäre der Knabe nicht gegangen, wäre nicht verbummelt und hätte nichts Schlechtes gethan!«

»Aber ein solcher Mensch hatte sich während der ganzen Zeit, wo der Knabe in der Stadt seine Lehrjahre verbrachte und kurzgeschoren, um keine Läuse zu züchten, für die Meister auf Kommissionen lief, ein solcher Mensch hatte sich während dieser ganzen Zeit nicht gefunden. Im Gegenteil, alles das, was er, seit er in der Stadt lebte, von den Meistern und Kameraden gehört hatte, lief darauf hinaus, daß der ein Hauptkerl sei, wer betrüge, trinke, schimpfe, sich prügele und ein liederliches Leben führe.«

»Als er aber durch die ungesunde Arbeit, den Trunk und das Laster erkrankt, verdimmt und verdorben, wie im Schlafe dammlich, ohne jeden Zweck in der Stadt umherstrolchte, in einen Schuppen schlich und daraus irgend welche Dielenläufer, die niemand etwas nutzten, wegschleppte, da haben wir nicht nur nicht dafür Sorge getragen, daß die Verhältnisse, die den Jungen bis zu seiner jetzigen Lage gebracht haben, beseitigt würden, sondern wir wollen die Sache dadurch wieder gut machen, daß wir diesen Knaben verdammen und verurteilen! . . . «

»Schrecklich! . . . «

Nechljudow dachte alles das, ohne mehr dem, was vor sich ging, zuzuhören. Und er entsetzte sich selbst davor, was sich ihm offenbarte. Er staunte, wie es möglich war, daß er das nicht früher gesehen, und wie die anderen das nicht sehen konnten.



Fünfunddreißigstes Kapitel.

Kaum war die erste Unterbrechung gemacht, als Nechljudow aufstand und in den Korridor hinausging mit der Absicht, zur Verhandlung nicht mehr zurückzukehren. Mochte man mit ihm machen, was man wollte, aber an dieser Komödie konnte er nicht mehr teilnehmen.

Nachdem Nechljudow erfahren, wo das Kabinett des Staatsanwalts sei, ging er zu ihm. Der Kurier wollte ihn nicht einlassen und erklärte, daß der Staatsanwalt eben beschäftigt sei, aber Nechljudow trat, ohne auf ihn zu achten, in die Thür und wandte sich an einen ihm entgegen kommenden Beamten mit dem Ersuchen, dem Staatsanwalt zu melden, daß ein Geschworener da sei, der ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müßte. Der Fürstentitel und die elegante Kleidung kamen Nechljudow zu statten. Der Beamte meldete ihn beim Staatsanwalt und Nechljudow wurde vorgelassen.

Der Staatsanwalt empfing ihn stehend, offen bar unzufrieden mit der Beharrlichkeit, mit der Nechljudow ihn zu sprechen verlangt hatte.

»Was wünschen Sie?« fragte der Staatsanwalt streng.

»Ich bin Geschworener, mein Name ist Nechljudow und ich muß notwendig die Arrestantin Maslowa sehen . . . « sagte schnell und entschlossen Nechljudow, während er errötete und fühlte, daß er etwas thue, was für sein Leben von entscheiden der Bedeutung

werden würde.

Der Staatsanwalt war ein untersetzter brünetter Herr mit kurzem ergrauenden Haar, dichtem geschorenen Bart am hervorstehenden Kinn und glänzenden, beweglichen Augen.

»Die Maslowa? Jawohl ich weiß. Sie war wegen eines Giftmordes angeklagt . . . « sagte ruhig der Staatsanwalt. »Wozu wollen Sie sie denn sehen?« Und wie um die Frage zu mildern, fügte er hinzu: »Ich kann Ihnen die Genehmigung nicht erteilen, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke Sie von derselben Gebrauch machen werden.«

»Ich brauche es in einer für mich besonders wichtigen Angelegenheit . . . « begann errötend Nechljudow.

»So!« sagte der Staatsanwalt, indem er die Augen erhob und den Blick forschend über Nechljudow gleiten ließ. »Ist ihre Sache schon verhandelt worden oder noch nicht?«

»Sie stand gestern vor Gericht und ist voll kommen ungerecht zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Sie ist unschuldig . . . «

»Jawohl. Wenn sie erst gestern verurteilt worden ist«, sagte der Staatsanwalt, ohne der Mitteilung Nechljudows von der Unschuld der Maslowa die geringste Beachtung zu schenken, »so muß sie bis zur Verkündung des motivierten Urteils immerhin noch im Untersuchungsgefängnis verbleiben. Besuche sind da nur an bestimmten Tagen gestattet. Ich empfehle Ihnen also, sich dorthin zu wenden.«

»Aber ich muß sie sobald wie möglich sehen . . . « sagte mit bebendem Unterkiefer Nechljudow. Er fühlte das Herannahen des entscheidenden Augenblicks.

»Wozu brauchen Sie denn das?« fragte der Staatsanwalt, indem er mit einiger Unruhe die Augenbrauen in die Höhe zog.

»Weil sie unschuldig ist und zur Zwangsarbeit verurteilt wurde, während die Schuld an allem ich habe . . . « sprach Nechljudow mit zitternder Stimme, während er zugleich fühlte, daß er das sagte, was er nicht hätte sagen sollen.

»Wieso denn?« fragte der Staatsanwalt.

»Weil ich sie betrogen und dadurch in die Lage, in der sie sich

jetzt befindet, gebracht habe. Wenn sie nicht das wäre, wozu ich sie gebracht habe, so wäre sie einer derartigen Anklage auch nicht ausgesetzt gewesen.«

»Ich sehe trotzdem nicht, welchen Zusammenhang das mit dem Besuch hat?«

»Den, daß ich ihr folgen will und . . . und sie heiraten«, brachte Nechljudow heraus. Und wie immer, wenn er davon sprach, traten ihm die Thränen in die Augen.

»Ja? So!« sagte der Staatsanwalt. »Das ist in der That ein sehr exzeptioneller Fall. Sie sind, glaub' ich, Abgeordneter der Krasnojarskischen Landschaft?« fragte der Staatsanwalt, als entsänne er sich schon früher von diesem Nechljudow, der jetzt einen so sonderbaren Entschluß kundgab, gehört zu haben.

»Um Verzeihung, ich glaube nicht, daß das irgend einen Zusammenhang mit meinem jetzigen Gesuch hat . . . « antwortete errötend in gereiztem Tone Nechljudow.

»Natürlich, nein«, sagte mit kaum merklichem Lächeln und ohne die geringste Verlegenheit der

Staatsanwalt. »Aber ihr Wunsch ist so außer gewöhnlich und geht über die herkömmlichen Formen so weit hinaus . . . «

»Nun, kann ich die Genehmigung erhalten?«

»Die Genehmigung? Ja, ich werde Ihnen den Passierschein sofort ausstellen. Bitte nehmen Sie Platz.«

Der Staatsanwalt trat an den Tisch heran, setzte sich und begann zu schreiben.

»Bitte, setzen Sie sich . . . «

Nechljudow blieb stehen.

Nachdem der Staatsanwalt den Passierschein ausgefertigt hatte, übergab er ihn Nechljudow, indem er diesen mit Neugier betrachtete.

»Ich muß Ihnen noch die Mitteilung machen«, sagte Nechljudow, »daß ich an der Session hin fort nicht mehr teilnehmen kann . . . «

»Man muß, wie Sie wissen, dem Gerichtshof stichhaltige Behinderungsgründe vorlegen.«

»Die Gründe sind die, daß ich jegliches Gericht nicht nur für

zwecklos, sondern auch für unsittlich halte.«

»So . . . « sagte der Staatsanwalt, immer mit demselben kaum merklichen Lächeln, das offenbar zeigen sollte, daß derartige Eröffnungen ihm nicht neu wären und zu einer ihm bekannten spaßigen Kategorie gehörten. »So . . . Aber Sie werden wohl begreifen, daß ich, als Staatsanwalt eines Gerichts, mit Ihnen nicht einverstanden sein kann . . .

Und daher rate ich Ihnen, davon dem Gerichtshof Mitteilung zu machen, woraufhin dann der Gerichtshof über Ihre Mitteilung entscheiden wird, Ihre Behinderungsgründe prüfen, dieselben für stich- oder nichtstichhaltig erklären und in letzterem Falle Ihnen eine Buße auferlegen wird. Wenden Sie sich also an den Gerichtshof.«

»Ich habe meine Anzeige gemacht und gehe nirgends mehr hin!« sagte geärgert Nechljudow.

»Ich habe die Ehre . . . « sagte sich vorneigend der Staatsanwalt, der offenbar den Wunsch hatte, diesen sonderbaren Besucher möglichst schnell loszuwerden.

»Wer war da bei Ihnen?« fragte das Gerichtsmitglied, das gleich, nachdem Nechljudow gegangen, in das Kabinett trat.

»Nechljudow, wissen Sie, der noch im Krasnojorskischen Kreise in der Landschaft so wunderliche Äußerungen machte . . . Und stellen Sie sich vor: er ist Geschworener und unter den Angeklagten fand sich ein Weib oder ein Mädchen, das zur Zwangsarbeit verurteilt wurde und das, wie er sagt, von ihm betrogen worden war. Und jetzt will er das Mädchen heiraten . . . «

»Unmöglich!«

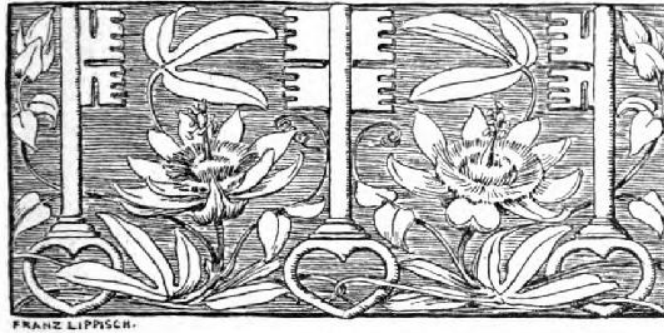
»So hat er mir gesagt . . . Und in so einer merkwürdigen Erregung . . . «

»Es ist doch was . . . irgend so eine Anormalität an den heutigen jungen Leuten . . . «

»Na, er ist nicht mehr so sehr jung.«

»Wie Ihr vielgepriesener Iwaschenkow, mein Bester, uns mehr als über ist . . . Er macht einen ja bloß durch die Ausdauer mürbe: redet und redet ohne Ende . . . «

»Man muß diese Leute einfach unterbrechen, sonst bilden sie sich zu richtigen Obstruktionisten aus . . .



Sechsendreißigstes Kapitel.

DVon dem Staatsanwalt fuhr Nechljudow geradeswegs in das Untersuchungsgefängnis. Aber es erwies sich, daß dort überhaupt keine Maslowa war, und der Inspektor erklärte Nechljudow, daß sie sich in dem alten Transportgefängnis befinden müsse. Nechljudow fuhr dorthin.

Jekaterina Maslowa befand sich in der That dort.

Infolge eines politischen Processes nämlich, der vor vier Monaten begonnen hatte, hatte man die meisten Untersuchungsgefangenen nach anderen Gefängnissen übergeführt und statt dieser eine Menge Studenten und Studentinnen, Beamte und Handwerker hineingelegt. Die Maslowa hatte man in das alte Transportgefängnis gebracht.

Die Entfernung von dem Untersuchungs- bis zum Transportgefängnis war ungeheuer groß und Nechljudow erreichte das Gebäude erst gegen Abend. Er wollte sich der Thür des riesigen, finsternen Baues nähern, aber der Posten ließ ihn nicht heran und zog selbst die Klingel. Auf das Läuten kam ein Aufseher. Nechljudow zeigte ihm seinen Passierschein, aber der Aufseher sagte, daß er ihn ohne den Inspektor nicht einlassen dürfe. Nechljudow begab sich zu dem Inspektor. Noch auf der Treppe vernahm Nechljudow die Töne irgend eines komplizierten Bravourstückes, das auf dem Klavier gespielt wurde. Als ihm aber ein mißmutiges Stubenmädchen mit einem verbundenen Auge die

Thür öffnete, stürmten die Töne förmlich heraus und betäubten ihn völlig. Es war eine abgeleierte Rhapsodie von Liszt, die sehr gut gespielt wurde, aber nur bis zu einer gewissen Stelle. Sobald aber diese Stelle da war, wurde das Stück immer wieder von neuem begonnen. Nechljudow fragte das verbundene Stubenmädchen, ob der Inspektor zu Hause sei.

Das Stubenmädchen sagte, daß er nicht da sei.

»Kommt er bald?«

Die Rhapsodie hörte wieder auf und wurde von neuem glänzend bis zur verwünschten Stelle wiederholt.

»Ich werde fragen gehen.«

Und das Stubenmädchen ging hinaus.

Die Rhapsodie hatte eben erst einen neuen Anlauf genommen, als sie plötzlich, ohne die verwünschte Stelle zu erreichen, abbrach, und eine Stimme sich hören ließ:

»Sage ihm, daß er nicht da ist und heute nicht mehr kommt. Er ist zu Besuch . . . Daß man keine Ruhe haben kann . . . « ertönte hinter der Thür eine Frauenstimme. Und die Rhapsodie begann wieder, wurde aber von neuem unterbrochen. Man hörte das Rücken eines Stuhles. Offenbar wollte die erzürnte Pianistin dem zur ungehörigen Stunde kommenden aufdringlichen Besucher selbst einen Verweis erteilen.

»Papa ist nicht da . . . « sagte mürrisch ein heraustretendes blasses Fräulein von kläglichem Aussehen, mit dunklen Schatten unter den traurigen Augen und mit hochfrisiertem Haar.

Aber als sie einen jungen Mann im guten Überzieher vor sich sah, wurde sie weicher.

»Treten Sie ein, wenn Sie wollen . . . Was wünschen Sie denn?«

»Eine Arrestantin im Gefängnis sehen . . .

»Jedenfalls eine Politische?«

»Nein, keine Politische. Ich habe einen Passierschein vom Staatsanwalt . . . «

»Ja, da weiß ich nicht . . . Papa ist nicht da . . . Aber treten Sie doch bitte ein!« bat sie ihn nochmals aus dem kleinen Vorzimmer

herein. »Oder wenden Sie sich an den Gehilfen, er ist eben im Bureau. Sprechen Sie mit dem. Wie ist Ihr Name?«

»Ich danke Ihnen«, sagte Nechljudow und ging hinaus, ohne auf die letzte Frage zu antworten.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als wieder dieselbe muntere, schneidige Melodie erklang, die so wenig zu dem Ort paßte und so wenig zu dem Gesicht des kläglichen Mädchens, welches dieselbe so hartnäckig studierte.

Auf dem Hofe traf Nechljudow einen jungen Offizier mit abstehendem gewichsten Schnurrbart und fragte ihn nach dem Gehilfen des Inspektors. Er war der Gehilfe selber. Er nahm den Passierschein, sah sich denselben an und meinte, daß er sich nicht entschließen könne, auf einen für das Untersuchungsgefängnis ausgestellten Passierschein hin Nechljudow hier einzulassen. Es sei auch schon spät. Er bäte morgen wiederzukommen.

»Morgen um zehn Uhr ist der Besuch jedermann gestattet. Wenn Sie morgen kommen, wird auch der Inspektor selbst zu Hause sein. Dann kann die Zusammenkunft im allgemeinen Sprechzimmer stattfinden oder, wenn der Inspektor es gestattet, auch im Bureau.«

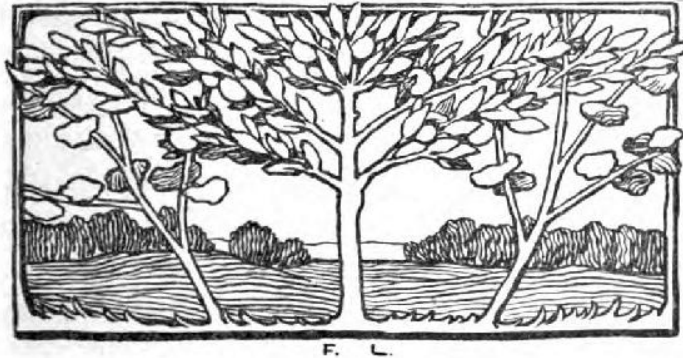
Und so kehrte denn Nechljudow, ohne an diesem Tage ein Wiedersehen erlangt zu haben, nach Hause zurück.

Nechljudow ging durch die Straßen und von dem Gedanken, sie wiederzusehen, erregt, dachte er jetzt nicht mehr an das Gericht, sondern nur an seine Gespräche mit dem Staatsanwalt und den Inspektoren. Daß er eine Zusammenkunft mit ihr gesucht, dem Staatsanwalt seine Absichten offenbart hatte und in zwei Gefängnissen gewesen war, erregte ihn so sehr, daß er sich lange nicht beruhigen konnte.

Zu Hause angekommen, holte er sofort sein lange nicht mehr berührtes Tagebuch hervor, überlas einige Stellen und schrieb dann folgendes nieder:

»Zwei Jahre habe ich an meinem Tagebuch nicht geschrieben und ich dachte, daß ich nie mehr zu dieser Kinderei zurückkehren würde. Und doch war es keine Kinderei, sondern ein Gespräch mit sich selbst, mit jenem wahren, göttlichen Ich, das jedem Menschen

innewohnt. Die ganze Zeit über hatte dieses Ich geschlummert, und ich hatte niemanden, mit dem ich mich aussprechen konnte. Erweckt wurde es durch ein außergewöhnliches Ereignis am 28. April, im Gericht, wo ich als Geschworener fungierte. Ich habe auf der Anklagebank sie, die von mir verführte Katjuscha, im Arrestantenschlafrock gesehen. Infolge eines sonderbaren Mißverständnisses und eines Versehens meinerseits wurde sie zur Zwangsarbeit verurteilt. Ich bin soeben beim Staatsanwalt und im Gefängnis gewesen. Man ließ mich nicht zu ihr, ich bin aber entschlossen, alles zu thun, um sie zu sehen, ihr zu beichten und meine Schuld zu tilgen, sei es auch durch die Ehe. Herr, hilf mir! Mir ist es schön und freudig ums Herz.«



Siebenunddreißigstes Kapitel.

Lange konnte die Maslowa in dieser Nacht nicht einschlafen. Sie lag mit offenen Augen da, blickte auf die Thür, die von der auf- und abgehenden Meßnerstochter in regelmäßigen Zwischenräumen verdeckt wurde, und sann.

Sie dachte daran, daß sie auf der Insel Sachalin in keinem Falle keinen Zwangsarbeiter heiraten, sondern besser sich irgendwie anders einrichten würde — mit irgend jemand von den Vorgesetzten, mit einem Schreiber, einem Aufseher, einem Inspektorsgehilfen. »Lecker sind sie alle danach. — Wenn ich nur nicht mager werde! Das wäre mein Unglück.« Und sie dachte daran, wie ihr Verteidiger sie angeblickt hatte, und der Präsident, und alle die, die ihr im Gericht begegnet und absichtlich ganz nahe an ihr vorbei gegangen waren. Sie dachte daran, wie die Bertha, die sie im Gefängnis besucht, ihr erzählt hatte, daß der Student, den sie bei der Kitajewa geliebt hatte, bei ihnen gewesen sei, nach ihr gefragt und sie sehr bedauert hätte. Sie dachte an die Prügelei mit der Roten und bemitleidete sie, dachte an den Bäcker, der ihr ein Brödchen extra geschickt hatte. Sie dachte an vieles, aber nur nicht an Nechljudow. An ihre Kindheit und Jugend und besonders an ihre Liebe zu Nechljudow pflegte sie niemals zu denken. Das wäre zu schmerzlich gewesen. Diese Erinnerungen lagen irgendwo fern und unberührt in ihrer Seele. Sogar im Traum sah sie Nechljudow niemals. Heute im Gericht hatte sie ihn nicht erkannt, nicht so sehr darum, weil er

damals, als sie ihn zum letzten Male gesehen, Militär gewesen war, mit bartlosem Kinn, einem kleinen Schnurrbart und mit kurzem aber lockigem Haupthaar, während er jetzt ein dem Aussehen nach schon nicht mehr junger Mann mit einem Vollbart war, nein, daß sie ihn jetzt nicht erkannte, hatte viel mehr den Grund, daß sie, wie überhaupt nie, auch heute nicht an ihn gedacht hatte.

Alle ihre Erinnerungen an ihn und ihre Liebe zu ihm hatte sie damals, in jener dunklen schrecklichen Nacht begraben, als er vom Kriegsschauplatz zurückkehrte und an den Tanten vorbeigefahren war, ohne bei ihnen einzukehren.

Bis zu jener Nacht hatte sie immer noch gehofft, daß er wiederkehren würde, und das Kind, das sie unter dem Herzen trug, war ihr nicht zur Last gefallen. Ost hatten sie die sanften und bis weilen zuckenden Bewegungen des Kindes mit einer Art staunender Rührung erfüllt. Aber seit jener Nacht wurde alles anders. Und das zukünftige Kind erschien ihr fortan nur als Hindernis.

Die Tanten erwarteten Nechljudow und baten ihn zu kommen, er aber telegraphierte, daß er nicht kommen könne, weil er zum Termin in Petersburg sein müsse. Als Katjuscha dies erfuhr, entschloß sie sich, auf die Station zu gehen, um ihn zu sehen. Der Zug kam um zwei Uhr nachts vorbei. Katjuscha begleitete die alten Fräulein zu Bette und beredete ein Mädchen, die Tochter der Köchin, Maschka, mit ihr zu gehen. Dann zog sie ihre alten Schuhe an, warf sich ein Tuch um, schürzte die Kleider auf und lief zur Station.

Es war eine dunkle, regnerische und stürmische Herbstnacht. Bald peitschte der Regen in schweren, warmen Tropfen nieder, bald hörte er auf. Auf dem Felde war der Weg unter den Füßen nicht zu sehen und im Walde war es schwarz, wie in einem Ofen. Obwohl Katjuscha den Weg gut kannte, so verlor sie ihn dennoch und kam zur kleinen Station, wo der Zug blos drei Minuten hielt, nicht, wie sie gehofft hatte, zeitig, sondern erst mit dem zweiten Glockenzeichen.

Auf dem Perron angelangt erblickte Katjuscha ihn sofort in einem Fenster der ersten Klasse. Diesem Waggon entströmte ein besonders helles Licht. In den samteneu Lehnstühlen saßen einander gegenüber zwei Offiziere und spielten Karten. Auf dem

Tischchen am Fenster brannten dicke, überfließende Kerzen. In enganschließenden Reithosen und weißem Hemd saß der Fürst auf der Armlehne, auf den Rücken des Stuhles gestützt, und lachte über etwas. Sobald sie ihn erkannt hatte, klopfte sie mit der frierenden Hand an das Fenster. Aber im selben Augenblick ertönte das dritte Glockenzeichen und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, zuerst mit einem kurzen Stoß zurück, worauf die Waggons aneinander prallten und dann allmählich einer nach dem anderen vorwärts zu drängen begannen. Einer der Spielenden erhob sich mit den Karten in der Hand und sah durchs Fenster. Sie klopfte noch einmal und drückte ihr Gesicht an die Scheibe. Im selben Moment erhielt auch der Waggon, an welchem sie stand, einen Ruck und ging vorwärts. Sie schritt neben dem Waggon einher und blickte noch immer ins Fenster. Der Offizier wollte das Fenster herunterlassen, aber es ging nicht. Nechljudow stand auf, schob den Kameraden zur Seite und griff selbst nach dem Fenster. Der Zug verstärkte das Tempo, sodaß Katjuscha mit schnellen Schritten vorwärts gehen mußte. Der Zug begann noch schneller zu gehen und das Fenster glitt herab. Aber im selben Augenblick stieß sie der Kondukteur beiseite und sprang auf den Tritt des Waggons. Katjuscha blieb zurück, lief aber noch immer auf den nassen Brettern des Perrons weiter, bis der Perron zu Ende war. Sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht, als sie die Treppe hinunter stolperte. Dann lief sie auf der Erde weiter, aber der Waggon erster Klasse war schon längst voraus. An ihr vorüber rollten die Waggons zweiter Klasse, dann in schnellerem Tempo die dritter, und sie lief immer noch vorwärts. Als der letzte Waggon mit den Laternen an ihr vorüberbrauste, war sie schon hinter der Wasserpumpe, ohne Schutz, und der Wind stürmte auf sie los, riß ihr das Tuch vom Kopfe und klatschte ihr auf der einen Seite den Rock an die laufenden Beine. Der Wind hatte ihr das Tuch entrissen, aber sie lief immer noch vorwärts.

»Tante Michajlowna!« schrie das Mädchen, das ihr kaum folgen konnte. »Sie haben ihr Tuch verloren!«

Katjuscha blieb stehen, warf den Kopf zurück, griff mit beiden

Händen danach und begann zu schluchzen.

»Weggefahren!« schrie sie auf.

»Er sitzt im erleuchteten Waggon, im samtenen Lehnstuhl und scherzt und trinkt . . . Und ich, — ich stehe hier im Schmutz, im Dunkeln, bei Wind und Regen und weine!« dachte sie bei sich selbst. Und sie setzte sich auf die Erde und begann so laut zu schluchzen, daß das Mädchen erschrak und den Arm um ihr nasses Kleid legte.

»Tantchen, gehen wir nach Hause . . .

»Kommt ein Zug, dann unter einen Waggon und — aus!« dachte unterdes Katjuscha, ohne dem Mädchen zu antworten.

Sie war entschlossen, es zu thun. Aber da plötzlich, wie es im ersten Augenblick der Beruhigung nach einer großen Aufregung immer zu geschehen pflegt, regte sich das Kind, sein Kind, das sie trug, in ihr, stieß und reckte sich wie in schwimmen der Bewegung, und klopfte mit etwas Dünnem, Zartem und Weichem. Und plötzlich schwand alles, was sie noch vor einer Minute so sehr gequält hatte, daß es ihr unmöglich erschienen war, zu leben; alle Wut gegen ihn und der Wunsch, sich an ihm, wenn auch durch ihren eigenen Tod, zu rächen, alles das trat plötzlich zurück. Sie beruhigte sich, stand auf, machte sich zurecht, band das Tuch um den Kopf und ging nach Hause.

Zermartert, müde und schmutzig kehrte sie heim, und seit jenem Tage begann mit ihr jene seelische Umwandlung, infolge welcher sie das wurde, was sie jetzt war.

Seit jener schrecklichen Nacht hörte sie auf, an Gott und an das Gute zu glauben. Früher hatte sie selbst an Gott geglaubt und gemeint, daß die Menschen an Ihn glauben, aber in jener Nacht erkannte sie, daß niemand an Ihn glaubt, und daß alles das, was man von Ihm und Seinem Gebot sprach, daß alles das nichts als Betrug und Lüge war. Er, den sie und der sie — sie wußte es — geliebt hatte, hatte sie verlassen und ihre Gefühle verhöhnt. Und er war der beste von allen Menschen, die sie kannte. Alle anderen aber waren noch schlechter. Und das, was ihr wieder fahren war, bestätigte dieses Schritt für Schritt. Seine Tanten, gottesfürchtige

alte Damen, hatten sie weggejagt, als sie ihnen nicht mehr wie früher dienen konnte. Von allen Menschen, denen sie begegnete, suchten die Frauen durch sie Geld zu erlangen, während die Männer, vom alten Landpolizeimeister bis zu den Aufsehern im Gefängnis, sie als eine Quelle der Lust betrachteten. Und für niemand in der Welt gab es etwas anderes als dieses. Noch mehr in dieser Überzeugung befestigt hatte sie der alte Schriftsteller, mit dem sie im zweiten Jahre ihres Lebens in der Freiheit ein Verhältnis hatte. Dieser hatte ihr geradezu gesagt, daß darin — er nannte es Poesie und Ästhetik — das ganze Lebensglück bestehe.

Alle leben nur für sich und zu ihrem eigenen Vergnügen, und alle Worte von Gott und dem Guten sind nichts als Betrug. Und wenn auch zuweilen die Frage lebendig wird, warum in der Welt alles so schlecht eingerichtet sei, daß alle einander nur Böses thun und alle leiden, so muß man diese Frage ersticken und nicht daran denken. Und wird es einem traurig zu Mut, so raucht man, oder noch besser, man trinkt, und es geht vorüber.



Achtunddreißigstes Kapitel.

Am anderen Tage, einem Sonntage, um fünf Uhr morgens, als im Korridor der weiblichen Abteilung der gewöhnliche Pfiff ertönte, weckte die bereits aufgestandene Korabljowa die Maslowa.

»Zwangsarbeiterin!« fuhr es der Maslowa mit Schrecken durch den Sinn, während sie sich die Augen rieb und unwillkürlich die gegen Morgen unerträglich stinkende Luft einatmete. Sie wollte wieder einschlafen, um in das Gebiet des Unbewußten zu entfliehen, aber die gewohnte Furcht bezwang den Schlaf. Sie erhob sich, zog die Füße unter sich ein und sah sich in sitzender Stellung um.

Die Frauen waren schon aufgestanden, nur die Kinder schliefen noch. Die Schnapshändlerin mit den vorstehenden Augen, zog leise, um die Kinder nicht zu wecken, den Schlafrock unter ihnen hervor. Die Aufrührerin hängte am Ofen Lappen auf, die als Windeln dienten, während das Kind auf den Armen der blauäugigen Fedoßja verzweifelt schrie, und Fedoßja es wiegte und mit zärtlicher Stimme einzulullen suchte. Die Schwindsüchtige hielt sich die Brust und hustete sich aus mit dunkel rotem Gesicht; in den Zwischenräumen stöhnte sie und schrie beinahe auf. Die Rote lag mit dem Bauch nach oben und die dicken Beine gekrümmt; sie erzählte laut und lustig einen Traum, den sie gesehen hatte. Die alte Brandstifterin stand wieder vor dem Heiligenbilde und bekreuzte und verbeugte sich, immer dieselben Worte flüsternd. Die Meßnerstochter saß, ohne sich zu rühren, auf der Pritsche und starrte mit verschlafenem, stumpfem Blick vor sich hin. Schönchen ringelte ihr fettiges, sprödes

schwarzes Haar um den Finger.

Im Korridor ließen sich Schritte in schleppen den Pantoffeln vernehmen, das Schloß rasselte und zwei Arrestanten in Jacken und kurzen, kaum bis an die Knöchel reichenden grauen Hosen traten ein. Mit ernstem, mißmutigem Gesicht hoben sie die stinkende Kufe auf das Spannholz und trugen sie aus der Zelle hinaus. Die Frauen gingen auf den Korridor zu den Wasserkränen, um sich zu waschen. An den Kränen entstand ein Streit zwischen der Roten und einem Weibe, das aus der Nachbarzelle gekommen war. Und wieder folgten Schimpfereien, Geschrei, Klagen . . .

»Habt wohl nach dem Karzer Sehnsucht!« schrie der Aufseher und gab der Roten einen Schlag auf den feisten kahlen Rücken, daß es im Korridor nur so schallte. »Daß ich Deine Stimme nicht mehr höre . . . «

»Schaut mal den Alten, wie er schäkert . . . «, sagte die Rote, die diese Behandlung als Liebkosung auffaßte.

»Na, schnell! Packt Euch zur Messe!«

Kaum hatte die Maslowa sich gekämmt, als der Inspektor mit seiner Suite erschien.

»Zur Kontrolle!« rief der Aufseher.

Aus der anderen Zelle kamen die übrigen Arrestantinnen, und alle stellten sich in zwei Reihen längs dem Korridor auf, wobei die Frauen der hinteren Reihe ihre Hände auf die Schultern der Frauen in der ersten Reihe legen mußten. Alle wurden überzählt.

Nach der Kontrolle kam die Aufseherin und führte die Arrestantinnen zur Kirche.

Die Maslowa und Fedoßja befanden sich in der Mitte der Kolonne, welche aus mehr als hundert Frauen bestand, die aus allen Zellen herausgekommen waren. Alle waren in Weißen Kopftüchern, in Jacken und Röcken und nur selten sah man unter ihnen ein Weib in eigener bunter Tracht. Das waren Frauen und Kinder, die ihren Männern nachfolgten. Die ganze Treppe wurde von dieser Prozession eingenommen. Man hörte das weiche Auftreten der Pantoffeln, Gespräch und bisweilen Lachen.

Bei einer Biegung erkannte die Maslowa das boshafte Gesicht ihrer Feindin, der Botschkowa, welche weiter vorn ging, und zeigte es Fedoßja.

Unten angekommen verstummten die Frauen und traten, sich bekreuzend und verbeugend, durch die geöffnete Thür in die noch leere, goldschimmernde Kirche.

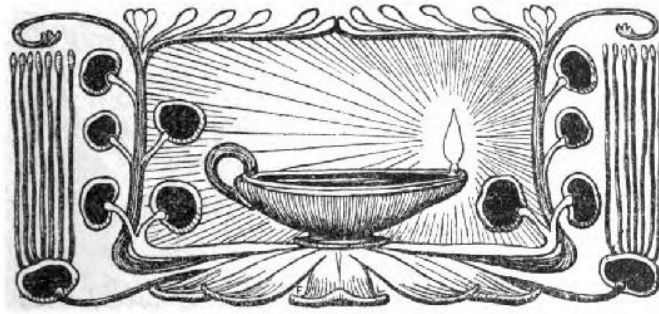
Ihr Platz war rechts, und unter Drängen und Stoßen begannen sie sich aufzustellen.

Nach den Frauen kamen in grauen Schlafröcken die Gefangenen, die von den Bauerngemeindegerichten zur Verschickung verurteilt waren. Unter lautem Räuspern nahmen sie dichtgedrängt links und in der Mitte der Kirche Aufstellung.

Oben aber, auf den Emporen, standen auf der einen Seite die zur Zwangsarbeit verurteilten Verbrecher mit halbrasierten Köpfen, ihre Anwesenheit durch das Klirren der Ketten verratend, und auf der anderen Seite die nicht rasierten und nicht gefesselten Untersuchungsgefangenen. Beide Gruppen waren schon vorher in die Kirche geleitet worden.

Die Gefängniskirche war von einem reichen Kaufmann, der darauf mehrere zehntausend Rubel verwendet hatte, neu erbaut und ausgestattet worden und glänzte ganz von Gold und lichten Farben.

Eine Zeitlang herrschte in der Kirche Stille. Man hörte nur Schnauben und Räuspern, das Geschrei der Säuglinge und ab und zu das Klirren der Ketten. Plötzlich aber stürzten die in der Mitte stehenden Arrestanten zur Seite und drängten auf einander, um in der Mitte einen Weg frei zu machen. Auf diesem Wege ging der Inspektor hindurch und stellte sich ganz vorn in der Mitte der Kirche auf.



Neununddreißigstes Kapitel.

Der Gottesdienst begann. Dieser Gottesdienst bestand darin, daß ein Priester, der in ein ebenso sonderbares als unbequemes Brokatgewand gekleidet war, Stückchen Brod abschnitt und sie auf einer Schale ordnete, um sie darauf in einen mit Wein gefüllten Kelch zu tauchen, indem er all das mit unzähligen Gebeten und Anrufungen begleitete. Zu gleicher Zeit sang und las der Küster abwechselnd mit dem Chor der Gefangenen alle möglichen Gebete in Kirchenslawisch, die an und für sich schon ziemlich schwer zu verstehen waren und durch das schnelle Lesen und Singen noch weniger verständlich wurden.

Den Inhalt der Gebete bildeten vorwiegend Segenswünsche für den Kaiser und seine Familie. Diesbezügliche Gebete wurden vielemal zusammen mit anderen und für sich auf den Knien dargebracht. Außerdem wurden von dem Meßner einige Verse aus der Apostelgeschichte mit derartig seltsam angestrongter Stimme verlesen, daß man nichts davon verstehen konnte. Sehr deutlich las der Priester eine Stelle aus dem Evangelium Markus, wo berichtet wurde, wie Christus nach seiner Auferstehung, ehe er gen Himmel fuhr und sich zur Rechten seines Vaters setzte, zuerst Maria Magdalena erschien, aus der er sieben Teufel vertrieb, und dann den elf Jüngern. Es wurde er zählt, wie er ihnen befahl, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen, und wie er ihnen erklärte, daß der, der nicht daran glaube, verdammt würde, wer aber daran glaube und sich taufen ließe, würde gerettet werden und würde außerdem Teufel

aus treiben, Menschen von Krankheiten heilen durch Auflegen der Hände, neue Sprachen sprechen, Schlangen bändigen, und wenn er Gift trinken würde, so würde er nicht sterben, sondern gesund bleiben.

Das Wesen des Gottesdienstes sah man in der Annahme, daß die vom Priester geschnittenen und in den Wein gelegten Brodstückchen unter gewissen Manipulationen und Gebeten sich in den Leib und das Blut Gottes verwandelten. Diese Manipulationen bestanden darin, daß der Priester, trotzdem ihm der über ihn gezogene Brokatsack hinderlich sein mußte, die Hände gleichmäßig in die Höhe hob und sich dann in dieser Haltung auf die Kniee niederließ und den Tisch und das, was sich darauf befand, küßte. Die wichtigste Handlung aber geschah, wenn der Priester mit beiden Händen eine Serviette nahm und diese sanft über dem Tellerchen und über dem goldenen Kelche schwenkte. Man nahm an, daß in diesem Augenblick aus dem Brod und Wein Leib und Blut würde, und daher war diese Stelle des Gottesdienstes mit besonderem Pomp ausgestattet.

»Insonderheit von der allerheiligsten, makellosen und gebenedeiten Mutter Gottes . . . « rief laut der Priester hinter der Scheidewand und der Chor begann feierlich zu singen, daß es sehr schön sei, die Jungfrau Maria zu preisen, die Christus geboren habe ohne Verletzung der Jungfrauschaft und die daher höherer Ehren als irgendwelche Cherubims und größeren Ruhmes als irgendwelche Seraphims gewürdigt sei.

Man nahm an, daß jetzt die Verwandlung stattgefunden hatte, und der Priester zerschnitt, nachdem er die Serviette von dem Tellerchen genommen hatte, das mittlere Stückchen in vier Teile und hielt dieselben zuerst in den Wein und that sie dann in den Mund. Man nahm an, daß er ein Stückchen vom Leibe Gottes und einen Schluck Seines Blutes genossen hatte. Danach zog der Priester den Vorhang vor dem Allerheiligsten zurück, öffnete die mittlere Pforte des Ikonostas, nahm den vergoldeten Kelch in die Hände, trat mit ihm durch die mittlere Pforte aus dem Allerheiligsten hinaus und lud diejenigen ein, die auch Lust hätten, vom Leibe und Blute Gottes aus

dem Kelche zu kosten, dieses zu thun.

Lust dazu hatten einige Kinder.

Nachdem der Priester die Kinder nach ihren Vornamen gefragt hatte, holte er vorsichtig mit dem Löffel je ein in Wein aufgeweichtes Stückchen Brod aus dem Kelche heraus und stopfte es der Reihe nach jedem der Kinder tief in den Mund, während der Meßner, der den Kindern den Mund wischte, mit fröhlicher Stimme ein Lied davon sang, daß die Kinder Gottes Leib äßen und Gottes Blut tranken.

Darauf brachte der Priester den Kelch hinter die Scheidewand zurück, trank dort den Rest des im Kelche befindlichen Blutes und aß die übrig gebliebenen Stückchen des Leibes Gottes, leckte sich sorgfältig den Schnurrbart ab, trocknete sich den Mund und wischte den Kelch aus. Dann kam er in der allerheitersten Gemütsverfassung, mit den dünnen Sohlen der Stiefel knarrend, mit rüstigen Schritten aus dem Allerheiligsten wieder hervor.

Damit war der christliche Gottesdienst der Hauptsache nach beendet. Aber der Priester wollte die unglücklichen Gefangenen trösten und fügte dem gewöhnlichen Gottesdienste noch einen besonderen hinzu.

Dieser besondere Gottesdienst bestand darin, daß der Priester sich vor dem getriebenen und vergoldeten Bildnis desselben Gottes aufstellte, den er soeben gegessen hatte. Vor diesem, von einem Dutzend Wachskerzen beleuchteten, vermeintlichen Bildnis Gottes, dessen Gesicht und Hände schwarz waren, begann der Priester mit einer sonderbaren, falschen Stimme die folgenden Worte halb zu singen, halb zu sprechen:

»Süßester Jesus, Du Ruhm der Apostel, Jesus, Du Lob der Märtyrer, allmächtiger Herr, errette mich! Mein schönster Jesus, Jesus mein Erlöser, erbarme Dich meiner, der ich Zuflucht suche bei Dir! Erbarme Dich meiner um der Fürbitte derer, die Dich geboren hat, und um aller Deiner Heiligen, aller Propheten willen, mein Erlöser Jesus! Und mache mich teilhaftig der Freuden des Paradieses, Jesus, der Du die Menschen lieb hast!«

An dieser Stelle hielt der Priester inne, holte Atem, bekreuzte sich und verbeugte sich bis zur Erde. Alle Anwesenden thaten dasselbe.

Es verbeugten sich der Inspektor, der Aufseher, die Arrestanten, und oben klirrten die Ketten besonders häufig.

»Schöpfer der Engel und Herr der Kräfte!« fuhr der Priester fort. »Wunderbarer Jesus, das Staunen der Engel, allmächtiger Jesus, Erlösung unserer Voreltern, süßester Jesus, Lobpreisung der Patriarchen, ruhmreichster Jesus, Macht der Könige, gütigster Jesus, Erfüllung der Propheten, schönster Jesus, Stärke der Märtyrer, gnädigster Jesus, Wonne der Presbyter, barmherzigster Jesus, Enthaltung der Fastenden, wonnevollster Jesus, Freude der Seligen, reinster Jesus, Keuschheit der Keuschen, Jesus, der Du vor aller Ewigkeit wärest, Du Erlösung der Sünder, Jesus, Sohn Gottes, erbarme Dich meiner!«

Endlich gelangte der Priester, der das Wort Jesus in einem immer stärker und stärker pfeifen den Ton gesprochen hatte, zu einer Pause. Er raffte das seidengefütterte Brokatgewand auf, ließ sich auf ein Knie nieder und verbeugte sich wieder bis zur Erde, während der Chor die letzten Worte des Liedes zu singen begann: »Jesus, Sohn Gottes, erbarme Dich unser!« Die Arrestanten fielen nieder und erhoben sich, indem sie mit den Beinschellen, die ihnen die mageren Beine rieben, rasselten und das über die Stirn gefallene Haar zurückschüttelten.

So dauerte es lange fort. Zuerst kamen Lobpreisungen, die mit den Worten: »Erbarme Dich meiner« endeten, dann kamen neue Lobpreisungen mit dem Schlusse »Halleluja«.

Die Arrestanten bekreuzten und verbeugten sich bei jeder Pause, dann aber fingen sie an, sich erst nach jedem zweiten oder gar dritten Absatz zu verbeugen, und alle waren froh, als die Lobpreisungen zu Ende waren, und der Priester erleichtert aufatmete, das Büchelchen zuschlug und hinter die Scheidewand ging.

Noch eine letzte Handlung blieb übrig, die darin bestand, daß der Priester vom großen Tische ein vergoldetes Kreuz nahm mit Emailmedaillons an den Enden und damit in die Mitte der Kirche trat.

Zuerst kam der Inspektor heran und küßte das Kreuz, dann die Aufseher und schließlich drängten sich, einander stoßend und im Flüsterton Schimpfworte wechselnd, die Arrestanten hinzu. Der

Priester, der sich dabei mit dem Inspektor unterhielt, schob das Kreuz und seine Hand den herantretenden Arrestanten an den Mund und bisweilen auch an die Nase, während die Arrestanten sich bemühten, das Kreuz sowohl als auch die Hand des Priesters zu küssen.

So endete der christliche Gottesdienst, der zum Troste und zur Belehrung der verirrtten Brüder abgehalten wurde.



Vierzigstes Kapitel.

Und niemand von den Anwesenden, angefangen von dem Priester und dem Inspektor und bis zu der Maslowa, kam es in den Sinn, daß derselbe Jesus, dessen Namen der Priester so unzählige Mal pfeifend hergesagt hatte, indem er ihn in so sonderbaren Ausdrücken lobpries, daß jener Jesus ausdrücklich alles das verboten hatte, was hier geschah. Verboten nicht nur einen solchen sinnlosen Wortschwall und die gotteslästerliche Hexerei der Priester und Lehrer mit dem Brot und Wein, sondern auch auf das bestimmteste verboten, daß die einen Menschen die anderen Lehrer nennen und daß man die Gebete in den Tempeln verrichte. Verboten die Tempel selbst, indem er sagte, daß er gekommen sei, um sie zu zerstören, und befahlen, nicht in den Tempeln, sondern in der Einsamkeit, jeder für sich, im Geiste und in der Wahrheit zu beten. Und vor allem verboten, nicht nur die Menschen zu richten, gefangen zu halten, zu quälen, zu schänden, zu strafen, wie es hier geschah, sondern auch jede Gewaltthätigkeit an den Menschen verboten, indem er sagte, daß er gekommen sei, die Gefangenen zu befreien.

Niemand von den Anwesenden kam es in den Sinn, daß alles, was hier geschehen, die größte Lästerung und Verhöhnung desselben Christus war, in dessen Namen es geschah. Niemand kam es in den Sinn, daß das vergoldete Kreuz mit den Emailmedaillons an den Enden, das der Priester heraustrug und den Menschen zum Küssen reichte, nichts anderes war, als die

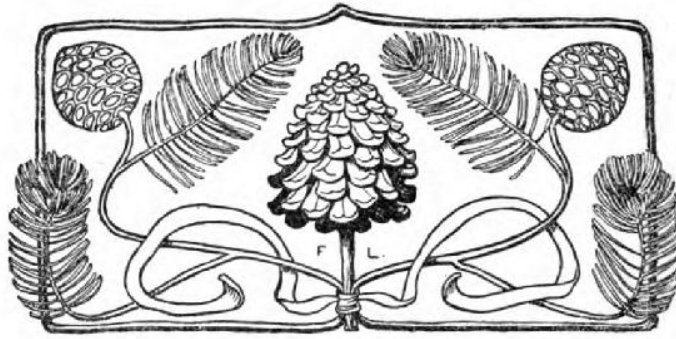
Darstellung des Galgens, an welchem Christus eben dafür getötet worden war, daß er gerade das verboten hatte, was hier in seinem Namen geschah. Niemand kam es in den Sinn, daß die Priester, die sich einbilden, unter der Gestalt von Brot und Wein den Leib Christi zu essen, in Wahrheit seinen Leib essen und sein Brot trinken, aber nicht in den Brotstückchen und nicht in dem Wein, sondern dadurch, daß sie »jene Geringen«, mit denen Christus sich gleichstellt, nicht nur verführen, sondern sie auch des höchsten Gutes berauben und sie den grausamsten Qualen aussetzen, indem sie vor den Menschen jene Verkündung des Heils unterschlagen, die Christus ihnen gebracht hat.

Der Priester verrichtete mit ruhigem Gewissen alles das, was er that, weil er von Kind auf darin erzogen war, daß dieses der einzige wahre Glaube sei, zu welchem sich alle Heiligen der Vorzeit bekannten und zu welchem sich jetzt die geistliche und weltliche Obrigkeit bekennt. Er glaubte nicht daran, daß aus dem Brot Leib wurde, daß es für die Seele nützlich sei, viele Worte zu machen, oder daß er wirklich ein Stückchen Gott gegessen hätte, — daran kann keiner glauben, — sondern er glaubte daran, daß man an diesen Glauben glauben müsse. Am meisten aber befestigte ihn in diesem Glauben, daß er von der Vollziehung der Sakramente dieses Glaubens bereits seit achtzehn Jahren Einkünfte genoß, mit Hilfe derer er seine Familie unterhielt, den Sohn ins Gymnasium und die Tochter in eine geistliche Anstalt schickte. Ebenso glaubte auch der Meßner, und noch fester als der Priester, weil er das Wesen der Dogmen dieses Glaubens vergessen hatte und nur wußte, daß für den Wärmetrunk nach dem Abendmahl, für die Fürbitten, für die Hora, für die einfache Seelen messe und für die Seelenmesse mit dem Akathistos, daß es für alles das einen bestimmten Preis giebt, den alle gläubigen Christen gerne bezahlen. Und daher schrie er auch sein »Erarmens, Erarmens« und sang und las was vorgeschrieben war mit einer ebenso sicheren und ruhigen Überzeugung von der Notwendigkeit dessen, mit welcher die Leute Holz, Mehl oder Kartoffeln verkaufen. Der Inspektor aber und die Aufseher, obgleich sie nie gewußt hatten und nie in das

eingedrungen waren, worin die Dogmen dieses Glaubens bestehen und was alles das bedeute, was in der Kirche geschah, glaubten, daß man unbedingt an diesen Glauben glauben müsse, weil die höhere Obrigkeit und der Kaiser selbst daran glaubten. Außerdem fühlten sie, wenn auch nur unklar, — denn sie wären durchaus nicht imstande gewesen, zu erklären, wie es geschah, — daß dieser Glaube ihren grausamen Dienst rechtfertige. Wäre dieser Glaube nicht gewesen, so wäre es ihnen schwergefallen und vielleicht sogar unmöglich geworden, alle ihre Kräfte darauf zu verwenden, Menschen zu quälen, wie sie es jetzt mit ruhigem Gewissen thaten. Der Inspektor war ein Mensch von so gutem Herzen, daß er dieses Leben unmöglich hätte führen können, wenn er nicht in diesem Glauben eine Stütze gefunden hätte. Und daher stand er aufrecht, ohne sich zu regen da, verbeugte und bekreuzte sich fleißig und bemühte sich, Rührung zu empfinden, als man den Gesang der Cherubim anstimmte. Als man aber die Kinder zum Abendmahl führte, trat er vor, hob eigenhändig einen Knaben in die Höhe und hielt ihn so, bis der Priester demselben das Abendmahl gereicht hatte.

Von den Arrestanten sahen nur einzelne wenige den ganzen Betrug, der an den Menschen dieses Glaubens verübt wurde und lachten im Herzen darüber. Die meisten aber glaubten, daß diesen vergoldeten Heiligenbildern, Kelchen, Gewändern, Kreuzen, der Wiederholung der unverständlichen Worte »süßester Jesus« und »Erbarmuns« eine geheime Kraft anhafte, mit Hilfe derer man sich in diesem und im jenseitigen Leben größere Bequemlichkeiten verschaffen könne. Obgleich die meisten von ihnen mit einigen Versuchen, mit Hilfe von Gebeten, Messen, Kerzen sich in diesem Leben Annehmlichkeiten zu verschaffen schlechte Erfahrungen gemacht hatten — ihre Gebete waren nicht erhört worden —, so war doch jeder von ihnen fest überzeugt, daß sein Mißerfolg nur ein zufälliger gewesen sei, und daß dieses von gelehrten Leuten und Metropolitent gebilligte Institut, ein sehr wichtiges Institut sei, das, wenn auch nicht für dieses, so doch für das jenseitige Leben notwendig sei.

Ebenso glaubte auch die Maslowa. Sie hatte, wie auch die anderen, während des Gottesdienstes ein gemischtes Gefühl von Andacht und Langerweile. Sie stand zuerst in der Mitte des Haufens hinter dem Gitter und konnte niemand sehen, außer ihren Gefährtinnen. Als aber die Abendmahlskinder vorrückten, drängte auch sie nebst Fedoßja vorwärts und sah jetzt den Inspektor und hinter dem Inspektor zwischen den Aufsehern einen Bauern mit hellem Bärtchen und blondem Haar, den Mann von Fedoßja, der unverwandt auf sein Weib blickte. Während des ganzen Akathistos beschäftigte sich die Maslowa damit, ihn zu betrachten und mit Fedoßja zu flüstern, und bekreuzte und verbeugte sich nur dann, wenn es alle thaten.



Einundvierzigstes Kapitel.

Nechljudow brach früh von Hause auf. Über die Straße fuhr noch ein Bauer und schrie mit komischer Stimme:

»Milch, Milch, Milch!«

Am Tage vorher war der erste warme Frühlingsregen gefallen. Überall, wo kein Pflaster war, begann plötzlich das Gras zu grünen; in den Gärten bedeckten sich die Birken mit grünem Flaum, und die Pappeln und Faulbäume ließen ihre länglichen duftenden Blättchen aufrollen. In den Häusern und Kaufläden wurden die Winterfenster herausgenommen und die Scheiben geputzt. Auf dem Trödelmarkt, an dem Nechljudow vorbeifuhr, drängte sich zwischen den in Reihen aufgestellten Zeltbuden eine dichte Menge, und zerlumpte Leute mit Stiefeln unter dem Arm und mit über die Schulter geworfenen gebügelten Hosen und Westen schlenderten umher.

An den Wirtschaften standen schon die aus ihren Fabriken befreiten Männer in sauberer Volkstracht und glänzenden Stiefeln, sowie Frauen mit grellen Seidentüchern auf dem Kopf, in Paletots mit Schmelzperlen. Die Schutzleute mit gelben Pistolenschnüren standen auf ihren Posten. Auf den Wegen der Boulevards und auf dem grünen, eben erst sich färbenden Rasen liefen spielende Hunde und Kinder umher, während die Wärterinnen auf den Bänken heiter plauderten.

Über die Straßen, die auf der linken Seite im Schatten noch kühl und feucht, in der Mitte aber bereits trocken waren, fuhren dröhnend

die schweren Lastwagen, rasselten die Droschken und glitten unter Geklingel die Tramways. Überall erzitterte die Luft von verschiedenartigem Klang und Getön der Kirchenglocken, die das Volk zu eben solch einem Gottesdienst luden, wie er jetzt im Gefängnis stattfand. Und das Volk verteilte sich je nach den Sprengeln, zu welchen jemand gehörte.

Der Kutscher fuhr Nechljudow nicht bis zum Gefängnis selbst, sondern nur bis zu der Straßenbiegung, die zum Gefängnis führte.

An der Ecke, etwa hundert Schritt vom Gefängnis entfernt, standen einige Männer und Frauen, die meisten mit Bündelchen. Rechts sah man niedrige hölzerne Bauten, links ein zweistöckiges Steinhaus mit irgend einem Aushängeschild. Das riesige steinerne Gefängnisgebäude selbst lag geradeaus; zu ihm wurden die Besucher nicht herangelassen. Der Wachtposten marschierte mit dem Gewehre auf und ab und rief streng diejenigen an, die ihn um gehen wollten.

Neben dem Pförtchen zu den hölzernen Gebäuden, dem Posten rechts gegenüber, saß auf einer Bank ein Aufseher in betretter Uniform, mit einem Notizbuch in der Hand. Die Besucher traten zu ihm heran und nannten ihm die Namen derer, die sie zu sehen wünschten, während er sich die Namen notierte.

Auch Nechljudow trat heran und nannte Jekaterina Maslowa. Der betrette Aufseher notierte den Namen.

»Warum wird man noch nicht eingelassen?« fragte Nechljudow.

»Wegen der Messe. Ist die Messe aus, so wird geöffnet . . . «

Nechljudow ging wieder zum Haufen der Wartenden zurück. Ein Mann in zerlumpten Kleidern und zerknittertem Hut, mit roten Streifen übers ganze Gesicht, an den nackten Füßen durch löcherne Schuhe, sonderte sich von dem Haufen ab und näherte sich dem Gefängnis.

»Wohin kriechst Du denn?« schrie ihn der Soldat mit dem Gewehre an.

»Und was brüllst Du?« antwortete, durch den Anruf der Schildwache durchaus nicht eingeschüchtert, der Zerlumpte und kehrte um. »Läßt Du mich nicht herein — kann ich warten . . . Brüllt

wie ein General . . . «

In der Menge erscholl ein beifälliges Lachen. Die Besucher waren zum größten Teil schlecht gekleidet, zum Teil sogar zerlumpt; es waren aber auch Männer und Frauen von anständigem Aussehen darunter. Neben Nechljudow stand ein gutgekleideter, glattrasierter Mann mit vollen roten Backen, in der Hand ein Bündelchen, in dem sich offenbar Wäsche befand. Nechljudow fragte ihn, ob er zum ersten Mal hier sei? Der Mann mit dem Bündel antwortete, daß er jeden Sonntag herkomme, und es entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch. Er war Portier bei einer Bank und kam hierher, um seinen Bruder zu besuchen, der wegen Urkundenfälschung saß. Dieser gutmütige Mann erzählte Nechljudow seine ganze Geschichte und wollte ihn auch nach der seinigen fragen, als ihre Aufmerksamkeit durch einen Studenten und eine verschleierte Dame abgelenkt wurde, die mit einem starken, rassigen Rappen in einem Wagen auf Gummirädern angefahren kamen. Der Student trug ein großes Bündel. Er trat an Nechljudow heran und fragte ihn, ob man den Gefangenen ein Almosen reichen dürfe und wie das zu bewerkstelligen wäre? Es seien Brödchen . . .

»Ich thue es auf Wunsch meiner Braut . . . Das ist meine Braut . . . Ihre Eltern meinten, wir sollten doch den Gefangenen etwas spenden . . . «

»Ich bin hier selbst zum ersten Mal und weiß es nicht, glaube aber, daß man den Menschen da fragen muß . . . « antwortete Nechljudow, indem er auf den betreßten Aufseher auf der Bank wies.

Während noch Nechljudow mit dem Studenten sprach, öffnete sich das große, eiserne Gefängnisthor mit dem Fensterchen, und ein Offizier im Waffenrock trat in Begleitung eines anderen Aufsehers heraus. Der Aufseher mit dem Notizbuch erklärte, daß der Einlaß beginne. Die Schild wache trat zur Seite, und alle Besucher eilten mit schnellen Schritten, manche sogar im Trab zum Gefängnisthor, als fürchteten sie, zu spät zu kommen. In dem Thor stand einer der Aufseher, der die Besucher, wie sie an ihm vorbeigingen, zählte und laut ausrief: sechzehn, siebzehn u.s.w. Im Innern des Gebäudes zählte ein anderer Aufseher ebenso die an ihm vorbeigehenden, in

dem er jeden mit der Hand berührte. Auf diese Weise sollte verhindert werden, daß nicht einer der Besucher im Gefängnis bleiben oder ein Gefangener mit hinausgehen könnte.

Der zweite Zähler sah die an ihm vorbei gehenden nicht an und gab auch Nechljudow einen Schlag auf den Rücken. Diese Berührung der Aufseherhand beleidigte Nechljudow im ersten Augenblick, aber sogleich erinnerte er sich, weswegen er hierhergekommen, und schämte sich des Gefühls von Mißmut und von Gekränktheit, das ihn erfaßt hatte.

Der erste Raum, in den er eintrat, war ein großes, gewölbtes Zimmer mit Eisengittern vor den kleinen Fenstern. In diesem Zimmer, dem so genannten Versammlungszimmer, wurde Nechljudow durch eine in der Nische befindliche große Darstellung der Kreuzigung überrascht.

»Wozu das?« dachte er, während sich in seiner Vorstellung die Abbildung Christi unwillkürlich mit den Befreiten, nicht aber mit den Gefangenen verband.

Er ging langsamen Schrittes und ließ die hastenden Besucher an sich vorbei. Ein gemischtes Gefühl des Grauens vor den hier eingesperrten Bösewichtern und des Mitleides zu den Unschuldigen, die sich ebenfalls hier befinden mußten, wie der Knabe von gestern und Katjuscha, beschlich ihn, und eine Art Schüchternheit und Rührung vor dem bevorstehenden Wiedersehen gesellten sich diesem Gefühle bei.

Beim Ausgang aus dem ersten Zimmer sagte der Aufseher etwas, aber Nechljudow überhörte es, von seinen Gedanken erfüllt, und ging in der selben Richtung weiter, in der der größere Teil der Besucher ging, nämlich nach der männlichen und nicht nach der weiblichen Abteilung, wohin er mußte.

Er ließ die Voraneilenden vorbei und kam so als letzter in den für die Besuche bestimmten Raum. Das erste, was ihn überraschte, als er die Thür öffnete und den Raum betrat, war das betäubende, in ein einziges Brausen zusammen klingende Geschrei von hundert Stimmen. Erst als er zu den Leuten näher herantreten war, die, wie Fliegen auf dem Zucker, an einer das Zimmer durchquerenden

Netzwand klebten, begriff Nechljudow die Ursache des Geschreies. Das Zimmer, das an der Hinterwand Fenster hatte, war nicht durch ein, sondern durch zwei Drahtnetze, welche von der Decke bis zum Boden reichten, geteilt. Zwischen diesen Netzen gingen die Aufseher auf und ab. Jenseits der Netze befanden sich die Gefangenen, diesseits die Besucher. Die einen waren also von den anderen durch zwei Netze und einen Zwischenraum von drei Arschin Breite getrennt, sodaß man nicht nur nichts hinüberreichen, sondern auch nicht einmal das Gesicht erkennen konnte, namentlich bei einiger Kurzsichtigkeit. Es war auch schwer, miteinander zu sprechen; man mußte aus allen Kräften schreien, um gehört zu werden. Auf beiden Seiten preßten sich die Gesichter gegen die Netzwände: Ehefrauen, Männer, Väter, Mütter, Kinder, die sich bemühten, einander zu erkennen und zu sagen, was sie sich mitzuteilen hatten. Da aber jeder so zu sprechen suchte, daß sein Partner ihn verstehen könnte, und die Nachbarn dasselbe wollten, wodurch die eine Stimme die andere störte, so bemühte sich jeder, die andere zu überschreien. Es entstand dadurch jenes von einzelnen Stimmen übertönte Brausen, das Nechljudow überrascht hatte, als er das Zimmer betreten. Das, was gesprochen wurde, zu verstehen, war keine Möglichkeit. Nur nach dem Ausdruck der Gesichter konnte man ungefähr den Gegenstand des Gesprächs und die gegenseitigen Beziehungen der Sprechenden erraten.

Nechljudow am nächsten befand sich ein altes Mütterchen mit Kopftuch, die an die Netzwand gedrückt, mit zitterndem Kinn zu einem jungen Manne mit halbrasiertem Kopf etwas hinüber schrie. Der Arrestant hörte mit in die Höhe gezogenen Brauen und gerunzelter Stirn aufmerksam hin. Neben dem Mütterchen stand ein junger Mann in Volkstracht, der den Worten eines ihm ähnelnden Arrestanten mit abgehärmtem Gesicht und ergrauendem Bart lauschte. Noch weiter stand ein zerlumpter Kerl, lachte und schrie etwas hin über, mit der Hand fuchtelnd. Neben ihm auf dem Boden saß mit ihrem Kinde eine Frau in einem guten wollenen Tucho und schluchzte laut. Sie sah offenbar zum ersten Mal jenen grau haarigen Menschen auf der anderen Seite, in der Gefangenenjacke

und mit Ketten an den Füßen. Über diese Frau hinüber schrie aus allen Kräften der Portier, mit dem Nechljudow sich unterhalten hatte, einem kahlköpfigen Arrestanten mit blitzenden Augen etwas zu.

Als Nechljudow begriff, daß auch er unter solchen Umständen sprechen müsse, bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Empörung über die Menschen, die so etwas einrichten und aufrecht erhalten konnten. Es machte ihn staunen, daß eine so schreckliche Situation, eine derartige Verhöhnung der menschlichen Gefühle niemand beleidigte. Die Aufseher, der Inspektor, die Besucher und die Gefangenen machten alles das so, als gäben sie zu, daß alles so sein müsse.

Nechljudow verbrachte in diesem Zimmer etwa fünf Minuten, während er ein seltsames Gefühl von Traurigkeit und der Erkenntnis seiner Ohnmacht und Zerwürfnis mit der ganzen Welt empfand, ein Gefühl, das dem der Seekrankheit etwas ähnlich war.



Zweiundvierzigstes Kapitel.

Übrigens, ich muß doch das thun, weswegen ich gekommen bin«, sprach er, indem er sich selbst zu ermuntern suchte. »Was nun?«

Er sah sich nach einem Beamten um, und als er einen mittelhohen, mageren Mann mit Schnurrbart und Offiziersachselstücken erblickte, der hinter den Leuten hin- und herging, wandte er sich an diesen.

»Können Sie, mein Herr, mir vielleicht sagen«, fragte er mit besonders angestrenzter Höflichkeit, »wo hier die Frauen untergebracht sind und wo man dieselben sprechen darf?«

»Wollen Sie denn in die Frauenabteilung?«

»Ja, ich möchte eine der Gefangenen sehen . . . « antwortete mit derselben angestrenzten Höflichkeit Nechljudow.

»Aber das hätten Sie doch sagen sollen, als Sie im Versammlungszimmer waren! — Wen wollen Sie denn sehen?«

»Ich muß Jekaterina Maslowa sehen.«

»Ist sie eine Politische?« fragte der Gehilfe des Inspektors.

»Nein, sie ist einfach . . . «

»Was ist sie denn? Schon verurteilt?«

»Jawohl, vorgestern wurde sie abgeurteilt . . . « antwortete unterwürfig Nechljudow. Er fürchtete, die Stimmung des Inspektors, der Interesse an ihm zu nehmen schien, zu verderben.

»Zur Frauenabteilung bitte also hierher . . . « sagte der Inspektor,

der aus dem Äußeren Nechljudows zu schließen schien, daß es der Mühe wert sei, sich mit ihm abzugeben.

»Sidorow!« wandte er sich an den schnauzbärtigen, medaillenbehangenen Unteroffizier, »führe den Herrn hier in die Frauenabteilung.«

»Zu Befehl!«

In diesem Augenblick ertönte an der Netzwand ein lautes, herzerreißendes Schluchzen.

Alles erschien Nechljudow seltsam, und am seltsamsten erschien ihm, daß er dem Inspektor und dem Oberaufseher danken und sich ihnen verpflichtet fühlen mußte, während sie doch gerade diejenigen waren, die alle die grausamen Thaten, die in diesem Hause geschahen, vollbrachten.

Der Aufseher führte Nechljudow aus dem Besuchszimmer der Männerabteilung in den Korridor und von da durch eine Thür gegenüber in das Besuchszimmer der Frauenabteilung.

Dieses Zimmer war ebenso wie das erste durch zwei Netzwände in drei Teile geteilt, aber es war bedeutend kleiner, auch befanden sich weniger Besucher und weniger Gefangene darin; das Geschrei jedoch und der Lärm waren dort ebensogroß, wie in dem Besuchszimmer der Männerabteilung. Auch hier ging zwischen den Scheidewänden die Obrigkeit auf und ab. Dieselbe wurde hier durch eine uniformierte Aufseherin repräsentiert, die ebenso, wie die Aufseher einen blauen Gurt und betreßte Ärmel mit blauen Vorstößen hatte. Und ebenso wie in der Männerabteilung, klebten hier die Menschen an den Netzen: auf der einen Seite die Leute aus der Stadt in verschiedenartiger Bekleidung, auf der anderen die Gefangenen, zum Teil in weißen, zum Teil in eigenen Kleidern. Das ganze Netz war von Menschen besetzt. Die einen standen auf den Fußspitzen, um sich über die Köpfe der anderen hinweg verständlich zu machen, andere wieder saßen auf dem Boden und sprachen so miteinander.

Am auffallendsten von allen Gefangenen war, durch ihr fürchterliches Geschrei und auch durch ihr Aussehen, eine zerlumpte, magere Zigeunerin in einem Kopftuch, das ihr vom

krausen Haar gerutscht war. Sie stand fast in der Mitte des Zimmers, jenseits der Netzwand an einem Pfeiler und schrie mit hastigen Gesten etwas zu einem fest und niedrig gegürteten Zigeuner im blauen Rock hinüber.

Neben dem Zigeuner saß auf dem Boden ein Soldat, der mit einer Gefangenen sprach. Weiter stand an das Netz gepreßt ein junges Bäuerlein in Bastschuhen, mit blondem Bärtchen und gerötetem Gesicht; er hielt die Thronen offenbar nur mit Mühe zurück. Eine junge und liebliche blonde Gefangene unterhielt sich mit ihm und blickte ihn mit ihren klaren blauen Augen an. Es waren Fedoßja und ihr Mann. Dann folgte ein zerlumpter Kerl, der sich mit einem zerzausten Weibe mit breitem Gesicht unterhielt; dann weiter zwei Frauen, ein Mann und wieder eine Frau. Und gegenüber immer je eine Gefangene.

Die Maslowa befand sich nicht unter ihnen. Aber hinter den Gefangenen auf der anderen Seite stand noch ein Weib, und Nechljudow begriff sofort, das sie es war. Und zugleich fühlte er, wie sein Herz zu klopfen begann und der Atem ihm stockte. Der entscheidende Augenblick nahte. Nechljudow trat an das Netz heran und erkannte Katjuscha. Sie stand hinter der blauäugigen Fedoßja und hörte lächelnd ihrem Gespräch zu. Sie war nicht, wie vorgestern, im Schlafrock, sondern in einer weißen Jacke mit fest angezogenem Gürtel und hochgebauschter Brust. Aus dem Kopftuch guckten, wie im Gericht, die schwarzen Löschen hervor.

»Gleich wird es sich entscheiden«, dachte Nechljudow. »Wie soll ich sie rufen? Oder wird sie selbst kommen?«

Aber Katjuscha trat nicht an das Netz heran. Sie erwartete Klara und konnte sich gar nicht vorstellen, daß dieser Herr zu ihr gekommen sei.

»Wen wünschen Sie?« fragte, an Nechljudow herantretend, die zwischen den Netzen auf- und ab gehende Aufseherin.

»Katerina Maslowa«, brachte Nechljudow mit Mühe hervor.

»Maslowa, zu Dir!« rief die Aufseherin.

Die Maslowa blickte sich um und kam mit dem ihm wohlbekanntem Ausdruck der Bereitwilligkeit, den Kopf erhoben und

die Brust heraus gedrückt an die Netzwand heran. Sie drängte sich zwischen den Gefangenen durch und heftete ihren erstaunten und fragenden Blick auf Nechljudow, ohne ihn zu erkennen.

Da sie aber in ihm, an seiner Kleidung, einen reichen Mann erkannte, so lächelte sie.

»Kommen Sie zu mir?« fragte sie, während sie ihr lächelndes Gesicht mit den schielenden Augen der Netzwand näherte.

»Ich wollte . . . « Nechljudow wußte nicht, ob er zu ihr Sie oder Du sagen sollte, und entschloß sich, Sie zu sagen. »Ich wollte Sie sehen . . . ich . . . «

Er sprach nicht lauter als gewöhnlich.

»Schmier Du mir nicht den Brei ums Maul!« schrie neben ihm der zerlumpte Kerl. »Hast Du's genommen oder nicht?«

»Sie stirbt schon, ist schwach . . . « schrie jemand von der anderen Seite.

Die Maslowa konnte nicht hören, was Nechljudow ihr sagte, aber der Ausdruck, den sein Gesicht, während er sprach, annahm, rief ihr plötzlich etwas ins Gedächtnis, woran sie sich nicht mehr erinnern wollte. Und das Lächeln schwand von ihrem Gesicht, während sich auf ihrer Stirn eine tiefe Gramesfalte zeigte.

»Ich höre nicht, was Sie sprechen . . . « rief sie, die Augen zusammenkneifend und die Stirn noch mehr runzelnd.

»Ich bin gekommen . . . «

»Ja, ich thue das, was ich muß, ich beichte . . . « dachte Nechljudow.

Und kaum hatte er dieses gedacht, als ihm die Thränen in die Augen traten und der Hals ihm zugeschnürt wurde. Er krallte sich mit den Händen an der Netzwand fest und verstummte, während er sich mühte, das Schluchzen zurückzudrängen.

»Wäre sie gesund gewesen, so wäre ich nicht gegangen . . . « wurde von der einen Seite geschrieen.

»Bei Gott, ich weiß nichts davon . . . « rief eine Gefangene von der anderen Seite.

Die Maslowa sah seine Erregung, und dieselbe teilte sich auch ihr

mit. Ihre Augen leuchteten, und auf den weißen, vollen Wangen zeigten sich rote Flecken; das Gesicht aber blieb streng und die schielenden Augen sahen scharf an ihm vorbei.

»Ähnlich, aber ich weiß nicht, wer . . . rief sie zu ihm hinüber.

»Ich bin gekommen, Dich um Verzeihung zu bitten . . . « schrie er mit lauter Stimme, aber ohne jede Betonung, wie eine eingelernte Lektion.

Als er diese Worte gerufen hatte, befahl ihm plötzlich ein Gefühl von Scham, und er sah sich um. Aber sogleich kam ihm der Gedanke, daß es um so besser sei, wenn er sich schäme, denn er müsse sich der Schande aussetzen. Und laut fuhr er fort: »Verzeih mir, ich trage schreckliche Schuld Dir gegenüber . . .

Sie stand da, ohne sich zu rühren und wandte den schielenden Blick nicht von ihm. Er konnte nicht mehr sprechen und trat von der Netzwand zurück. Mit Gewalt suchte er das Schluchzen, das seine Brust erbeben machte, zu ersticken.

Der Inspektor, der Nechljudow in die Frauenabteilung gewiesen hatte und sich augenscheinlich für ihn interessierte, war jetzt ebenfalls in die Abteilung gekommen.

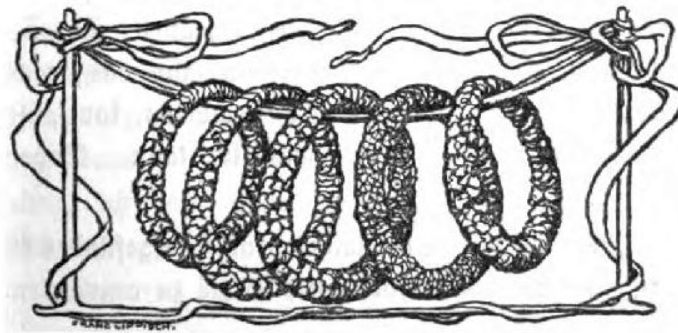
Als er Nechljudow abseits vom Netze stehen sah, fragte er ihn, warum er nicht mit der, die er gesucht hatte, spräche.

Nechljudow schnaubte sich, raffte sich auf und bemüht, ruhig auszusehen, antwortete er:

»Ich kann durch das Netz nicht sprechen, man hört nichts . . . «

Der Inspektor überlegte. »Nun gut, man kann sie ja auf eine Weile hierher herauslassen.«

»Marja Karlowna!« wandte er sich an die Aufseherin. »Führen Sie doch die Maslowa heraus . . . «



Dreiundvierzigstes Kapitel.

Einen Augenblick später trat durch eine Seitenthür die Maslowa heraus.

Mit weichen Schritten ging sie bis dicht an Nechljudow heran, blieb vor ihm stehen und sah ihn von unten herauf an.

Das schwarze Haar kräuselte sich wie vor gestern in Löckchen, das ungesunde, volle und weiße Gesicht war lieblich und vollkommen ruhig; nur die glänzend schwarzen schielenden Augen blitzten seltsam zwischen den etwas geschwollenen Lidern hervor.

»Sie können hier sprechen . . . « sagte der Inspektor und trat beiseite.

Nechljudow näherte sich der Bank zwischen den Fenstern.

Die Maslowa warf einen fragenden Blick auf den Inspektor und folgte Nechljudow, wie verwundert mit den Achseln zuckend. Sie setzte sich neben ihm auf die Bank und zupfte den Rock zurecht.

»Ich weiß, daß es Ihnen schwer fallen muß, mir zu vergeben . . . begann Nechljudow, blieb aber wieder stecken, da die Thränen ihn am Sprechen hinderten. »Aber wenn man das, was geschehen, auch nicht mehr gut machen kann, so will ich doch alles thun, was ich kann. Sagen Sie . . . «

»Wie haben Sie mich denn aufgefunden?« fragte sie ihn, ohne auf seine Frage zu antworten.

Ihre schielenden Augen sahen ihn an und sahen zugleich an ihm

vorbei.

»Mein Gott, hilf mir . . . Lehre mich — was ich thun soll!« sprach Nechljudow vor sich hin, als er jetzt ihr so sehr verändertes, schlecht aussehendes Gesicht betrachtete.

»Ich war vorgestern Geschworener, als man über Sie zu Gericht saß . . . « sagte er. »Hatten Sie mich nicht erkannt?«

»Nein, ich hatte keine Zeit zum erkennen . . . Und ich hatte auch nicht hingesehen . . . « antwortete sie.

»Es war ja ein Kind da? . . . « fragte er, während er fühlte, wie er errötete.

»Ist gleich damals, gottlob, gestorben«, antwortete sie kurz und boshaft, ohne den Blick von ihm zu wenden.

»Wieso denn? Warum?«

»Ich war selbst krank und wäre fast gestorben . . . « sagte sie mit gesenkten Augen.

»Wie haben denn die Tanten Sie gehen lassen?«

»Wer wird denn ein Mädchen mit einem Kinde halten? Als sie es merkten, jagten sie mich davon. Übrigens, was soll man davon reden, ich habe alles vergessen . . . Das da ist alles aus . . . «

»Nein, es ist nicht aus. Ich kann es nicht so lassen . . . Ich will, wenn auch jetzt erst, meine Sünde sühnen . .

»Da ist nichts zu sühnen . . . Was gewesen, ist gewesen!« sagte sie. Und ganz wider Erwarten sah sie ihn plötzlich mit einem peinlich verführerischen, kläglichen Lächeln an.

Die Maslowa hatte durchaus nicht erwartet, ihn wiederzusehen, besonders jetzt und an diesem Ort. Und daher hatte sein Erscheinen sie im ersten Augenblick überrascht und sie daran erinnert, woran sie nie mehr gedacht hatte. Im ersten Augenblick war ihr wieder jene neue, wunderbare Welt der Empfindungen und Gedanken zum Bewußtsein gekommen, die ihr der hübsche, sie liebende und von ihr wiedergeliebte Jüngling eröffnet hatte. Dann aber tauchten seine unbegreifliche Grausamkeit und die ganze Reihe von Demütigungen und Leiden vor ihr auf, die diesem märchenhaften Glück gefolgt und ihm entsprungen waren. Und ihr wurde wehe ums Herz . . . Aber da

sie mit jenen Empfindungen nicht zurecht kommen konnte, so that sie das, was sie immer gethan hatte; sie verscheuchte diese Erinnerungen und suchte sie mit jenem eigentümlichen Nebel des lasterhaften Lebens zu verdecken.

Im ersten Augenblick hatte sie den vor ihr sitzenden Menschen mit jenem Jüngling identifiziert, den sie einst geliebt hatte, dann aber als sie sah, daß das zu schmerzlich war, hörte sie auf es zu thun. Jetzt war für sie dieser sorgfältig gekleidete, wohlgepflegte Herr mit dem parfümierten Barte nicht mehr jener Nechljudow, den sie geliebt hatte, sondern nur einer jener Leute, die, wenn sie sie brauchten, solche Geschöpfe, wie sie eines war, ausnutzten und welche andererseits von Geschöpfen, wie sie eines war, ausgenutzt werden mußten und zwar so ausgiebig wie nur möglich. Und daher hatte sie ihm ihr verführerisches Lächeln gezeigt.

Sie schwieg eine Weile und überlegte sich, welchen Nutzen sie aus ihm wohl ziehen könnte.

»Das da ist alles aus . . . « wiederholte sie. »Jetzt bin ich zu Zwangsarbeit verurteilt.«

Und ihre Lippen erzitterten, als sie dieses schreckliche Wort aussprach.

»Ich wußte, ich war überzeugt, daß Sie unschuldig sind!« sagte Nechljudow.

»Natürlich, unschuldig . . . Bin ich denn eine Diebin, eine Mörderin? . . . «

»Bei uns sagt man, daß alles vom Advokaten abhängt . . . « fuhr sie fort. »Eine Bittschrift müsse man einreichen . . . Aber teuer soll es sein . . . «

»Ja, jedenfalls«, sagte Nechljudow. »Ich habe mich schon an einen Advokaten gewandt.«

»Man muß das Geld nicht sparen, einen guten nehmen . . . sagte sie.

»Ich werde alles, was möglich ist, thun.«

Es trat eine Pause ein.

Sie lächelte wieder auf dieselbe Weise.

»Und ich wollte Sie bitten . . . Geld . . . wenn Sie können. Nicht viel . . . zehn . . . « sagte sie plötzlich.

»Ja, ja . . . « fing Nechljudow verlegen an und griff nach der Briefftasche.

Sie warf einen raschen Blick auf den Inspektor, der im Zimmer auf und abging.

»In seiner Gegenwart geben Sie nicht . . . wenn er weggeht. Sonst nimmt man es mir wieder ab.«

Nechljudow holte, sobald der Inspektor sich abgewandt hatte, die Briefftasche hervor, hatte aber keine Zeit ihr den Zehnrubelschein zu geben, als der Inspektor sich ihnen wieder zukehrte. Er knitterte den Schein in der Hand zusammen.

»Es ist ja eine Tote«, dachte Nechljudow, in dem er auf dieses einst liebliche, jetzt entweihte volle Gesicht blickte und den häßlichen Glanz der schwarzen schielenden Augen bemerkte, die von dem Inspektor zu Nechljudows Hand mit dem zerknitterten Schein hinüberspielten. Und für einen Augenblick befahl ihn ein Schwanken.

Und wieder begann jener Versucher, der gestern Nacht gesprochen, in der Seele Nechljudows zu reden, indem er ihn, wie immer, von der Frage, was gethan werden müsse, auf die Frage zu lenken suchte, was für Folgen und welchen Nutzen seine Handlungsweise haben würden.

»Nichts wirst Du mehr mit diesem Weibe an fangen können«, sprach diese Stimme. »Du wirst Dir. nur einen Stein an den Hals hängen, der Dich ertränken und Dich verhindern wird, anderen nützlich zu sein.«

»Ob ich ihr nicht das Geld gebe — alles, was ich bei mir habe — von ihr Abschied nehme und für immer ein Ende mache?« dachte Nechljudow.

Aber sogleich empfand er, daß eben jetzt etwas, das Allerwichtigste in seiner Seele vor gehe, daß sein ganzes Seelenleben in diesem Augenblick wie auf einer schwankenden Wage stehe, die durch die geringste Anstrengung nach dieser oder jener Seite geneigt werden könne. Und er machte diese

Anstrengung, indem er den Gott anrief, den er gestern in seiner Seele gefühlt hatte. Und sogleich vernahm er die Antwort Gottes in seinem Herzen. Er entschloß sich, ihr sofort alles zu sagen.

»Katjuscha! Ich bin zu Dir gekommen, um Dich um Vergebung zu bitten, und Du hast mir nicht geantwortet, ob Du mir verzeihen, ob Du mir jemals verzeihen wirst?« sagte er, plötzlich zum Du übergehend.

Sie hörte nicht auf ihn, sondern sah bald auf den Inspektor, bald auf Nechljudows Hand. Und als der Inspektor sich abgekehrt hatte, streckte sie rasch die Hand aus, ergriff das Geld und steckte es sich in den Gürtel.

»Wie Sie komisch sprechen . . . « sagte sie mit einem, wie es ihm schien, verächtlichen Lächeln.

Nechljudow fühlte, daß in ihr etwas war, das ihn geradezu anfeindete und sie selbst, wie sie eben war, verteidigte, ein Etwas, das ihm wehrte, bis zu ihrem Herzen zu dringen.

Aber sonderbarer Weise stieß ihn dies nicht ab, sondern fesselte ihn nur noch mehr mit einer eigenen neuen Kraft an sie. Er fühlte, daß er sie geistig erwecken müsse, und daß das furchtbar schwer sein würde, aber eben die Schwierigkeit dieses Vorhabens lockte ihn. Er empfand jetzt ihr gegenüber ein Gefühl, wie er es früher niemals, weder ihr noch sonst jemand gegenüber empfunden hatte, ein Gefühl, in welchem nichts Persönliches enthalten war. Er wollte von ihr nichts für sich haben, sondern wollte nur, daß sie aufhörte, so zu sein, wie sie jetzt war, daß sie erweckt und wieder so würde, wie sie früher gewesen war.

»Katjuscha, warum sprichst Du so? Ich kenne Dich doch, weiß, wie Du damals in Panow . .

Aber sie ergab sich nicht und wollte sich nicht ergeben.

»Wozu am Alten rühren . . . « sagte sie trocken und machte ein noch finstereres Gesicht.

»Ich spreche davon, um meine Sünde zu sühnen, wieder gut zu machen . . . Katjuscha . . . « begann er in der Absicht, ihr zu sagen, daß er sie heiraten wolle. Aber er begegnete ihrem Blick und las in diesem Blick etwas so Fürchterliches, Gemeines und Abstoßendes,

daß er unwillkürlich innehielt.

Die Besucher fingen an hinauszugehen. Der Inspektor näherte sich Nechljudow und sagte ihm, daß die Besuchszeit zu Ende sei.

Die Maslowa erhob sich und wartete ergeben, daß man sie entließe.

»Leben Sie wohl, ich habe Ihnen noch viel zu sagen, aber wie Sie sehen, geht es jetzt nicht . . . « sagte Nechljudow ihr die Hand reichend. »Ich komme wieder.«

»Ich glaube, Sie haben schon alles gesagt . . . «

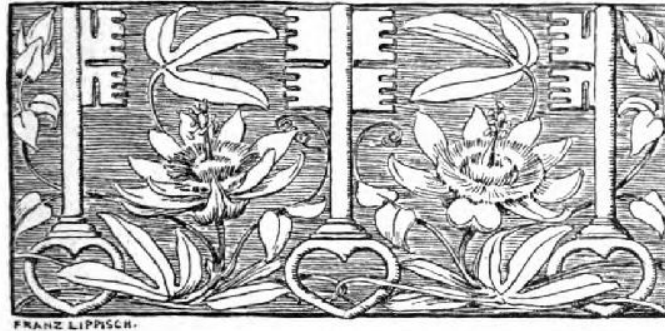
Sie gab ihm die Hand, drückte die seinige aber nicht.

»Nein, ich werde versuchen, Sie irgendwo zu sehen, wo ich mich mit Ihnen aussprechen kann; und dann werde ich Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen, etwas, das gesagt werden muß . . . « antwortete Nechljudow.

»Gut denn, kommen Sie . . . « sprach sie mit jenem Lächeln, das sie Männern gegenüber anzuwenden pflegte, denen sie gefallen wollte.

»Sie sind mir näher als eine Schwester . . . « sagte Nechljudow.

»Komisch . . . wiederholte sie kopfschüttelnd und ging hinter die Netzwand zurück.



Vierundvierzigstes Kapitel.

Nechljudow hatte erwartet, daß Katjuscha schon beim erstem Wiedersehen, sobald sie ihn er blickte und von seiner Reue, seiner Absicht, ihr zu dienen erführe, erfreut und gerührt sein würde. Er hatte geglaubt, daß sie wieder die alte Katjuscha werden würde, zu seinem Entsetzen sah er aber, daß es keine Katjuscha mehr gab und das nur die Maslowa da war. Das machte ihn staunen und erschreckte ihn.

Am meisten wunderte es ihn, daß die Maslowa sich ihrer Lage als Prostituierte nicht schämte, sondern mit dieser Lage zufrieden und fast stolz auf dieselbe war. Indessen konnte es gar nicht anders sein. Jeder Mensch muß, um handeln zu können, seine Thätigkeit für wichtig und gut halten. Und daher wird der Mensch, gleichviel in welcher Lage er sich befindet, sich stets eine solche Ansicht vom menschlichen Leben überhaupt zu eigen machen, vermöge welcher ihm seine Thätigkeit wichtig und gut erscheinen muß.

Man pflegt gewöhnlich zu glauben, daß ein Dieb, ein Mörder, ein Spion, eine Prostituierte ihre Profession für schlecht halten und sich ihrer schämen müssen. Es geschieht aber das gerade Gegenteil davon. Die Menschen pflegen, vom Schicksal und durch ihre eigenen Sünden und Fehler in eine gewisse Lage gebracht, sei dieselbe auch noch so schief, sich immer eine Lebensanschauung zu bilden, die es ihnen ermöglicht, ihre Position für gut und achtenswert zu halten. Um aber eine solche Anschauung aufrecht

erhalten zu können, halten sich die Leute instinktiv zu dem Kreise der Gesellschaft, in dem diese Auffassung des Lebens eine allgemeine Anerkennung genießt. Wir wundern uns darüber, wenn es sich um Diebe handelt, die mit ihrer Geschicklichkeit, um Prostituierte die mit ihrer Lasterhaftigkeit, oder um Mörder, die mit ihrer Grausamkeit prahlen. Aber es wundert uns nur darum, weil der Kreis dieser Leute ein beschränkter ist und, was die Hauptsache ist, weil wir selbst uns außerhalb dieses Kreises befinden.

Aber findet nicht dieselbe Erscheinung bei den Reichen statt, die mit ihrem Reichtum, das heißt Raub, prahlen, bei den Kriegsführern, die mit ihren Siegen, das heißt Mordthaten, bei den Machthabern, die mit ihrer Macht, das heißt Gewaltthätigkeit, prahlen? Wir sehen bei diesen Leuten die zum Zwecke einer Entschuldigung ihrer Position vorgenommene Entstellung der Anschauung vom Leben, vom Guten und vom Bösen, wir sehen diese Entstellung nur darum nicht, weil der Kreis von Leuten mit solchen entarteten Anschauungen ein größerer ist, und weil wir selbst zu diesem Kreise gehören.

Eine solche Ansicht über ihr Leben und über ihren Platz in der Welt hatte sich auch bei der Maslowa gebildet. Sie war eine zu Zwangsarbeit verurteilte Prostituierte, und dennoch hatte sie sich eine Auffassung des Lebens zu eigen gemacht, die es ihr ermöglichte, mit sich selbst zufrieden zu sein und den Leuten gegenüber sogar einen gewissen Stolz auf ihre Lage zu zeigen.

Diese Weltanschauung bestand darin, daß das hauptsächlichste Begehren aller Männer, aller ohne Ausnahme, der Alten und Jungen, der Gymnasiasten und Generale, der Gebildeten und Ungebildeten, im geschlechtlichen Verkehr mit anziehenden Frauen bestehe, und daß darum alle Männer, wenn sie auch den Schein zu erwecken suchen, daß sie mit an deren Dingen beschäftigt sind, im Grunde doch nur danach allein streben. Sie aber, eine anziehende Frau, kann dieses Begehren befriedigen oder nicht befriedigen, und ist daher eine wichtige und notwendige Person. Ihr ganzes früheres und jetziges Leben bestätigte nur die Richtigkeit dieser Ansicht.

Im Verlauf von zehn Jahren hatte sie überall, wo sie auch sein

mochte, gesehen, daß alle Männer, von Nechljudow und dem alten Landpolizeimeister an und bis zu den Gefängnisaufsehern, ihrer bedurften. Die Männer, die ihrer nicht bedurften, hatte sie nicht gesehen, nicht bemerkt. Und darum erschien ihr die ganze Welt wie eine Versammlung von durch Geilheit getriebenen Menschen, die ihr von allen Seiten auflauerten und sich ihrer mit allen möglichen Mitteln, durch Betrug, Gewalt, Kauf, List zu bemächtigen suchten.

So verstand die Maslowa das Leben, und bei einer solchen Lebensanschauung war sie nicht nur nicht die letzte, sondern eine überaus wichtige Person.

Und der Maslowa war diese Lebensauffassung teurer als alles andere in der Welt, und sie mußte ihr auch teuer sein, denn wollte sie diese Weltanschauung ändern, so würde sie selbst die Bedeutung verlieren, welche ihr diese Anschauung unter den Menschen verlieh. Und um ihre Bedeutung im Leben nicht zu verlieren, hielt sie sich instinktiv zu dem Kreise von Leuten, der vom Leben dieselbe Anschauung hatte wie sie.

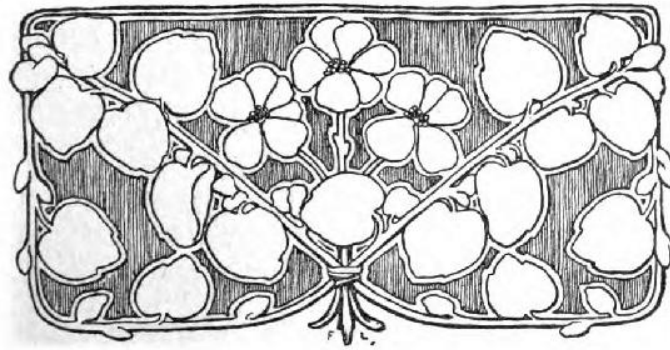
Da sie aber ahnte, daß Nechljudow sie in eine andere Welt hinausführen wolle, so sträubte sie sich dagegen, weil sie voraussah, daß sie in der Welt, zu der er sie hinüberzulocken suchte, ihre Position und somit auch die Sicherheit und Selbstachtung verlieren müßte. Aus ebendemselben Grunde verscheuchte sie auch die Erinnerungen an ihre erste Jugend und an ihre ersten Beziehungen zu Nechljudow. Diese Erinnerungen stimmten mit ihrer jetzigen Weltanschauung nicht überein und wurden daher aus ihrer Erinnerung vollständig weg gestrichen oder vielmehr in ihrem Gedächtnis verborgen und unberührt aufbewahrt. Sie waren da so verschlossen und verkittet, wie die Bienen die Nester gewisser Larven, welche die ganze Bienenarbeit vernichten können, zu verschließen pflegen, damit kein Zugang zu ihnen bleibe.

Und daher war ihr der jetzige Nechljudow nicht jener Mann, den sie einst mit reiner Liebe geliebt hatte, sondern nur ein reicher Herr, welchen man ausnutzen konnte und mußte und zu welchem nur solche Beziehungen möglich waren, wie zu allen übrigen Männern.

»Nein, die Hauptsache konnte ich ihr doch nicht sagen«, dachte

Nechljudow, indem er sich mit den anderen Leuten zum Ausgang begab. »Ich habe ihr nicht gesagt, daß ich sie heiraten will . . . Ich habe es nicht gesagt, werde es aber noch thun . . . « dachte er.

Die an der Thür stehenden Aufseher zählten wieder beide die hinausgehenden Besucher, damit kein überzähliger weggehe und keiner im Gefängnis bleibe. Daß man Nechljudow auf den Rücken schlug, beleidigte ihn jetzt nicht mehr — er bemerkte es nicht einmal.



Fünfundvierzigstes Kapitel.

Nechljudow wünschte sein äußeres Leben zu ändern, seine große Wohnung aufzugeben, die Dienstboten zu entlassen und in ein Hotel überzusiedeln. Aber Agrafena Petrowna bewies ihm, daß es keinen Zweck hätte, vor dem Winter irgend welche Änderungen vorzunehmen, denn im Sommer würde doch niemand die Wohnung mieten, und irgendwo wohnen und die Möbel und Sachen unterbringen müßte man dennoch. So kam es, daß alle Bemühungen Nechljudows, seine äußere Lebensweise zu ändern (er wollte sich einfach wie ein Student einrichten), zu nichts führten.

Und nicht genug damit, daß alles beim alten blieb, es begann im Hause eine erhöhte Thätigkeit: das Durchlüften, Aushängen und Ausklopfen aller möglichen Woll- und Pelzsachen, womit sowohl der Hausknecht und sein Gehilfe als auch Kornej selbst beschäftigt waren. Zuerst wurden die verschiedensten Uniformen und merkwürdige Pelzsachen, die nie von irgend jemand benutzt wurden, hinaus getragen und auf Seile gehängt, worauf die Teppiche und Möbel an die Reihe kamen. Der Hausknecht und sein Gehilfe Kempten die Ärmel an den muskulösen Armen auf und klopfen die Sachen eifrig und im Takt aus. Im ganzen Hause verbreitete sich ein Naphthalingeruch. Wenn Nechljudow über den Hof ging oder aus den Fenstern hinaussah, mußte er staunen, wieviel von diesen Sachen da war und wie unnütz sie alle zweifellos waren. Die einzige Bestimmung und Verwendung dieser Sachen bestand darin, dachte

Nechljudow, daß sie Agrafena Petrowna, dem Hausknecht, seinem Gehilfen und Kornej Gelegenheit zu einiger Motion boten.

»Es lohnt sich nicht«, dachte Nechljudow, »die Lebensformen jetzt, wo die Sache der Maslowa noch nicht entschieden ist, zu ändern. Und es würde auch zu schwierig sein . . . Wenn sie freigesprochen oder verschickt wird, und ich ihr nachreise, wird sich schon alles von selbst ändern.«

An dem vom Advokaten Fanarin festgesetzten Tage fuhr Nechljudow zu ihm hin. Die im eigenen Hause befindliche prachtvolle Wohnung des Advokaten, mit den ungeheueren Zierpflanzen und den wunderbaren Vorhängen an den Fenstern und überhaupt mit der ganzen teuren Ausstattung zeugte von jenem unsinnigen, das heißt ohne Mühe gewonnenen Gelde, das in dieser Weise nur von unverhofft reich gewordenen Leuten verwendet wird. Als Nechljudow die Wohnung betrat, fand er im Empfangszimmer eine Reihe von Klienten vor, die, wie bei den Ärzten, trübselig an den Tischen saßen. Auf den Tischen lagen illustrierte Zeitschriften aus, die den Zweck haben sollten, die Klienten zu unterhalten. Der Gehilfe des Advokaten, welcher daselbst an einem hohen Pult saß, erkannte Nechljudow, trat auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte, daß er ihn sofort bei dem Prinzipal melden wolle. Der Gehilfe hatte sich aber der Thür des Kabinetts noch nicht genähert, als die selbe sich öffnete und laute, lebhafte Stimmen sich hören ließen. Aus der Thür traten ein nicht mehr junger, stämmiger Mann mit rotem Gesicht und dichtem Schnurrbart, in ganz neuem Anzuge, und Fanarin selbst. Die Gesichter der beiden hatten einen Ausdruck, wie man ihn bei Leuten beobachten kann, die soeben ein gutes, aber nicht ganz sauberes Geschäft gemacht haben.

»Sind selbst daran schuld . . . « sprach lächelnd Fanarin.

»Möchte auch ins Paradies, wenn nur die Sünden mich 'rin ließen.«

»Gut, gut, wir kennen uns schon.«

316 Tolstoi, Auferstehung

Und beide lachten unnatürlich.

»Ah, mein Fürst, ich bitte!« sagte Fanarin, als er Nechljudow

erblickte. Und nachdem er dem Kaufmann noch einmal zugenickt hatte, führte er Nechljudow in sein in strengem Stil gehaltenes Arbeitskabinett.

»Bitte, rauchen Sie«, sagte der Advokat, sich Nechljudow gegenüber setzend, während er das Schmunzeln über den Erfolg des eben abgewickelten Geschäftes zu unterdrücken suchte.

»Ich danke, ich komme wegen des Prozesses der Maslowa.«

»ja, jawohl, gleich . . . O, sind das Schelme, diese Geldsäcke . . . sagte er. »Sie sahen ja diesen Knaben . . . Er hat ein Vermögen von circa zwölf Millionen, sagt aber trotzdem, 'rin' . . . Sieht er aber, daß Sie Draht haben und kann er sich bei Ihnen einen Fünfundzwanzigrubelschein ausreißen, so thut er's und sei's mit den Zähnen . . .

»Er sagt, 'rin' und Du sagst, Draht'«, dachte unterdes Nechljudow, der eine unwiderstehliche Abneigung gegen diesen familiären Menschen fühlte, der durch seinen Ton zeigen wollte, daß er mit ihm, Nechljudow, zu ein und demselben Kreise gehöre, während die Klienten und die übrigen Leute aus einem anderen, ihnen beiden, fremden Kreise seien.

»Wie er mich gequält hat, ein fürchterlicher Schuff! Ich mußte mir das Herz erleichtern . . . « sagte der Advokat, als wollte er sich rechtfertigen, daß er von was anderem gesprochen. »Nun, und jetzt zur Sache . . . Ich habe die Sache aufmerksam gelesen und, denselbigen Inhalt nicht gebilligt' wie es bei Turgenew heißt. Mit anderen Worten: das Anwältlein taugte nichts und hat sich alle Anlässe zur Kassation entgehen lassen.«

»Was haben Sie denn beschlossen?«

»Sofort. — Sagen Sie ihm«, wandte er sich zu dem eingetretenen Gehilfen, »daß es dabei bleibt, wie ich gesagt habe . . . Kann er's — ist's gut, kann er's nicht — nicht nötig.«

»Er will aber darauf nicht eingehen.«

»Gut, so läßt er's bleiben!« sagte der Advokat, und sein bis dahin fröhliches und joviales Gesicht wurde plötzlich finster und boshaft.

»Sehen Sie, da sagt man, daß die Advokaten das Geld umsonst

kriegen«, sagte er, seinem Gesicht wieder die frühere Annehmlichkeit aufzwingend. »Ich habe da einen zahlungsunfähigen Schuldner von einer vollkommen ungerechtfertigten Anklage losgemacht, und jetzt steigen sie mir alle auf die Bude. Und eine jede solche Sache kostet doch keine geringe Mühe . . . Auch wir lassen, wie irgend ein Schriftsteller gesagt hat, ein Stück von unserem Fleisch im Tintenfaß zurück . . . «

»Jawohl, also Ihre Sache, oder die Sache, für die Sie sich interessieren«, fuhr er fort, »ist scheußlich geführt worden. Ein guter Anlaß zur Kassation fehlt, man kann es aber immerhin versuchen, und da habe ich Ihnen denn folgendes aufgesetzt.«

Er nahm einen Bogen beschriebenen Papiers und begann zu lesen, indem er einige uninteressante formale Wendungen rasch verschluckte, andere da gegen besonders eindringlich betonte.

»»An das Kriminalkassationsdepartement u.s.w. u.s.w. Beschwerde der Soundso u.s.w. Laut Entscheidung des u.s.w. u.s.w. Verdikt u.s.w. ist die pp. Maslowa der Ermordung des Kaufmanns Smeljkow durch Vergiftung für schuldig erkannt und auf Grund des Art. 1454 des Strafgesetzbuches verurteilt zu u.s.w. Zwangsarbeit u.s.w.««

Er machte eine Pause; trotz der langen Gewohnheit, schien er sein Erzeugnis dennoch nicht ohne Vergnügen zu hören.

»»Dieses Urteil erweist sich als das Resultat so wichtiger Verletzungen der Prozeßordnung«« fuhr er eindringlich fort, »»daß es der Kassation unterliegt. Erstens: die Verlesung während der Verhandlung der Akten über den Eingeweidebefund des Smeljkow wurde gleich im Anfange von dem Präsidenten unterbrochen.« — Also Eins!«

»Aber das war ja der Ankläger, der die Verlesung verlangt hatte . . . sagte erstaunt Nechljudow.

»Ganz einerlei, der Verteidiger hätte Gründe haben können, dasselbe zu verlangen.«

»Aber das war ja überhaupt ganz überflüssig.«

»Immerhin giebt es einen Anlaß. Weiter: »Zweitens: Der Verteidiger der Maslowa wurde in seiner Rede von dem Präsidenten

unterbrochen, als er, um die Persönlichkeit der Maslowa zu charakterisieren, auf die inneren Motive ihres sittlichen Falles einging. Diese Unterbrechung geschah, weil die Auslassungen des Verteidigers angeblich nicht zur Sache gehören sollten, während doch der Dirigierende Senat vielfältig darauf hingewiesen hat, daß die Beleuchtung des Charakters und überhaupt der sittlichen Physiognomie der Angeklagten von allergrößter Wichtigkeit ist, beispielsweise für die richtige Entscheidung der Frage bezüglich der Zurechnungsfähigkeit . . . « — Zwei!« sagte er mit einem Blick auf Nechljudow.

»Ja, aber er sprach ja sehr schlecht, sodaß man nichts verstehen konnte . . . « sagte Nechljudow noch mehr erstaunt.

»Ist ja ein ganz dummer Junge und konnte natürlich nichts Gescheites sagen«, meinte Fanarin lachend. »Aber immerhin ein Anlaß. Nun, also weiter. »Drittens: in seinem Resumee unterließ es der Präsident, trotz der kategorischen Forderung des § 1 des Art. 801 der Kriminalprozeßordnung, den Geschworenen zu erklären, aus welchen Elementen des Rechts sich der Schuldbegriff zusammensetze, und derselbe hat ferner unterlassen, ihnen zu sagen, daß ihnen das Recht zustände, nach Zugabe des Faktums der Verabreichung von Gift an den Kaufmann Smeljkow durch die Maslowa, ihr diese That nicht als Verbrechen anzurechnen, mangels einer Absicht, den Kaufmann zu morden, und sie, die Maslowa, demzufolge nicht eines Kriminalverbrechens schuldig zu erkennen, sondern eines Vergehens, nämlich des der Fahrlässigkeit, als deren für die Maslowa unerwartetes Resultat sich der Tod des Kaufmanns ergab.« — Das ist das Wichtigste!«

»Wir hätten das aber auch selbst begreifen können; das ist unser Fehler.«

»Und endlich: »Viertens: auf die von dem Gericht gestellte Frage, bezüglich der Schuld der Maslowa, wurde die Antwort von den Geschworenen in einer Form gegeben, die in sich einen offenbaren Widerspruch enthielt. Die Maslowa war angeklagt, den Kaufmann absichtlich vergiftet zu haben, mit dem ausschließlichen Vorsatz, ihn zu berauben, welcher Vorsatz auch als das einzige Motiv des

Mordes erschien. Die Geschworenen aber verneinten in ihrer Antwort den Vorsatz der Beraubung und die Beteiligung der Maslowa an der Entwendung der Wertgegenstände, woraus zu ersehen war, daß sie, die Geschworenen, auch die Absicht haben mußten, den Vorsatz des Mordes ebenfalls zu verneinen und dieses nur aus einem Mißverständnis, welches der Unvollständigkeit des Resumees des Präsidenten, zur Last gelegt werden muß, in ihrer Antwort nicht in gehöriger Weise zum Ausdruck gebracht haben. Demzufolge erforderte eine solche Antwort der Geschworenen unbedingt die Anwendung der Art. 816 und 808 der Kriminalprozeßordnung, d. h. eine Erklärung seitens des Vorsitzenden an die Geschworenen des von ihnen gemachten Fehlers und die Rückkehr zu einer neuen Beratung und einer neuen Beantwortung der Schuldfrage«», las Fanarin weiter.

»Warum hat denn der Präsident das nicht gethan?«

»Das möchte ich auch wissen!« antwortete Fanarin lachend.

»Der Senat wird also den Fehler korrigieren?«

»Das wird davon abhängen, wer da gerade an der Sitzung teilnehmen wird. — Nun also . . . Weiter schreiben wir: »Ein solches Verdikt gab dem Gericht nicht die Befugnis, die Maslowa einer Kriminalstrafe zu unterwerfen und ihr gegenüber den § 3 des Art. 771 der Kriminalprozeßordnung in Anwendung zu bringen, was als eine grobe und auffällige Verletzung der Grundlagen unserer Prozeßordnung angesehen werden muß. Infolge der dar gelegten Gründe habe ich die Ehre, um die Aufhebung u.s.w. u.s.w. gemäß der Art. 909, 910, § 2, 912 und 928 der Kriminalprozeßordnung u.s.w. u.s.w. und um die Übertragung des vorliegenden Prozesses an eine andere Abteilung des selben Gerichtes, zwecks einer Neuaufnahme des Verfahrens, zu ersuchen.« — Nun also, alles, was gemacht werden konnte, ist geschehen. Ich will aber aufrichtig sein: die Aussichten auf Erfolg sind gering. Übrigens hängt alles von der Zusammensetzung des Senatsdepartements ab. Haben Sie jemand da, so nehmen Sie sich der Sache an.«

»Den einen oder anderen der Herren kenne ich.«

»Und zwar schnell, sonst fahren sie alle weg, um ihre

Hämorrhoiden zu kurieren, und dann muß man drei Monate warten . . . Und schließlich, im Falle eines Mißerfolges, bleibt noch die Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen übrig. Das hängt auch wieder von der Arbeit hinter den Kulissen ab. Auch in diesem Falle, das heißt nicht hinter den Kulissen, sondern bei der Abfassung der Bittschrift will ich Ihnen zu Diensten stehen.«

»Ich danke Ihnen. Und das Honorar . . . «

»Mein Gehilfe wird Ihnen die Reinschrift übergeben und das übrige sagen . . .

»Ich wollte Sie noch fragen: der Staatsanwalt hat mir einen Passierschein zum Besuche dieser Person gegeben, im Gefängnisse aber sagte man mir, daß für die Besucher, außer an den bestimmten Tagen und am bestimmten Ort, noch eine Erlaubnis von Seiten des Gouverneurs nötig sei. Ist das der Fall?«

»Ja, ich denke. Der Gouverneur ist aber jetzt nicht da, und das Amt versieht der ‚Vize‘. Der ist aber ein so öder Schafskopf, daß Sie mit ihm kaum etwas anfangen werden können.«

»Ist das Maslennikow?«

»Jawohl.«

»Den kenne ich«, sagte Nechljudow und stand auf, um zu gehen.

In diesem Augenblicke stürmte in das Zimmer mit schnellen Schritten eine kleine, abschreckend häßliche, knöchelige, gelbliche Dame mit einer Stumpfnase herein, die aber durch ihre Häßlichkeit durchaus nicht deprimiert zu sein schien. Es war die Frau des Advokaten. Sie war nicht nur außerordentlich elegant und originell aufgeputzt: — sie hatte sich etwas wie Sammet und Seide, Hellgelbes und Grünes aufgewickelt — sondern auch ihr dünnes Haar war schön gelockt, und siegreich flog sie in das Zimmer herein. Ihr folgte ein langer, lächelnder Mensch mit erdfahlem Gesicht, in einem Gehrock mit seidenen Aufschlägen und weißer Kravatte. Es war ein Schriftsteller, den Nechljudow von Ansehen kannte.

„Anatole!!« sagte sie, die Thür öffnend, »komm etwas zu mir . . . Semjon Iwanowitsch hat mir versprochen, sein Gedicht vorzutragen, und Du mußt über Garschin lesen, durchaus . . . «

Nechljudow wollte gehen, aber die Frau des Advokaten flüsterte etwas mit ihrem Manne und wandte sich sogleich an ihn:

»Ich bitte Sie, mein Fürst, — ich kenne Sie und halte eine Vorstellung für überflüssig — besuchen Sie unsere litterarische Matinee . . . Es wird sehr interessant . . . Anatole liest vorzüglich . . . «

»Sie sehen, wie viel verschiedenartige Beschäftigungen ich habe . . . « sagte Anstole. Und zu seiner Frau gewandt, breitete er lächelnd die Arme aus, um damit zu zeigen, daß es nicht möglich sei, einer so bezaubernden Person zu widerstehen.

Mit trauriger und strenger Miene bedankte sich Nechljudow mit der größtmöglichen Höflichkeit bei der Frau des Advokaten für die ihm erwiesene Ehre, bedauerte verhindert zu sein und ging hinaus.

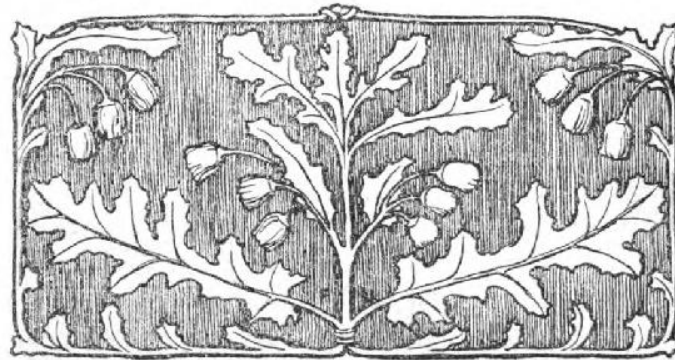
»Was für ein Grimmasschneider!« sagte von ihm die Frau des Advokaten, als er gegangen war.

Im Empfangszimmer übergab der Gehilfe Nechljudow die fertige Bittschrift und teilte ihm auf die Frage nach dem Honorar mit, daß Anatolij Semjonowitsch tausend Rubel festgesetzt hätte, wobei er erklärte, daß Anatolij Semjonowitsch solche Sachen eigentlich nicht übernehme, und es nur ihm, Nechljudow, zu Gefallen diesmal gethan hätte.

»Wie ist es denn mit der Unterschrift, wer muß die Bittschrift unterschreiben?« fragte Nechljudow.

»Das kann die Angeklagte selbst thun, oder wenn es beschwerlich ist, auch Anatolij Smeljonowitsch, nachdem er von ihr eine Vollmacht bekommen . . . «

»Nein, ich werde selbst hinfahren und ihre Unterschrift holen«, sagte Nechljudow, froh über die Gelegenheit, Katjuscha vor dem festgesetzten Tage wiederzusehen.



Sechsvierzigstes Kapitel.

Zur gewohnten Zeit ertönten in den Korridoren des Gefängnisses die Pfeifen der Aufseher. Klirrend öffneten sich die Thüren der Korridore und Zellen, nackte Füße und Pantoffeln begannen zu schlurren, und durch die Korridore gingen die Kufenträger, die Luft mit einem abscheulichen Gestank erfüllend. Die Arrestanten und Arrestantinnen wuschen sich und kleideten sich an und kamen zur Kontrolle auf den Korridor hinaus. Nach der Kontrolle gingen sie, um sich heißes Wasser zum Thee zu holen.

Während des Theetrinkens wurde in allen Zellen ein lebhaftes Gespräch darüber geführt, daß am heutigen Tage zwei Gefangene mit Ruten bestraft werden sollten. Der eine der beiden Arrestanten war ein junger Mann mit guter Schulbildung, ein Kommissar Namens Wassiljew, der seine Geliebte in einem Anfall von Eifersucht ermordet hatte. Seine Zellengenossen hatten ihn gern wegen seiner Heiterkeit, Freigebigkeit und seines festen Auftretens den Vorsetzten gegenüber. Er kannte die Gesetze und verlangte deren Einhaltung. Aus diesem Grunde liebten die Vorgesetzten ihn nicht. Vor drei Wochen hatte einer der Aufseher einen in der Küche beschäftigten Arrestanten geschlagen, weil er ihm die neue Uniform mit Kohlsuppe begossen hatte. Wassiljew war für den Kameraden eingetreten. Es sei nach dem Gesetz verboten, die Arrestanten zu schlagen, hatte er gemeint. »Ich werde Dir zeigen, was Gesetz ist!« hatte der Aufseher gesagt und Wassiljew geschimpft. Wassiljew hatte ebenso

geantwortet. Der Aufseher wollte ihn schlagen, aber Wassiljew faßte ihn an den Händen, hielt dieselben etwa drei Minuten, drehte ihn dann um und stieß ihn zur Thür hinaus. Der Aufseher klagte, und der Inspektor befahl, Wassiljew in den Karzer zu sperren.

Die Karzer waren eine Reihe finsterner Kammern, die von außen mit Riegeln verschlossen wurden. Im dunkeln, kalten Karzer gab es weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl, sodaß der Eingespernte auf der schmutzigen Diele sitzen oder liegen mußte, wo über ihn und auf ihm herum die Ratten liefen, die im Karzer so zahlreich und dreist waren, daß es im Dunkeln unmöglich war, das Brot vor ihnen zu hüten. Sie fraßen es den Eingespernten unter den Händen weg und überfielen sogar die Menschen selbst, wenn dieselben aufhörten, sich zu rühren.

Wassiljew sagte, daß er in den Karzer nicht gehen werde, weil er unschuldig sei. Man führte ihn mit Gewalt ab. Er versuchte sich loszumachen, und zwei andere Gefangene halfen ihm, sich den Aufsehern zu entreißen. Die Aufseher liefen zusammen, unter ihnen auch der durch seine Kraft berühmte Petrow. Die Arrestanten wurden geknebelt und in die Karzer geworfen.

Dem Gouverneur rapportierte man sofort, daß etwas wie ein Aufruhr passiert sei. Ein Schreiben traf ein, das die Anweisung enthielt, den beiden Hauptschuldigen, dem Wassiljew und dem Vagabunden »Ohnenamen« je dreißig Rutenhiebe zu geben.

Die Exekution sollte im Besuchszimmer der Frauenabteilung ausgeführt werden.

Seit dem Abend war das allen Bewohnern des Gefängnisses bekannt, und in den Zellen wurde eine lebhafte Unterhaltung bezüglich der bevor stehenden Exekution geführt.

Die Korabljowa, Schönchen, Fedoßja und die Maslowa saßen in ihrer Ecke, tranken Tee und sprachen über dasselbe Thema. Sie waren rot und aufgereggt, da sie bereits Schnaps getrunken hatten, der jetzt bei der Maslowa nicht alle wurde und mit dem sie auch ihre Gefährtinnen freigebig bewirtete.

»Hat er denn Skandal gemacht oder sonst was . . . « sprach die Korabljowa von Wassiljew, indem sie mit ihren starken Zähnen

winzige Zuckerstückchen abbiß. »Er hat nur seinen Kameraden in Schutz genommen . . . Denn das Prügeln ist jetzt nicht mehr Mode . . . «

»Er soll ein guter Bursch sein . . fügte Fedoßja hinzu, die barhäuptig, mit langen Zöpfen, auf einem Holzscheid der Pritsche gegenüber saß, auf der die Theekanne stand.

»Wenn man das doch ihm sagte . . . « wandte sich die Bahnwärterin an die Maslowa. Unter ihm verstand sie Nechljudow.

»Ich werd' es ihm sagen. Für mich thut er alles . . . « antwortete lächelnd und mit dem Kopfe nickend die Maslowa.

»Wenn er noch kommt . . . Und die sollen schon jetzt nach ihnen gegangen sein . . . « sagte Fedoßja. »Schrecklich . . . « fügte sie seufzend hinzu.

»Ich habe mal gesehen, wie im Gemeindegerecht ein Bauer geprügelt wurde. Mich hatte mein Schwiegervater zum Vorsteher geschickt. Ich kam hin, und er . . . « begann die Bahnwärterin eine lange Geschichte zu erzählen.

Die Geschichte der Bahnwärterin wurde durch den Schall von Stimmen und Schritten im oberen Korridor unterbrochen.

Die Frauen wurden still und horchten.

»Da schleppen sie ihn, die Teufel . . . « sagte Schönchen. »Werden ihn jetzt zu Tode prügeln . . . sind auf ihn fuchswild, die Aufseher, denn er sieht ihnen auf die Finger . . . «

Oben wurde es wieder still, und die Bahnwärterin erzählte ihre Geschichte zu Ende, was sie im Gemeindehaus für einen Schreck gekriegt hatte, als dort der Bauer geprügelt wurde, und wie sich bei ihr gleich das ganze Innere los gerissen hätte . . . Darauf erzählte Schönchen, wie der Schtscheglow gepeitscht worden wäre und wie er nicht einmal einen Laut von sich gegeben hätte. Dann räumte Fedoßja den Tee fort, und die Korabljowa und die Bahnwärterin nahmen ihr Nähzeug vor, während die Maslowa sich auf die Pritsche setzte und, die Arme um die in die Höhe gezogenen Kniee gelegt, aus Langeweile in Trübsinn verfiel. Schon wollte sie sich hinlegen und einschlafen, als die Aufseherin sie in das Bureau zu einem Besucher rief.

»Sag' ihm auf jeden Fall von uns!« sagte ihr die alte Menjschowa, während die Maslowa ihr Tüchlein vor einem Spiegel ordnete, von dem das Quecksilber zur Hälfte abgegangen war. »Nicht wir haben es angezündet, sondern er selbst, der Bösewicht . . . Der Arbeiter hat es gesehen . . . Sag' Du ihm nur, daß er Mitrij holen lassen soll . . . Mitrij wird ihm alles klar, wie auf der Hand zeigen . . . Daß man uns, die wir keine Ahnung davon haben, ins Gefängnis gesperrt hat, während er, der Bösewicht, mit einer fremden Frau wie ein König lebt, im Wirtshause herumsitzt . . . «

»Das ist kein Recht . . . « bestätigte die Korabljowa.

»Ich werd' es ihm sagen, sicher sagen!« antwortete die Maslowa. »Oder soll ich noch eins trinken? Zur Kourage . . . « fügte sie mit einem Augenblinzeln hinzu.

Die Korabljowa goß ihr eine halbe Tasse ein. Die Maslowa trank sie aus, wischte sich den Mund und ging in der vergnügtesten Stimmung, indem sie die Worte »zur Kourage« wiederholte und lächelnd ihren Kopf wiegte, der Aufseherin durch den Korridor nach.



Siebenundvierzigstes Kapitel.

Nechljudow wartete schon lange im Flur.

Als er im Gefängnis angekommen war, klingelte er an der Eingangsthür und reichte dem diensthabenden Aufseher den vom Staatsanwalt ausgefertigten Passierschein.

»Wen wünschen Sie?«

»Ich möchte die Gefangene Maslowa sehen.«

»Das geht jetzt nicht, der Inspektor ist beschäftigt.«

»Im Bureau?« fragte Nechljudow.

»Nein, hier im Besuchszimmer . . . « antwortete der Aufseher, wie es Nechljudow schien, etwas verlegen.

»Ist denn heute Besuchstag?«

»Nein . . . eine besondere Sache . . . « sagte der Aufseher.

»Wie kann ich ihn denn sprechen?«

»Wenn er herauskommt, dann sagen Sie es ihm . . . Warten sie ab . . . «

In diesem Augenblick kam aus der Seitenthür ein Feldweibel mit blitzenden Tressen, strahlendem glänzenden Gesicht und einem tabakdurchtränkten Schnurrbart. Er wandte sich streng an den Aufseher:

»Warum haben Sie hier Einlaß gestattet? . . . In das Bureau . . . «

»Man hat mir gesagt, daß der Inspektor hier sei . . . « sagte Nechljudow, verwundert über die Unruhe, die auch an dem Feldweibel bemerkbar war. Da öffnete sich auch die innere Thür, und

der erhitzte und schwitzende Petrow trat herein.

»Wird dran denken . . . « sagte er zum Feldwebel gewandt.

Der Feldwebel zeigte mit den Augen auf Nechljudow, und Petrow schwieg, runzelte die Stirn und ging durch die hintere Thür hinaus.

»Wer wird dran denken? Und warum sind sie alle so verlegen? Warum machte ihm der Feldwebel ein Zeichen? . . . « dachte Nechljudow.

»Hier kann man nicht warten, bitte in das Bureau . . . « wandte sich wieder der Feldwebel an Nechljudow. Und Nechljudow wollte schon gehen, als aus der Hinterthür der Inspektor heraustrat, der noch verlegener schien, als seine Untergebenen. Er seufzte ohne Aufhören. Als er Nechljudow bemerkte, wandte er sich an den Aufseher.

»Fedotow, die Maslowa aus der fünften weiblichen ins Bureau!« sagte er.

»Ich bitte . . . « wandte er sich an Nechljudow.

Sie gingen über eine steile Treppe, in eine kleine, einfenstrige Stube, in der sich ein Schreibtisch und einige Stühle befanden.

Der Inspektor setzte sich.

»Schwere, sehr schwere Pflichten . . . « sagte er, zu Nechljudow gewandt, während er eine dicke Cigarette hervorholte.

»Sie sind wohl ermüdet?« fragte Nechljudow.

»Müde vom ganzen Dienst . . . Sehr schwere Pflichten . . . Man möchte ihr Schicksal erleichtern, und es wird noch schlimmer . . . Ich denke jetzt nur daran, den Abschied zu nehmen . . . Schwere, schwere Pflichten . . . «

Nechljudow wußte nicht, was dem Inspektor so besonders schwer fiel. Aber er bemerkte heute an ihm eine besonders trübselige und hoffnungslose Stimmung, die sein Mitleid erregte.

»Ja, ich glaube, daß sie sehr schwer sind . . . sagte er. »Warum erfüllen sie denn diese Pflichten?«

»Keine Mittel . . . Familie . . .

»Aber wenn es Ihnen so schwer fällt . . . «

»Immerhin muß ich Ihnen sagen, bringt man doch einen gewissen

Nutzen . . . Immerhin suche ich, was ich kann, zu mildern. Ein anderer an meiner Stelle würde die Sache anders machen. Leicht gesagt — zweitausend Menschen! Und noch was für welche! Da muß man es verstehen, die richtige Mitte zu treffen. Sind ja auch Menschen und thun einem leid . . . Aber die Zügel zu sehr zu lockern, das geht auch nicht . . . «

Der Inspektor begann einen kürzlich vor gekommenen Fall einer Prügelei zwischen den Gefangenen, die mit Totschlag geendet hatte, zu erzählen.

Seine Erzählung wurde durch das Erscheinen der Maslowa unterbrochen, welcher der Aufseher voranging.

Nechljudow hatte sie schon in der Thür gesehen als sie den Inspektor noch nicht bemerkt hatte. Ihr Gesicht war rot. Munter schritt sie vor dem Aufseher einher und hörte nicht auf, ihren Kopf wiegend, zu lächeln. Als sie den Inspektor bemerkte, starrte sie ihn mit erschrockenem Gesichte an, faßte sich aber sogleich und wandte sich flink und heiter zu Nechljudow.

»Guten Tag!« sagte sie in einem singenden Tone. Und mit einem Lächeln schüttelte sie ihm stark, nicht wie damals, die Hand.

»Ich habe Ihnen da die Bittschrift zum Unterzeichnen gebracht«, sagte Nechljudow, ein wenig er staunt über die kecke Art, in der sie ihn heute begrüßte. »Der Advokat hat die Bittschrift aufgesetzt, man muß sie jetzt unterschreiben, und dann schicken wir sie nach Petersburg.«

»Na ja, man kann ja auch unterschreiben . . . Gewiß . . . « sagte sie, während sie lächelnd das eine Auge zukniff.

Nechljudow holte aus der Tasche einen zusammen gefallenen Bogen hervor und trat an den Tisch.

»Darf man hier schreiben?« fragte Nechljudow den Inspektor.

»Hier, komm her. Setz Dich . . . « sagte der Inspektor. »Da hast Du eine Feder. Kannst Du schreiben?«

»Hab's früher mal gekonnt . . . « sagte sie lächelnd und setzte sich an den Tisch. Nachdem sie ihren Rock und den Ärmel der Jacke zurecht gezupft hatte, ergriff sie mit der kleinen, energischen Hand

etwas ungeschickt die Feder und sah sich lachend nach Nechljudow um.

Er zeigte ihr, was und wo sie schreiben müsse.

Die Feder sorgfältig eintauchend und ab spritzend, schrieb sie ihren Namen.

»Sonst nichts mehr? fragte sie, bald Nechljudow, bald den Inspektor ansehend, während sie die Feder abwechselnd auf das Tintenfaß und auf das Papier hinlegte.

»Ich muß Ihnen noch etwas sagen . . . « sagte Nechljudow, ihr die Feder aus der Hand nehmend.

»Was denn? Sagen Sie's . . . « antwortete sie und wurde plötzlich ernst, als dächte sie über etwas nach oder als würde sie schläfrig.

Der Inspektor erhob sich und ging hinaus, und Nechljudow blieb mit ihr unter vier Augen zurück.



Achtundvierzigstes Kapitel.

Der Aufseher, der die Maslowa hereingeführt hatte, setzte sich auf das Fensterbrett, abseits vom Tisch. Für Nechljudow trat der entscheidende Augenblick ein. Er hatte sich ohne Aufhören Vorwürfe darüber gemacht, daß er ihr bei der ersten Zusammenkunft die Hauptsache nicht gesagt hatte, nämlich, daß er die Absicht hätte, sie zu heiraten. Jetzt aber war er fest entschlossen, ihr das zu sagen. Sie saß an der einen Seite des Tisches, Nechljudow setzte sich an die andere, ihr gegen über. In der Stube war es hell und Nechljudow sah zum ersten Mal so nahe ihr Gesicht, die Fältchen um Mund und Augen, die geschwollenen Lider. Und noch mehr als früher dauerte sie ihm jetzt.

Er beugte sich so über den Tisch, daß der auf dem Fensterbrett sitzende Aufseher, ein Mann von jüdischem Typus, mit ergrauendem Backenbart, ihn nicht verstehen konnte, und sagte:

»Wenn aus dieser Bittschrift nichts wird, so reichen wir eine auf den Allerhöchsten Namen ein . . . Wir wollen alles thun, was nur möglich ist . . . «

»Ja, wenn es früher gewesen wäre . . . Ein guter Advokat . . . « unterbrach sie ihn. »Denn mein Verteidiger war ein rechter Dummkopf. Machte mir immer Komplimente . . . « sagte sie lachend. »Hätte man damals gewußt, daß Sie mich kennen, war' es wohl anders geworden.

Aber so . . . Sie glauben, daß alle Diebinnen sein müssen . . . «

»Wie sonderbar sie heute ist!« dachte Nechljudow und wollte eben etwas sagen, als sie wieder zu sprechen begann.

»Was ich wollte . . . Da sitzt bei uns ein altes Mütterchen, wissen Sie, alle wundern sich darüber . . . So ein prächtiges Mütterchen, und sitzt für nichts. Sie und ihr Sohn und alle wissen, daß sie unschuldig ist, man hat sie aber wegen Brandstiftung angeklagt und da sitzt sie . . . Sie hat, wissen Sie, gehört, daß ich Sie kenne«, sagte die Maslowa, indem sie den Kopf drehte und Nechljudow wieder anblickte, »und da sagt sie: sprich doch, sagt sie, mit ihm, und man solle nur den Sohn vorladen, er würde schon alles erzählen . . . Menjschows heißen sie . . . Wollen Sie es thun? So ein prächtiges Mütterchen, wissen Sie, man sieht gleich, daß umsonst . . . Thun Sie doch etwas für sie, mein Lieber«, sagte sie zu ihm auf blickend und ließ lächelnd die Augen wieder sinken.

»Schön, ich will es thun, will mich erkundigen . . . « sagte Nechljudow, der sich über ihre Ungezwungenheit immer mehr wunderte. »Ich möchte aber mit Ihnen von meiner Sache sprechen . . . Wissen Sie noch, was ich Ihnen voriges Mal gesagt habe?«

»Sie haben viel gesagt . . . Was sagten Sie damals?« fragte sie, immer mit demselben Lächeln den Kopf hin und her drehend.

»Ich sagte, daß ich gekommen sei, Sie um Vergebung zu bitten . . . « sagte er.

»Ach, immer: Vergebung, Vergebung. Das hat keinen Zweck . . . Es wäre besser, wenn Sie . . . «

»Und daß ich mein Vergehen wieder gut machen will«, fuhr Nechljudow fort. »Und zwar nicht mit Worten, sondern durch Thaten. Ich habe mich entschlossen, Sie zu heiraten . . . «

Über ihr Gesicht flog ein plötzlicher Schreck. Die schielenden Augen hefteten sich starr auf Nechljudow und sahen zugleich an ihm vorüber.

»Wozu ist denn das noch nötig?« rief sie mit boshaft verzogenem Gesicht.

»Ich fühle, daß ich das vor Gott thun muß.«

»Gott ist also auch noch dabei? Was Sie für ein Zeugs reden . . . Gott? Was für ein Gott? Hätten Sie lieber damals an Gott gedacht . . . « sprach sie und hielt mit offenem Munde inne.

Nechljudow merkte erst jetzt den starken Schnapsgeruch, der ihrem Munde entströmte, und begriff ihre Erregung.

»Beruhigen Sie sich . . . « sagte er.

»Brauch mich nicht zu beruhigen . . . Glaubst wohl, ich sei betrunken? Ich bin auch betrunken, weiß aber, was ich rede«, fing sie rasch zu sprechen an und wurde purpurrot. »Ich bin eine Zwangsarbeiterin, eine Hure, und Sie sind ein Herr, ein Fürst . . . und brauchst Dich an mir nicht zu besudeln . . . Geh zu Deinen Prinzessinnen . . Und mein Preis sind zehn Rubel . . . «

»Wie grausam Du auch sprechen magst, so kannst Du dennoch nicht das ausdrücken, was ich empfinde!« sagte bebend, mit leiser Stimme Nechljudow. »Du kannst Dir nicht vorstellen, wie tief ich meine Schuld Dir gegenüber empfinde! . . . «

»Schuld empfinde . . . « spottete sie boshaft. »Damals hast Du nichts empfunden und mir hundert Rubel hingeworfen . . . Das ist Dein Preis . . . «

»Ich weiß, ich weiß, aber was soll ich denn jetzt thun?« sagte Nechljudow. »Ich habe jetzt beschlossen, Dich nicht mehr zu verlassen«, wieder holte er, »und was ich gesagt habe, werde ich thun . . . «

»Und ich sage Dir, daß Du es nicht thun wirst!« sagte sie mit lautem Lachen.

»Katjuscha!« begann er.

»Geh weg von mir! Ich bin eine Zwangsjacke, und Du ein Fürst und hast hier nichts zu thun! . . . « schrie sie, vom Zorn ganz verwandelt, und entriß ihm ihre Hand.

»Du willst durch mich Dein Heil finden!« beeilte sie sich, alles das, was sich in ihrer Seele aufbäumte, zum Ausdruck zu bringen. »An mir hast Du Deine Lust befriedigt, durch mich willst Du auch Dein Heil im Jenseits finden! Ekelig bist Du mir und Deine Brille und Deine ganze fettige, dreckige Fratze! Geh weg, geh weg, Du! . . . « schrie

sie, mit einer energischen Bewegung aufspringend.

Der Aufseher näherte sich ihnen.

»Was skandalierst Du hier! Wie darfst Du . . . «

»Lassen Sie, bitte!« sagte Nechljudow.

»Daß sie sich nicht vergißt . . . « sagte der Aufseher.

»Nein, warten Sie, bitte . . . « sagte Nechljudow.

Der Aufseher trat ans Fenster zurück.

Die Maslowa setzte sich wieder, senkte die Augen und preßte ihre gefalteten kleinen Hände heftig zusammen.

Nechljudow stand über sie gebeugt, ohne zu wissen, was er thun sollte.

»Du glaubst mir nicht?« sagte er.

»Daß Sie mich heiraten wollen? Das wird niemals sein . . . Eher häng' ich mich auf! Da haben Sie's!«

»Und ich werde Dir dennoch dienen . . . «

»Das ist Ihre Sache. Aber ich brauche von Ihnen nichts. Das sage ich Ihnen sicher . . . « sagte sie. »Und wozu bin ich nicht damals gestorben!« fügte sie hinzu und begann kläglich zu weinen.

Nechljudow konnte nicht sprechen, ihre Thränen hatten ihn angesteckt.

Sie erhob die Augen, sah ihn an, gleichsam verwundert, und begann die über ihre Wangen rollenden Thränen mit dem Kopftuch zu trocknen.

Der Aufseher trat jetzt wieder heran und mahnte, daß es Zeit sei zu gehen. Die Maslowa erhob sich.

»Sie sind jetzt erregt. Wenn es geht, werde ich morgen kommen. Und denken Sie darüber nach . . . « sagte Nechljudow.

Sie antwortete nichts und ging ohne ihn an zusehen mit dem Aufseher hinaus.

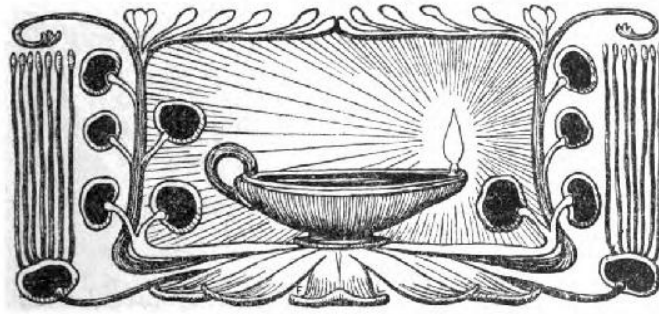
»Na, Mädels, wirst jetzt ein Leben haben!« sprach die Korabljowa zur Maslowa, als diese in die Zelle trat. »Scheint in Dich richtig verschossen zu sein. Paß auf, solange er kommt . . . Wird Dich schon freimachen, reiche Leute können alles.«

»Das stimmt!« sagte mit singender Stimme die Bahnwärterin. »Dem Armen langt die Nacht nicht zum Heiraten °, sagt's Sprichwort, der Reiche aber, wie er's gewünscht, gewollt — alles ist da durchs Gold. Bei uns hat einmal, meine Liebe, so ein Geldsack, weißt Du was angestellt . . . «

»Hast Du denn von meiner Sache gesprochen?« fragte die Alte.

Aber die Maslowa antwortete ihren Genossinnen nichts, sondern legte sich auf die Pritsche und blieb dort, die schielenden Augen starr in die Ecke gerichtet, bis zum Abend liegen. Eine qualvolle Arbeit ging in ihr vor. Das, was ihr Nechljudow gesagt hatte, rief sie in jene Welt zurück, in der sie gelitten hatte und aus der sie geflüchtet war, ohne diese Welt verstanden zu haben und mit Haß gegen sie erfüllt. Sie verlor jetzt jenes Vergessen, in dem sie gelebt hatte. Und mit klarer Einsicht in das, was vor sich ging, zu leben, das war zu qualvoll.

Am Abend kaufte sie sich wieder Schnaps und betrank sich gemeinsam mit ihren Genossinnen.



Neunundvierzigstes Kapitel.

Ja, also so ist es! So also!« dachte Nechljudow, als er das Gefängnis verließ. Und erst jetzt begriff er die ganze Größe seiner Schuld. Hätte er es nicht versucht, sein Vergehen zu sühnen und wieder gut zu machen, so hätte er die ganze Schwere desselben niemals empfunden, und auch sie, Katjuscha, würde das Böse, das man ihr zu gefügt, nie so tief gefühlt haben. Erst jetzt kam das alles in seiner ganzen Schrecklichkeit zum Vorschein. Erst jetzt sah er, was er mit der Seele dieses Weibes gethan hatte, erst jetzt begriff sie, was man mit ihr gemacht hatte. Vordem hatte Nechljudow mit seinen Gefühlen gespielt, mit sich selbst und mit seiner Reue kokettiert, jetzt aber befahl ihm einfach Furcht. Sie verlassen, er fühlte es, konnte er nicht mehr, und doch konnte er sich nicht vorstellen, wohinaus seine Beziehungen zu ihr führen sollten.

Am Ausgange näherte sich Nechljudow ein mit Medaillen und Kreuzen behängter Aufseher und übergab ihm geheimnisvoll, mit einem unangenehm einschmeichelnden Gesicht einen Zettel.

»Hier ist für Ew. Durchlaucht ein Zettel von einer Persönlichkeit . . . « sagte er, Nechljudow das Kouvert überreichend.

»Bon was für einer Persönlichkeit?«

»Lesen Sie und Sie werden es sehen. Eine Gefangene, eine Politische, die ich zu beaufsichtigen habe. Sie bat mich also . . . Und obgleich es nicht erlaubt ist, aber aus Menschlichkeit . . . « sagte mit einem unnatürlichen Ausdruck der Aufseher.

Nechljudow wunderte sich, wie ein bei den Politischen angestellter Aufseher Zettel übergeben könne und noch dazu im Gefängnis selbst, beinahe unter den Augen aller; er wußte damals noch nicht, daß dieser Mann Aufseher und Spion zugleich war. Aber er nahm den Zettel und las ihn beim Hin ausgehen durch. Derselbe war mit gewandter Handschrift in Reformorthographie mit Bleistift geschrieben und enthielt folgendes:

»Da ich weiß, daß Sie das Gefängnis aus Interesse für eine Kriminalgefangene besuchen, so möchte ich Sie gerne sprechen. Bitten Sie um eine Unterredung mit mir. Man wird es Ihnen gestatten, und ich werde Ihnen manches für Ihre Protégée und die Politischen wichtige mitteilen.

Ihre Ihnen dankbare Wera Bogoduchowskaja.«

Wera Bogoduchowskaja war Lehrerin im öden Nowgorodschen Gouvernement gewesen, in das Nechljudow einmal mit seinen Kameraden zur Bärenjagd gefahren war. Diese Lehrerin hatte sich an Nechljudow mit der Bitte gewandt, ihr Geld zum Besuch der Hochschulkurse für Frauen zu geben. Nechljudow hatte ihr die Summe gegeben und sie hernach völlig vergessen. Jetzt stellte es sich heraus, daß diese Dame eine politische Verbrecherin war und im Gefängnis saß, wo sie seine Geschichte wahrscheinlich erfahren hatte und ihm jetzt ihre Dienste anbot . . .

Wie war doch damals alles so leicht und einfach gewesen, und wie war jetzt alles so schwer und so kompliziert!

Nechljudow erinnerte sich lebhaft und freudig der damaligen Zeit und seines Zusammentreffens mit der Bogoduchowskaja.

Es war vor der Faschingszeit, in einer Einöde, etwa sechzig Werst von der Eisenbahn entfernt. Die Jagd war glücklich gewesen, man hatte zwei Bären geschossen und aß gerade zu Mittag, um gleich darnach abzureisen, als der Wirt des Bauernhauses, in dem man rastete, eintrat und sagte, daß die Tochter des Diakons da sei und den Fürsten Nechljudow sprechen möchte.

»Hübsch?« fragte jemand.

»Laß doch . . . « sagte Nechljudow und erhob sich vom Tisch,

neugierig, was die Diakonstochter von ihm wünschen könnte. Nachdem er ein ernstes Gesicht gemacht hatte, betrat er die Stube der Wirtsleute.

In der Stube stand ein Mädchen im Filzhut und Pelz. Sie war sehnig, hatte ein mageres, häßliches Gesicht, und nur ihre Augen mit den hochgeschwungenen Brauen waren schön.

»Hier, Wera Jefremowna, sprich mit dem Herrn«, sagte die alte Wirtin, »das ist der Fürst selber. Ich gehe solange hinaus.«

»Womit kann ich Ihnen dienen?« fragte Nechljudow.

»Ich . . . Ich . . . Sehen Sie, Sie sind reich — verschleudern das Geld für Lappalien, für die Jagd . . . Ich weiß es . . . « begann das Mädchen sehr verlegen. — »Und ich möchte nur eines, ich möchte den Menschen nützlich sein . . . Und ich kann nichts thun, weil ich nichts weiß . . . «

»Was kann ich denn für Sie thun?

»Ich bin Lehrerin, möchte aber die Frauenkurse besuchen, und man läßt mich nicht hin . . . Das heißt, nicht daß man mich nicht läßt, sie lassen mich schon, aber mir fehlen die Mittel dazu . . . Geben Sie mir . . . Ich werde den Kursus beenden und Ihnen das Geld zurückzahlen . . .

Ihre Augen waren ehrlich und gut. Und der ganze Ausdruck von Entschlossenheit und Schüchternheit zugleich war so rührend, daß Nechljudow, wie es ihm bisweilen zu gehen pflegte, sich plötzlich in ihre Lage versetzt fühlte, sie begriff und bedauerte.

»Ich meine, die reichen Leute schießen Bären, machen die Bauern betrunken . . . und das ist nicht schön . . . Warum sollten sie nicht einmal was Gutes thun. Ich brauche nur achtzig Rubel . . . — Wenn Sie vielleicht nicht wollen, ist's mir egal . . . « fügte sie gereizt hinzu, dem ernstesten und festen Blick, den Nechljudow auf sie gerichtet hatte, eine falsche Deutung gebend.

»Im Gegenteil, ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben . . . «

Als sie begriff, daß er einverstanden sei, er rötete sie und schwieg.

»Ich bringe es Ihnen gleich«, sagte Nechljudow.

Er ging in den Flur hinaus und stieß dort auf einen Kameraden, der ihr Gespräch belauscht hatte. Ohne auf die Scherze der Kameraden zu antworten, nahm er aus der Jagdtasche das Geld und brachte es ihr.

»Bitte, bitte, danken Sie nicht . . . Ich muß mich bei Ihnen bedanken . . .

Es war Nechljudow angenehm, sich jetzt alles dessen zu erinnern: wie er mit einem der Offiziere, der aus der ganzen Angelegenheit einen schlechten Scherz machen wollte, sich beinahe entzweite, wie ein anderer Kamerad ihn unterstützte, und wie er ihm infolgedessen näher getreten war, wie die ganze Jagd so glücklich und heiter verlaufen, und wie leicht es ihm ums Herz gewesen war, als sie in der Nacht zur Eisenbahnstation zurückkehrten. Eine Reihe Schlitten mit zwei Pferden langgespannt bewegte sich im Trabe fast lautlos auf dem engen Wege durch hohe und niedrige Wälder, in denen die Tannen mit schwerer Schneelast beladen standen. Zuweilen leuchtete in der Dunkelheit ein rotes Feuer auf und jemand zündete sich eine duftende Cigarette an. Der Treiber Ossip lief, bis zu den Knien im Schnee, von einem Schlitten zum andern, setzte sich auf und erzählte von Elentieren, die jetzt durch dm tiefen Schnee liefen und Espenrinde nagten, und von den Bären, die in den finsternen Höhlen lägen und ihren warmen Atem durch die Luftlöcher schnaubten.

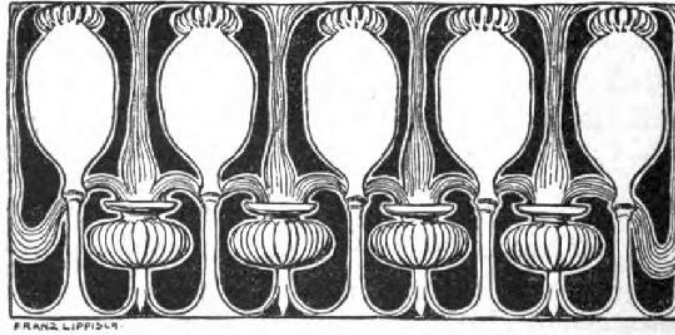
Nechljudow erinnerte sich alles dessen und vor allem des glücklichen Bewußtseins von Gesundheit, Kraft und Sorglosigkeit. Die Lungen, die den Pelzrock schwellen machen, atmen die frostige Luft ein, von den Zweigen, die das Krummholz streift, stäubt der Schnee ins Gesicht, der Körper ist warm, das Gesicht ist frisch, und auf dem Herzen keine Sorgen, keine Vorwürfe, keine Schrecken, keine Wünsche . . . Wie schön war es doch gewesen!

Und jetzt? Mein Gott, wie ist das alles so qualvoll und schwer!

Offenbar war Wera Jefremowna eine Revolutionärin und saß jetzt irgend welcher revolutionären Verbrechen wegen im Gefängnis. Man mußte sie sehen, besonders weil sie versprochen hatte, einige Ratschläge zu geben, wie die Lage der Maslowa gebessert werden

könnte.





Fünzigstes Kapitel.

Als Nechljudow am anderen Morgen erwachte, fiel ihm ein, was gestern gewesen, und ein Gefühl von Angst befiel ihn.

Aber trotz dieser Angst nahm er sich fester als je vor, das Begonnene fortzuführen.

Mit dem Bewußtsein seiner Pflicht fuhr er von Hause fort, zu Maslennikow, um von ihm die Erlaubnis zu erbitten, im Gefängnis außer der Maslowa auch jene alte Menjschowa und ihren Sohn besuchen zu dürfen. Auch wollte er um die Erlaubnis zum Besuch der Bogoduchowskaja bitten, die vielleicht der Maslowa nützlich sein konnte.

Nechljudow kannte Maslennikow schon seit langem vom Regiment her. Maslennikow hatte damals die Obliegenheiten eines Regimentsrentmeisters versehen. Er war der gutmütigste, pflichttreueste Offizier gewesen, der nichts in der Welt, außer seinem Regiment und dem kaiserlichen Hause, kannte und kennen wollte. Jetzt fand ihn Nechljudow bei der Verwaltung wieder, wo ihm das Gouvernement und die Gouvernementsregierung die Stelle des Regiments ersetzte. Er war verheiratet mit einer reichen und gewandten Frau, die ihn auch gezwungen hatte, den Militärdienst gegen die Verwaltungskarriere einzutauschen.

Sie machte sich über ihn lustig und liebte ihn, wie ein gezähmtes Tierchen. Nechljudow war im vorigen Winter einmal bei ihnen gewesen, aber dieses Ehepaar war ihm so uninteressant

erschieden, daß er seitdem nicht wieder hingegangen war.

Maslennikow erstrahlte förmlich, als er Nechljudow erblickte. Sein Gesicht war noch ebenso rot und fett, seine Korpulenz und seine gesuchte Toilette waren dieselben wie früher im Militär dienst. Dort war es die immer saubere, nach der letzten Mode gefertigte Offiziersuniform gewesen, jetzt war es eine nach der letzten Mode genähte Beamtenuniform, die ebenso elegant seinen satten Leib umschloß, und die breite Brust hervortreten ließ. Er war in Vize-Uniform. Trotz des Altersunterschiedes — Maslennikow zählte etwa vierzig Jahre — waren sie auf »Du« miteinander.

»Ich danke Dir, daß Du uns aufgesucht hast. Komm jetzt zu meiner Frau. Ich habe gerade noch zehn Minuten Zeit bis zur Sitzung. Mein Chef ist ja verreist und ich habe das Gouvernement zu verwalten . . . « sagte er, mit einem Vergnügen, das er nicht verhehlen konnte.

»Ich komme zu Dir in Geschäften.«

»Was denn?« fragte Maslennikow in erschrockenem und etwas strengem Ton, gleichsam plötzlich die Ohren spitzend.

»Im Gefängnis . . . « Bei dem Worte »Gefängnis« wurde Maslennikows Gesicht noch strenger. »Im Gefängnis ist eine Person, für die ich mich sehr interessiere, und ich möchte diese Person nicht nur im Besuchszimmer, sondern im Bureau und nicht an bestimmten Tagen, sondern häufiger sprechen dürfen. Man hat mir gesagt, daß das von Dir abhängt . . . «

»Natürlich, mon cher, bin ich bereit, alles für Dich zu thun . . . « sagte Maslennikow, indem er mit beiden Händen Nechljudows Knie berührte, als wollte er damit seine Majestät ein wenig mildern. »Das geht ja, aber siehst Du, ich bin nur ‚Kalif für eine Stunde‘.«

»Kannst Du mir also einen Schein geben, damit ich sie besuchen kann?«

»Es ist eine Frau?«

»Ja.«

»Wofür sitzt sie denn . . . ?«

»Wegen Giftmord. Aber sie ist unschuldig verurteilt.«

»Ja, da hast du nun das ‚gerechte Gericht‘ ils n’ en font point d’äutres«, sagte er, Gott weiß warum französisch. »Ich weiß, Du bist mit mir nicht einverstanden, aber was ist da zu machen, c’est mon opinion bien arrrtée«, fügte er hinzu, indem er eine Ansicht aussprach, die er im Laufe eines Jahres in verschiedenen Fassungen in einer retrograden, konservativen Zeitung gelesen hatte. »Ich weiß, Du bist ein Liberaler.«

»Ich weiß nicht, ob ich ein Liberaler oder etwas anderes bin«, sagte lächelnd Nechljudow. Er mußte sich immer wieder darüber wundern, daß ihn alle zu irgend einer Partei zählten und einen Liberalen nannten bloß darum, weil er zu sagen pflegte, wenn er über einen Menschen urteilte, daß man vor allem den Menschen erst anhören müßte, daß vor dem Gericht alle gleich wären, daß man die Menschen überhaupt nicht schlagen und quälen dürfe, und besonders nicht die, die noch nicht verurteilt seien.

»Ich weiß nicht, ob ich ein Liberaler bin oder nicht, ich weiß nur, daß die heutigen Gerichte, mögen sie noch schlecht sein, immerhin besser sind, als die früheren.«

»Und wen hast Du denn zum Advokaten genommen?«

»Ich habe mich an Fanarin gewandt.«

»Ach Fanarin!« sagte, eine Grimasse schneidend Maslennikow.

Maslennikow erinnerte sich, wie dieser selbe Fanarin ihn im vorigen Jahre vor Gericht als Zeugen vernommen und ihn mit der ausgesuchtesten Höflichkeit während einer halben Stunde zum Gelächter des Publikums gemacht hatte.

»Ich würde Dir nicht raten, mit ihm etwas zu thun zu haben. Fanarin est un homme taré.«

»Und noch eine Bitte habe ich an Dich«, sagte Nechljudow ohne ihm zu antworten. »Vor sehr langer Zeit kannte ich ein Mädchen, eine Lehrerin. Sie ist ein bedauernswertes Geschöpf und sitzt jetzt auch im Gefängnis. Nun möchte sie mich sprechen . . . Kannst Du mir vielleicht auch zu ihr einen Passierschein geben?«

Maslennikow neigte den Kopf etwas zur Seite und überlegte.

»Sie ist eine Politische?«

»Ja, wie ich hörte.«

»Siehst Du, der Besuch der Politischen wird nur ihren Angehörigen gestattet, aber Dir werde ich einen Generalpassierschein geben. Je sais que vous n'abuserez pas . . . «

»Wie heißt sie denn, Deine protégée? Bogoduchowskaja? — Elle est jolie?«

»Hideuse.«

Maslennikow schüttelte mißbilligend den Kopf, trat an den Tisch und schrieb schwungvoll aus ein Papier mit gedrucktem Kopf:

»Dem Vorzeiger dieses, dem Fürsten Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow, gestatte ich den Besuch im Gefängnisbureau der im Gefängnis inhaftierten Kleinbürgerin Maslowa und der Feldscherin Bogoduchowskaja.«

Zum Schluß machte er noch einen schwungvollen Schnörkel.

»Da wirst Du mal sehen, was dort für Ordnung herrscht. Und dort Ordnung zu halten, ist schwer, weil es überfüllt ist, besonders mit den Transportgefangenen. Ich halte aber trotzdem streng darauf und habe die Sache gern. Du wirst sehen, sie haben es dort gut und sind zufrieden. Man muß nur verstehen, mit ihnen umzugehen. Da gab es z. B. vor einigen Tagen eine Unannehmlichkeit — Widersetzlichkeit. Ein anderer hätte daraus vielleicht einen Aufruhr gemacht und viele ins Unglück gestürzt. Bei uns aber lief alles glatt ab. Da muß man einerseits Fürsorge, andererseits feste Macht zeigen . . . « sagte er, in dem er die aus der weißen steifen Manschette mit goldenen Knöpfen hervorragende weiße, volle, mit einem Türkesring geschmückte Faust zusammen ballte. »Fürsorge und Macht!«

»Na, das weiß ich nicht . . . « sagte Nechljudow. »Ich bin dort zwei Mal gewesen und mir war es sehr schwer ums Herz.

»Weißt Du was? Du müßttest Dich mit der Gräfin Passet in Verbindung setzen!« fuhr der gesprächig gewordene Maslennikow fort. »Sie hat sich ganz dieser Sache gewidmet. Elle fait beaucoup de bien. Dank ihr, ist es vielleicht auch mir, will ich ohne falsche Bescheidenheit sagen, gelungen, alles so zu ändern, daß die Greuel, die dort früher herrschten, nicht mehr vorkommen. Sie

haben es jetzt dort einfach sehr gut . . . Du wirst schon sehen . . . Da ist der Fanarin — ich kenne ihn nicht persönlich, und bei meiner gesellschaftlichen Stellung berühren sich unsere Wege auch nicht . . . Aber er ist entschieden ein schlechter Mensch, und zugleich erlaubt er sich, vor Gericht solche Sachen . . . solche Sachen zu sprechen, daß . . .

»Ich danke Dir«, sagte Nechljudow, indem er nach dem Papier griff. Und ohne seinen ehemaligen Kameraden zu Ende zu hören, verabschiedete er sich von ihm.

»Und zu meiner Frau gehst Du nicht?«

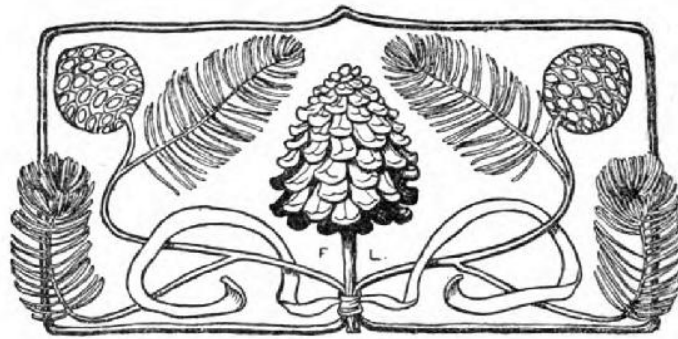
»Nein, entschuldige mich, ich habe jetzt keine Zeit.«

»Aber wieso denn? Sie wird mir's nicht verzeihen . . . « sagte Maslennikow, indem er seinen ehemaligen Kameraden bis zum ersten Treppenabsatz geleitete, wie er Leute nicht von erster, sondern von zweiter Bedeutung, wozu er auch Nechljudow rechnete, zu begleiten pflegte.

»Nein, bitte, komm wenigstens auf einen Augenblick herein.«

Aber Nechljudow blieb fest, und während der Lakai und der Portier herzusprangen, um ihm Mantel und Stock zu reichen, und die Thür öffneten, an welcher draußen ein Schutzmann postiert war, sagte Nechljudow, daß er jetzt durchaus nicht könne.

»Nun, dann bitte am Donnerstag. Das ist ihr Empfangstag. Ich werde es ihr sagen!« rief ihm Maslennikow von der Treppe nach.



Einundfünfzigstes Kapitel.

Von Maslennikow fuhr Nechljudow direkt ins Gefängnis und begab sich nach der ihm bereits bekannten Wohnung des Inspektors. Wieder hörte man dieselben Töne des ausgespielten Klaviers, wie damals. Nur wurde jetzt nicht die Rapsodie gespielt, sondern Etuden von Clementi, jedoch mit derselben außergewöhnlichen Kraft, Präzision und Geläufigkeit.

Das Zimmermädchen mit dem verbundenen Auge, das ihm öffnete, sagte, daß der Kapitän zu Hause sei, und geleitete Nechljudow in das kleine Empfangszimmer mit einem Divan, einem Tisch und einer großen Lampe, die auf einem gehäkelten Deckchen stand. Der rosa Papierschirm auf der großen Lampe war von der einen Seite an gebrannt.

Der Inspektor mit dem gequälten, trübseligen Gesicht kam heraus.

»Bitte sehr, womit kann ich Ihnen dienen?« fragte er, den mittleren Knopf seiner Uniform zu knöpfend.

»Ich war eben bei dem Vizegouverneur, und hier ist der Passierschein«, sagte Nechljudow, das Papier hinreichend. »Ich möchte die Maslowa sehen.«

»Markowa?« fragte der Inspektor, da er wegen der Musik den Namen nicht verstehen konnte.

»Maslowa.«

»Jawohl, jawohl.«

Der Inspektor erhob sich und ging zur Thüre, aus der die Rouladen Clementis herüberklangen.

»Marußja! warte doch wenigstens einen Augenblick, man versteht ja kein Wort!« sagte er mit einer Stimme, der man es anhörte, daß diese Musik das Kreuz seines Lebens war.

Das Klavier verstummte, unzufriedene Schritte ließen sich hören, und jemand sah durch die Thür herein.

Und als ob er sich durch diese Unterbrechung der Musik erleichtert fühlte, zündete sich der Inspektor eine dicke Cigarette von schwachem Tabak an und bot auch Nechljudow eine. Nechljudow dankte.

»Also . . . ich möchte die Maslowa sehen.«

»Jawohl, warum nicht«, sagte der Inspektor.

»Und Du?« wandte er sich an ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren, das in das Zimmer kam und, den Kopf so gewandt, daß sie Nechljudow nicht aus den Augen ließ, auf den Vater zuing.

»So, und jetzt wirst du fallen!« sagte der Inspektor, darüber lächelnd, wie das Kind, ohne vor sich zu sehen, an dem kleinen Teppiche anhakete und zu dem Vater hinlief.

»Wenn es also geht, möchte ich hin.«

»Die Maslowa kann man heute nicht gut sehen . . . « sagte der Inspektor.

»Wieso denn?«

»So . . . Sie sind selbst daran schuld«, sagte mit einem leisen Lächeln der Inspektor. — »Fürst, geben Sie ihr kein Geld in die Hände. Wenn Sie wollen, geben Sie es mir. Es wird alles ihr gehören. Da hatten Sie ihr gestern Geld gegeben, sie hat sich Schnaps verschafft, — auf keine Weise kann ich dieses Übel ausrotten, — und hat sich heute betrunken . . . ganz, sodaß sie sogar tobte.«

»Unmöglich!«

»Jawohl, ich mußte sogar zur Strenge greifen, habe sie in einer anderen Zelle unterbringen lassen. Sie ist ein ruhiges Frauenzimmer, aber bitte, geben Sie ihr kein Geld. Das ist schon so

ein Volk . . . «

Nechljudow wurde lebhaft an das gestern Vorgefallene erinnert, und es wurde ihm bange.

»Und die Bogoduchowskaja, die Politische, kann ich die sehen?« fragte Nechljudow nach einigem Schweigen.

»Das geht«, sagte der Inspektor, das Mädchen, das immerfort Nechljudow anblickte, umfassend.

Der Inspektor erhob sich und ging, das Kind sanft beiseite schiebend, ins Vorzimmer hinaus.

Noch hatte der Inspektor nicht den ihm von dem verbundenen Mädchen gereichten Überzieher angezogen und die Thür hinter sich geschlossen, als die prägnanten Rouladen Clementis wieder zu rieseln begannen.

»Sie war im Konservatorium, aber es ist dort nicht viel los . . . Ein großes Talent . . . « sagte der Inspektor, die Treppe hinabsteigend, »will in Konzerten auftreten . . . «

Der Inspektor und Nechljudow näherten sich dem Gefängnis. Das Pfortchen öffnete sich augenblicklich bei der Annäherung des Inspektors. Die Aufseher grüßten militärisch und begleiteten ihn mit den Auge». Vier Männer mit halbrasierten Köpfen, die irgend welche Eimer trugen, kamen ihnen im Vorhaus in den Weg, und alle zogen sie den Kopf ein, als sie den Inspektor erblickten. Der eine von ihnen duckte sich besonders, machte ein finsternes Gesicht und seine schwarzen Augen funkelten.

»Natürlich, ein Talent darf man nicht vergraben und muß es vervollkommen . . . Aber in einer kleinen Wohnung, wissen Sie, wird es manchmal schwer . . . « setzte der Inspektor das Gespräch fort, ohne die Arrestanten zu beachten. Und mit müden Schritten, die Beine schleppend, ging er, von Nechljudow begleitet, in das Versammlungszimmer.

»Wen wüschten Sie zu sehen?« fragte der Inspektor.

»Die Bogoduchowskaja.«

»Aus dem Turm? Da werden Sie etwas warten müssen«, wandte er sich an Nechljudow.

»Könnte ich nicht vielleicht inzwischen die Menjschows sehen, Mutter und Sohn, wegen Brandstiftung angeklagt?«

»Aus der Zelle 21? Gut, man kann sie holen lassen.«

»Könnte ich nicht den Menjschow in seiner Zelle sehen?«

»Sie würden es im Versammlungszimmer doch bequemer haben . . . «

»Nein, es interessiert mich . . . «

»Da haben Sie was Interessantes gefunden!«

In diesem Augenblick kam aus der Seitenthür ein stutzerhafter Offizier, der Gehilfe des Inspektors.

»Hier, führen Sie den Fürsten in die Zelle zu Menjschow, Zelle 21«, sagte der Inspektor zum Gehilfen. »Und dann in das Bureau . . . Ich werde sie selber rufen. Wie hieß sie doch? . . . «

»Wera Bogoduchowskaja«, sagte Nechljudow.

Der Gehilfe war ein junger blonder Offizier, der einen geschwärtzten Schnurrbart hatte und stark nach Blumenparfüm roch.

»Ich bitte . . . « wandte er sich mit an genehmtem Lächeln zu Nechljudow. »Sie interessieren sich für unsere Anstalt?«

»Ja, ich interessiere mich für diesen Menschen, der, wie ich gehört habe, ganz unschuldig hierher geraten ist.«

Der Gehilfe zuckte die Achseln.

»Ja, das kommt vor . . . « sagte er ruhig, indem er dem Gast höflich den Vortritt in den breiten stinkenden Korridor gewährte. »Es kommt auch vor, daß sie lügen. Bitte . . . «

Die Thüren der Zellen waren geöffnet, und einige Arrestanten standen im Korridor. Während er den Aufsehern kaum merkbar zunicke und nach den Gefangenen schielte, führte der Gehilfe Nechljudow durch einen Korridor zu einem zweiten, links, der mit einer eisernen Thüre verschlossen war. Die Arrestanten, denen sie unterwegs begegneten, drückten sich an die Wände, gingen in ihre Zellen hinein oder blieben, die Hände an der Hosennaht, an den Thüren stehen und begleiteten den Vorgesetzten militärisch mit den Augen.

Der zweite Korridor war dunkler und schmaler als der erste und

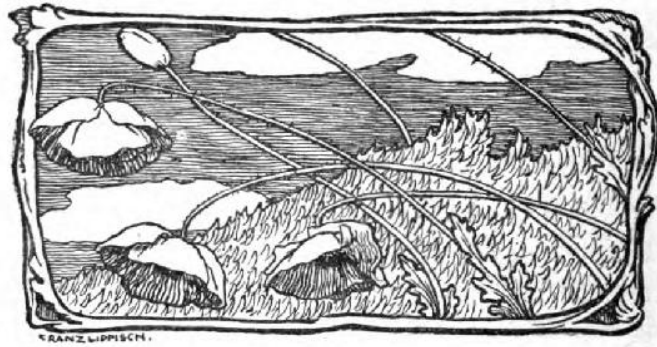
roch noch schlechter. Zu beiden Seiten sah man durch Schlösser gesperrte Thüren. In den Thüren waren kleine Öffnungen, so genannte »Augen«, einen halben Werschok im Durchmesser. Im Korridor war niemand, außer einem alten Aufseher mit runzeligem, traurigem Gesicht.

»Wo sitzt Menjschow?« fragte der Gehilfe den Aufseher.

»In der achten links.«

»Und sind diese hier besetzt? fragte Nechljudow.«

»Alle sind besetzt außer einer.«



Zweiundfünfzigstes Kapitel.

»**D**arf man hineinsehen? fragte Nechljudow. »Bitte sehr«, sagte mit einem angenehmen Lächeln der Gehilfe und begann sich beim Aufseher nach etwas zu erkundigen.

Nechljudow blickte durch die eine Öffnung hin ein. Dort ging ein schlanker, junger Mann mit einem schwarzen Bärtchen, nur in Unterkleidern, rasch auf und ab; als er das Geräusch an der Thür vernahm, blickte er auf, zog die Augenbrauen zusammen und fuhr fort, hin und her zu gehen.

Nechljudow warf durch eine andere Öffnung einen Blick, und sein Auge begegnete einem an deren großen erschrockenen Auge, das ebenfalls durch die Öffnung sah. Nechljudow fuhr schleunigst zurück.

Als er durch die dritte Öffnung hineinsah, bemerkte er auf dem Bett ein kleines, zusammen gerolltes, schlafendes Männchen, das sich den Schlafrock über den Kopf gezogen hatte.

In der vierten Zelle saß ein bleicher Mann mit breitem Gesicht, der den Kopf tief gesenkt und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt hatte. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, erhob der Mann den Kopf und sah nach der Thür. In dem ganzen Gesicht besonders in den großen Augen lag ein Ausdruck hoffnungslosen Trübsinns. Es interessierte ihn augenscheinlich wenig, wer in die Zelle hineinsehe. Wer auch hineinblicken mochte, von niemand offenbar erwartete er

etwas Gutes.

Nechljudow befiel ein Grausen. Er hörte auf, in die Öffnungen hineinzusehen und ging zur Zelle 21, wo Menjschow faß. Der Aufseher schloß auf und öffnete die Thür. Ein muskulöser junger Mann mit langem Halse, einem kleinen Bärtchen und gutmütigen runden Augen stand neben der Schlafbank und blickte, während er sich eilig den Schlafrock anzog, erschrocken die Eintretenden an. Besonders angenehm überraschten Nechljudow die gutmütigen runden Augen, die fragend und erschrocken von ihm zum Aufseher, zum Gehilfen und wieder zurück liefen.

»Der Herr hier möchte Dich wegen Deiner Sache befragen.«

»Ich danke bestens.«

»Ja, ich habe von ihrer Angelegenheit gehört", sagte Nechljudow, während er näher trat und an dem vergitterten, schmutzigen Fenster stehen blieb; »und da möchte ich auch von Ihnen selbst etwas darüber hören.«

Menjschow trat ebenfalls ans Fenster heran und begann sogleich zu erzählen, zuerst schüchtern und mit einem Seitenblick aus den Gehilfen, dann aber immer freier und unbefangener. Als aber der Gehilfe ganz aus der Zelle hin ausging, um auf dem Korridor einige Befehle zu erteilen, verließ ihn auch der letzte Rest von Schüchternheit.

Seine Erzählung war den Manieren und der Sprache nach die Erzählung eines durchaus schlichten, braven Bauernburschen, und Nechljudow erschien es seltsam genug, diese Erzählung im Gefängnis und aus dem Munde eines Arrestanten in schimpflicher Kleidung zu hören. Aufmerksam hörte er zu und betrachtete gleichzeitig die niedrige Schlafbank mit dem Strohsack, das Fenster mit dem starken Eisengitter, die schmutzigen, feuchten und verschmierten Wände, das trübe Gesicht und die klägliche Figur des unglücklichen, entstellten Bauern in Schlafrock und Pantoffeln. Und es wurde ihm immer trauriger und trauriger zu Mut, und es fiel ihm schwer, zu glauben, das alles das, was dieser gutmütige Mensch erzählte, Wahrheit sei. So fürchterlich war es zu glauben, daß die Menschen für nichts — bloß weil er selbst beleidigt worden war —

einen anderen Menschen gepackt, ihn in Arrestantenkleidung gesteckt und an diesen schrecklichen Ort gebracht hätten.

Und doch wäre es noch schrecklicher, zu glauben, daß diese aufrichtige Erzählung und dieses gutmütige Gesicht Trug und Lüge seien.

Die Erzählung Menjschows lautete dahin, daß der Schenkwirt ihm bald nach seiner Verhehlung die Frau abspenstig gemacht habe. Er suchte sein Recht überall. Aber überall erkaufte der Schenkwirt das Urteil der Obrigkeit und wurde frei gesprochen.

Einmal brachte Menjschow seine Frau mit Gewalt weg, am folgenden Tage lief sie ihm aber wieder davon. Da ging er zum Schenkwirt, um die Herausgabe seiner Frau zu verlangen. Der Schenkwirt sagte, daß die Frau nicht da sei, während Menjschow sie doch beim Eintreten gesehen hatte, und befahl ihm, das Lokal zu verlassen. Er ging nicht. Der Schenkwirt und sein Knecht schlugen ihn blutig und am anderen Tage brach beim Schenkwirt im Hofe Feuer aus. Man klagte Menjschow und seine Mutter an, er aber hatte das Feuer nicht angesteckt, sondern war zu der Zeit bei einem Gevatter gewesen.

»Und hast Du es wirklich nicht angesteckt?«

»Nicht einmal gedacht habe ich daran, Herr! Er, der Bösewicht, hat das Haus vielleicht selbst angesteckt. Man sagte, er hätte es eben versichert . . . Man warf uns, mir und der Mutter, vor, daß wir ihm gedroht hätten. Es ist ja wahr, daß ich ihn damals geschimpft habe — ich konnt's nicht mehr übers Herz bringen . . . Aber angesteckt habe ich's nicht . . . Bin auch gar nicht dagewesen als der Brand ausbrach. Er hat es aber absichtlich gerade auf den Tag gepaßt, wo wir mit der Mutter dagewesen waren . . . Hat selbst wegen der Versicherung angezündet und schiebt es jetzt auf uns . . . «

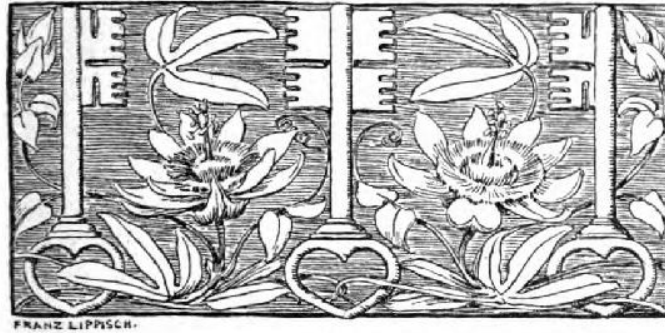
»Unmöglich!«

»Jawohl, wie vor Gott sage ich's Ihnen, Herr! Seien Sie mir ein Vater!« Er wollte einen Kniefall machen und Nechljudow hielt ihn nur mit Mühe zurück. »Befreien Sie mich . . . Für nichts und wieder nichts komme ich hier um . . . «fuhr er fort. Und plötzlich zuckten

seine Wangen . . . Er weinte und wischte sich die Augen mit dem aufgeschlagenen schmutzigen Ärmel des Hemdes. »Sind Sie fertig?« fragte der Gehilfe.

»Ja. — Also verzweifeln Sie nicht. Wir wollen thun, was möglich ist!« sagte Nechljudow und verließ die Zelle.

Menjchow blieb in der Thür stehen, sodaß der Aufseher ihn mit der Thür stieß, als er sie zuschlug. Während der Aufseher das Schloß zu sperrte, sah Menjchow durch das kleine Loch in der Thür.



Dreihundfünfzigstes Kapitel.

Als Nechljudow durch den breiten Korridor zurückkehrte — es war Mittagszeit und die Zellen waren auf — und zwischen den in hellgelbe Schlafröcke, weite Hosen und Pantoffeln gekleideten Leuten durchging, empfand er unter den gierig auf ihn gehefteten Blicken dieser Leute ein seltsames, gemischtes Gefühl von Mitleid zu den eingesperrten Menschen und von einer Art Beschämung vor sich selbst, daß er hier all das ruhig betrachte.

In einem der Korridore lief jemand mit schlüpfenden Pantoffeln zur Zellenthür hinein, und aus der Thür traten Leute, die auf der Schwelle stehen blieben und sich vor Nechljudow verneigten.

»Befehlen Sie, Ew. Wohlgeboren — ich weiß nicht wie ich Sie nennen soll, daß man über uns irgendwie entscheidet . . . «

»Ich bin kein Vorgesetzter, ich weiß von nichts . . . «

»Einerlei, sagen Sie es denn meinerwegen den Vorgesetzten«, sagte eine empörte Stimme. »Wir sind an nichts schuld und werden hier den zweiten Monat gemartert . . . «

»Wieso? Warum?«

»Wurden einfach eingesperrt und sitzen jetzt den zweiten Monat, wissen selbst nicht warum.«

»Das ist richtig. Es ist ein Zufall . . . « sagte der Gehilfe des Inspektors. »Die Leute wurden wegen Legitimationslosigkeit aufgegriffen und mußten per Etappe in ihr Gouvernement befördert werden. Dort ist aber das Gefängnis niedergebrannt, und da hat sich

die Gouvernementsregierung mit uns ins Einvernehmen gesetzt, daß wir dorthin niemand mehr schicken sollen. Die Leute aus den anderen Gouvernements sind alle befördert worden, während diese hier sitzen . . . «

»Was, nur aus diesem Grunde?« fragte Nechljudow, in die Thür tretend.

Die Leute, etwa vierzig Mann, alle in Arrestantenschlafröcken, umringten Nechljudow und den Gehilfen. Mehrere Stimmen begannen auf einmal zu sprechen, aber der Gehilfe unterbrach sie.

»Laßt einen von Euch sprechen.«

Aus dem Haufen sonderte sich ein hoch gewachsener, wohlgestalteter Bauer von etwa fünfzig Jahren.

Er erklärte Nechljudow, daß sie alle ausgewiesen und ins Gefängnis gesteckt worden seien, weil sie keine Pässe gehabt hätten.

Pässe hätten sie wohl, aber dieselben seien seit etwa zwei Wochen abgelaufen gewesen. Jedes Jahr hätten sie so die Pässe ablaufen lassen, und nichts sei ihnen geschehen. Und jetzt plötzlich hätte man sie aufgegriffen, und halte sie nun schon den zweiten Monat, wie Verbrecher im Kerker . . .

»Wir sind alle Steinmetzen, alle von einer Arbeitergenossenschaft . . . Man sagt, im Gouvernement sei das Gefängnis abgebrannt . . . Da sind wir nicht schuld dran . . . Helfen Sie uns um Gottes Willen!«

Nechljudow hörte zu und verstand fast nichts, was ihm der wohlgebildete Mann erzählte, denn seine ganze Aufmerksamkeit war von einer großen dunkelgrauen vielfüßigen Laus in Anspruch genommen, die zwischen den Haaren auf der Wange des wohlgebildeten Steinmetzen kroch.

»Wie denn das? Unmöglich bloß darum!?« fragte Nechljudow, sich an den Gehilfen wendend.

»Ja, sie müßten eigentlich per Etappe an ihren Heimatsort befördert werden . . . « meinte dieser.

Kaum hatte der Gehilfe geendet, als aus dem Haufen ein kleines

Männchen hervortrat, ebenfalls im Arrestantenschlafrock, und mit sonderbar schief gezogenem Munde zu erzählen begann, wie man sie hier ganz unnütz quäle.

»Schlechter als die Hunde . . . « begann er.

»Na, na, brauchst hier nicht unnütz zu reden . . . Schweig' mal, sonst weißt Du . . . «

»Was, weißt Du' . . . « begann das kleine Männchen verzweifelt zu reden. »Haben wir denn etwas verbrochen?«

»Maul halten!« schrie der Gehilfe.

Der kleine Mann schwieg.

»Was ist denn das?« sprach Nechljudow bei sich, während er die Zelle verließ und von hundert Augen der ihm begegnenden und aus den Gucklöchern blickenden Arrestanten verfolgt, als müßte er Spießruten laufen, durch den Korridor ging.

»Aber hält man hier denn wirklich geradezu unschuldige Menschen gefangen?« fragte Nechljudow als sie den Korridor verlassen hatten.

»Ja, was soll man denn da thun? Übrigens lügen sie auch vielfach. Wenn man denen glauben soll, so sind sie alle unschuldig!« meinte der Gehilfe des Inspektors.

»Aber diese hier, die sind doch sicher durchaus ganz unschuldig!«

»Diese freilich. Nur ist es ein durch und durch verdorbenes Volk. Ohne Strenge kann man da nicht auskommen . . . 's giebt solche Subjekte darunter, denen man auch nicht den Finger in den Mund legen dürfte. Da mußten wir z. B. gestern zwei bestrafen . . . «

»Wie, bestrafen?« fragte Nechljudow.

»Mit Ruten haben wir sie bestraft, auf Verfügung . . . «

»Aber die Körperstrafe ist doch abgeschafft!«

»Nicht für die, denen die bürgerlichen Rechte entzogen sind. Diese unterliegen ihr.«

Nechljudow erinnerte sich all dessen, was er gestern gesehen, als er im Vorhaus gewartet hatte, und begriff, daß die Strafvollziehung gerade in dem Augenblick stattgefunden haben mußte. Und so heftig, wie früher noch nie, befiel ihn jenes gemischte Gefühl von

Neugierde, Trübsinn und Fassungslosigkeit und die Übelkeit eines moralischen Ekels, der fast in einen physischen überging.

Ohne auf den Gehilfen zu hören und um sich zu sehen, verließ er eilig die Korridore und begab sich in das Bureau.

Der Inspektor befand sich im Korridor und hatte, von anderen Sachen in Anspruch genommen, vergessen, die Bogoduchowskaja holen zu lassen. Es fiel ihm erst ein, als Nechljudow das Bureau betrat.

»Ich werde gleich nach ihr schicken . . . Setzen Sie sich bitte hier ein wenig . . . « sagte er.



Vierundfünfzigstes Kapitel.

Das Bureau bestand aus zwei Zimmern. In dem ersten Zimmer mit dem hervortretenden abgeschälten Ofen und zwei Fenstern stand in der Ecke ein schwarzer Apparat zur Messung des Wuchses der Gefangenen; in der anderen Ecke hing ein großes Christusbild, das gewöhnliche Attribut der Orte, an denen Menschen gequält werden. In diesem Zimmer standen mehrere Aufseher. Im anderen Zimmer aber saßen längs den Wänden, in Gruppen oder paarweise bei einander, gegen zwanzig Männer und Frauen, die sich mit gedämpfter Stimme unter hielten. Am Fenster stand ein Schreibtisch.

Der Inspektor nahm an dem Schreibtische Platz und bot Nechljudow einen danebenstehenden Stuhl. Nechljudow setzte sich und begann, die im Zimmer befindlichen Leute zu betrachten.

Vor allem erregte seine Aufmerksamkeit ein junger, sympatisch aussehender Mann in einem kurzen Jackett, der vor einer nicht mehr jungen Frau mit schwarzen Augenbrauen stand und ihr etwas eifrig und mit den Händen gestikulierend erzählte.

Daneben saß ein alter Mann mit blauer Brille und hörte unbeweglich auf das, was ihm eine junge Frau in Arrestantenkleidern, die er an der Hand hielt, erzählte. Ein Realschüler mit erstarrtem, erschrockenem Gesichtsausdruck blickte den Alten an, ohne die Augen von ihm zu wenden.

Nicht weit von ihnen, in einer Ecke, saß ein Liebespärchen: sie ein liebliches blondes Mädchen in einem modernen Kleide, noch ganz

jung, mit kurzgeschorenem Haar und energischen Gesichtszügen; er ein schöner Jüngling im Arrestantenschlafrock, mit welligem Haar und feinem Profil. Sie saßen in der Ecke und flüsterten mit einander, offenbar vor Liebe vergehend.

Am nächsten zum Tisch saß eine grauhaarige Frau in schwarzem Kleide, sicher eine Mutter. Sie sah sich die Augen aus nach einem schwindsüchtigen jungen Mann, ebenfalls in Guttaperchajacke und wollte immer etwas sagen, konnte es aber vor Thränen nicht hervorbringen; sie begann immer von neuem und blieb wieder stecken. Der junge Mann hielt ein Stück Papier in der Hand und wußte offenbar nicht, was anfangen; er bog ärgerlich das Blatt zusammen und zerknitterte es. Neben ihnen saß ein volles, rotbäckiges junges Mädchen mit stark hervortretenden Augen, in grauem Kleide und Umwurf. Sie faß neben der weinenden Mutter und streichelte ihre Schulter. Alles an diesem Mädchen war schön: die großen weißen Hände, das wellige geschorene Haar, die festen Lippen, die kräftige Nase. Am schönsten aber waren an ihrem Gesicht die braunen gutmütigen, aufrichtigen Schafsaugen. Ihre schönen Augen wandten sich in dem Augenblick, als Nechljudow eintrat, von dem Gesicht der Mutter und begegneten seinem Blicke. Aber sogleich wandte sie sich wieder ab und begann der Mutter etwas zu erzählen.

Nicht weit von dem Liebespärrchen saß ein schwarzer, zerlumpter Mensch mit einem finsternen Gesicht. Er sprach ärgerlich zu einem bartlosen Besucher, der wie einer von der Kastratensekte aussah.

Nechljudow setzte sich neben den Inspektor und blickte mit gespannter Neugier um sich. Seine Aufmerksamkeit wurde durch einen geschorenen Knaben zerstreut, der an ihn heran trat und sich an ihn mit einem dünnen Stimmchen mit der Frage wandte:

»Und wen erwarten Sie?«

Nechljudow wunderte sich über die Frage, aber als er den Knaben betrachtete und sein ernstes, intelligentes Gesicht mit den aufmerksamen lebhaften Augen sah, antwortete er ihm ernst, daß er eine Bekannte erwarte.

»Was ist sie denn, ist sie Ihre Schwester?« fragte der Knabe.

»Nein, nicht Schwester . . . « antwortete er staunt Nechljudow. —

»Und mit wem bist Du denn hier?« fragte er den Knaben.

»Ich? Mit Mama. Sie ist eine Politische . . . « sagte der Knabe.

»Marja Pawlowna, nehmen Sie Kolja zu sich!« sagte der Inspektor, der wahrscheinlich meinte, daß durch das Gespräch Nechljudows mit dem Knaben das Gesetz verletzt werden könnte.

Marja Pawlowna, dasselbe schöne junge Mädchen, das Nechljudows Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, erhob sich in ihrer ganzen hohen Gestalt und ging mit starkem, weitausschreitendem, fast männlichem Gange auf Nechljudow und den Knaben zu.

»Wonach fragte er Sie? Wer Sie sind?« fragte sie Nechljudow, indem ihre schöngeschweiften Lippen leicht lächelten und sie ihm mit ihren her vorstehenden gutmütigen Augen zutraulich in die Augen blickte.

Sie that das so einfach, als könnte gar kein Zweifel darüber sein, daß sie zu allen in ein fachen, freundlichen und brüderlichen Beziehungen gestanden habe, stehe und stehen müsse.

»Er muß immer alles wissen«, sagte sie und lächelte voll dem Knaben ins Gesicht, mit einem so guten, lieblichen Lächeln, daß sowohl der Knabe als auch Nechljudow beide ihr Lächeln unwillkürlich erwiderten.

»Ja, er fragte mich, zu wem ich gekommen sei . . . «

»Marja Pawlowna, es ist nicht gestattet, mit den Fremden zu sprechen. Sie wissen es ja . . . « sagte der Inspektor.

»Gut, gut«, sagte sie und nahm mit ihrer großen weißen Hand Koljas Händchen, um mit dem Knaben, der die Augen nicht von ihr wandte, zu der Mutter des Schwindsüchtigen zurückzukehren.

»Wessen Knabe ist es denn?« fragte Nechljudow den Inspektor.

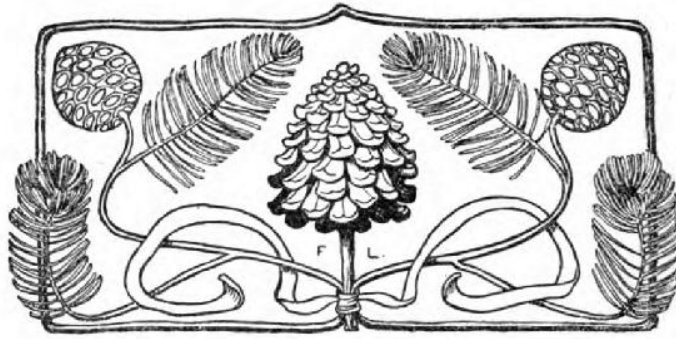
»Einer Politischen; er ist hier im Gefängnis auch geboren«, sagte der Inspektor mit einem gewissen Vergnügen, als zeigte er eine Rarität seines Instituts.

»Wirklich?«

»Ja. Jetzt fährt er mit der Mutter nach Sibirien.

»Und dieses Mädchen?«

»Ich kann Ihnen nicht antworten . . . « sagte achselzuckend der Inspektor. — »Da ist übrigens auch die Bogoduchowskaja.



Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Hinterthür kam mit tänzelndem Gang Wera Jefremowna mit ihren großen guten Augen. Sie war mager und gelb und trug kurz geschorenes Haar.

»Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind«, sagte sie, Nechljudow's Hand drückend. »Sie konnten sich meiner also noch erinnern? Setzen wir uns.«

»Ich hätte nicht geglaubt, Sie so wiederzufinden.«

»O, mir geht es jetzt herrlich; so gut, so gut, daß ich es besser nicht wünsche . . . « sagte Wera Jefremowna. Dabei blickte sie Nechljudow erschrocken wie immer mit ihren großen, guten, runden Augen an und drehte ihren gelben, dünnen, sehnigen Hals, der sich aus den kläglichen, zerknüllten, schmutzigen Kragen ihrer Jacke emporreckte.

Nechljudow begann sie auszufragen, wie sie ins Gefängnis gekommen sei.

Indem sie ihm antwortete, begann sie mit großer Lebhaftigkeit von ihrer Sache zu erzählen. Ihre Rede war völlig durchsetzt von fremden technischen Ausdrücken, bezüglich der Propaganda, der Desorganisation, der Gruppen, Sektionen und Subsektionen. Und sie schien offenbar vollständig überzeugt zu sein, daß alle diese Institutionen jedermann bekannt sein müßten, während Nechljudow von ihnen überhaupt nie etwas gehört hatte.

Sie erzählte ihm das in der augenscheinlichen Überzeugung, daß

es für ihn sehr interessant und angenehm sein müsse, alles dieses zu erfahren.

Nechljudow aber blickte auf ihren kläglichen Hals und auf ihr spärliches, wirres Haar und wunderte sich, wozu sie das alles gethan hatte und nun erzählte. Sie erschien ihm bemitleidenswert, aber in einer ganz anderen Weise, als es der Bauer Menjchow gewesen war, dessen Hände und Gesicht weiß wie Kartoffelschößlinge waren und der ohne jedes Verschulden im stinkenden Kerker saß. Sie erschien ihm bedauerlich wegen des augenscheinlichen Wirrwars, der in ihrem Kopfe herrschte. Sie schien sich offenbar für eine Heldin zu halten, die bereit ist, ihr Leben für das Gedeihen ihrer Sache zu opfern. Und doch wäre sie kaum imstande gewesen, zu erklären, worin diese Sache und ihr Gedeihen beständen.

Die Angelegenheit, in welcher Wera Jefremowna Nechljudow sprechen wollte, bestand darin, daß ihre Kameradin Schustowa, die nicht einmal zu ihrer Subsektion, wie sie sich ausdrückte, gehört hatte, vor fünf Monaten mit ihr zusammen verhaftet und in die Peterpaulsfestung gesteckt worden war, blos darum, weil man bei ihr Bücher und Papiere gefunden hatte, die ihr zur Aufbewahrung übergeben worden waren. Wera Jefremowna hielt sich zum Teil für schuldig an der Verhaftung der Schustowa und flehte daher Nechljudow, der Verbindungen besäße, an, alles nur mögliche zu thun, um sie wieder in Freiheit zu setzen. Die andere Sache, wegen der die Bogoduchowskaja bat, betraf einen gewissen, in der Peter-Paulsfestung internierten Gurewitsch. Nechljudow sollte die Genehmigung auswirken, daß dieser Gurewitsch seine Eltern sehen und sich die für seine wissenschaftlichen Arbeiten notwendigen Bücher kommen lassen dürfe.

Nechljudow versprach, alles was möglich sei, zu versuchen, wenn er in Petersburg sein würde.

Ihre eigene Geschichte erzählt Wera Jefremowna folgendermaßen: Nach Absolvierung der Hebammenkurse, hätte sie sich der Partei der »Volksfreiheit« angeschlossen und für dieselbe gearbeitet. Anfangs sei alles gut gegangen, man hätte

Proklamationen geschrieben und in den Fabriken Propaganda getrieben. Dann aber sei eine hervorragende Persönlichkeit festgenommen worden, Papiere seien beschlagnahmt worden und eine ganze Reihe weiterer Verhaftungen wären gefolgt.

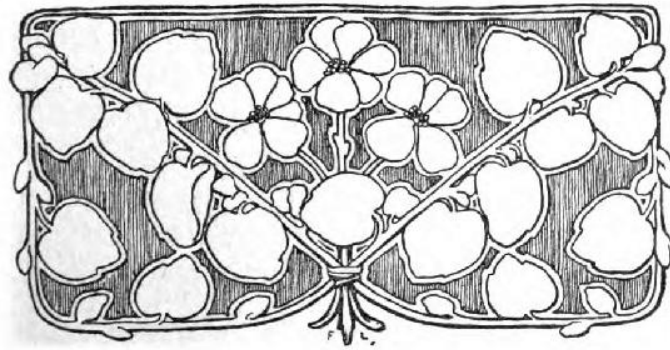
»Auch mich nahm man fest und jetzt werde ich verschickt . . . « beendete Wera Jefremowna ihre Geschichte. »Das thut aber nichts. Ich fühle mich herrlich, meine Gemütsverfassung ist olympisch . . . « sagte sie mit einem kläglichen Lächeln.

Nechljudow fragte nach dem Mädchen mit den Schafsaugen. Wera Jefremowna erzählte, daß das Mädchen die Tochter eines Generals sei, die schon seit langem der Revolutionspartei angehöre und dadurch hereingefallen sei, daß sie einen auf einen Gendarm abgefeuerten Schuß auf sich genommen hätte. Sie wohnte in einer sogenannten »Konspirationswohnung«, in der sich eine Drucker presse befand. Als nachts eine Haussuchung vor genommen wurde, beschlossen die Bewohner, sich zu verteidigen, löschten das Licht aus und begannen die corpora delicti zu vernichten. Die Polizisten drangen ein, einer der Verschwörer schoß und verwundete tödlich einen Gendarmen. Als das Verhör begann, sagte sie auf die Frage nach dem Schusse, daß sie geschossen hätte, obgleich sie nie im Leben einen Revolver in der Hand gehabt hatte und keine Spinne hätte töten können. Und dabei blieb sie und geht jetzt in die Zwangsarbeit.

»Eine altruistische, herrliche Persönlichkeit!« sagte anerkennend Wera Jefremowna.

Die dritte Sache, von der Wera Jefremowna sprechen wollte, betraf die Maslowa. Sie kannte, wie man denn im Gefängnis von allen wußte, die Geschichte der Maslowa und ihre Beziehungen zu Nechljudow. Sie riet ihm, sich für die Überführung der Maslowa zu den Politischen oder wenigstens ins Lazarett als Krankenpflegerin zu verwenden; dort seien jetzt besonders viele Patienten und Arbeiterinnen seien nötig.

Nechljudow dankte für den Rat und sagte, daß er sich bemühen werde, von demselben Gebrauch zu machen.



Sechshundfünfzigstes Kapitel.

Ihr Gespräch wurde durch den Inspektor unterbrochen, der sich erhob und erklärte, daß die Besuchszeit zu Ende sei, und daß man auseinandergehen müsse. Nechljudow stand auf, verabschiedete sich von Wera Jefremowna und ging zur Thür, wo er stehen blieb und beobachtete, was sich vor ihm abspielte.

»Meine Herrschaften, es ist Zeit, es ist Zeit!« sagte der Inspektor, indem er sich bald erhob, bald wieder setzte.

Die Aufforderung des Inspektors rief in den im Zimmer befindlichen Besuchern und Gefangenen nur eine besondere Lebhaftigkeit hervor, aber niemand dachte auch nur ans Gehen. Einige erhoben sich und unterhielten sich stehend. Andere blieben sitzen und sprachen weiter. Einige begannen Abschied zu nehmen und zu weinen. Besonders rührend waren die Mutter und ihr schwindsüchtiger Sohn. Der junge Mann drehte das Papier immer noch in den Händen, und sein Gesicht erschien boshaft, so groß waren die Anstrengungen, die er machte, um sich von dem Gefühl der Mutter nicht anstecken zu lassen. Die Mutter aber lehnte sich, als sie hörte, daß man Abschied nehmen müsse, an seine Schulter und begann zu schluchzen, schwer durch die Nase atmend. Das Mädchen mit den Schafsaugen — Nechljudow beobachtete sie unwillkürlich — stand vor der schluchzenden Mutter und sprach ihr beruhigend zu. Der Alte mit der blauen Brille stand da, hielt die Tochter an der Hand und nickte mit dem Kopfe zu dem, was sie

sprach. Das junge Liebespaar erhob sich, hielt sich an den Händen und sah schweigend einander in die Augen.

»Nur diesen allein ist's lustig zu Mut!« sagte, auf das Liebespärchen deutend, der junge Mann im kurzen Jackett, der neben Nechljudow stand und ebenso wie jener, die Abschiednehmenden beobachtete.

Als die Verliebten, der Arrestant im Schlafrock und das liebevolle blonde Mädchen, die Blicke Nechljudows und des jungen Mannes auf sich ruhen fühlten, streckten sie ihre Arme, ohne einander loszulassen, aus, warfen sich zurück und begannen lachend sich im Kreise zu drehen.

»Heute Abend verheiratet sie sich hier im Gefängnis, und dann geht sie mit ihm nach Sibirien«, sagte der junge Mann.

»Was ist er denn?«

»Zwangsarbeiter . . . Wenigstens amüsieren die sich, sonst ist es schwer genug, das alles anzuhören . . . « fügte der junge Mann im Jackett hinzu, indem er auf das Schluchzen des Alten mit der blauen Brille horchte.

»Meine Herrschaften! Ich bitte, ich bitte! Zwingen Sie mich nicht, zur Strenge zu greifen . . . sagte der Inspektor, immer wieder dasselbe wieder holend. »Bitte, bitte . . . « sprach er schwach und unentschlossen. »Was soll denn das sein! Es ist schon lange Zeit . . . Was soll denn das sein? Das geht doch nicht an . . . Ich sage es Ihnen zum letzten Mal . . . « wiederholte er trübsinnig, indem er seine Marylandcigarette bald anrauchte, bald wieder löschte.

Es war offenbar, daß wie kunstvoll, althergebracht und gewohnt die Argumente auch waren, die den einen Menschen gestatteten den anderen Böses zuzufügen, ohne sich dafür verantwortlich zu fühlen, der Inspektor dennoch nicht umhin konnte, zu erkennen, daß er einer der Mitschuldigen an dem Kummer sei, der in diesem Zimmer zum Ausdruck komme. Und diese Erkenntnis lastete offenbar sehr schwer auf ihm.

Endlich begannen die Besucher und die Gefangenen auseinander zu gehen, die einen durch die innere die anderen durch die äußere Thür. Fort gingen die Männer in den Guttaperchajacken, fort der

Schwindsüchtige, fort der schwarze zerlumpte Zwangsarbeiter; auch Marja Pawlowna mit dem im Gefängnis geborenen Knaben ging.

Die Besucher begannen ebenfalls zu gehen. Mit schwerem Gang ging der Alte mit der blauen Brille; ihm folgte Nechljudow.

»Ja, eine wunderliche Ordnung!« sagte, wie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnehmend, der redselige junge Mann, während er mit Nechljudow die Treppe hinabstieg. »Gott sei Dank, daß der Kapitän noch ein guter Mensch ist und sich an die Vorschriften nicht hält. Die reine Quälerei . . . So können sie doch etwas miteinander sprechen und sich das Herz ausschütten . . . «

Als Nechljudow im Gespräch mit Medinzew, wie sich der redselige junge Mann vorgestellt hatte, unten im Flur angelangt war, trat zu ihnen der Inspektor mit müdem Aussehen heran.

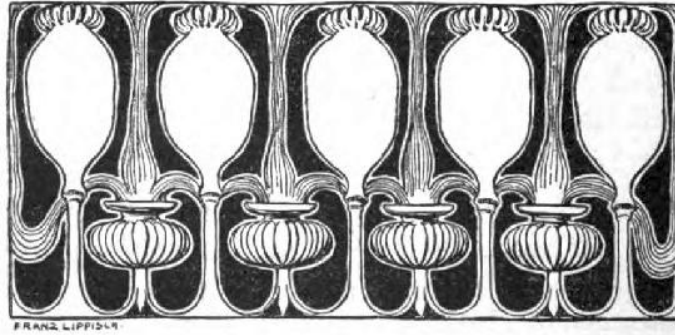
»Wenn Sie also die Maslowa sehen wollen, so bitte, morgen«, sagte er, augenscheinlich in der Absicht, Nechljudow gegenüber liebenswürdig zu sein.

»Sehr gut«, sagte Nechljudow und beeilte sich hinauszukommen.

Furchtbar waren offenbar die unverschuldeten Leiden Menjschows, und nicht so sehr seine physischen Leiden, als jene Begriffsverwirrung und der Zweifel am Guten und an Gott, die er der Grausamkeit der Menschen gegenüber, die ihn grundlos marterten, empfinden mußte. Furchtbar war die Schändung und die Qualen, denen diese hunderte durchaus unschuldiger Menschen nur darum ausgesetzt wurden, weil ihre Papiere falsch vermerkt waren. Furchtbar waren diese blöden Aufseher, die mit der Quälerei ihrer Mitbrüder beschäftigt, überzeugt waren, daß sie ein gutes und wichtiges Werk thäten. Am furchtbarsten erschien ihm aber dieser alternde, kränkliche und gutmütige Inspektor, der Mutter und Sohn, Vater und Tochter, eben solche Menschen wie er selbst und seine Kinder, trennen mußte.

»Und wozu ist das alles?« fragte er sich selbst, ohne eine Antwort darauf zu finden.

Er empfand jetzt, wie auch damals, bei dem Betreten des Gefängnisses und des Besuchszimmers, außer Mitleid auch ein Gefühl von Begriffsverwirrung und einer Art moralischer Übelkeit.



Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Am nächsten Tage fuhr Nechljudow zum Advokaten, teilte ihm die Angelegenheit der Menjschows mit und bat ihn, die Verteidigung zu übernehmen. Der Advokat hörte ihn aufmerksam an und sagte, daß wenn die Sache sich so verhalte, wie Nechljudow sie schildere, was sehr wahrscheinlich sei, er die Verteidigung ohne jegliches Honorar übernehmen würde. Nechljudow erzählte dem Advokaten unter anderem auch von den hundert und dreißig Mann, die aus Mißverständnis inhaftiert seien und fragte ihn, von wem das abhinge und wer daran schuld sei? Der Advokat schwieg eine Weile, da er offenbar eine präzise Antwort geben wollte.

»Wer schuld ist? Niemand!« sagte er entschlossen. »Sagen Sie es dem Staatsanwalt und er wird Ihnen antworten, daß der Gouverneur, und sagen Sie es dem Gouverneur, so wird er behaupten, daß der Staatsanwalt die Schuld trage. Niemand ist schuld . . . «

»Ich fahre eben zu Maslennikow hin und werde es ihm erzählen.«

»Ja . . . das wird nun zwecklos sein«, antwortete lächelnd der Advokat. »Dieser Maslennikow — er ist doch kein Verwandter oder Freund von Ihnen? — ist so ein, mit Erlaubnis zu sagen, Hornvieh und zugleich eine geriebene Bestie . . . «

Nechljudow, dem das Urteil Maslennikows über den Advokaten einfiel, antwortete nichts, sondern verabschiedete sich und fuhr zu Maslennikow.

Nechljudow hatte Maslennikow um zwei Dinge zu bitten: um die Überführung der Maslowa ins Lazarett und um irgend eine Abhilfe bezüglich der hundert und dreißig Paßlosen. Wie schwer es ihm auch wurde, mit einem solchen Menschen etwas zu thun zu haben und ihn sogar um etwas bitten zu müssen, so war das doch das einzige Mittel zur Erreichung des Zieles und mußte daher mit in den Kauf genommen werden.

Als Nechljudow vor dem Hause Maslennikows vorfuhr, sah er an der Treppe eine Anzahl Equipagen stehen, Droschken, Kaleschen und Koupees, und es fiel ihm ein, daß heute gerade der Empfangstag von Maslennikows Frau sei, zu dem er kommen sollte. In dem Augenblick, wo Nechljudow hielt, stand vor der Thür eine Kutsche und ein Lakai im Hut mit Kokarde und einer Pelerine half einer Dame einsteigen, die ihre Schleppe aufraffte und die feinen Knöchel ihrer leichtbeschuheten Beine in schwarzen Stümpfen zeigte. Unter den Equipagen erkannte Nechljudow den geschlossenen Landauer von Kortschagins. Der graubärtige rotbäckige Kutscher nahm vor ihm, als vor einem besonders gut bekannten Herren, ehrerbietig und freundlich den Hut ab. Nechljudow hatte noch nicht Zeit gehabt, den Portier zu fragen, wo Michail Iwanowitsch — so hieß Maslennikow — sei, als der Hausherr selbst auf der teppichbelegten Treppe erschien, um einem sehr angesehenen Gast, einem solchen, den er nicht nur bis zum Treppenabsatz, sondern bis ganz nach unten zu begleiten pflegte, das Geleit zu geben.

Dieser sehr angesehene Gast, ein Militär, unterhielt sich im Hinabsteigen auf französisch über ein Allegri, das in der Stadt zum besten einiger Waisenhäuser veranstaltet werden sollte. Er meinte, daß es eine gute Beschäftigung für die Damen sei. Sie hätten ihren Spaß dabei und das Geld käme zusammen!

»Qu' elles s' amusent et que 1e bon Dieu les bénisse. — Ah, Nechljudow, guten Tag! Warum hat man Sie solange nicht gesehen?« begrüßte er Nechljudow. »Allez présenter vos devoirs à Madame . . . Kortschagins sind auch da. Et Nadine Bukshevden. Toutes les jolies femmes de la ville . . . sprach er, während er seine

militärischen Schultern in die Höhe zog und sie seinem eigenen pompösen goldbetreßten Lakaien, der ihm den Mantel reichte, hinhielt. »Au revoir, mon cher!« Er drückte Maslennikow nochmals die Hand.

»Nun, gehen wir hinauf, es freut mich sehr«, sagte Maslennikow animiert, während er Nechljudow unterm Arm faßte und ihn, trotz seiner Korpulenz, rasch die Treppe hinaufzog.

Maslennikow befand sich in einer besonders freudigen Erregung, welche Nechljudow nicht um hin konnte, dem Vergnügen zuzuschreiben, das seinem Kameraden die soeben von Seiten der hoch gestellten Persönlichkeit erwiesene Aufmerksamkeit bereitete.

Eine jede solche Aufmerksamkeit versetzte Maslennikow stets in eine ebensolche Ekstase, in die ein freundliches Hündchen gerät, wenn sein Herr es gestreichelt, geklopft und hinter den Ohren gekraut hat. Das Hündchen wedelt mit dem Schwanz, duckt und windet sich, zieht die Ohren an und rast wie wahnsinnig im Kreise herum. Dasselbe war auch Maslennikow zu thun bereit. Er bemerkte nicht das ernste Gesicht Nechljudows, hörte nicht auf ihn und zog ihn unwiderstehlich in den Salon, sodaß Nechljudow nicht absagen konnte und mit ihm ging.

»Das Geschäft nachher. Ich werde alles was Du befehlst thun . . . « sagte Maslennikow, während er mit Nechljudow durch den Saal schritt. — »Melden Sie Ihrer Exzellenz, daß Fürst Nechljudow . . . « sagte er einem Lakai. Dieser setzte sich im Paßgang in Bewegung und über holte sie.

»Vous n'avez qu' à ordonner. Aber meine Frau mußst Du unbedingt sehen. Ich habe schon so wie so einen Putzer gekriegt, weil ich Dich voriges Mal nicht hingebracht hatte . . .

Als sie eintraten, hatte der Bediente Nechljudow bereits gemeldet, und Anna Ignatjewna, die Vizegouverneurin, neigte sich mit strahlendem Lächeln Nechljudow entgegen, hinter den Hüten und Köpfen heraus, die sie und den Divan umgaben. Am anderen Ende des Salons, am Theetisch, saßen Damen und standen Herren, Militärs und Zivilisten, und ein Gewirr von männlichen und weiblichen Stimmen erscholl ununterbrochen.

»Enfin! Was ist denn das, daß Sie uns nicht mehr kennen wollen? Was haben wir Ihnen denn zu Leide gethan?«

Mit diesen Worten, die eine Intimität zwischen ihr und Nechljudow andeuten sollten, die niemals bestanden hatte, empfing Anna Ignatjewna den Eintretenden.

»Sind Sie bekannt? Madame Beljawszkaja, Michail Iwanowitsch Tschernow . . . Setzen Sie sich näher heran . . . «

»Missy, venez donc à notre table. On vous apportera votre thé . . . Und Sie . . . « wandte sie sich an einen Offizier, der mit Missy sprach, und dessen Name ihr augenscheinlich entfallen war, «bitte, auch hierher. Befehlen Sie Thee, Fürst?«

»Durchaus, durchaus kann ich das nicht zu geben . . . Sie liebte ihn einfach nicht . . . sagte eine Frauenstimme.

»Sondern liebte Kuchen.«

»Ewig faule Witze«, fiel lachend eine andere Dame in einem hohen Hut ein, die in Seide, Gold und Edelsteinen strahlte.

»C'est excellent — diese Waffeln, und leicht. Geben Sie noch davon . . . «

»Nun, reisen Sie bald?«

»Ja, heute ist schon der letzte Tag. Daher sind wir auch gekommen . . . «

»So ein schöner Frühling. Auf dem Lande muß es jetzt herrlich sein.«

Missy im Hut und einem dunkelgestreiften Kleide, das ihre schlanke Taille ohne jedes Fältchen umspannte, als wäre sie darin zur Welt gekommen, war sehr schön. Als sie Nechljudow erblickte, er rötete sie.

»Und ich dachte, Sie wären verreist . . . « sagte sie ihm.

»Beinahe verreist . . . antwortete Nechljudow. »Nur die Geschäfte halten mich zurück. Ich bin auch hier nur in Geschäften . . .

»Sprechen Sie doch bei maman vor. Sie möchte Sie sehr gerne sehen . . . « sagte sie und errötete noch mehr, im Gefühl, daß sie lüge, und er es verstehe.

»Ich werde kaum Zeit haben«, antwortete finster Nechljudow,

während er sich den Anschein gab, als hätte er ihr Erröten nicht bemerkt.

Missy machte ein böses Gesicht, zuckte die Achseln und wandte sich einem eleganten Offizier zu, der ihr schleunigst die leere Tasse abnahm und dieselbe, mit dem Säbel an die Stühle stoßend, tapfer zu einem anderen Tisch hinübertrug.

»Sie müssen auch etwas für das Waisenhaus spenden.«

»Aber gerne, ich möchte nur meine ganze Opferfreudigkeit bis zum Allegri aufsparen, damit sie sich dort zu voller Blüte entfalten könne.«

»Na, passen Sie auf . . . « ließ sich eine offenbar verstellt lachende Stimme hören.

Der Empfangstag war glänzend, und Anna Ignatjewna war entzückt.

»Mika« (das war ihr dicker Mann, Maslennikow), »sagte mir, daß Sie jetzt in den Gefängnissen beschäftigt sind. Ich kann das sehr verstehen . . . « sprach sie zu Nechljudow. »Mika mag andere Fehler haben, aber Sie wissen, wie gut er ist. Alle diese unglücklichen Gefangenen — sind seine Kinder. Anders betrachtet er sie gar nicht. Il est d' une bonté . . .

Sie hielt inne, da sie keine Worte fand, die die bonté ihres Mannes ausdrücken könnten, und wandte sich dann sogleich mit einem Lächeln an eine runzelige alte Dame mit lila Schleifen.

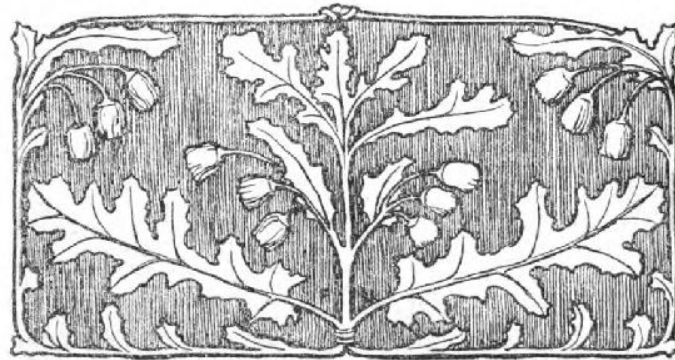
Nachdem Nechljudow so viel und so inhaltslos gesprochen hatte, wie es nötig war, um den Anstand nicht zu verletzen, stand er auf und ging auf Maslennikow zu.

»Also, bitte, könntest Du mich jetzt anhören?«

»Ach ja! Nun was denn?«

»Gehen wir hierher.«

Sie traten in ein kleines japanisches Kabinett und setzten sich am Fenster.



Achtundfünfzigstes Kapitel.

Nun, je suis à vous. Willst Du rauchen? Aber warte, damit wir hier nichts verderben . . . « sagte er und brachte den Aschenbecher. Nun, . . . «

»Ich habe an Dich zwei Anliegen.«

»So . . . «

Maslennikows Gesicht wurde finster und trübselig. Alle Spuren der Ekstase des Hündchens, das der Herr hinter den Ohren gekrault hatte, verschwanden vollständig.

Aus dem Salon tönten Stimmen herüber. Eine weibliche Stimme sagte: »jamais, jamais je ne croirais", während eine männliche Stimme am anderen Ende des Zimmers irgend etwas erzählte und dabei immer wieder die Worte »la comtesse Voronzoff und Viktor Apraksine«, wiederholte. Von einer anderen Gruppe her tönte bloß ein Stimmengewirr und Gelächter herüber.

Maslennikow horchte auf das, was im Salon vorging, und hörte gleichzeitig Nechljudow zu.

»Ich möchte wieder wegen derselben Frau . . . « sagte Nechljudow.

»Ja, die unschuldig verurteilte. Ich weiß, ich weiß.«

»Ich möchte bitten, sie als Dienstmädchen in das Lazarett überführen zu lassen. Man sagte mir, daß das möglich sei.«

Maslennikow preßte die Lippen zusammen und wurde

nachdenklich.

»Kaum . . . « sagte er. »Übrigens werde ich mich dieserhalb beraten und Dir morgen telegraphieren.«

»Man hat mir gesagt, daß dort viele Patienten seien und man Gehilfinnen brauche.«

»Schön, schön . . . Ich werde es Dich jedenfalls wissen lassen . . . «

»Ich bitte Dich darum«, sagte Nechljudow.

Aus dem Salon erscholl ein allgemeines und sogar ungekünsteltes Gelächter.

»Das ist immer der Viktor!« sagte Maslennikow lächelnd. »Er ist außerordentlich geistreich, wenn er bei Laune ist.«

»Und dann . . . « sagte Nechljudow, »augenblicklich sitzen im Gefängnis hundert und dreißig Mann, nur weil ihre Pässe abgelaufen sind. Man hält sie schon einen Monat gefangen.«

Und er erzählte ihm die Umstände, unter denen sie inhaftiert worden seien.

»Aber wie hast Du denn das erfahren?« fragte Maslennikow, auf dessen Gesicht sich plötzlich Unruhe und Unzufriedenheit ausdrückten.

»Ich besuchte einen Gefangenen, und im Korridor umringten mich die Leute und baten . . . «

»Bei welchem Gefangenen warst Du?«

»Bei einem Bauern, der unschuldig angeklagt ist und für den ich einen Verteidiger engagiert habe. Aber darauf kommt es nicht an . . . Ist es wirklich möglich, daß diese Leute, die nichts verbochen haben, nur darum im Gefängnis gehalten werden, weil ihre Pässe abgelaufen sind und . . . «

»Das ist Sache des Staatsanwalts . . . « unterbrach ihn ärgerlich Maslennikow.

»Da sagst Du immer: ‚ein rasches und gerechtes Gericht‘. Zu den Obliegenheiten des Staatsanwaltsadjunkts gehört es, die Gefängnisse zu besuchen und sich davon zu überzeugen, ob die Gefangenen gesetzlich inhaftiert sind. Diese Herren aber thun

nichts, spielen nur Karten . . . «

»Also Du kannst da nichts machen?« fragte finster Nechljudow, dem die Worte des Advokaten einfielen, daß der Gouverneur alles auf den Staatsanwalt schieben würde.

»Doch, ich werde Maßregeln ergreifen, werde mich sogleich darüber informieren . . . «

»Um so schlimmer für sie. C'est un souffredouleur . . . " hörte man aus dem Salon die Stimme einer Frau, die augenscheinlich ganz gleichgültig gegen das war, was sie sprach.

»Um so besser . . . ich nehme auch das!« ließ sich von einer anderen Seite her die schäkernde Stimme eines Herren vernehmen, und das kokette Lachen einer Dame, die jenem irgend etwas verweigerte.

»Nein, nein, für nichts in der Welt . . . « rief die Frauenstimme.

»Also — ich werde alles thun . . . « wieder holte Maslennikow, während er mit seiner weißen türkisgeschmückten Hand die Cigarette ausdrückte. »Gehen wir jetzt zu den Damen . . . «

»Ja, noch etwas . . . « sagte Nechljudow, in dem er vor der Salonthür stehen blieb. »Man hat mir gesagt, daß gestern im Gefängnis Menschen körperlich gezüchtigt worden sind. Ist das wahr?«

Maslennikow wurde rot.

»Ach, danach fragst Du? Nein, mon cher, Dich darf man entschieden nicht dorthin lassen, Du kümmerst Dich ja um alles . . . Geh'n wir, geh'n wir, Annette ruft uns«, sagte er, indem er Nechljudow unter den Arm faßte und wieder von einer ähnlichen Aufregung befallen wurde, wie vorhin, bei der ihm erwiesenen Aufmerksamkeit der hochgestellten Persönlichkeit; nur daß es jetzt keine freudige, sondern eine ängstliche Erregung war.

Nechljudow riß sich von ihm los und ging mit finsterner Miene, ohne jemand zu grüßen und ohne ein Wort zu sagen, durch den Salon und den Saal hindurch, an den herbeispringenden Lakaien vorbei in das Vorhaus und von dort auf die Straße hinaus.

»Was ist mit ihm? Was hast Du ihm gethan? fragte Annette ihren

Mann.

»Das ist à la française« sagte jemand.

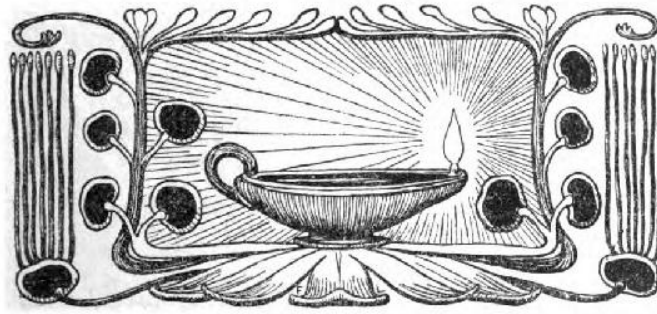
»Wo denn à la française, das ist à la zoulon!«

»Na, er ist ja immer so gewesen.«

Jemand erhob sich, jemand kam an, und das Gezwitscher ging seinen Gang fort. Die Gesellschaft benutzte die Episode mit Nechljudow als ein dankbares Thema für den heutigen jour fix.

Am Tage nach seinem Besuch bei Maslennikow erhielt Nechljudow von ihm einen Brief, auf dickem wappengeschmückten Papier mit Briefkopf. Maslennikow schrieb in seiner prachtvollen, festen Handschrift, daß er sich wegen Überführung der Maslowa in das Lazarett an den Arzt gewandt hätte, und daß Nechljudows Wunsch wahrscheinlich Berücksichtigung finden würde. Unterzeichnet war der Brief: »Dein Dich liebender älterer Kamerad« und unter der Unterschrift »Maslennikow« befand sich ein erstaunlich kunstvoller, großer und fester Schnörkel.

»Schafskopf!« konnte Nechljudow sich nicht enthalten zu sagen, besonders weil er fühlte, daß Maslennikow sich mit dem Worte »Kamerad« zu ihm herabließ. Obgleich Maslennikow das allerschändlichste und sittlich schmutzigste Amt versah, so hielt er sich dennoch für eine überaus wichtige Persönlichkeit und wollte offenbar mit diesem Worte Nechljudow wenn schon nicht schmeicheln, so doch zeigen, daß er auf seine Größe nicht unmäßig stolz sei und ihn dennoch »Kamerad" nenne.



Neunundfünfzigstes Kapitel.

Es ist einer der gewöhnlichsten und verbreitetsten Aberglauben, daß jeder Mensch nur allein seine bestimmten Eigenschaften hätte, daß ein Mensch gut, schlecht, klug, dumm, energisch oder apathisch sei u.s.w. Die Menschen sind nicht so. Wir können von einem Menschen sagen, daß er häufiger gut als schlecht ist, häufiger klug als dumm, häufiger energisch als apathisch, und umgekehrt. Aber es wird nicht der Wahrheit entsprechen, wenn wir von dem einen Menschen sagen, daß er immer gut oder klug ist, und von dem anderen, daß er immer schlecht oder dumm ist.

Trotzdem teilen wir die Leute immer so ein. Und das ist falsch, die Menschen sind wie die Flüsse: das Wasser ist immer gleich und immer dasselbe, aber jeder Fluß ist bald schmal, bald schnell, bald breit, bald langsam, bald rein, bald kalt, bald trübe, bald warm. So sind auch die Menschen. Jeder Mensch trägt in sich die Keime aller menschlichen Eigenschaften und offenbart zuweilen die einen, zuweilen die anderen, und wird zuweilen sich selbst nicht ähnlich, während er doch stets derselbe und er selbst bleibt. Bei einigen Menschen pflegen diese Veränderungen besonders häufig zu sein. Und zu diesen Menschen gehörte Nechljudow. Solche Veränderungen fanden bei ihm sowohl aus physischen als auch aus moralischen Ursachen statt, und eine solche Veränderung war jetzt in ihm vorgegangen.

Jene Empfindung der Feierlichkeit und der Freude an der Erneuerung, die er im Gericht und nach dem ersten Wiedersehen

mit Katjuscha gehabt hatte, war nun gänzlich verschwunden und hatte nach der letzten Zusammenkunft dem Gefühle der Furcht und sogar des Ekels vor ihr Platz gemacht. Er beschloß, sie nicht zu verlassen und seine Absicht sie zu heiraten — wenn sie selbst es nur wolle — nicht aufzugeben; aber es wurde ihm schwer und qualvoll.

Am Tage nach dem Besuche bei Maslennikow fuhr Nechljudow wieder ins Gefängnis, um Katjuscha zu sehen.

Der Inspektor gestattete die Zusammenkunft, aber nicht im Bureau und nicht im Advokatenzimmer, sondern nur im Besuchszimmer der Frauenabteilung. Ungeachtet seiner Gutmütigkeit war der Inspektor gegen Nechljudow zurückhaltender als früher. Offenbar hatte die Unterredung mit Maslennikow die Vorschrift einer größeren Vorsicht, diesem Besucher gegenüber, zur Folge gehabt.

»Sehen können Sie sie«, sagte er, »nur bezüglich des Geldes . . . wie ich Sie gebeten hatte . . . Was die Überführung in das Lazarett betrifft, von der Se. Exzellenz geschrieben hat, so geht auch das und der Arzt ist einverstanden. Nur sie selbst will nicht gehen . . . Sie sagte:,Was, hab' ich es nötig, diesem rüdisigen Pack das Geschirr hinauszuschleppen . . . — Das ist ja schon so ein Volk, Fürst«, fügte er hinzu.

Nechljudow antwortete nichts und bat, ihn vorzulassen. Der Inspektor schickte einen Aufseher, und Nechljudow trat hinter ihm in das leere Besuchszimmer der Frauenabteilung ein.

Die Maslowa war schon da und kam hinter der Netzwand hervor, still und schüchtern. Sie kam ganz nahe an Nechljudow heran und sagte, an ihm vorbeisehend:

»Verzeihen Sie mir, Dmitrij Iwanowitsch, ich habe vorgestern nicht recht gesprochen . . . «

»Nicht ich habe Ihnen zu verzeihen . . . « begann Nechljudow.

Neunundfünfzigstes Kapitel 401

»Aber dennoch . . . lassen Sie mich«, fügte sie hinzu, und in den schrecklich scheel gewordenen Augen, mit denen sie einen Blick auf ihn warf, las Nechljudow wieder jenen angestregten und bösen Ausdruck.

»Warum soll ich Sie denn lassen?«

»So . . . «

»Wieso?«

Sie sah ihn wieder mit demselben, wie es ihm schien, bösen Blick an.

»Nun also . . . « sagte sie. Lassen Sie mich, das sage ich Ihnen sicher . . . Ich kann nicht . . . Lassen Sie das ganz . . . « sagte sie mit beben den Lippen und schwieg. »Sicher! Ich häng' mich lieber auf.«

Nechljudow fühlte, daß aus dieser ihrer Ablehnung der Haß gegen ihn sprach, die noch unverziehene Kränkung, aber er fühlte, daß auch noch etwas anderes darin lag, etwas Gutes und Wichtiges. Diese, in vollständig ruhiger Verfassung erfolgte Bestätigung ihrer früheren Ablehnung, vernichtete in Nechljudows Seele auf einmal alle Zweifel und versetzte ihn von neuem in die frühere ernste, feierliche und gerührte Stimmung.

»Katjuscha, wie ich gesagt habe, so spreche ich auch jetzt noch«, sagte er besonders ernst. »Ich bitte Dich, mich zu heiraten. Wenn Du es aber nicht willst und so lange Du es nicht willst, werde ich, wie ich es früher wollte, da sein, wo Du bist, und dahin fahren, wo man Dich hinbringt.«

»Das ist Ihre Sache. Ich sage nichts mehr . . . sagte sie, und wieder erbeben ihre Lippen.

Auch er schwieg, da er nicht die Kraft fand zu sprechen.

»Ich fahre jetzt auf meine Güter und werde dann nach Petersburg reisen«, sagte er, nachdem er endlich die Fassung wieder gewonnen hatte. »Ich werde mich für Ihre, für unsere Sache bemühen, und, wenn's Gott giebt, wird das Urteil kassiert.«

»Und wird's auch nicht kassiert, einerlei. Ich bin dessen, wenn auch nicht dafür, so doch für anderes wert . . . « sagte sie, und er sah, welche Anstrengung sie machte, um die Thränen zurück zuhalten.

»Nun, haben Sie Menjschow gesehen?« fragte sie plötzlich, um ihre Aufregung zu verbergen. »Nicht wahr, die sind doch unschuldig?«

»Ja, ich denke.«

»So ein gutes Mütterchen . . . « sagte sie.

Er erzählte ihr alles, was er von Menjshow erfahren hatte und fragte sie, ob sie nicht etwas brauche. Sie antwortete, daß sie nichts nötig hätte.

Sie schwiegen wieder eine Weile.

»Nun und wegen des Lazarets . . . « sagte sie plötzlich, ihn mit ihrem schiefen Blick ansehend, »wenn Sie wollen, werde ich gehen . . . Und Schnaps werde ich auch nicht mehr trinken . . . «

Nechljudow sah ihr schweigend in die Augen. Ihre Augen lachten.

»Das ist sehr gut . . . « konnte er bloß sagen.

»Ja, ja, sie ist jetzt ein ganz anderer Mensch«, dachte Nechljudow, während er, nach den früheren Zweifeln, jetzt ein ganz neues, noch nie gehabttes Gefühl der Überzeugung von der Unbesiegbarkeit der Liebe empfand.

Als die Maslowa nach diesem Wiedersehen in ihre stinkende Zelle zurückgekehrt war, legte sie ihren Schlafrock ab und setzte sich auf ihren Platz auf der Pritsche mit auf die Kniee gesunkenen Händen. In der Zelle waren nur die Schwindsüchtige, die Wladimirsche mit dem Säugling, die alte Menjshowa und die Bahnwärterin. Die Tochter des Meßners war gestern für geisteskrank erklärt und in das Lazarett übergeführt worden. Die übrigen Frauen wuschen Wäsche. Die Alte lag auf der Pritsche und schlief. Die Kinder waren im Korridor, zu welchem die Thür geöffnet stand.

Die Wladimirsche mit dem Kind auf den Armen und die Bahnwärterin mit dem Strumpfe, den sie nicht aufhörte mit schnellen Fingern zu stricken, näherten sich der Maslowa.

»Nun, habt Ihr Euch gesehen?« fragten sie.

Die Maslowa saß ohne zu antworten, auf der hohen Pritsche und baumelte mit den in der Luft hängenden Beinen.

»Was greinst Du?« sagte die Bahnwärterin. »Das erste — verlier nur den Mut nicht . . . Ach, Katjuscha! Nun . . . « sagte sie, schnell ihre Finger bewegend.

Die Maslowa antwortete nicht.

»Und die unseren sind waschen gegangen. Man sagt, daß es heute viel Spenden giebt. Es soll viel hingebracht worden sein«, sagte die Wladimirsche.

»Finaschka!« rief die Bahnwärterin zur Thür hinaus, »wo bist Du Strick hingelaufen?«

Und sie nahm eine der Nadeln heraus, steckte sie durch Knäuel und Strumpf und ging in den Korridor hinaus.

Auf dem Korridor ertönte ein Geräusch von Schritten, und Frauenstimmen ließen sich hören. Die Einwohnerinnen der Zelle, die Pantoffeln an den nackten Füßen, kehrten zurück, in der Hand je ein oder auch zwei Brödchen. Fedoßja kam gleich zu der Maslowa heran.

»Was ist denn, fehlt Dir was?« fragte sie, die Maslowa mit ihren hellen, blauen Augen liebevoll ansehend. »Da haben wir was zum Thee . . . « und legte die Brödchen auf das Wandbrett.

»Nun, oder hat er sich's überlegt, das Heiraten?« fragte die Korabljowa.

»Nein, das nicht, aber ich will nicht . . . « antwortete die Maslowa. »So hab' ich's ihm auch gesagt.«

»O Du Gans!« sagte im Baßton die Korabljowa.

»Ja, wenn man nicht zusammenleben kann, was soll man dann heiraten?« meinte Fedoßja.

»Aber Dein Mann geht doch mit Dir«, entgegnete die Bahnwärterin.,

»Wir sind aber auch getraut«, sagte Fedoßja. »Was soll man sich aber trauen lassen, wenn man doch nicht zusammen bleibt?«

»Du Dummkopf! Wozu? Wenn er sie ein mal heiratet, so wird er sie ja mit Gold über schütten . . . «

»Er sagt: wohin man Dich auch schickt, ich folge Dir . . . « sagte die Maslowa. — »Na, fährt er, so fährt er, fährt er nicht — so fährt er nicht. Bitten werd' ich ihn nicht. Jetzt reist er nach Petersburg, der Sache wegen. Dort sind alle Minister mit ihm verwandt . . . « fuhr sie fort. »Aber brauchen thu' ich ihn doch nicht.«

»Natürlich!« stimmte die Korabljowa, die in ihrem Sack kramte und

offenbar an etwas anderes dachte, plötzlich zu. — »Nun, trinken wir eins?«

»Ich werde nicht . . . « antwortete die Maslowa. »Trinkt allein.«



Zweiter Band



Erstes Kapitel.

In zwei Wochen konnte die Sache zur Verhandlung vor dem Senat gelangen. Zu diesem Zeitpunkt wollte Nechljudow nach Petersburg reisen, um für den Fall eines Mißerfolges im Senat, eine Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen einzureichen, wie es ihm der Advokat, der das Schriftstück bereits aufgesetzt hatte, geraten. Wenn der Kassationsantrag erfolglos bleiben würde, worauf man sich nach der Ansicht des Advokaten gefaßt machen mußte, da die Kassationsgründe ziemlich unerheblich waren, so konnte der Schub der Zwangsarbeiter, zu dem die Maslowa gehörte, bereits in den ersten Tagen des Juni aufbrechen. Da Nechljudow fest entschlossen war, der Maslowa nach Sibirien zu folgen, so mußte er schon jetzt auf seine Landgüter fahren, um dort die Angelegenheiten zu ordnen und noch etwas Zeit zu den Vorbereitungen für die weite Reise übrig zu behalten.

Zuerst fuhr Nechljudow nach Kusjminskoje, dem am nächsten, in der Schwarzerdezone gelegenen großen Gut, von welchem er den größten Teil seiner Einkünfte bezog. Er hatte auf diesem Gut in seiner Kindheit und Jugend einige Zeit verbracht, war dann auch als erwachsener Mann zwei mal dort gewesen, hatte einmal auf Wunsch seiner Mutter einen deutschen Verwalter dahin begleitet und mit ihm die Wirtschaft revidiert, sodaß er die Lage der Bauern und ihre Beziehungen zur Gutsverwaltung, d. h. zum Grundbesitzer sehr wohl kannte. Die Bauern befanden sich in einem vollständigen Abhängigkeitsverhältnis von der Gutsverwaltung. Nechljudow wußte das seit seiner Studentenzeit, wo er sich zu der Lehre Henry Georges bekannt, dieselbe propagandiert und auf Grund dieser Lehre das vom Vater ererbte Land an die Bauern verteilt hatte. Freilich hatten nach dem Militärdienst, wo er sich gewöhnt hatte, gegen zwanzigtausend Rubel jährlich zu verbrauchen, alle solche Erkenntnisse aufgehört, für seine Lebensführung maßgebend zu sein, und er hatte sich niemals an der Frage gestoßen, wo das Geld, das er von der Mutter erhielt, herkäme, sondern sich Mühe gegeben, darüber überhaupt nicht nachzudenken. Aber der Tod der Mutter, die Erbschaft und die Notwendigkeit, bezüglich seines Vermögens, d. h. des Grund und Bodens, Verfügungen zu treffen, erregten in ihm von neuem die Zweifel, wie er sich zur Grundbesitzfrage zu stellen habe.

Noch vor einem Monat hätte Nechljudow sich gesagt, daß er nicht imstande sei, die bestehende Ordnung der Dinge zu ändern, daß nicht er die Güter verwalte. Und er hätte sich, da sein Leben sich weit entfernt von den Gütern abspielte, dabei beruhigt und seine Revenuen weiter bezogen. Jetzt aber sagte er sich, daß obgleich ihm auch die Reise nach Sibirien und der komplizierte und schwierige Verkehr mit der Welt der Gefängnisse bevorstünden, wo das Geld notwendig sei, er den noch die Dinge nicht ihren früheren Lauf gehen lassen dürfe, sondern denselben, wenn auch zu seinem eigenen Nachteil ändern müsse. Zu diesem Zwecke entschloß er sich, das Land nicht mehr selbst zu bewirtschaften, sondern es den Bauern zu einem billigen Preise zu verpachten und ihnen so die Möglichkeit zu bieten, sich mehr oder weniger von der Abhängigkeit

von dem Grundbesitzer zu befreien. Mehr als einmal, wenn Nechljudow die Lage des Grund- mit der des Leibeigenenbesitzers verglich, mußte er das Verpachten des Landes an die Bauern, anstatt dasselbe selbst zu bewirtschaften, dem gleichstellen, was die Sklavenbesitzer thaten, wenn sie ihre Bauern aus dem Frondienst entließen und sich dafür von ihnen eine jährliche Abgabe in barem Gelde zahlen ließen. Das war damals keine Lösung der Frage gewesen, hatte aber wohl die Bedeutung eines Schrittes zur Lösung der Frage gehabt; es war der Übergang von einer gröberen, zu einer weniger groben Form von Gewaltthätigkeit gewesen. So wollte auch er handeln.

Nechljudow traf in Kusjminskoje gegen Mittag ein. Da er in allem seine Lebensweise zu vereinfachen suchte, hatte er nicht telegraphiert, sondern auf der Eisenbahnstation einen mit zwei Pferden bespannten Tarantas genommen. Der Fuhrmann war ein junger Bursch in einem volkstümlichen Nankingrock, der unterhalb der langen Taille gegürtet war. Er saß nach russischer Fuhrmannsart seitwärts auf dem Bock und unterhielt sich mit seinem Fahrgast um so lieber, als während er sprach, das ausgefahrene, hinkende weiße Gabelpferd und das magere, bauchschlägige Settenpferd im Schritt gehen konnten, was sie stets überaus gern thaten.

Der Fuhrmann erzählte von dem Inspektor in Kusjminskoje, ohne zu wissen, daß er den Besitzer selbst fuhr. Nechljudow hatte es ihm ab sichtlich nicht gesagt.

»Ein schicköser Deutscher . . . « sagte der Fuhrmann, während er, halb zu« Fahrgast gewandt, mit dem Peitschenstiel spielte. Er hatte in der Stadt gelebt und Romane gelesen und renommierte deshalb gern mit seiner gebildeten Sprache. »Eine Trojka hat er sich angeschafft — lauter Isabellen . . . Fährt er mal mit seiner Frau aus — da kann keiner neben ihm aufkommen!« fuhr er fort. »Im Winter zu Weihnachten, ich fuhr damals Gäste hin, wurde im herrschaftlichen Hause ein Weihnachtsbaum angezündet, mit eklektrischer Beleuchtung . . . So einen bekommt man in der Gouvernementsstadt nicht zu sehen! Geld hat er sich zusammengestohlen — na! Was fehlt ihm? er hat alles in seinen

Händen. Ein schönes Gut soll er sich jetzt gekauft haben . . . «

Nechljudow hatte geglaubt, daß es ihm ganz gleichgültig sei, wie der Deutsche sein Gut verwalte und es ausnutze. Aber die Worte des Fuhrmanns mit der langen Taille berührten ihn dennoch unangenehm. Vor ihm lagen die Sommerfelder, auf welchen die Bauern hinter ihren Pflügen hergingen, grüne Matten, über denen die Lerchen ausstiegen, Wälder, die außer der späten Eiche schon belaubt waren, Weiden mit bunten Kühen und Pferden. Er freute sich über den köstlichen Tag und über die dunklen Wölkchen, die bisweilen die Sonne verdeckten, aber — ab und zu stieg in ihm doch eine unangenehme Empfindung auf, und wenn er sich fragte, was es sei, so fiel ihm die Erzählung des Kutschers ein, wie der Deutsche in Kusjminskoje wirtschaftete. In Kusjminskoje angekommen, machte sich Nechljudow an die Arbeit und vergaß wieder dieses Gefühl.

Die Prüfung der Geschäftsbücher und ein Gespräch mit dem Inspektor, der ihm ganz naiv die Vorteile dessen, daß die Bauern Mangel an Land litten und daß sie von den Gutsländereien umzingelt seien, auseinandersetzte, bestärkten Nechljudow noch mehr in seiner Absicht, die Bewirtschaftung des Gutes aufzugeben und das ganze Land den Bauern zu überweisen. Aus den Geschäftsbüchern und dem Bericht des Inspektors ersah er, daß auch jetzt noch, ebenso wie früher, zwei Drittel des besten Ackerlandes von den eigenen Arbeitern mit vervollkommenen Geräten bebaut wurden, während das übrige Drittel von Bauern bearbeitet wurde, gegen einen Lohn von fünf Rubel pro Deßjatine. Für diese fünf Rubel war der Bauer verpflichtet, die Deßjatine drei Mal zu pflügen, drei Mal zu eggen, sie zu besäen, dann abzumähen und das Getreide zu binden und auf die Tenne zu fahren, das heißt, eine Arbeit zu verrichten, für die ein vollständig unabhängiger Arbeiter, bei billiger Berechnung, wenigstens zehn Rubel nehmen würde. Die Bauern aber mußten ihrerseits für alles, was sie von der Gutsverwaltung brauchten, die teuersten Preise bezahlen. Für den Genuß der Wiesen, des Waldes, für das Kartoffelkraut, für alles zahlten sie mit ihrer Arbeit und waren fast alle dem herrschaftlichen Gute gegenüber verschuldet. Für das Land, das nicht zum Acker gehörte und an die Bauern verpachtet

wurde, mußten dieselben pro Deßjatine viermal mehr zahlen, als der Wert der Stücke, zu fünf Prozent berechnet, einbringen konnte.

Alles das wußte Nechljudow auch früher, aber trotzdem erfuhr er es jetzt, wie etwas Neues, und mußte nur darüber staunen, wie er und alle anderen, in seiner Lage befindlichen Menschen, die ganze Unnatur solcher Beziehungen übersehen konnten.

Die Vorstellungen des Inspektors, wie bei der Verpachtung des Landes an die Bauern das ganze Inventar, das man nicht einmal für ein Viertel seines Wertes verkaufen könnte, verloren gehen würde, wie die Bauern das Land verderben würden und wieviel Nechljudow durch dieses Pachtverhältnis überhaupt einbüßen müßte, alle diese Vorstellungen bestärkten Nechljudow nur in der Ansicht, daß er damit, daß er das Land an die Bauern vergebe und sich dadurch eines großen Teils seiner Einkünfte beraube, ein gutes Werk thue. Er beschloß, sein Vorhaben sogleich, noch während seines jetzigen Aufenthalts auf dem Gute zur Ausführung zu bringen. Die Ernte, den Verkauf des Getreides, des Inventars und der überflüssigen Wirtschaftsgebäude konnte dann der Inspektor nach seiner Abreise besorgen. Er ersuchte unverzüglich den Inspektor, auf den nächsten Tag die Bauern auf den drei von dem Gutslande eingeschlossenen Dörfern zu einer Versammlung einzuberufen, um ihnen dann seine Absicht kund zu thun und den Preis für das zu verpachtende Land zu vereinbaren.

Im angenehmen Bewußtsein seiner Standhaftigkeit gegenüber den Vorstellungen des Inspektors, und seiner Bereitwilligkeit, den Bauern ein Opfer zu bringen, verließ Nechljudow das Gebäude der Gutsverwaltung und ging, in Gedanken über sein Vorhaben versunken, zwischen den verwilderten Blumenbeeten — der Blumengarten war in diesem Jahre vor dem Hause des Inspektors angelegt worden — um das herrschaftliche Haus herum. Dann schritt er über den von Unkraut über wucherten Lawntennisplatz und bog in die Lindenalle ein, wo er früher gewöhnlich seine Cigarre geraucht hatte und wo vor drei Jahren die hübsche Kirimowa, die auf dem Gute zu Besuch gewesen war, mit ihm kokettiert hatte.

Nachdem er die Rede, die er morgen den Bauern halten wollte,

kurz überdacht, ging Nechljudow zu dem Inspektor und besprach mit ihm beim Tee nochmals die Frage, wie er sein Gut am besten liquidieren solle. Darauf begab er sich, vollständig beruhigt und zufrieden mit dem guten Werk, das er an seinen Bauern thun wollte, in das große Haus auf das für ihn bereitete Zimmer, welches immer zur Beherbergung der Gäste diente.

In dem kleinen, reinlichen Zimmer mit einem Spiegel zwischen den Fenstern und venetianischen Ansichten an den Wänden stand ein sauberes Sprungfederbett und ein Tischchen mit Wasserkaraffe, Zündhölzchen und Lichtlöscher. Auf dem großen Tisch beim Spiegel lag sein geöffneter Koffer, aus welchem das Toilettenecessaire und einige mitgenommene Bücher hervorsahen. Es waren: eine russische Untersuchung über die Gesetze des Verbrechens, ein deutsches und ein englisches Werk über dasselbe Thema. Nechljudow hatte die Absicht, diese Bücher in den freien Augenblicken während seiner Landreise zu lesen, heute aber war es schon zu spät und er schickte sich an zu Bett zu gehen, um sich morgen früh zu der Auseinandersetzung mit den Bauern vorzubereiten.

Im Zimmer, in einer Ecke, stand ein altertümlicher Mahagonilehnstuhl mit Inkrustation. Und der Anblick dieses Lehnstuhls, den Nechljudow in dem Schlafzimmer seiner Mutter gesehen zu haben sich erinnerte, erweckte plötzlich in seiner Seele ein ganz unerwartetes Gefühl. Es that ihm plötzlich leid um das Haus, das in Verfall geraten, um den Garten, der verwildern würde, um die Wälder, die man abholzen würde, um all die Viehhöfe, Pferdeställe, Gerätschaftsschuppen, Maschinen, Pferde, Kühe, die, wenn auch nicht von ihm selbst, aber immerhin mit soviel Mühe — er wußte es — angeschafft und unterhalten worden waren. Früher war es ihm leicht erschienen, auf all das zu verzichten, jetzt aber that es ihm nicht nur um dieses leid, sondern auch um das Land und um die Hälfte der Einkünfte, die ihm jetzt so notwendig werden konnten. Und sogleich stellten sich dienstfertig allerlei Überlegungen ein, die ihn darüber aufklärten, daß es unklug und falsch wäre, das Land den Bauern zu geben und seine Wirtschaft zu zerstören.

»Ich darf kein Land besitzen. Wenn ich aber kein Land habe, so kann ich die Wirtschaft nicht mehr aufrecht erhalten. Außerdem reise ich jetzt nach Sibirien und kann daher weder das Haus, noch das Gut gebrauchen«, sprach die eine Stimme.

»Das ist ja richtig«, sagte die andere Stimme, »aber erstens wirst Du doch nicht Dein ganzes Leben in Sibirien verbringen. Wenn Du heiratest, so kannst Du Kinder bekommen. Und wie Du selbst das Gut in geordneten Verhältnissen er halten hast, so mußt Du es ebenso Deinen Kindern übergeben. Es giebt Verpflichtungen der Erde gegenüber. Alles weggeben und vernichten ist sehr leicht, viel schwerer ist das Anschaffen und Aufbauen. Vor allem aber mußt Du Dir über Deine Lebenspläne klar werden, wissen, was Du mit Dir selbst anfangen willst, und dann demgemäß über Dein Eigentum verfügen. Ist Dein Entschluß auch fest? Und dann — thust Du das, was Du thust, aus Gewissenszwang, oder nur der Leute wegen, um vor ihnen zu prahlen?«

Dieser Frage gegenüber mußte Nechljudow zugeben, daß das, was die Leute darüber sagen würden, auf seinen Entschluß nicht ohne Einfluß gewesen war. Und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr neue Fragen erhoben sich in ihm, und desto schwieriger wurde ihre Lösung.

Um diese Gedanken los zu werden, legte Nechljudow sich ins frische Bett und wollte mit der Absicht einschlafen, morgen mit frischem Kopf die Fragen zu entscheiden, die ihn jetzt verwirrten. Aber lange konnte er den Schlaf nicht finden.

Durch die offenen Fenster strömte mit der kühlen Nachtluft und dem Mondschein das Quaken der Frösche herein, das durch das Schluchzen und Flöten der Nachtigallen im Park unterbrochen wurde. Eine der Nachtigallen saß ganz nahe, im aufblühenden Fliederbusch unterm Fenster. Während Nechljudow den Nachtigallen und Fröschen zuhörte, fiel ihm die Musik der Inspektorstochter im Gefängnis ein. Als er an den Inspektor dachte, fiel ihm auch die Maslowa ein und wie ihre Lippen, wie bei den quakenden Fröschen zitterten, als sie ihr »Lassen Sie das ganz . . . « sagte. Dann begann der Deutsche, der Gutsinspektor, zu den Fröschen hinabzusteigen.

Nechljudow wollte ihn zurückhalten, aber der Inspektor kroch nicht nur hin unter, sondern verwandelte sich auch in die Maslowa und begann ihm Vorwürfe zu machen: »Ich bin eine Zwangsarbeiterin und Sie sind ein Fürst.«

»Nein, ich will nicht nachgeben!« dachte Nechljudow. Er erwachte und fragte sich:

»Nun, thue ich gut so oder böse? Ich weiß es nicht und es ist mir auch gleich. Egal. Nur schlafen muß ich jetzt.«

Und er begann selbst dahin hinunter zu steigen, wohin der Inspektor und die Maslowa gekrochen waren, und dort nahm alles ein Ende.



Zweites Kapitel.

Am anderen Tage erwachte Nechljudow um 9 Uhr früh. Ein junger Bureauschreiber, der den Gutsherrn bediente, hörte, daß er sich bewegte und brachte ihm die Stiefel, so glänzend, wie sie nie gewesen waren, und klares kaltes Quellwasser. Er meldete, daß die Bauern sich schon versammelten. Sich besinnend, sprang Nechljudow aus dem Bett. Von den gestrigen Gefühlen des Bedauerns, daß er das Land vergeben und die Wirtschaft auflösen wolle, war keine Spur mehr. Er erinnerte sich ihrer jetzt nicht ohne Verwunderung. Er freute sich jetzt auf das Werk, das ihm bevorstand und war unwillkürlich stolz darauf. Aus dem Fenster seines Zimmers sah man den überwucherten Lawntennisplatz, auf welchem sich, der Weisung des Inspektors gemäß, die Bauern versammelten. Die Frösche hatten nicht umsonst am Abend gequakt. Das Wetter war trübe. Seit dem frühen Morgen fiel ein stiller, warmer Regen, der in Tröpfchen an den Blättern, Zweigen und Grashalmen hing. Außer dem Dufte des Grüns, drang durchs Fenster noch der Geruch der Erde, die nach Regen lechzte.

Während Nechljudow sich ankleidete, sah er mehrmals zum Fenster hinaus und beobachtete, wie sich die Bauern auf dem Platze versammelten. Einer nach dem anderen kamen sie heran, begrüßten sich, indem sie voreinander ihre Hüte und Mützen zogen, und stellten sich im Kreise auf, auf ihre Stöcke gestützt.

Der Inspektor, ein praller, muskulöser und starker junger Mann, in

kurzer Joppe mit grünem Stehkragen und riesigen Knöpfen kam, um Nechljudow zu melden, daß alle versammelt seien. — Sie könnten aber warten, Nechljudow möge nur seinen Kaffee oder Thee trinken, beides sei bereit.

»Nein, ich gehe lieber gleich hin«, sagte Nechljudow, der für sich selbst völlig unerwartet, bei dem Gedanken an die bevorstehende Verhandlung mit den Bauern von einem Gefühl von Schüchternheit und Schande befallen wurde.

Er ging, um einen Wunsch der Bauern zu erfüllen, an dessen Erfüllung sie nicht einmal zu denken wagten, er ging, um ihnen das Land zu einem billigen Preise zu übergeben, oder mit an deren Worten, ihnen eine Wohlthat zu erweisen, — und dennoch schämte er sich vor etwas. Als Nechljudow sich den versammelten Bauern genähert hatte und die blonden, lockigen, kahlen und grauen Köpfe sich entblößten, da wurde er so verlegen, daß er lange nichts sagen konnte. Der Regen fuhr fort, in kleinen Tröpfchen niederzufallen, die an dem Haar, den Bärten und den rauhen Röcken der Bauern hängen blieben. Die Bauern blickten auf den Gutsherren und warteten, was er sagen würde. Er aber war so verwirrt, daß er nichts sagen konnte. Das peinliche Schweigen wurde durch den Verwalter, den ruhigen Deutschen, der sich für einen Kenner des russischen Bauern hielt und ausgezeichnet und korrekt russisch sprach, unterbrochen. Dieser starke, überfütterte Mensch bildete, wie Nechljudow selbst, einen frappanten Gegensatz zu den hageren Bauern, deren Gesichter runzelig waren und deren magere Schulterblätter unter den Röcken hervorragten.

»Hier der Fürst will Euch eine Wohlthat erweisen, Euch das Land geben. — Nur seid Ihr's gar nicht wert«, sagte der Deutsche.

»Wieso nicht wert, Wassilij Karlytsch? Haben wir denn nicht für Dich gearbeitet? Wir waren mit der verstorbenen gnädigen Frau sehr zufrieden, Gott habe sie selig! und auch der junge Fürst verläßt uns gottlob nicht . . . « begann schönrednerisch ein rothaariger Bauer.

»Ich habe Euch, wie gesagt, eben darum gerufen, weil ich unter Euch das ganze Land verteilen möchte«, begann Nechljudow.

Die Bauern schwiegen, als verstünden sie es nicht oder als

glaubten sie nicht daran.

»In welchem Sinne soll man das verstehen: das Land verteilen?« sagte ein Bauer in mittleren Jahren.

»An Euch verpachten, damit Ihr es gegen ein geringes Entgelt ausnutzen könnt . . . «

»Das wäre schön«, sagte ein Alter.

»Wenn nur der Preis nicht über die Kräfte geht . . . « meinte ein anderer.

»Warum soll man das Land nicht nehmen?«

»Uns ist das eine gewohnte Sache, von der Mutter-Erde leben wir . . . «

»Auch Sie werden es so ruhiger haben — nur das Geld einzukassieren! Während sonst Schlimmes genug dabei war! . . . « ließen sich Summen vernehmen.

»Das Schlimme kam von Euch«, sagte der Deutsche. »Wenn Ihr gearbeitet hättet und Ordnung gehalten . . . «

»Das kann unsereins nicht, Wassilij Karlytsch!« begann ein spitznasiger, hagerer Alter. »Da sagst Du: warum hast Du Dein Pferd ins Korn laufen lassen? Hab' ich 's denn gethan? Ich habe mir den Tag über, den Tag, so lang wie ein Jahr, den Arm mit der Sense müde gearbeitet, oder so was, bin mal nächstens beim Pferdehüten eingeschlafen, und das Tier läuft in Deinen Hafer. — Da muß ich mein Fell dafür herhalten . . . «

»Ihr solltet eben Ordnung halten . . . «

»Hast gut sagen: Ordnung. Wenn unsere Kraft nur ausreichte . . . « entgegnete ein schwarzer langer Bauer von mittlerem Alter, der ganz mit Haaren bewachsen war.

»Ich hab' Euch doch gesagt, Ihr solltet einen Zaun machen . . . «

»Gieb Du das Holz dazu her!« fiel von hinten ein kleiner unansehnlicher Bauer ein. »Vorigen Sommer wollt' ich einen Zaun machen, da hast Du mich auf drei Monat' ins Loch, die Läuse füttern, gesteckt . . . Schöner Zaun, das, geworden . . . «

»Was ist denn das, was er da sagt?« fragte Nechljudow den Inspektor.

»Der erste Dieb im Dorfe«, antwortete der Inspektor auf deutsch.
»Jedes Jahr krieg ich ihn im Walde . . . «

»Lerne mal fremdes Eigentum achten!« fuhr der Inspektor, zu dem Bauern gewandt, fort.

»Als wenn wir Dich nicht achten?« sagte der Alte. »Wir müssen Dich ja respektieren, denn Du hast uns in Deiner Hand, machst aus uns, was Du willst . . . «

»Na, mein Bester, Euch thut schon keiner so leicht was zu leid, wenn *Ihr* einen nur ungeschoren ließet . . . «

»Jawohl: ungeschoren . . . Da hast Du mir im Sommer die Schnauze zerschlagen, und es blieb dabei . . . Mit dem Reichen geh' nicht ins Gericht!«

»Vergehe Du Dich nächstens nicht gegen das Gesetz.«

Es ging augenscheinlich ein Wortturnier an, bei welchem die Beteiligten nicht recht wußten, wozu und um was sie sich stritten. Man bemerkte dabei auf der einen Seite eine durch Furcht zurück gehaltene Verbitterung, auf der anderen das Bewußtsein der Überlegenheit und Macht. Nechljudow fiel es schwer, ein Zeuge dessen zu sein, und er versuchte, zur Sache zurückzukehren: die Preise und die Zahlungstermine festzusetzen.

»Also wie ist es denn mit dem Lande? Wollt Ihr? Und welchen Preis wollt Ihr festsetzen, wenn Ihr das ganze Land bekommt?«

»Die Ware ist Euer, sagen Sie Ihren Preis . . . «

Nechljudow nannte den Preis. Wie das so immer zu sein pflegt, begannen die Bauern, obgleich der von Nechljudow festgesetzte Preis bedeutend niedriger war, als der, den man überall in der Umgegend zahlte, zu feilschen und fanden den Preis zu hoch. Nechljudow hatte erwartet, daß sein Vorschlag mit Freuden angenommen werden würde, aber von irgend einer Äußerung der Freude war nichts zu bemerken. Nur daraus konnte Nechljudow schließen, daß sein Antrag für die Bauern vorteilhaft war, daß sie, als die Frage aufgeworfen wurde, wer das Land übernehmen sollte, die ganze Gemeinde, oder eine Genossenschaft, heftig unter einander zu streiten begannen; die einen waren für die Gemeinde, die anderen aber wollten die schlechten und schwachen Zahler von

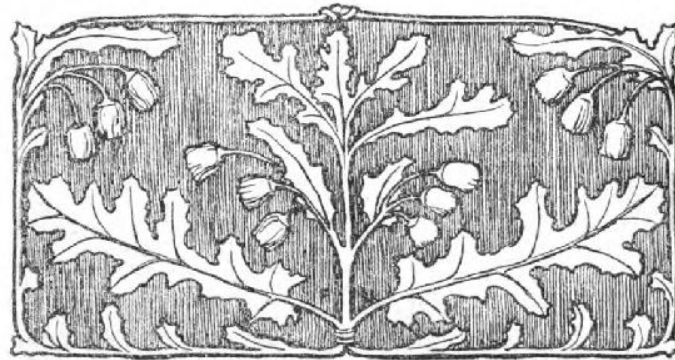
der Pacht ausschließen.

Endlich, dank der Einmischung des Inspektors, wurden der Preis und die Zahlungsfristen fest gesetzt und die Bauern gingen in lautem Gespräch die Anhöhe hinab ins Dorf, während Nechljudow sich in das Bureau begab, um mit dem Inspektor den Entwurf des Vertrages aufzusetzen.

Alles war so abgelaufen, wie Nechljudow es gewünscht und erwartet hatte: die Bauern erhielten das Land um etwa dreißig Prozent billiger, als es in der Umgegend verpachtet wurde. Seine eigenen Einkünfte vom Gut verringerten sich zwar um die Hälfte, waren für ihn aber immerhin noch ausreichend, besonders unter Hinzufügung der Summe, die er für den verkauften Wald erhalten hatte, und derjenigen, die aus dem Verkauf des Inventars gelöst werden sollte. Alles, schien es, war in Ordnung; Nechljudow aber war es, als müßte er sich doch wegen irgend etwas schämen. Er sah, daß die Bauern, obgleich einige von Ihnen ihm gedankt hatten, doch unzufrieden waren und etwas Größeres erwartet hatten. Das Ergebnis war also, daß er sich selbst viel genommen, für die Bauern aber doch nicht das gethan, was sie erwartet hatten.

Am anderen Tag wurde der Kontrakt unter geschrieben. Von den erwählten Ältesten geleitet, setzte sich Nechljudow in die »schicköse« — wie der Fuhrmann von der Station sie nannte — Troika des Inspektors und fuhr zur Station, nachdem er sich von den Bauern, die bedenklich und unzufrieden die Köpfe schüttelten, verabschiedet hatte.

Die Bauern waren unzufrieden. Unzufrieden mit sich selbst war auch Nechljudow. Womit er unzufrieden war, wußte er nicht, aber es war ihm traurig zu Mut und er schämte sich, ohne einen bestimmten Grund dazu.



Drittes Kapitel.

Von Kusjminskoje fuhr Nechljudow auf das von den Tanten geerbte Gut, dasselbe, wo er Katjuscha kennen gelernt hatte. Er wollte es auch auf diesem Gut mit dem Lande ebenso einrichten, wie er es in Kusjminskoje gethan hatte. Außerdem wollte er dort alles über Katjuscha und ihr und sein Kind in Erfahrung bringen, was noch zu erfahren möglich war: ob das Kind in der That gestorben und unter welchen Umständen.

Er kam in Panowo frühmorgens an, und das erste, was ihm auffiel, als er in den Hof einfuhr, war der Zustand der Verödung und Baufälligkeit, in welchem sich alle Gebäude und besonders das herrschaftliche Haus befanden. Das eiserne, ehemals grüne Dach war seit langem nicht mehr gestrichen worden und vom Rost gerötet; mehrere Pfannen waren aufgerissen, wahrscheinlich vom Sturm. Die Holzverkleidung des Hauses war stellenweise, dort, wo es die Leute am bequemsten hatten, abgerissen worden, nachdem man die rostigen Nagelköpfe abgezwickelt hatte. Die Freitreppen — die vordere und die ihm besonders erinnerliche hintere — waren verfault und abgerissen, nur noch die Balken waren übrig. In einigen Fenstern sah man statt der Scheiben Bretterschläge. Das Seitengebäude, in welchem der Inspektor gewohnt hatte, die Küche und die Ställe, alles war alt und grau. Nur der Garten war nicht verödet, er war gewachsen und dichter geworden und stand jetzt in voller Blüte. Hinter dem Zaun ragten, wie weiße Wolken, blühende

Kirschen-, Apfel- und Pflaumenbäume empor. Die Fliederhecke blühte ebenso wie damals vor zwölf Jahren, als Nechljudow hinter ihr mit der sechzehnjährigen Katjuscha Haschhasch gespielt hatte, gefallen war und sich an den Nesseln verbrannt hatte. Der Lärchenbaum, den Sofja Iwanowna neben dem Hause gepflanzt hatte und der damals nicht größer als eine Bohnenstange gewesen war, war jetzt schon ein großer Baum, der einen Balken abgegeben hätte, ganz mit gelbgrünen, zartflaumigen Nadeln bekleidet. Der Fluß war bis an die Ufer gestiegen und rauschte in den Schleusen der Mühle.

Der Inspektor, ein früherer Zögling eines geistlichen Seminars, das er nicht absolviert hatte, empfing Nechljudow lächelnd auf dem Hofe, geleitete ihn in das Bureau und verschwand mit demselben Lächeln, das gleichsam etwas versprechen wollte, hinter der Scheidewand. Hinter der Scheidewand wurde geflüstert, worauf Schweigen eintrat. Der Fuhrmann fuhr, nachdem er ein Trinkgeld erhalten hatte, schellenklirrend über den Hof, und alles wurde still. Gleich darauf lief an dem Fenster vorbei ein barfüßiges Mädchen im ausgenähten Hemde, mit Butterblumen als Ohrschmuck. Hinter dem Mädchen her lief ein Bauer, der mit dem eisernen Beschlag seiner schweren Stiefel auf dem harten Fußweg stampfte.

Nechljudow setzte sich ans Fenster, sah in den Garten hinaus und horchte. Durch das kleine zweiflügelige Fenster zog die frische Frühlingsluft, das Haar auf Nechljudows schweißiger Stirn und die auf dem zerschnitzten Fensterbrett umherliegenden Notizblätter leise bewegend. Es roch nach aufgegrabener Erde. Auf dem Flusse klatschten — trapatap, trapatap — einander unterbrechend die Mangeln der Weiber, und die Töne glitten und zerstreuten sich über die im Sonnenlicht glänzende Spiegelfläche des eingedämmten Flusses. Von der Mühle her hörte man das gleichmäßige Geräusch des über die Schleusen stürzenden Wassers. Mit lautem, erschrockenem Summen flog hart am Ohre Nechljudows eine Fliege vorbei.

Und plötzlich erinnerte sich Nechljudow, wie er schon früher einmal, vor langer Zeit, als er noch jung und unschuldig war, ebenso

durch das gleichmäßige Rauschen der Mühle hindurch das Klatschen der Mangeln auf der nassen Wäsche gehört hatte, wie der Wind ebenso mit dem Haar auf feiner feuchten Stirn und den Notizblättchen auf dem zerschnitzten Fensterbrett gespielt hatte und wie die Fliege ebenso erschrocken an seinem Ohr vorbeigeflogen war. Nicht daß er sich wieder in seine Jugend hineinversetzte und sich selbst wieder als achtzehnjährigen Jüngling sich vorzustellen versuchte, aber er fühlte sich aufs neue ebenso frisch und rein, ebenso voll der allergrößten Möglichkeiten und Aussichten für die Zukunft. Und zugleich wußte er, wie es einem nach einem Traume zu gehen pflegt, daß das alles schon unwiederbringlich verloren war, und es wurde ihm trübe zu Mut.

»Wann befehlen Sie zu speisen?« fragte lächelnd der Inspektor.

»Wann Sie wollen, ich bin nicht hungrig. Ich will einmal durchs Dorf gehen . . . «

»Sonst, wenn es Ihnen gefällig wäre, sich ins Haus zu begeben . . . Drinnen ist bei mir alles in Ordnung — belieben Sie sich zu über zeugen . . . Wenn es von außen . . . «

»Nein, später . . . Sagen Sie mir aber, bitte, giebt es hier bei Ihnen eine Frau Namens Matrjona Charina?«

Nechljudow erkundigte sich nach der Tante Katjuschas.

»Jawohl, im Dorf . . . Ich kann mit ihr durchaus nicht fertig werden . . . Sie hält eine geheime Schenke. Ich weiß es, habe sie überführt und vorgenommen. Aber ein Protokoll aufnehmen — sie ist alt, hat Enkelkinder, — da thut sie einem leid . . . « sagte der Inspektor mit dem selben Lächeln, das den Wunsch ausdrückte, seinem Herrn angenehm zu sein, und die Überzeugung, daß Nechljudow, ebenso wie er, allerlei begreife.

»Wo wohnt sie? Ich möchte zu ihr hin.«

»Am Ende des Dorfes, das drittletzte Häuschen.

Links steht ein Ziegelhaus, und gleich hinter diesem Hause ist auch ihre Hütte . . . Ich werde Sie doch lieber begleiten . . . «

»Nein, danke, ich werde sie schon selbst finden. Und Sie, bitte, benachrichtigen die Bauern, daß sie sich hier versammeln sollen, ich

hätte mit ihnen wegen des Landes zu sprechen . . . « sagte Nechljudow, in der Absicht, sich hier mit den Bauern ebenso wie in Kusjminskoje auseinanderzusetzen, und zwar, wenn möglich, noch heute Abend.



Viertes Kapitel.

Als Nechljudow zum Thor hinaustrat, begegnete er auf dem ausgetretenen Fußpfad, der über die mit Wegerich und Porsch überwachsene Viehweide führte, dem Bauernmädchen mit dem bunten Hemd und den Butterblumen. Sie kam schon zurück, indem sie rasch ihre dicken nackten Füße rührte und mit der linken Hand vor sich her fuchtelte, während sie mit der rechten einen roten Hahn fest an ihren Bauch drückte. Der Hahn mit seinem schwankenden roten Kamme schien vollkommen ruhig, nur die Augen gingen ihm über und den einen schwarzen Fuß zog er bisweilen ein und streckte ihn dann wieder aus, indem er mit den Krallen die Schürze des Mädchens zu fassen suchte. Als das Mädchen sich Nechljudow näherte, mäßigte sie ihr Tempo und ging vom Lauf zum Schritt über. Hart vor ihm blieb sie dann stehen und verbeugte sich vor ihm, indem sie den Kopf zuerst zurückwarf. Erst als er schon vorbeigegangen war, lief sie mit ihrem Hahn weiter. Als Nechljudow zum Brunnen hinabstieg, begegnete er einer Alten im schmutzigen, groben Hemd, die auf dem gekrümmten Rücken die Tracht mit zwei schweren, vollen Eimern trug. Die Alte stellte die Eimer vorsichtig hin und grüßte ihn ebenso, indem sie erst den Kopf mit einem Schwung zurückwarf.

Hinter dem Brunnen begann das Dorf. Es war ein klarer, heißer Tag, und um 10 Uhr war es schon schwül. Die Wolken begannen sich zu sammeln und verdeckten hie und da die Sonne. Über die ganze Straße hin zog der scharfe, ätzende und nicht unangenehme

Düngergeruch, der sowohl von den auf dem glänzend glattgewalzten Wege sich hinziehenden Mistfuhren herkam, als auch hauptsächlich von den aufgewühlten Düngerhaufen in den Höfen, an deren offenen Thoren Nechljudow vorbeiging. Die hinter den Fuhren bergauf gehenden barfüßigen Bauern in ihren mit Jauche beschmierten Hosen und Hemden sahen sich nach dem großen, dicken Herrn um, der im grauen Hut mit einem in der Sonne glänzen den Seidenbände, bei jedem zweiten Schritt den blanken Rohrstock mit flimmerndem Knopf auf den Boden setzend zum Dorfe hinaufging. Die von den Feldern zurückkehrenden Bauern, die auf den Böcken der leeren Wagen im Trabe hin und her gerüttelt wurden, zogen die Mützen und beobachteten erstaunt den ungewöhnlichen Menschen, der auf ihrer Straße ging. Die Weiber kamen vor die Thore und auf die Treppen heraus und wiesen einander auf ihn hin, indem sie ihn mit den Augen begleiteten.

An dem vierten Thor, an dem Nechljudow vorbeiging, hielten ihn die knarrend aus den Höfen herausfahrenden Wagen auf. Die Wagen waren hoch mit glatt geklatschtem Mist beladen und oben auf lag eine kleine Bastdecke zum Sitzen. Ein sechsjähriger Junge, erregt von der Erwartung des Spazierenfahrens, ging hinter einer der Fuhren her. Ein junger Bauer in Bastschuhen zog, mit großen Schritten einerschreitend, das Pferd aus der Pforte heraus. Ein langbeiniges falbes Fohlen sprang aus dem Hofe, aber scheute vor Nechljudow, drückte sich an die Fuhre und lief, sich die Beine an den Rädern stoßend, eilig seiner Mutter voran, die unruhig wurde und leicht zu wiehern begann. Das nächste Pferd führte ein hagerer, rüstiger Alter, ebenfalls barfuß, in gestreiften Hosen und einem langen, schmutzigen Hemde, durch das auf dem Rücken die mageren Wirbel hervorstanden.

Als die Pferde auf dem glattgewalzten Weg, der mit grauen, wie ausgebrannten Miststücken übersät war, angelangt waren, kehrte der Alte zum Thor zurück und grüßte Nechljudow.

»Bist wohl der Neffe von unseren gnädigen Fräulein?«

»Jawohl, ja.«

»Willkommen? Bist wohl zu uns zu Besuch gekommen?« begann

gesprächig der Alte.

»Ja, jawohl . . . Nun, wie geht es Euch denn?« fragte Nechljudow, der nicht wußte, was er sagen sollte.

»Wie soll es uns denn gehen! Unser Leben ist nichts wert . . . « sagte singend, wie mit einem gewissen Vergnügen der redselige Alte.

»Wie denn das?« fragte Nechljudow, ins Thor tretend.

»Was führen wir denn für ein Leben? Unser Leben ist ein schlimmes Leben . . . « antwortete der Alte, indem er Nechljudow auf einen bereits bis zur Erde gesäuberten Platz unterm Schutzdach folgte.

»Ich habe — da sind sie — zwölf Seelen«, fuhr der Alte fort, indem er auf zwei Weiber wies, die mit verschobenen Kopftüchern und auf gesteckten Röcken, schwitzend, die Waden bis zur Hälfte mit Mistjauche beschmiert, die Mistgabeln in den Händen, auf einem Vorsprung des noch nicht weggeräumten Düngers standen. »Jeden Monat sind sechs Pud nötig. Und wo soll man sie hernehmen?«

»Reicht denn das eigene nicht aus?«

»Das eigene?!« sagte mit einem verächtlichen Lächeln der Alte. »Ich habe Land für zwei Seelen und im letzten Jahre bloß acht Haufen geerntet . . . Bis zu Weihnachten hats nicht gelangt . . . «

»Was macht Ihr denn da?«

»Es muß eben gemacht werden . . . Da hab' ich einen als Knecht weggegeben und bei Euer Gnaden etwas Geld geborgt. Noch vor den Fasten war alles vorweggenommen und die Steuern sind nicht bezahlt.«

»Wieviel Steuern zahlst Du denn?«

»Auf meinen Hof kommen siebzehn Rubel pro Drittel . . . Ach, Gott behüte, so ein Leben! Man weiß selbst nicht, wie man sich da durch schlägt.«

»Darf man bei Euch eintreten?« fragte Nechljudow, während er langsam über den kleinen Hof ging und von dem gesäuberten Platz auf die noch nicht weggeräumten und mit den Gabeln locker gemachten, safrangelben, stark riechenden Mist schichten trat.

»Warum denn nicht, tritt nur ein!« sagte der Alte. Und mit schnellen Schritten barfuß über den Mist schreitend, daß die Jauche ihm zwischen den Zehen hervortrat, überholte der Alte Nechljudow und öffnete ihm die Thür in die Hütte.

Die Weiber rückten ihre Kopftücher zurecht, ließen die Röcke herunter und blickten mit neu gierigem Staunen auf den sauberen Herrn mit den goldnen Knöpfen an den Ärmeln, der ihr Haus betrat.

Aus der Hütte sprangen zwei kleine Mädchen in Hemden heraus. Den Kopf einziehend und die Mütze abnehmend, trat Nechljudow in den Flur und in die enge und schmutzige, nach sauer gewordenem Essen riechende Stube, in der zwei Webstühle standen. In der Stube am Ofen stand ein altes Weib mit aufgekrempten Ärmeln, die die mageren, sehnigen, sonnverbrannten Arme sehen ließen.

»Da kommt der gnädige Herr zu uns zu Besuch«, sagte der Alte.

»Nun, willkommen!« grüßte freundlich die Alte, die aufgekrempten Ärmel zurückschlagend.

»Ich wollte mal sehen, wie Ihr lebt«, sagte Nechljudow.

»Ja, so leben wir eben, wie Du siehst. Die Hütte scheint bald einstürzen zu wollen, man muß nur aufpassen, daß niemand dabei umkommt . . . Der Alte meint zwar, auch die sei uns gut genug . . . Ja, so leben wir — wie die Könige!« sprach die flinke Alte, nervös mit dem Kopf zuckend. »Gleich setz' ich das Mittagessen auf den Tisch . . . Will meine Arbeitsleut' füttern!«

»Was eßt Ihr denn zu Mittag?«

»Was wir essen? Schöne Speisen. Der erste Gang ist Brot mit Kwaß, der zweite Kwaß mit Brot . . . « sagte die Alte, indem sie ihre halb abgenutzten Zähne zeigte.

»Nein, ohne Spaß, zeigt mir, was Ihr heute essen werdet?«

»Essen?« meinte lachend der Alte. »Unser Essen ist nicht schwer zu bereiten. Zeig' ihm mal, Alte!«

Die Alte schüttelte verwundert den Kopf.

»Möchtest unser Bauernessen sehen? Bist ein komischer Kauz, gnädiger Herr, wenn ich Dich so anseh'. Mußt alles wissen . . . Ich sagte Dir: Brot und Kwaß, dann noch Suppe — da haben die Weiber

gestern etwas Ziegenkraut gebracht, das giebt denn die Suppe. Dann hernach Kartoffeln . . . «

»Und nichts mehr?«

»Was denn noch? Etwas Milch dazu . . . ' sagte die Alte schmunzelnd, indem sie auf die Thür blickte.

Die Thür stand offen, und der Flur war voller Leute. Kinder, Mädchen und Weiber mit Säuglingen drängten sich in der Thür, um den wunderlichen Herrn zu sehen, der sich für das Bauernessen interessierte. Die Alte war offen bar stolz darauf, daß sie mit dem Herrn so geschickt umzugehen verstand.

»Ja, schlecht, schlecht ist unser Leben, gnädiger Herr, davon ist keine Rede . . . « sagte der Alte. — »Wohin drängt Ihr?« schrie er die in der Thür Stehenden an.

»Nun, lebt wohl!« sagte Nechljudow, der Unbehagen und Scham empfand, über deren Ursache er sich keine Rechenschaft gab.

»Wir danken schön für den Besuch!« grüßte der Alte.

Im Nur drängte sich das Volk zusammen, um ihn durchzulassen. Er trat ins Freie und ging die Straße hinauf. Ihm nach liefen aus dem Flur zwei barfüßige Knaben, der ältere in einem schmutzigen, früher weiß gewesenem, der zweite in einem ausgebleichenen rosafarbenen Hemde. Nechljudow sah sich nach ihnen um.

»Wohin wirst Du denn jetzt gehen?« fragte der Knabe im weißen Hemde.

»Zu Matrjona Charina«, sagte er. »Kennt Ihr sie?«

Der kleine Junge im Rosahemdchen lachte über irgend etwas, der ältere aber fragte ernst:

»Welche Matrjona? Ist sie alt?«

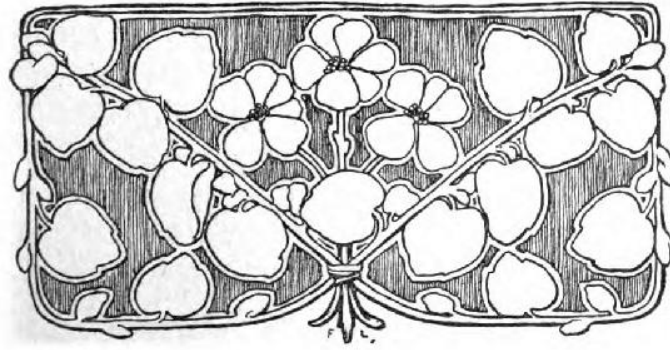
.Ja. alt.«

»O — o!« rief er. »Das ist die Mutter Semjonicha am Ende des Dorfes. Wir werden Dich begleiten. Hörst Du, Fedjka, wir wollen ihn begleiten!

»Und die Pferde?«

»Schad't nichts!«

Fedjka war einverstanden, und die drei gingen zum Dorf hinauf.



Fünftes Kapitel.

Nechljudow fühlte sich in der Gesellschaft der Knaben wohler als unter den Erwachsenen und kam mit ihnen unterwegs in ein Gespräch. Der kleine Junge im Rosahemdchen hörte auf zu lachen und sprach ebenso vernünftig, wie der ältere.

»Nun, wer ist denn bei Euch am ärmsten?« fragte Nechljudow.

»Wer am ärmsten ist? Michajla ist arm, Semjon Makarow, auch Marfa ist sehr arm . . . «

»Und Anisja, die ist noch ärmer . . . Anisja hat keine Kuh . . . geht betteln . . . « sagte der kleine Fedja.

»Sie hat keine Kuh, aber dafür sind sie nur zu dritt . . . Bei Marfa aber sind fünfe im Haus«, entgegnete der ältere Knabe.

»Doch, sie ist dafür Witwe . . . « verteidigte der Knabe im Rosahemdchen Anisja.

»Da sagst Du, Anisja sei Witwe! — Und Marfa ist ebensogut wie eine Witwe, hat auch keinen Mann . . . « fuhr der Ältere fort.

»Wo ist denn der Mann?« fragte Nechljudow.

»Füttert im Gefängnis die Läuse«, sagt« der ältere Knabe, einen geläufigen Ausdruck gebrauchend.

»Vorigen Sommer hat er im herrschaftlichen Walde zwei Birkenbäumchen gefällt, da sitzt er denn jetzt . . . « beeilte sich der Kleine hinzuzufügen. »Jetzt sitzt er schon den sechsten Monat, und sein Weib muß betteln . . . Drei Kinder, eine kranke Alte . . . « fuhr er

umständlich fort.

»Wo wohnt sie denn?« fragte Nechljudow.

»Hier gleich in diesem Hof . . . « sagte der Knabe, auf ein Haus weisend, vor welchem, sich kaum auf seinen Krummen X-Beinen haltend, ein winziges, blondes Kind gerade auf dem Wege stand, auf dem Nechljudow ging.

»Wasjka, wohin bist Du gelaufen, Du Strick?« schrie ein aus dem Hause herausstürzendes Weib in schmutzigen, grauen, wie mit Asche bestreuten Hemd.

Und als fürchtete sie, daß Nechljudow ihrem Kinde ein Leid anthun könnte, lief sie mit erschrockenem Gesicht auf das Kind zu, ergriff es und trug es ins Haus hinein.

Es war die Frau, deren Mann wegen der in Nechljudows Walde gestohlenen Birken im Gefängnis saß.

»Nun, und Matrjona, ist die arm?« fragte Nechljudow, als sie sich der Hütte Matrjonas näherten.

»Die und arm! Sie handelt mit Schnaps . . . « sagte resolut der magere Knabe im Rosahemd.

Als Nechljudow Matrjonas Hütte erreichte, entließ er die Knaben, trat in den Flur und dann in die Stube. Die Hütte der alten Matrjona war sechs Arschin lang, sodaß auf dem Bett, das hinter dem Ofen stand, ein großer Mensch sich nicht ausstrecken konnte.

»Auf diesem selben Bett«, dachte Nechljudow, »gebar und lag Katjuscha dann krank!«

Fast die ganze Stube war von einem Webstuhl eingenommen, den die Alte mit ihrer älteren Enkelin eben in Ordnung brachte, als Nechljudow eintrat. Nechljudow stieß sich dabei an der niedrigen Thür mit dem Kopfe. Noch zwei Enkelkinder liefen gleich hinter ihm in die Hütte hinein und blieben in der Thür stehen, sich mit den Händen an der Oberschwelle haltend.

»Was ist?« fragte böse die Alte, die wegen des nicht in Gang zu bringenden Webstuhls schlechter Laune war. Außerdem fürchtete sie, da sie heimlichen Schnapshandel trieb, alle unbekanntenen Leute.

»Ich bin der Gutsherr. Ich hätte mit Ihnen zu sprechen . . . «

Die Alte sah ihn schweigend mit forschendem Blick an. Dann verklärte sich plötzlich ihr Gesicht.

»Ach Du, mein Nesthäkchen! Und ich alte Gans habe Dich nicht erkannt, dachte — irgend ein Reisender . . . « begann sie mit verstellt freundlicher Stimme zu sprechen. »Du mein Täubchen . . . «

»Wenn wir ohne die Leute hier sprechen könnten . . . « sagte Nechljudow, auf die Thüre blickend, in der eine Schar Kinder stand und da hinter eine hagere Frau mit einem siechen, krankhaft lächelndem Kinde in einer aus Flickern zusammengenähten Kappe.

»Was habt Ihr hier zu gaffen? Ich werde Euch zeigen . . . Reich' mir mal die Krücke . . . Wollt Ihr die Thür schließen . . . « schrie die Alte die Gaffer an.

Die Kinder traten zurück und das Weib mit dem Säugling schloß die Thür.

»Und ich denke: wer doch da kommt? Und es ist der gnädige Herr selber, Du mein Goldener, mein Schönster . . . « sprach die Alte. »Wohin er kommt, ohne stolz zu sein! Ach, Du mein Brillantener! Hierher setz Dich, Euer Durchlaucht, auf den Ehrenplatz . . . « sagte sie, indem sie den Platz mit dem Fenstervorhang abwischte. »Und ich denke: was für ein Satan rennt da herein? und das sind Sie, Euer Durchlaucht selbst, unser gnädiger Herr und Wohlthäter! Vergieb Du mir alten Gans, bin blöd geworden . . . «

Nechljudow setzte sich und die Alte nahm ihm gegenüber Platz. Sie stemmte den spitzen Ellenbogen der rechten Hand in die linke, stützte darauf ihre Wange und begann mit singender Stimme zu sprechen.

»Und alt bist Du geworden, Euer Durchlaucht! Früher warst Du schön, wie eine Distel, und was ist jetzt aus Dir geworden! Auch wohl Sorgen, nicht?«

»Was ich Dich fragen wollte, erinnerst Du Dich der Katjuscha Maslowa?«

»Katerinas? Wie denn nicht, sie ist doch meine Nichte! Wie denn nicht? Hab' ich Thränen, Thränen um sie vergossen! Ich weiß ja alles. Wer, Väterchen, hat denn vor Gott keine Sünd', vor dem Zaren keine Schuld! Waren ja auch junge Jahre . . . Habt so Thee und

Kaffee mit einander getrunken, und da hat Euch der Teufel herumgekriegt . . . Stark genug ist er ja, da ist's bis zur Sünde nicht weit . . . Was ist da zu machen! Wenn Du sie noch verstoßen hättest, aber Du hast sie ja *wie* noch belohnt! Hundert Rubel hast Du ihr abgezählt! Und was hat sie gethan? Hat es nicht kapieren können . . . Hätte sie auf mich gehört, hätte sie gut leben können . . . Ja, wenn sie auch meine Nichte ist, so muß ich doch sagen — ein nichtsnutziges Mädchen! Und was für eine schöne Stellung hatte ich für sie hernach gefunden — nein, wollte sich nicht fügen und beschimpfte den Brodherrn! Wie darf denn unsereins die Herrschaften beleidigen? Was Wunder, wenn man sie da davongejagt hat! Hernach hatte sie auch bei dem Förster leben können, na, aber wollte es nicht . . . «

.Ich wollte wegen des Kindes fragen. Sie ist doch bei Euch niedergekommen? Wo blieb denn das Kind?«

»Für das Kindchen hatt' ich, Väterchen, damals gut gesorgt. Sie lag ja schwer darnieder, ich glaubte nicht, daß sie aufstehen würde. — Da hab' ich denn den Knaben, wie es sich gehört, getauft und in das Findelhaus expediert. Was sollt ich da so ein Engelchen quälen, wenn die Mutter stirbt? Andere machen's ja so, daß sie das Kind nicht füttern und es einfach hinsterven lassen . . . Ich dachte aber, was soll ich's aufs Gewissen nehmen? Geld hatten wir ja, da schickt ich's lieber ins Findelhaus . . . «

.Und die Nummer?«

»Die Nummer hatten wir, aber es starb gleich damals. Sie sagte: kaum hatt' ich's hinggebracht, so starb es.«

»Wer sie?«

»Sie, die Frau, in Skorodnoje wohnte sie . . . Sie beschäftigte sich damit . . . Malanja hieß sie, — ist jetzt auch tot. 's war eine kluge Frau! Wie sie's machte . . . Man brachte ihr beispielsweise ein Kind, sie nahm es, hielt es bei sich im Hause und fütterte es. Und sie fütterte es, Väterchen, solange, bis zum Transport genug da waren. Hatte sie drei oder vier beisammen, brachte sie sie auf einmal hin . . . Hatte es klug eingerichtet: so eine Wiege, wie zweischläfrig also, — hierhin und dorthin kannst Du die Dinger legen . . . Und ein

Griff war drangemacht. So legt' sie denn vier Stück hin, die Köpfe auseinander, damit sie nicht kixen, die Füßchen beisammen, und bracht' sie dann alle vier auf einmal fort . . . Jedem ein Saugfläschchen in den Mund, und da waren sie denn ruhig, die Dingerchen . . . «

»Nun, und?«

»Nun, so brachte sie denn auch Katerinas Kind hin, behielt es aber erst gegen zwei Wochen bei sich. Da wurd' es denn krank bei ihr.«

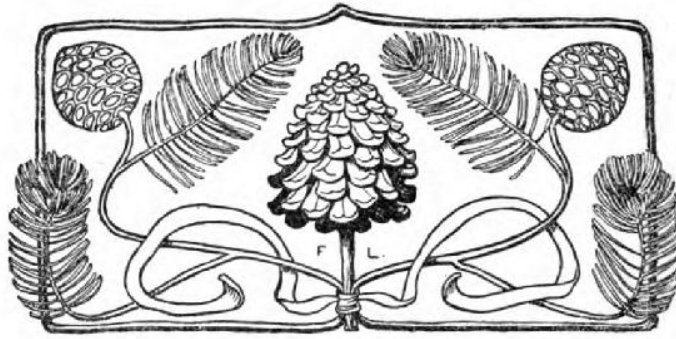
»War es denn ein nettes Kind?« fragte Nechljudow.

»So ein Kindchen, ein schöneres könnt's nicht geben! Ganz wie Du . . . « setzte die Alte hinzu, indem sie mit einem ihrer alten Augen Nechljudow zublinzelte.

.Warum wurd' es denn krank? Wohl schlecht genährt?«

»Was kann da für eine Nahrung sein! Nur so zum Schein natürlich . . . Selbstverständlich — 's ist nicht das eigene Kind! Nur daß man es lebendig hinbringt . . . Sie erzählte, sie hätt' es kaum bis nach Moskau gebracht, da sei es gestorben. Sie hat auch ein Zeugnis mitgebracht, alles, wie sich's gehört . . . War eine kluge Frau . . . «

Das war alles, was Nechljudow von seinem Kinde erfahren konnte.



Sechstes Kapitel.

Nachdem sich Nechljudow noch zweimal an den Thüren, in der Stube und im Flur, mit der Stirn gestoßen hatte, trat er auf die Straße hinaus. Die beiden Buben warteten auf ihn und noch einige andere hatten sich ihnen zugesellt. Auch einige Weiber mit Säuglingen standen da, und unter ihnen befand sich auch die Frau mit dem kleinen blutlosen Kind in der aus Flickern zusammen genähten Kappe. Das Kind lächelte eigentümlich mit seinem ganzen greisenhaften Gesichtchen und bewegte immerfort die krummen Fingerchen.

Nechljudow wußte, daß es das Lächeln des Leidens war. Er fragte, wer das Weib sei.

»Das ist dieselbe Anisja, von der ich Dir sagte«, antwortete der ältere Knabe.

Nechljudow wandte sich zu Anisja.

»Wie lebst Du denn? Womit ernährst Du Dich?« fragte er.

»Wie ich lebe? Betteln thu ich . . . « sagte Anisja und begann zu weinen.

Das greisenhafte Kind aber zerschmolz ganz in Lächeln, indem es die wie Würmer dünnen Beinchen krümmte.

Nechljudow holte sein Portefeuille heraus und gab der Frau zehn Rubel. Kaum hatte er zwei Schritte gemacht, als ihn ein anderes Weib mit einem Säugling einholte, dann eine Alte, dann noch ein Weib. Alle klagten ihm über ihre Armut und baten um Hilfe.

Nechljudow verteilte die sechzig Rubel, die er in kleinen Scheinen im Portefeuille hatte, und kehrte mit tiefer Wehmut im Herzen nach Hause zurück, in das Seitengebäude des Inspektors.

Der Inspektor empfing ihn lächelnd mit der Nachricht, daß die Bauern sich des Abends versammeln würden. Nechljudow dankte ihm und begab sich, ohne die Zimmer zu betreten, in den Garten, wo er auf den mit weißen Apfelblütenblättchen übersäten Wegen hin und her zu gehen begann, während er über das, was er gesehen, nachdachte.

Anfangs war rings um das Haus alles still, aber dann vernahm Nechljudow zwei sich einander unterbrechende erbitterte Frauenstimmen, zu denen sich nur ab und zu die ruhige Stimme des lächelnden Inspektors gesellte. Nechljudow horchte auf.

»Ich kann «s nicht . . . Das Taufkreuz reißt Du einem von der Brust!« sprach eine erbitterte Weiberstimme.

»Sie ist ja nur hereingelaufen«, sagte eine andere Stimme. »Gieb es heraus, sag' ich . . . Das Vieh quälst Du, und die Kinder bleiben ohne Milch . . . «

»Bezahl es oder arbeite es ab«, antwortete die ruhige Stimme des Inspektors.

Nechljudow trat aus dem Garten und näherte sich der Treppe, an welcher zwei zerzauste Weiber standen, von denen die eine offenbar hochschwanger war. Auf der Treppe stand, die Hände in den Taschen des Segeltuchüberziehers, der Inspektor. Als die Weiber Nechljudow erblickten, verstummten sie und begannen die verschobenen Kopftücher zurechtzuzupfen, während der Inspektor die Hände aus den Taschen nahm und lächelte.

Die Sache war die, daß die Bauern, wie der Inspektor sagte, absichtlich ihre Kälber und Kühe auf die herrschaftliche Wiese ließen. Nun waren zwei Kühe aus den Höfen dieser Weiber auf der Wiese eingefangen und auf den Gutshof gebracht worden. Der Inspektor verlangte von den Weibern dreißig Kopeken für die Kuh, oder zwei Tage Arbeit. Die Weiber aber behaupteten erstens, daß ihre Kühe eben erst auf die Wiese gelaufen seien, und zweitens, daß sie kein Geld hätten. In jedem Falle verlangten sie, daß man, wenn

sie, versprächen, den Schaden abzarbeiten, die Kühe so fort losließe. Die Kühe ständen seit dem Morgen ohne Futter da und brüllten vor Hunger.

»Wie oft habe ich Euch in Gutem gebeten«, sagte der lächelnde Inspektor, indem er sich nach Nechljudow umsah, ihn gleichsam als Zeugen anrufend, »wenn Ihr mittags die Herde heimtreibt, so paßt auf das Vieh auf.«

»Ich war nur zu dem Kind hingelaufen, da waren sie schon auf der Wiese!«

»Sollst eben nicht weglaufen, wenn du das Vieh hütetest . . . «

»Wer wird denn das Kind säugen? Du gibst ihm die Zitzen nicht . . . «

»Wenn sie noch wirklich was gefressen hätte, würd' ich nichts sagen . . . Aber so — kaum war sie hingelaufen . . . « sprach die andere.

»Alle Wiesen sind abgegrast! Wenn man nicht auf Schadenersatz sehen würde, hätten wir überhaupt kein Heu . . . «

»Ach, lüg doch nicht«, schrie die Schwangere. »Die meinigen sind noch nie gepfändet worden . . . «

»Noch nie — aber heute . . . Und da mußt Du eben zahlen oder abarbeiten.«

»Gut, so arbeite ich's ab, aber quäl' die Kuh nicht und laß sie laufen . . . Sowieso hat man weder tags noch nachts Ruhe. Die Schwiegermutter ist krank, der Mann säuft . . . Die Kraft geht einem aus und muß doch alles allein schaffen . . . Daß Dir dies Abarbeiten in der Gurgel . . . «

Nechljudow bat den Inspektor, die Kühe freizugeben und ging selbst wieder in den Garten, um seine Gedanken von neuem aufzunehmen. Aber er fand keinen Stoff mehr zum Grübeln.

Alles war ihm jetzt so klar, daß er nicht genug darüber staunen konnte, wie die Menschen das, was so klar und offenbar war, nicht sahen und wie er selbst es nicht früher gesehen hatte. Das Volk stirbt aus, hat sich an das Aussterben gewöhnt und sich Lebensformen ausgearbeitet, die der Erscheinung des Aussterbens

eigentümlich sind: die Sterblichkeit der Kinder, den Kräften nicht entsprechende Frauenarbeit, Mangel an Nahrung für alle, und besonders für die Greise. Und so allmählich ist das Volk in diese Lage geraten, daß es selbst das Schreckliche derselben nicht sieht und nicht klagt. Dadurch aber werden auch wir veranlaßt, diese Lage für natürlich und selbstverständlich zu halten. Jetzt war es Nechljudow sonnenklar, daß die hauptsächlichste Ursache der Notlage des Volkes, eine Ursache, die das Volk sehr wohl erkannte und auch immerfort als solche bezeichnete, die war, daß die Großgrundbesitzer dem Volke das Land genommen hatten, welches allein das Volk ernähren konnte. Denn es ist leicht ersichtlich, daß die Kinder und Greise daher sterben, weil sie keine Milch haben, und daß sie keine Milch haben, weil sie kein Land besitzen, um das Vieh zu weiden, Getreide und Heu zu ernten. Und es ist ferner offenbar, daß das ganze Elend des Volkes, oder wenigstens die nächste, wichtigste Ursache dieses Elends darin liegt, daß sich das Land, welches das Volk ernähren soll, nicht im Besitze des Volkes befindet, sondern im Besitze der Leute, die ihr juristisches Recht an dem Lande ausnutzend, von der Arbeit des Volkes leben. Das Land aber, das dem Volke so notwendig ist, daß es ohne dasselbe hinstirbt, wird von eben diesem Volke, das bis zur äußersten Not getrieben ist, bearbeitet, damit das gewonnene Getreide ins Ausland exportiert werde und die Besitzer des Landes sich Hüte, Spazierstöcke, Bronzen u.s.w. kaufen können.

Das alles war jetzt Nechljudow ebenso klar, wie es ihm klar war, daß Pferde, die man auf einer Wiese einzäunt, wenn sie das Gras unter ihren Füßen abgefressen haben, abmagern und hinsterven werden, bis man ihnen die Möglichkeit giebt, auf dem Boden zu grasen, auf welchem sie ihr Futter finden könnten . . .

»Und das ist schrecklich und kann und darf durchaus nicht sein. Und man muß Mittel ausfindig machen, daß das aufhöre, oder daß man wenigstens selbst nicht daran teilzunehmen brauche . . . Und ich werde diese Mittel finden«, dachte Nechljudow, während er in der nächsten Birkenallee auf und ab schritt.

»In gelehrten Gesellschaften, staatlichen Instituten und Zeitungen

reden wir über die Ursachen der Volksarmut und über die verschiedensten Mittel, den Wohlstand des Volkes zu heben, nur aber nicht über das eine, sicherste Mittel, welches die Lage des Volkes unzweifelhaft heben würde, über das Mittel, das darin besteht, daß man dem Volke das ihm entrissene notwendige Land zurückgiebt.«

Und er erinnerte sich lebhaft der Grundsätze Henry Georges und seiner ehemaligen Begeisterung für dieselben und wunderte sich darüber, wie er das alles hatte vergessen können.

»Das Land kann nicht Gegenstand des Eigentums, kann nicht Gegenstand des Kaufs und Verkaufs sein, so wenig wie Wasser, Luft und die Strahlen der Sonne es sein dürfen. Alle haben ein gleiches Anrecht an die Erde und an alle Vorteile, die sie den Menschen gewährt.«

Und er begriff jetzt, warum die Erinnerung an die Art und Weise, wie er seine Angelegenheiten in Kusjminskoje geordnet hatte, in ihm Scham erweckte. Er hatte sich selbst betrogen. Obwohl er wußte, daß der Mensch kein Recht auf den Besitz des Landes haben kann, hatte er sich selbst dieses Recht dennoch angemäßt und den Bauern einen Teil dessen verschenkt, wovon er in der Tiefe seiner Seele wußte, daß es nicht ihm gehörte. Jetzt wollte er das nicht noch einmal machen, sondern seine Verfügungen in Kusjminskoje wieder abändern. Und er legte sich im Kopf ein Projekt zurecht, das darin bestand, daß er das Land den Bauern gegen einen geringen Zins verpachtete, den Zins aber als Eigentum der Bauern anerkannte, unter der Bedingung, daß sie das Geld in eine gemeinschaftliche Kasse einzahlen und es für Steuern und Gemeindeangelegenheiten verwenden sollten. Das war zwar keine Single-tax, aber doch die bei der bestehenden Ordnung groß möglichste Annäherung an dieselbe. Die Hauptsache aber war, daß er dadurch auf die Ausnutzung seiner Rechte auf das Grundeigentum verzichtete.

Als Nechljudow das Haus betrat, bat ihn der Inspektor mit einem besonders freudigen Lächeln zu Tisch, indem er die Befürchtung aussprach, daß sonst die von seiner Frau mit Hilfe des Mädchens mit den Butterblumen in den Ohren bereitete Mahlzeit verkochen

und verbraten könnte.

Der Tisch war mit einem Tischtuch aus ungebleichter Leinwand gedeckt, anstatt der Serviette lag ein gesticktes Handtuch da und auf dem Tisch stand in einer Vieux-Saxe-Terrine mit abgeschlagenem Henkel die Kartoffelsuppe mit demselben Hahn, der bald das eine, bald das andere schwarze Bein aus gestreckt hatte und der jetzt zerschnitten und in Stücke zerhackt war, auf welchen man stellenweise noch Flaumhaare erkennen konnte. Nach der Suppe kam derselbe Hahn wieder, jetzt mit angebratenem Flaumhaar. Dann folgten Quarkkuchen mit einer großen Quantität Butter und Zucker. Wie wenig schmackhaft das alles auch war, Nechljudow aß es, ohne zu merken, was er aß, so sehr war er mit seinem Plan beschäftigt, der die Wehmut, mit der er das Dorf verlassen, plötzlich aufgelöst hatte.

Die Frau des Inspektors guckte, während das Mädchen mit den Butterblumen die Schüsseln auf trug, zur Thür herein, und der Inspektor selbst, stolz auf die Kunst seiner Frau, lächelte immer freudiger und freudiger.

Nach dem Mittag brachte Nechljudow den Inspektor mit Mühe zum Sitzen und begann ihm sein Projekt von der Übergabe des Bodens an die Bauern auseinanderzusetzen und den Inspektor um seine Meinung zu befragen. Es entsprang dieses einerseits einem Bedürfnis, sich mit jemand über das, was sein Herz bewegte auszusprechen, andererseits aber war es Nechljudow erwünscht, seinen Plan einer nochmaligen Kontrolle zu unterwerfen.

Der Inspektor lächelte und gab sich den Anschein, als hätte er alles das schon selbst längst gedacht und sei sehr erfreut, es jetzt zu hören, im Grunde genommen begriff er aber nichts davon. Und das kam augenscheinlich nicht daher, weil Nechljudow sich unklar ausgedrückt hätte, sondern bloß weil es sich aus diesem Projekte ergab, daß Nechljudow auf seinen Vorteil zu Gunsten des Vorteils anderer verzichtete. In dem Bewußtsein des Inspektors aber hatte die Wahrheit, daß ein jeder Mensch nur für seinen eigenen Vorteil, zum Nachteil der übrigen Menschen sorgt, so festen Fuß gefaßt, daß er annahm, er müsse etwas nicht recht verstehen, wenn sein

Prinzipal ihm auseinandersetzte, wie sämtliche Einkünfte vom Lande in das Gemeindegeld der Bauern abgeführt werden sollten.

»Ich verstehe wohl. Sie wollen also die Zinsen von diesem Kapital genießen«, sagte er ganz verklärt.

»Aber durchaus nicht! Begreifen Sie doch, ich gebe das Land ganz weg!«

»Dann werden Sie ja aber keine Einkünfte mehr vom Lande beziehen können?« fragte der Inspektor, während das Lächeln von seinem Gesicht zu schwinden begann.

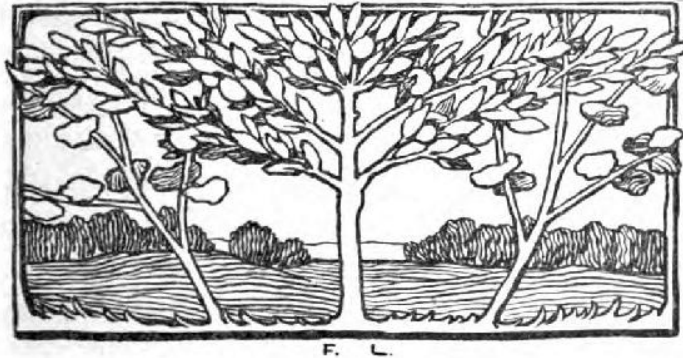
»Jawohl, ich verzichte eben darauf.«

Der Inspektor seufzte schwer auf und begann dann wieder zu lächeln. Jetzt hatte er es begriffen! Er begriff, daß Nechljudow ein nicht ganz gesunder Mensch war, und begann sofort, in dem Projekt Nechljudows, eines Menschen, der sich von seinem eigenen Besitz lossagte, nach einer Möglichkeit zu suchen, persönlich einen Nutzen daraus zu ziehen. Und durchaus wollte er dieses Projekt so auffassen, daß das an die Bauern abgetretene Land ihm, dem Inspektor, einen Nutzen abwerfen müsse.

Als er aber endlich begriff, daß das letztere nicht möglich sei, fühlte er sich gekränkt und hörte auf, sich für das Projekt zu interessieren. Er fuhr fort zu lächeln, aber nur um dem Prinzipal angenehm zu sein. Als Nechljudow sah, daß der Inspektor ihn nicht verstand, entließ er ihn und setzte sich an den mit Tinte beklebten, zerschnittenen Tisch, um einen Entwurf seines Projekts zu Papier zu bringen.

Die Sonne begann sich hinter die eben er blühten Linden zu senken und die Mücken kamen in Schwärmen ins Zimmer geflogen und stachen Nechljudow.

Als er seine Notiz beendet hatte und zu gleicher Zeit vom Torfe her das Blöken der Herde, das Knarren der aufgehenden Thore und das Stimmengewirr der sich versammelnden Bauern vernahm, sagte Nechljudow dem Inspektor, daß es nicht nötig sei, die Bauern auf den Gutshof zu rufen, da er selbst ins Dorf, zu dem Hofe, wo sie sich versammeln pflegten, gehen wolle.



Siebentes Kapitel.

Über dem Menschenhaufen vor dem Hofe des Dorfältesten schwebte ein Gemurmeln, das aber, sobald Nechljudow sich genähert hatte, verstummte. Ebenso wie in Kusjminskoje, nahmen die Bauern auch hier einer nach dem anderen die Mützen ab. Die Bauern dieser Gegend waren viel dürftiger und unkultivierter als die in Kusjminskoje; wie die Mädchen und Frauen Butterblumen in den Ohren trugen, so waren die Männer alle in Bastschuhen, selbstgefertigten Hemden und volkstümlichen Röcken. Einige waren barfuß, in bloßen Hemden, wie sie eben von der Arbeit gekommen waren.

Nechljudow nahm sich zusammen und fing seine Rede damit an, daß er den Bauern seine Absicht kund that, ihnen das Land ganz zu übergeben.

Die Bauern schwiegen, und in dem Ausdruck ihrer Gesichter zeigte sich keine Veränderung.

»Denn ich bin der Ansicht«, sprach errötend Nechljudow, »daß jeder das Recht hat, das Land zu bearbeiten und aus ihm seinen Unterhalt zu ziehen.«

»Natürlich . . . Das stimmt!« ließen sich die Stimmen der Bauern vernehmen.

Nechljudow fuhr fort darüber zu sprechen, wie der Nutzen vom Lande allen in gleicher Weise zuteil werden müsse und wie er ihnen daher empfehle, das Land zwar als Geschenk anzunehmen,

dennoch aber eine von ihnen selbst zu bemessende Pacht dafür zu zahlen und diese Pacht an das Gemeindekapital abzuführen, welches sie dann wieder für ihre eigenen Zwecke verwenden könnten.

Man vernahm zwar noch Worte der Zustimmung und Billigung, aber die ernsten Gesichter der Bauern wurden immer ernster und ernster, und die Augen, die vorhin auf den gnädigen Herrn geheftet waren, senkten sich, als wollten sie ihm die Schande über das ersparen, daß seine List von allen durchschaut worden war und er niemand damit betrügen konnte.

Nechljudow drückte sich ziemlich klar aus, und die Bauern waren verständige Leute, aber sie verstanden ihn nicht und konnten ihn aus dem nämlichen Grunde nicht verstehen, der auch dem Inspektor das Begreifen erschwert hatte. Sie waren fest davon überzeugt, daß es jedem Menschen eigen sei, seinen Vorteil wahrzunehmen. Von den Gutsbesitzern aber wußten sie schon seit langem, durch die Erfahrung mehrerer Geschlechter belehrt, daß die Gutsbesitzer stets ihren Vorteil zum Nachteil der Bauern zu erzielen suchen. Und wenn sie der Gutsbesitzer jetzt rufen läßt und ihnen etwas neues vorschlägt, so ist es klar, daß er nur darauf ausgeht, sie auf irgend eine noch schlaudere Weise als früher zu betrügen.

»Nun, wie hoch wollt Ihr denn die Pacht für das Land bemessen?« fragte Nechljudow.

»Was sollen denn wir da bemessen? Wir können das nicht . . . Das Land gehört Ihnen und die Macht gehört Ihnen . . . « wurde aus der Menge geantwortet.

»Aber nein doch, Ihr selbst sollt ja das Geld für Eure Gemeinde-Bedürfnisse verwenden.«

»Das können wir nicht . . . Die Gemeinde ist für sich, und dies ist auch wieder für sich . . . «

»Aber begreift doch«, sagte lächelnd der Inspektor, der Nechljudow gefolgt war und die Sache aufklären wollte. »Aber begreift doch, daß der Fürst Euch das Land zwar für Geld giebt, das Geld aber wiederum Euch, Eurer Gemeindekasse zukommen soll.«

»Wir begreifen sehr gut«, sagte ein verdrießlicher zahnloser Alter.

»Das ist also, wie mit der Bank, und wir müssen zum Termin zahlen . . . Und das wünschen wir nicht, denn wir haben's so schon schwer genug und würden dann ganz auf den Hund kommen . . . «

»Nein, wozu das! Wir wollen lieber nach dem alten . . . «
begannen unzufriedene und sogar grobe Stimmen zu sprechen.

Besonders lebhaft wurden die Proteste, als Nechljudow erwähnte, daß er einen Vertrag aufsetzen wolle, den er unterschreiben würde und den auch sie unterschreiben müßten.

»Was soll'n wir da unterschreiben?! Wie wir gearbeitet haben, so arbeiten wir auch weiter . . . Das hat keinen Zweck . . . Wir sind ungebildete Leute . . . «

»Damit sind wir nicht einverstanden, weil wir das nicht gewöhnt sind. Wie's war, so soll's auch bleiben . . . Wenn nur das Saatkorn aufgehoben würde . . . « ließen sich Stimmen vernehmen.

Das Saatkorn aufheben bedeutete, daß bei der jetzigen Ordnung die Saat für die Halbparselder von den Bauern geliefert werden mußte, während sie darum baten, daß das Saatkorn herrschaftlich sein sollte.

»Ihr lehnt es also ab, wollt das Land nicht haben?« fragte Nechljudow, sich an einen Bauern in mittleren Jahren wendend, dessen Gesicht strahlte.

Der Bauer war barfuß, in einem zerrissenen Rock und hielt die zerfetzte Mütze auf dem gebogenen linken Arm so gerade, wie die Soldaten ihre Mützen zu halten pflegten, wenn sie sie auf Kommando abnehmen.

»Zu Befehl, ja!« antwortete der Bauer, der sich von der Hypnose des Militärdienstes offenbar noch nicht ganz befreit zu haben schien.

»Also habt Ihr wohl genug Land?« sagte Nechljudow.

»Zu Befehl, nein!« antwortete erzwungen heiter der gewesene Soldat, indem er die zerfetzte Mütze aufmerksam vor sich hin hielt, als thäte er sie jedermann anbieten, der ihrer benötigt sei.

»Na, überlegt Euch immerhin noch, was ich Euch gesagt habe«, sprach Nechljudow erstaunt und wiederholte nochmals sein Anerbieten.

»Wir brauchen nichts zu überlegen! Wie wir's gesagt haben, so bleibt's!« sagte ärgerlich der zahnlose, finstere Alte.

»Ich bleibe morgen noch einen Tag hier . . . Wenn Ihr Euch bedacht habt, so laßt's mich wissen.«

Die Bauern antworteten nichts.

So ging denn Nechljudow wieder nach Hause, ohne irgend etwas erreicht zu haben.

»Und ich will Ihnen sagen, Fürst«, sagte unterwegs der Inspektor, »daß sie sich mit Ihnen niemals einigen werden; es ist ein starrköpfiges Volk. Besonders in einer Versammlung, — hat einer sich mal festgerannt, so bringt man ihn nicht mehr vom Fleck. Gegen alles sind sie mißtrauisch. Und doch sind diese selben Bauern, zum Beispiel jener grauhaarige, oder der schwarze, der protestierte, doch sind es alles kluge Bauern. Kommt einer mal ins Bureau und man bietet ihm ein Glas Thee an«, sprach lächelnd der Inspektor, »und läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, — klug, wie ein Minister! Alles erwägt und beurteilt er, wie sich's gehört. Auf der Versammlung aber ist er ein ganz anderer Mensch, versteift er sich einmal auf etwas . . . «

»Nun, könnte man denn nicht einige von diesen verständigen Bauern hierher rufen lassen?« sagte Nechljudow, »ich würde ihnen alles ausführlich auseinandersetzen . . . «

»Das kann man . . . « sagte der lächelnde Inspektor.

»Also bitte, bestellen Sie sie zu morgen.«

»Jawohl«, sagte der Inspektor mit einem noch vergnügteren Lächeln, »ich werde sie morgen kommen lassen.«

»Sieh mal einer an, wie fix!« sprach ein schwarzer Bauer mit verfilztem Bart, während er auf einer satten Stute hin- und herschaukelte, zu einem anderen, alten und hageren Bauern im zerfetzten Rock, der neben ihm her ritt und mit den eisernen Spannfesseln klirrte. »Sieh mal einer an: 'Umsonst geb' ich Dir das Land, nur setz' Deine Unterschrift drunter!' — Als wenn sie unsereinen nicht genug zum Narren gehalten hätten. Nein, mein Bester, prost Mahlzeit! Heutzutage kapieren wir auch schon manches«, fügte er hinzu und begann nach einem Füllen, das sich

verlaufen hatte, zu rufen.

»Pferdchen, Pferdchen!« rief er, seine Stute anhaltend und sich nach hinten umsehend.

Aber das Füllen war nicht hinten, sondern war seitwärts auf die Wiese gelaufen.

»Sieh doch, so ein'n Hundesohn, läßt es sich auf den herrschaftlichen Wiesen schmecken!« sagte der schwarze Bauer mit dem verfilzten Bart, als er das Knistern des wilden Sauerampfers vernahm, über welchen das zurückgebliebene Füllen auf den betauten, angenehm nach Sumpf riechen den Wiesen wiehernd hinsprang.

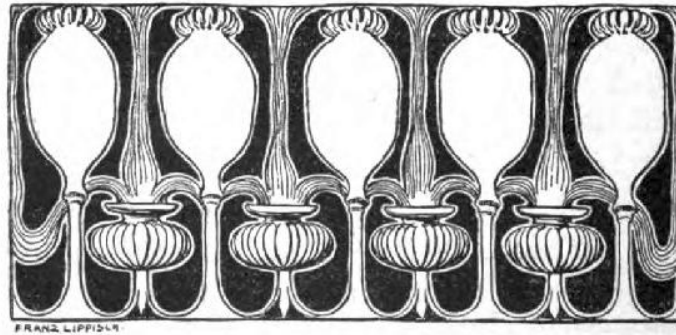
»Hörst', wie die Wiesen verwachsen . . . Wird wohl auf die, die wir halbpart haben, Feiertags die Weiber zum Gäten schicken müssen«, meinte der hagere Bauer im zerfetzten Rock. »Sonst geh'n noch die Sensen auf'n Lauf . . . «

»Gieb Deine Unterschrift, sagt er!« fuhr der andere in seiner Beurteilung der Rede des gnädigen Herrn fort.

»Gieb sie ihm nur, und er frißt Dich mit Haut und Haaren!«

»Das ist schon richtig . . . « antwortete der Alte. —

Und sie sprachen nichts mehr. Man vernahm nur das Trotteln der Pferdehufe auf der harten Straße.



Achtes Kapitel.

Nach Hause zurückgekehrt, fand Nechljudow in der für ihn zur Nacht hergerichteten Bureaustube ein hohes Bett mit Daunepfählen, zwei Kissen und einer dunkelroten, fein mit Figuren gesteppten, steifen zweischläfrigen Seidendecke, offenbar aus der Aussteuer der Frau des Inspektors. Der Inspektor bot ihm die Reste des Mittagmahls an, bekam aber eine abschlägige Antwort. Nachdem er sich wegen der schlechten Bewirtung und Ausstattung entschuldigt hatte, ließ er Nechljudow allein.

Die Weigerung der Bauern hatte Nechljudow durchaus nicht den Mut genommen. Im Gegenteil, trotzdem man dort, in Kusjminskoje, seinen Vorschlag angenommen und die ganze Zeit gedankt hatte, hier ihm aber mit Mißtrauen und sogar Feindseligkeit begegnet war, empfand er dennoch ein Gefühl der Ruhe und Freude. In der Stube war es schwül und wenig sauber. Nechljudow ging hinaus und wollte sich in den Garten begeben, aber da fiel ihm jene Nacht, das Fenster des Mädchenzimmers und die Hintertreppe ein, und es wurde ihm unangenehm, die Stätten aufzusuchen, die für ihn durch frevelhafte Erinnerungen entweiht waren. Er setzte sich auf die Freitreppe, und den, die warme Luft erfüllenden starken Geruch der jungen Birkenblätter einatmend, sah er lange auf den dunklen Garten und hörte dem Rauschen der Mühle zu, dem Gesang der Nachtigallen und dem Piepsen eines kleinen Vogels im Strauch gleich bei der Treppe. In dem Fenster des Inspektors erlosch das

Licht. Im Osten, hinter der Scheune, flammte der feuerrote Mond auf. Der zuckende Schein des Wetterleuchtens begann immer heller und heller den üppig blühenden Garten und das verfallene Haus zu erleuchten. Ein ferner Donner ließ sich vernehmen, und ein Drittel des Himmels wurde von einer schwarzen Wolke überzogen. Die Nachtigallen und das Vögelchen verstummten. Durch das Rauschen des Wassers an der Mühle hindurch hörte man das Schnattern der Gänse, und gleich darauf begannen im Dorf und auf dem Hofe des Inspektors die ersten Hähne zu krähen, wie sie es an schwülen, gewitterschwangeren Nächten gewöhnlich vor der Zeit zu thun pflegen . . .

Es giebt eine Redensart, der zufolge die frühen Hähne eine fröhliche Nacht künden. Für Nechljudow war diese Nacht mehr als fröhlich. Es war für ihn eine freudevolle, glückliche Nacht. In seiner Phantasie erstanden die Eindrücke jenes glücklichen Sommers, den er hier als unschuldiger Jüngling verbracht hatte und er fühlte sich jetzt so, wie er nicht nur damals, sondern auch überhaupt immer in den besten Augenblicken seines Lebens gewesen war. Er erinnerte sich nicht nur, sondern er fühlte sich auch, wie er damals gewesen war, als er, ein vierzehnjähriger Junge, Gott gebeten hatte, daß Gott ihm die Wahrheit offenbare, wie er als Kind beim Abschied auf dem Schoße der Mutter weinte und ihr versprach, immer gut zu bleiben und sie nie zu betrüben, wie er als Jüngling mit Nikolenjka Irtenew das Versprechen austauschte, daß sie einander stets im guten Lebenswandel unterstützen und alle anderen Menschen beglücken würden.

Er dachte jetzt daran, wie in Kusjminskoje die Versuchung an ihn herangetreten war und es ihm leid gethan hatte um das Haus, um den Wald, um die Wirtschaft und um das Land, und er fragte sich jetzt nochmals, ob es ihm leid darum sei? Und es war ihm sogar befremdlich, wie es ihm hatte leid thun können. Er gedachte alles dessen, was er heute gesehen hatte: der Frau mit den Kindern, deren Mann im Gefängnis saß, wegen des in seinem, Nechljudows, Walde verübten Holzdiebstahls, und der schrecklichen Matrjona, die da meinte oder wenigstens sagte, daß die Frauen ihres Standes sich

den Herrschaften als Geliebte hingeben müßten. Er gedachte ihrer Anschauungen in Betreff der Kinder, des Verfahrens beim Wegbringen derselben ins Findelhaus, und dieses unglücklichen, greisenhaften, lächelnden, aus Nahrungsmangel sterbenden Kindes in der Kappe. Er gedachte der schwangeren, schwachen Frau, die man zur Arbeit für ihn zwingen mußte, bloß weil sie, durch Arbeit übermüdet, nicht recht auf ihre hungrige Kuh aufgepaßt hatte. Und zugleich erinnerte er sich auch des Gefängnisses, der rasierten Köpfe, der Zellen, des widerwärtigen Geruchs, der Ketten, — und gleichzeitig des sinnlosen Luxus seines und des ganzen großstädtischen herrschaftlichen Lebens. Alles das war klar und unantastbar.

Der helle, beinahe volle Mond ging hinter der Scheune auf, über den Hof legten sich schwarze Schatten und das Eisen auf dem Dache des verfallenen Hauses begann zu glitzern.

Und als wollte sie dieses Licht nicht vorüber gehen lassen, begann eine Nachtigall im Garten zu singen und zu schluchzen.

Nechljudow dachte daran, wie er in Kusjminskoje angefangen hatte, über sein Leben nachzudenken und die Fragen zu erwägen, was er thun und wie er handeln wolle, und er erinnerte sich, wie er sich in diesen Fragen verwickelt hatte und sie nicht lösen konnte, — so viel Erwägungen brachte jede Frage mit sich. Er stellte sich jetzt diese Fragen von neuem und mußte staunen, wie einfach alles war. Einfach aber war es jetzt darum, weil er nicht mehr daran dachte, was aus ihm weiden würde und sich jetzt dafür nicht einmal interessierte, sondern nur daran dachte was er thun müsse. Und wie merkwürdig! Das, was er für sich zu thun hatte, konnte er auf keine Weise ausfindig machen, was er aber für die anderen zu thun hatte, wußte er ganz bestimmt. Er wußte jetzt genau, daß er das Land den Bauern geben mußte, weil es schlecht wäre, dasselbe zu behalten. Er wußte genau, daß er Katjuscha nicht verlassen durfte, sondern ihr helfen und zu allem bereit sein mußte, um seine Schuld zu sühnen. Er wußte genau, daß er alle diese Gerichts- und Straffragen studieren, entwirren und sich selbst klar machen mußte, alle diese Fragen, bei denen er fühlte, daß er etwas in ihnen sah, was die

anderen nicht sahen.

Was bei dem allen herauskommen würde, wußte er nicht, aber er wußte genau, daß er dieses und jenes und das dritte notwendig thun mußte. Und diese sichere Erkenntnis erfüllte ihn mit Freude.

Die schwarze Gewitterwolke war jetzt schon ganz nahe herangerückt und statt des Wetterleuchtens sah man nun Blitze, die den ganzen Hof und das verfallene Haus mit den zerstörten Freitreppen beleuchteten. Der Donner rollte. Die Vögel wurden still, aber dafür begannen die Blätter zu rauschen und der Wind sauste bis an die Treppe heran, auf der Nechljudow saß, und bewegte sein Haar. Ein Tropfen fiel, noch einer, und es begann auf den Blättern der Kletten und auf dem Eisendach zu trommeln. Der ganze Luftraum flammte hell auf. Dann wurde alles still und Nechljudow hätte nicht bis drei zählen können, als ein fürchterliches Krachen über seinem Kopfe er tönte und über das Himmelsgewölbe hinrollte.

Nechljudow trat in das Haus.

»Ja, ja«, dachte er. »Das Werk, das durch unser Leben erfüllt wird, das ganze Werk und sein geheimer Sinn ist mir nicht klar und muß mir unbegreiflich bleiben: wozu die Tanten existierten und warum Nikolenjka Irtenew starb? Und wozu ich lebe? Wozu Katjuscha? Und wozu mein Wahnsinn? Wozu war dieser Krieg? Und wozu mein darauffolgendes sinnloses Leben? Alles das, das ganze Werk des Herrn zu begreifen, steht nicht in meiner Macht. Aber in meiner Macht ist es, Seinen Willen zu thun, der in meinem Herzen eingegraben, — und das weiß ich genau. Und thue ich das, so bin ich sicher ruhig.

Der Regen ergoß sich bereits in Strömen und floß von den Dächern rieselnd in die Wassertonnen. Haus und Hof wurden seltener von den Blitzen erhellt.

Nechljudow kehrte ins Zimmer zurück, entkleidete sich und legte sich zu Bett, nicht ohne geheime Furcht vor den Wanzen, deren Anwesenheit die schmutzigen abgerissenen Tapetenstücke an den Wänden vermuten ließen.

»Ja, sich nicht als Herr, sondern als Knecht fühlen«, dachte er voll Freude über diesen Gedanken.

Seine Befürchtungen erfüllten sich. Kaum hatte er das Licht gelöscht, als das Ungeziefer ihn überfiel und zu beißen begann.

»Das Land verschenken und nach Sibirien fahren, — Flöhe, Wanzen Schmutz . . . Nun, wenn ich es ertragen soll, so werde ich es ertragen . . . «

Aber trotz des guten Willens, konnte er es nicht aushalten und setzte sich ans offene Fenster, mit Entzücken die davoneilende Wolke und den wieder freigewordenen Mond betrachtend.



Neuntes Kapitel.

Erst gegen Morgen schlief Nechljudow ein und erwachte daher spät am Tage.

Mittags kamen die sieben, vom Inspektor gewählten Bauern in den Obstgarten unter die Apfelbäume, wo sich der Inspektor eine Bank und ein Tischchen auf eingerammten Pfählen angelegt hatte. Man mußte die Bauern ziemlich lange bereden, daß sie ihre Mützen aufsetzen und Platz nehmen sollten.

Besonders hartnäckig zeigte sich der ehemalige Soldat, der heute in neuen Fußlappen und Bastschuhen war; er hielt seine Mütze reglementsmäßig, wie »zur Beerdigung« vor sich hin.

Als aber einer von den Bauern, ein ehrwürdiger breitschulteriger Greis, mit gelocktem, halb ergrautem Bart, wie der Moses von Michel-Angelo, und mit dichten, grauen, sich kräuselnden Haaren um die gelichtete, braune, sonnverbrannte Stirn, seine große Mühe aufsetzte und seinen hausgewebten Rock vorn zuschlagend, sich durchdrängte und auf der Bank niederließ, folgten auch die übrigen seinem Beispiel. Als alle Platz genommen hatten, setzte Nechljudow sich ihnen gegenüber und begann, sich mit den Ellenbogen auf den Tisch stützend, den vor ihm liegenden Entwurf des Projektes den Bauern zu erklären.

Sei es nun, daß heute weniger Bauern da waren, oder sei es, daß er diesmal nicht mit seiner Person, sondern mit der Sache selbst beschäftigt war, aber Nechljudow empfand jetzt nicht die geringste

Verlegenheit. Unwillkürlich wandte er sich vorzugsweise an den breitschulterigen Greis mit dem gelockten weißen Bart, indem er von ihm Billigung oder Erwidern erwartete. Aber die Vorstellung, die sich Nechljudow von ihm gemacht hatte, war eine irrümliche. Der repräsentable Greis nickte zwar beifällig mit seinem schönen Patriarchenkopf oder schüttelte ihn stirnerunzelnd, wenn die anderen entgegneten, verstand aber nur mit Mühe das, was Nechljudow sprach, und auch dann nur, wenn es die anderen Bauern in ihrer Redeweise wiedergaben. Viel besser erfaßte die Worte Nechljudows der neben dem patriarchalischen Greis sitzende, fast bartlose einäugige Alte im geflickten Nankingrock und alten, schiefgetretenen Stiefeln. Wie Nechljudow später erfuhr, war es ein Ofensetzer. Dieser Mensch bewegte in der Anstrengung des Aufpassens rasch die Augenbrauen und gab sogleich in seiner Weise wieder, was Nechljudow sprach.

Ebenso schnell begriff auch ein mittelgroßer, stämmiger Alter mit weißem Bart und glänzenden Lugen Augen, der jede Gelegenheit benutzte, um scherzhafte und ironische Bemerkungen zu Nechljudows Worten einzuschalten, womit er augenscheinlich prunkte. Auch der ehemalige Soldat hätte, wie es schien, die Sache verstehen können, wenn er nicht durch den Militarismus verdummt und durch die Gewohnheiten der sinnlosen soldatischen Sprache konfus gemacht worden wäre. Am ernstesten nahm die Sache ein in tiefem Baß sprechender langnasiger, hochgewachsener Bauer mit kleinem Bart, in sauberen hausgewebten Kleidern und neuen Bastschuhen. Dieser Mann begriff alles und sprach nur dann, wenn es nötig war.

Die übrigen zwei Alten — derselbe Zahnlose, der gestern bei der Versammlung auf alle Vorschläge Nechljudows entschieden abschlägige Antworten hinausgeschrien hatte, und ein langer, hinkender, silberhaariger Alter in Bauernschuhen an den straff mit weißen Fußlappen umwickelten mageren Beinen — schwiegen beide fast die ganze Zeit, obgleich sie aufmerksam zuhörten.

Nechljudow äußerte zuerst seine Ansicht über den Grundbesitz.

»Meiner Ansicht nach«, sagte er, »darf der Boden weder gekauft

noch verkauft werden. Denn wenn man den Verkauf zuläßt, so werden die, die Geld haben, das ganze Land aufkaufen und dann von denen, die kein Land mehr haben, fordern, was sie wollen, werden also wieder für das Recht der Bearbeitung des Bodens Geld nehmen . . . «

»Das ist richtig«, sagte der Langnasige in tiefem Baß.

»Zu Befehl!« sagte der ehemalige Soldat.

»Hat mal ein Weib Gras für ihre Kuh gepflückt, wird dabei ertappt und — ins Gefängnis mit ihr . . . « sagte der bescheidene gutmütige Alte.

»Unsere Felder liegen fünf Werst weit; pachten — geht auch nicht, die Preise stehen so hoch, daß man nichts mehr herauswirtschaften kann!« fügte der zahnlose mürrische Alte hinzu. »Sie machen mit uns, was sie wollen; schlimmer als die Frone . . . «

»Ich denke ebenso wie Ihr«, sagte Nechljudow, »und halte es für eine Sünde, Land zu besitzen. Daher will ich es auch Euch übergeben.«

»So, das ist recht«, sagte der Alte mit den Moseslocken, der Nechljudows Absicht offenbar so verstand, daß Nechljudow das Land den Bauern verpachten wolle.

»Daher bin ich auch hergekommen. Ich will kein Land mehr besitzen, nur muß um's recht überlegen, wie ich es am besten loswerde.

»So gieb es doch den Bauern, ganz einfach . . . « sagte der zahnlose mürrische Alte.

Nechljudow wurde im ersten Augenblick verlegen. Er fühlte, daß in diesen Worten ein Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Absicht lag. Aber er fand sich sogleich wieder und benutzte diese Bemerkung, um das, was er zu sagen hatte, auszusprechen.

»Ich wäre schon froh, es wegzugeben, aber wem und wie soll ich es geben? Welchen Bauern? Warum gerade Eurer Gemeinde und nicht der Djominschen?«

Djomino war ein benachbartes Kirchdorf mit ganz winzigen Seelenland-Parzellen.

Alle schwiegen. Nur der ehemalige Soldat sagte:

»Zu Befehl!«

»Nun also«, fuhr Nechljudow fort, »sagt Ihr mir, wenn man das Land unter den Bauern verteilen sollte, wie würdet *Ihr* es machen?«

»Wie wir es machen würden? Wir würden alles nach der Seelenzahl der Familien verteilen, gleichmäßig . . . « sagte der Ofensetzer, die Augen brauen rasch hinaufziehend und wieder senkend.

»Wie denn sonst? Nach der Seelenzahl verteilen . . . « bestätigte der gutmütige hinkende Alte mit den weißen Fußlappen.

Alle stimmten dieser Lösung der Frag«, bei, indem sie dieselbe für befriedigend hielten.

»Wie denn nach der Seelenzahl?« fragte Nechljudow. »Soll denn das Hofgesinde auch Land bekommen?«

»Zu Befehl, nein!« sagte der ehemalige Soldat, wobei er sich bemühte, auf seinem Gesicht heitere Bravour auszudrücken.

Aber der kluge, hochgewachsene Bauer war damit nicht einverstanden.

»Wenn man schon teilt, so müssen alle gleich viel bekommen«, antwortete er nach einigem Nachdenken mit tiefer Baßstimme.

»Das geht nicht«, sagte Nechljudow, der seine Erwiderung bereits fertig hatte. »Wenn man das Land an alle in gleichen Stücken verteilt, so werden die, die es selbst nicht bearbeiten, ihre Anteile an die Reichen verkaufen. Und wieder würde sich also das Land im Besitze der Reichen ansammeln . . . Die Familien derer aber, die auf ihren Anteilen sitzen, würden sich vergrößern, während das Land schon aufgeteilt ist . . . Und wieder würden die Reichen Gewalt über diejenigen erhalten, die Land brauchen. — «

»Zu Befehl!« bestätigte eilig der Soldat.

»So soll man verbieten, das Land zu verkaufen. Nur wer es selbst bebaut . . . « unterbrach ärgerlich der Ofensetzer den Soldaten.

Darauf erwiderte Nechljudow, daß es schwer sein würde, aufzupassen, ob einer für sich selbst oder einen anderen ackere.

Nun schlug der hochgewachsene verständige Bauer vor, es so

einzurichten, daß eine Arbeitergenossenschaft das Land bebaue. Wer arbeiten will, soll seinen Teil bekommen. Wer nicht arbeiten will, bekommt nichts, — führte er mit seiner resoluten Baßstimme aus.

Auch gegen dieses kommunistische Projekt hatte Nechljudow seine Argumente bereit. Er entgegnete, daß zur Ausführung dieses Planes entweder erforderlich sei, daß alle Teilnehmer Pflüge und gleich gute Pferde besitzen, auch alle gleich fix sein müßten, oder aber daß alles — Pferde, Pflüge, Dreschmaschinen, überhaupt das ganze Inventar — gemeinsam sein und zu diesem Zwecke alle in allem untereinander einig sein müßten.

»Unsere Leute werden nie im Leben einig!« sagte der mürrische Alte.

Das giebt nichts als Zank und Streit, . . . « meinte der Alte mit dem weißen Bart und den lachenden Augen.

»Und dann: wie soll man das Land seinem Werte nach verteilen?« sagte Nechljudow. »Warum soll der eine Schwarzerde, der andere Lehm und Sand bekommen?«

»Da könnte man das Land in verschiedenen kleineren Stücken verteilen, daß niemand benachteiligt würde . . . « entgegnete der Ofensetzer.

Darauf erwiderte Nechljudow, daß es sich nicht um Aufteilung des Landes in einer Gemeinde handle, sondern überhaupt um die Verteilung des Landes in den verschiedenen Gouvernements. Bekommen die Bauern das Land umsonst, warum sollen denn da die einen gutes, die anderen schlechtes Land haben? Alle würden dann auf das gute Land wollen . . .

»Zu Befehl!« sagte der Soldat.

Die übrigen schwiegen.

»Das ist also nicht so einfach, wie es aussieht«, sagte Nechljudow. Und nicht wir allein, sondern auch viele andere zerbrechen sich darüber den Kopf. Da giebt es denn einen Amerikaner George, der hat folgendes ausgedacht — und ich bin mit ihm einverstanden . . . «

»Du bist doch der Herr, also gieb es nur her, was geht's Dich

an . . . Dein Wille . . . « fiel ihm der mürrische Alte ins Wort.

Diese Unterbrechung verwirrte Nechljudow ein wenig. Aber zu seinem Vergnügen sah er, daß nicht er allein mit der Unterbrechung unzufrieden war.

»Wart' nur, Onkel Semjon, — laß ihn er zählen . . . « sagte in seinem eindringlichen Baß der verständige Bauer.

Nechljudow fühlte sich dadurch ermutigt und begann ihnen nach Henry George das Projekt der »Single-tax« zu erklären.

»Das Land gehört niemand — Gott . . . « begann er.

»Das stimmt . . . Das ist richtig« antworteten mehrere Stimmen.

»Das ganze Land ist Gemeingut . . . Alle haben das gleiche Anrecht darauf . . . Aber es giebt besseres und schlechteres Land, und jeder möchte das gute haben. Wie soll man da einen Ausgleich finden? — Nun, den findet man, indem der, wer gutes Land besitzt, an die, die kein Land besitzen, das zahlt, was sein Land wert ist«, antwortete Nechljudow sich selbst. »Da es aber schwer fallen dürfte, festzustellen, wer wem zahlen soll und da für gemeinnützige Zwecke doch Geld gesammelt werden muß, so soll man es so einrichten, daß der, der die Nutznießung des Landes hat, an die gemeinsame Kasse das zahlt, was sein Land wert ist. Auf diese Weise wird niemand übervorteilt. — Willst Du Land haben, so zahle für das gute Land mehr, für das schlechte weniger. Willst Du kein Land haben — zahlst du nichts; die gemeinnützlichen Steuern bezahlen dann die für Dich, in deren Nutznießung sich das Land befindet . . . «

»Das ist gerecht«, sagte der Ofensetzer, seine Augenbrauen bewegend. »Hast Du besseres Land, sollst Du mehr zahlen!«

»War das ein Kopf, dieser Schorsch!« sagte der repräsentable Alte mit den Locken.

»Wenn nur die Abgaben nicht über die Kräfte gehen!« meinte der Lange, der jetzt zu begreifen schien, worauf die Sache hinauslief.

»Die Abgaben müssen so sein, daß sie weder zu hoch, noch zu niedrig sind. Sind sie hoch, wird man sie nicht erübrigen können und mit Verlust arbeiten, sind sie aber zu gering, so werden die einen von den anderen das Land abkaufen wollen und der Handel wird

wieder beginnen. — Das ist es, was ich bei Euch einführen wollte . . . «

»Das ist gerecht, das ist richtig . . . Das geht . . . « sprachen die Bauern.

»Ist das ein Kopf!« wiederholte der breitschulterige Alte mit den Locken. »Schorsch! — was er aber ausgedacht hat!«

»Nun, und wenn ich zum Beispiel auch Land haben möchte?« fragte lächelnd der Inspektor.

»Wenn es eine freie Parzelle giebt, nehmen Sie sie und arbeiten Sie . . . « sagte Nechljudow.

»Was brauchst Du's? Du bist auch so satt . . . « sagte der Alte mit den lachenden Augen.

Damit war die Beratung zu Ende.

Nechljudow wiederholte zwar nochmals sein Anerbieten, verlangte aber keine sofortige Antwort, sondern riet den Bauern, die Sache in der Gemeinde zu besprechen und ihm dann die Antwort zu überbringen.

Die Bauern sagten, daß sie sich darüber in der Gemeinde besprechen und dann ihren gemeinsamen Entschluß ihm mitteilen wollten, und gingen, nachdem sie sich verabschiedet hatten, in aufgeregter Verfassung weg.

Noch lange ließ sich auf der Straße ihr lautes, sich entfernendes Gerede vernehmen. Und bis spät in den Abend hinein tönnten ihre Stimmen vom Dorfe her den Fluß entlang hinüber.

Am folgenden Tage arbeiteten die Bauern nicht, sondern berieten den Vorschlag des Gutsherrn. Die Gemeinde spaltete sich in zwei Parteien: die eine hielt das Anerbieten des Gutsherrn für vorteilhaft und gefahrlos, die andere witterte dabei irgend eine Prellerei, die sie nicht erkannte und darum besonders fürchtete. Am dritten Tage aber einigten sich endlich alle, die angebotenen Bedingungen anzunehmen, und kamen zu Nechljudow, um ihm den Beschluß der ganzen Gemeinde zu melden. Von Einfluß auf diesen Beschluß war die den Alten einleuchtende und jede Befürchtung eines Betrugers vernichtende Erklärung gewesen, die ein altes Mütterchen von der

Handlungsweise des Gutsherrn gegeben hatte: der Herr, meinte sie, beginne an sein Seelenheil zu denken und handle so, um seine Seele zu retten. Diese Annahme wurde durch die großen Geldspenden bestätigt, die Nechljudow während seines Aufenthaltes in Panowo verteilte.

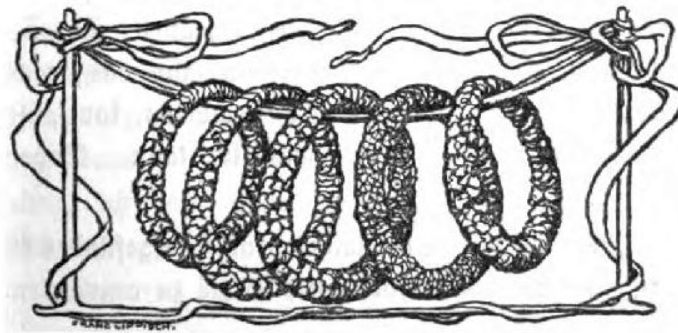
Die Geldgaben, die Nechljudow hier spendete, waren dadurch hervorgerufen, daß er hier zum ersten Mal Kenntnis erhielt, welchen Grad die Armut und die Härte des Lebens der Bauern erreicht hatte. Und von dieser Armut erschüttert, konnte er nicht umhin, das Geld, das sich bei ihm in größeren Mengen ansammelte, da er jetzt die Kaufsumme für den schon im vorigen Jahr verkauften Wald von Kusjminskoje und auch das Handgeld für das verkaufte Inventar erhielt, — dieses Geld zu verteilen, obwohl er wußte, daß es wenig vernünftig war.

Kaum hatte man erfahren, daß der Gutsherr den Bittenden Geld gebe, so begannen Haufen Volks, besonders Weiber, aus der ganzen Umgegend zu ihm zu kommen und um Hilfe zu bitten. Er wußte wirklich nicht, was er mit den Leuten anfangen und welchen Prinzipien er bei Entscheidung der Frage, wieviel und wem er geben müsse, folgen sollte. Er fühlte, daß er den bittenden und offenbar armen Menschen das Geld, von welchem er viel hatte, nicht vorenthalten dürfe, daß aber anderseits ein Verteilen aufs Geratewohl an die, die darum baten, keinen Sinn hatte.

Am letzten Tage feines Aufenthaltes in Panowo ging Nechljudow ins große Haus und machte sich an die Sichtung der dort hinterlassenen Sachen. Während des Kramens fand er in der untersten Schublade einer bauchigen Mahagonichiffoniere mit Bronzeringen in Löwenköpfen, die einer der Tanten gehört hatte, eine Menge Briefe und unter ihnen eine Photographie, die eine Gruppe darstellte: Sofja Iwanowna, Marja Iwanowna, ihn selbst als Studenten und Katjuscha, die reine, frische, fröhliche und lebensfreudige Katjuscha. Von allen Sachen, die sich in dem Hause befanden, nahm Nechljudow nur die Briefe und dieses Bild. Alles übrige überließ er dem Müller, der, auf Fürsprache des lächelnden Inspektors, das Haus und das ganze Mobiliar von Panowo für ein Zehntel des Wertes zum Abbruch und

zum Wegführen kaufte.

Als Nechljudow jetzt seines Bedauerns um den Verlust des Eigentums, das er in Kusjminskoje empfunden hatte, gedachte, staunte er, wie er dieses Gefühl haben können. Jetzt empfand er nur eine fortwährende Freude der Befreiung und ein Gefühl des Neuen, wie es ein Reisender erfahren muß, wenn er neue Länder entdeckt.



Zehntes Kapitel.

Die Stadt machte diesmal einen ganz sonderbaren und neuen Eindruck auf Nechljudow. Abends, als die Laternen schon brannten, fuhr er vom Bahnhof nach seiner Wohnung. In allen Zimmern roch es noch nach Naphtalin. Agrafena Petrowna und Kornej waren müde von der Arbeit und verstimmt und hatten sich sogar gezankt, in folge des Einpackens der Sachen, deren einzige Bestimmung darin zu liegen schien, daß sie ausgehängt, getrocknet und wieder eingepackt wurden.

Nechljudows Zimmer war zwar nicht besetzt, aber auch nicht aufgeräumt, und der Zugang zu demselben war durch Koffer versperrt, sodaß Nechljudows Ankunft offenbar die Arbeit zu stören schien, die nach einem merkwürdigen Beharrungsgesetze im Hause vor sich ging.

Alles das berührte Nechljudow nach den Eindrücken des Elends auf dem Lande so unangenehm infolge der offensichtlichen Sinnlosigkeit, an der er sich früher selbst beteiligt hatte, daß er sich entschloß, schon am anderen Tage in ein Hotel überzusiedeln und Agrafena Petrowna anheimzustellen, die Sachen so einzupacken, wie sie es für nötig hielt. Seine Schwester sollte dann nach ihrer Ankunft endgültig über alles das, was sich im Hause befand, bestimmen.

Nechljudow ging frühmorgens von Hause, suchte sich nicht weit vom Gefängnis in den ersten besten, sehr bescheidenen und ein

wenig schmutzigen Chambre garnies zwei zusammenhängende Stuben aus und ließ sich dahin die Sachen kommen, die er zu Hause ausgewählt hatte. Dann begab er sich zum Advokaten.

Draußen war es kalt. Nach den Gewittern und Regengüssen war eine kühle Witterung ein getreten, wie sie im Frühling häufig ist. Es war so kalt und es wehte ein so durchdringender Wind, daß Nechljudow in seinem leichten Überzieher fror und seine Schritte beschleunigen mußte, um sich zu erwärmen.

Er befand sich noch unter dem Eindruck, den die Dorfleute, Weiber, Kinder und Greise, Armut und Leiden, und besonders das lächelnde greisen hafte Kind mit den strampelnden wadenlosen Beinchen auf ihn gemacht hatten, als hätte er das alles nicht schon früher gesehen, und unwillkürlich verglich er diese Eindrücke mit dem, was in der Stadt war. Als er an den Fleisch-, Fisch- und Kleiderläden vorbeiging, war er betroffen, als sähe er das zum allerersten Male, von der Satttheit der ungeheuren Menge so sauberer und fetter Verkäufer, wie es auf dem Dorf keinen einzigen Menschen gab. Diese Leute waren offenbar fest davon überzeugt, daß ihre Bemühungen, die Käufer, die nichts von den Waren verstanden, zu übervorteilen, keine müßige, sondern eine durch aus nützliche Beschäftigung sei. Ebenso satt waren die herrschaftlichen Kutscher mit den kolossalen Hintern und den Knöpfen auf dem Rücken, ebenso die Portiers mit den gallonierten Mützen, ebenso die Stubenmädchen mit Schürzen und Löckchen. Am sattesten aber waren die Kutscher der Luxus-Mietsdroschken. Mit rasierten Nacken reckten sie sich auf den Böcken ihrer Equipagen herum und betrachteten verächtlich und frech die Vorüber gehenden.

In allen diesen Menschen erkannte Nechljudow jetzt unwillkürlich dieselben, des Bodens beraubten und durch diesen Verlust in die Stadt getriebenen Dorfleute. Die einen von ihnen hatten es verstanden, die Verhältnisse des Stadtlebens sich zunutze zu machen, wurden ebenso wie die Herren und freuten sich ihrer Lage. Die anderen gerieten in der Stadt in eine noch schlimmere Lage als im Dorfe und waren hier noch bedauernswerter.

So bedauernswert erschienen Nechljudow die Schuster, die er in

einem Kellergeschoß am Fenster arbeiten sah; so bedauernswert waren die mageren, bleichen, zerzausten Wäscherinnen, die mit ihren hageren, bloßen Armen vor den geöffneten Fenstern plätteten, aus denen der Seifendampf herausströmte; so bedauernswert waren auch die beiden Maler, die Nechljudow begegneten, mit Schürzen und alten Stiefeln ohne Schäfte an den bloßen Füßen, vom Kopfe bis zu den Fersen über und über mit Farbe beschmiert. Die Ärmel bis zu den Ellenbogen aufgeschürzt, trugen sie mit ihren gebräunten, stark geaderten, schwachen Händen einen Eimer mit Farbe und schimpften ohne Aufhören. Ihre Gesichter waren verquält und böse.

Ebensolche Gesichter hatten die verstaubten, rußigen Lastfuhrleute, die auf ihren Frachtwagen hin und her geschüttelt wurden; ebensolche Gesichter hatten die zerlumpten, aufgedunsenen Männer, Weiber und Kinder, die an den Straßenecken standen und bettelten; ebensolche Gesichter sah man auch an den geöffneten Fenstern einer Wirtschaft, an der Nechljudow vorbeiging. An den schmutzigen, mit Flaschen und Theegeschirr besetzten Tischen, zwischen denen mit ihrem schaukelnden Gange die Kellner hin und her liefen, saßen lärmend und singend schwitzende, rotgewordene Menschen mit stumpfen Gesichtern. Einer dieser Leute saß hart am Fenster und stierte mit aufgezogenen Brauen und vorgestreckten Lippen vor sich hin, als wollte er sich irgend etwas ins Gedächtnis rufen.

»Und wozu sie sich alle hier versammelt haben?« dachte Nechljudow, während er zugleich mit dem Staube, den ein kalter Wind ihm entgegentrieb, den überall sich verbreitenden Geruch ranzig gewordener, frisch aufgestrichener Ölfarbe einatmete.

Auf einer der Straßen holte Nechljudow einen Zug Lastfuhrwerke ein, die mit Eisen beladen waren, welches auf dem unebenen Pflaster so schrecklich rasselte, daß es ihm in Kopf und Ohren wehthat. Nechljudow beschleunigte seine Schritte, um die Fuhren zu überholen, als er plötzlich, durch das Gerassel des Eisens hindurch seinen Namen rufen hörte. Er blieb stehen und sah ein wenig vor sich einen Offizier mit spitzgedrehtem, gewichstem Schnurrbart und strahlendem, glänzendem Gesicht.

Der Offizier saß in einer Luxus-Mietsdroschke und winkte Nechljudow grüßend mit der Hand zu, wobei er lächelnd seine selten weißen Zähne entblöste.

»Nechljudow! Bist Du's?«

Das erste Gefühl Nechljudows war Vergnügen.

»Ah, Schönbock!« rief er freudig, begriff aber sogleich, daß zur Freude durchaus keine Veranlassung war.

Es war derselbe Schönbock, der damals bei den Tanten gewesen war. Nechljudow hatte ihn schon lange aus dem Auge verloren, hatte aber gehört, daß er sein Regiment verlassen hatte, à la suite der Kavallerie gestellt worden war und sich, trotz seiner Schulden, durch irgend welche Mittel immer noch im Kreise der reichen Leute hielt. Sein zufriedenes, heiteres Aussehen bestätigte dieses.

»Vortrefflich, daß ich Dich erwisch habe, sonst ist ja niemand in der Stadt! Na, mein Bester, Du bist aber alt geworden«, sprach Schönbock, aus dem Wagen steigend und sich dehnend. »Ich habe Dich nur am Gange erkannt . . . Nun, speisen wir zusammen? Wo giebt's bei Euch hier ein anständiges Futter?«

»Ich weiß nicht, ob ich Zeit habe?« antwortete Nechljudow, während er darüber nachsann, wie er seinen Kameraden loswerden könnte, ohne ihn zu kränken.

»Was machst Du denn hier?«

»Geschäfte, mein Bester. Kuratelsachen. Ich bin ja Kurator, verwalte das Vermögen Samanows. Er ist ein ramolli, hat aber vier und fünfzig tausend Deßjatinen Land . . . « sagte er mit einem sonderbaren Stolz, als hätte er selbst alle diese Deßjatinen gemacht.

»Seine Geschäfte waren fürchterlich vernachlässigt. Das ganze Land war an Bauern verpachtet, die nichts zahlten, sodaß die Rückstände mehr als achtzig tausend Rubel betrugen. Ich habe in einem Jahr alles geändert und der Kuratel siebzig Prozent mehr verschafft. Äh?« fragte er stolz.

Nechljudow erinnerte sich gehört zu haben, daß dieser Schönbock, gerade weil er sein ganzes Vermögen vergeudet und unbezahlbare Schulden gemacht hatte, durch irgend welche

besondere Protektion zum Kurator über das Vermögen eines alten Prassers ernannt worden war und jetzt offenbar von dieser Kuratel lebte.

»Wie soll ich ihn doch los werden, ohne ihn zu beleidigen?« dachte Nechljudow, während er auf dieses glänzende, aufgedunsene Antlitz mit dem gewichsten Schnurrbart blickte und dem gutmütigen Geplauder seines Kameraden zuhörte, darüber, wo man gut speisen könne und wie er so vorzüglich die Kuratelgeschäfte führe.

»Nun, wo essen wir denn?«

»Ja — ich habe keine Zeit . . . « sagte Nechljudow, indem er auf die Uhr blickte.

»Na, dann also: heute Abend giebt's Rennen, wirst Du da sein?«

»Nein, ich werde nicht da sein.«

»Komm doch hin! Eigene habe ich zwar nicht mehr, aber ich wette auf Grischas Pferde . . . Du weißt? Er hat einen guten Stall . . . Also komm hin, und wir soupieren zusammen . . . «

»Auch soupieren kann ich nicht . . . « sagte lächelnd Nechljudow.

»Nanu? Und wo gehst Du denn jetzt hin? Soll ich Dich im Wagen mitnehmen?«

Ich gehe zu einem Advokaten, er wohnt gleich hier um die Ecke . . . « sagte Nechljudow.

»Ah, jawohl, Nu hast ja jetzt irgend etwas im Gefängnis zu thun? Bist Gefängnisanwalt geworden? Kortschagins erzählten mir davon . . . « sagte lachend Schönbock. »Sie sind schon verreist . . . Was ist es denn? Erzähle mir doch!«

»Ja, ja, das ist schon richtig«, sagte Nechljudow. »Was soll ich es denn auf der Straße erzählen . . . «

»Na ja, natürlich, Du warst ja immer ein apparter Kauz. Also kommst Du zu den Rennen?«

»Nein, ich kann nicht und will nicht. Sei Du, bitte, darum nicht böse . . . «

»Böse! Wo bist Du denn abgestiegen?« fragte er, und plötzlich wurde sein Gesicht ernst, die Augen blickten starr, während die

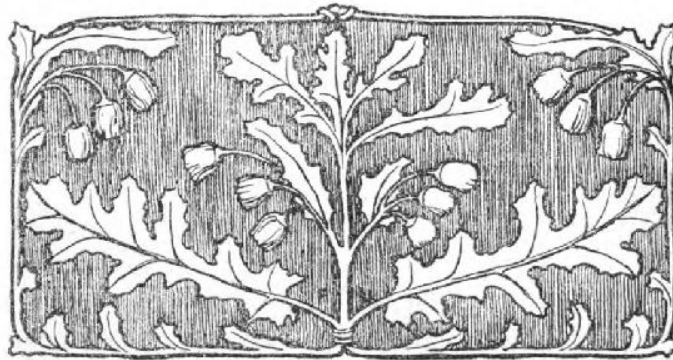
Augenbrauen sich hoben. Er wollte sich offenbar besinnen, und Nechljudow sah auf seinem Gesicht genau denselben stumpfen Ausdruck, der ihn bei jenem Manne mit aufgezogenen Brauen und vorgestreckten Lippen, den er im Fenster des Wirtshauses gesehen, frappiert hatte.

»Was für eine Kälte! Nicht?«

»Ja, ja.«

»Hast Du die Einkäufe?« wandte sich Schönbock zum Kutscher. »Nun, also leb' wohl, es freut mich sehr, außerordentlich, daß ich Dich getroffen habe!« sagte er, Nechljudow die Hand schüttelnd. Dann stieg er in den Wagen und fuhr davon, indem er seine breite Hand im neuen weißen Offiziershandschuh vor dem glänzenden Gesicht grüßend bewegte und wie gewöhnlich mit seinen weißen Zähnen lächelte.

»Bin ich wirklich auch so einer gewesen?« dachte Nechljudow, während er seinen Weg zum Advokaten fortsetzte. »Ja, wenn auch nicht ganz so, aber ich wollte so einer sein und glaubte, so mein ganzes Leben verbringen zu können.«



Elftes Kapitel.

Der Advokat empfing Nechljudow außer der Reihe und begann sogleich über die Angelegenheit der Menjschows zu sprechen, die er durchstudiert hatte. Er war über die Grundlosigkeit der Anklage empört.

»Die Sache ist empörend«, meinte er. »Höchst wahrscheinlich hat der Besitzer die Brandstiftung selbst verübt, um die Versicherungsprämie zu erhalten; die Schuld der Menjschows ist jedenfalls durchaus nicht erwiesen. Keine einzige überführende Thatsache . . . Nur besonderer Eifer des Untersuchungsrichters und Nachlässigkeit des Staatsanwaltsadjunkts . . . Wenn die Sache nur nicht in der Bezirksstadt, sondern hier zur Verhandlung gelangt, so garantiere ich den Erfolg und verlange gar kein Honorar . . . Nun, und die andere Sache, die Bittschrift der Fedoßja Birjukowa auf den Allerhöchsten Namen — ist auch erledigt. Wenn Sie nach Petersburg fahren, nehmen Sie die Bittschrift mit, reichen dieselbe dort selbst ein und verwenden sich dafür . . . Sonst wird eine schriftliche Anfrage gemacht werden, und es kommt dann nichts dabei heraus. Suchen Sie lieber persönlich die Herren auf, die in der Bittschriftenkommission Einfluß haben . . . Nun, das ist wohl alles?«

»Nein, da schreibt man mir noch . . . «

»Sie sind ja, wie ich sehe, der Trichter, der Flaschenhals geworden, durch den sich alle Klagen des Gefängnisses ergießen!« sagte lächelnd der Advokat. »Etwas zu viel, Sie werden damit nicht

fertig . . . «

»Nein, das ist aber ein zu empörender Fall«, sagte Nechljudow und erzählte kurz das wesentliche des Prozesses, das darin bestand, daß im Dorf ein des Lesens kundiger Bauer das Evangelium zu studieren und seinen Freunden zu erklären begann. Die Geistlichkeit hielt das für ein Verbrechen. Man denunzierte ihn. Der Untersuchungsrichter vernahm ihn, der Staatsanwaltsadjunkt verfaßte eine Anklageschrift und der Gerichtshof sanktionierte die Anklage.

»Das ist doch etwas Schreckliches!« rief Nechljudow. »Ist so etwas wirklich möglich?!«

»Was wundert Sie denn dabei?«

«Aber alles! Ich verstehe noch den Landpolizisten, der Ordre hatte, aber der Staatsanwaltsadjunkt, der die Anklageschrift aufsetzte, ist doch ein gebildeter Mensch . . . «

»Darin liegt eben der Fehler, daß wir gewohnt sind, zu glauben, die Staatsanwaltschaft und überhaupt das ganze Gerichtspersonal seien alles irgendwelche neue, liberale Menschen . . . Das war früher einmal so, ist aber jetzt nicht mehr der Fall. Das sind Beamte, die sich nur für den Zwanzigsten, für den Zahltag interessieren . . . Er bezieht sein Gehalt, möglichst viel, — und das ist die Grenze aller seiner Prinzipien. Er wird Ihnen, wen Sie wollen, anklagen, richten, verurteilen . . . «

»Aber existieren denn wirklich Gesetze, denen zufolge man einen Menschen bloß darum verschicken kann, daß er zusammen mit anderen das Evangelium liest?«

»Nicht nur »in nicht allzuentfernte Gegenden verschicken«, sondern auch zur Zwangsarbeit kann man sie verurteilen, wenn es nur bewiesen wird, daß sie beim Lesen des Evangeliums dasselbe nicht so interpretiert haben, wie es befohlen, und somit die kirchliche Interpretation getadelt haben. Öffentliche Beschimpfung der Staatsreligion — nach Paragraph 196: Verschickung zur Ansiedlung.«

»Unmöglich?!«

»Ich sage es Ihnen! Ich pflege stets den Herren vom Gericht zu

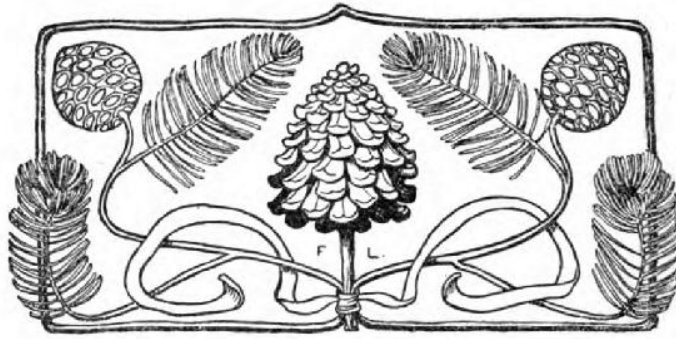
sagen«, fuhr der Advokat fort, »daß ich sie ohne ein Gefühl der Dankbarkeit nicht anblicken kann. Denn wenn ich und Sie und wir alle nicht im Gefängnis sitzen, so haben wir es nur der besonderen Güte dieser Herren zu danken. Denn uns unter irgend einen Paragraphen zu bringen — nicht allzu entfernte Gegen den, Entziehung aller bürgerlichen Rechte — das ist doch eine Kleinigkeit!«

»Wenn das so ist, und wenn alles von der Willkür des Staatsanwalts und derjenigen Personen abhängt, die das Gesetz anwenden oder nicht anwenden können, wozu ist denn das Gericht überhaupt da?«

Der Advokat brach in ein lustiges Lachen aus.

»Ja, also solche Fragen werfen Sie auf! Das ist, mein Bester, schon Philosophie! Nun, wir können ja auch darüber einmal reden, kommen Sie nur am Sonnabend zu uns. Sie treffen Gelehrte, Schriftsteller, Künstler bei uns. Da können wir denn über allgemeinere Fragen reden . . . « sagte der Advokat, die Worte »allgemeinere Fragen« mit einem ironischen Pathos betonend. — »Meine Frau kennen Sie doch? Also kommen Sie nur . . . «

»Ja, ich werde mich bemühen . . . « antwortete Nechljudow. Und er fühlte, daß er die Unwahrheit sprach, und daß, wenn er sich um etwas bemühen würde, es nur das sein wird, in der Gesellschaft des Advokaten, inmitten der sich bei ihm versammelnden Gelehrten, Schriftsteller und Künstler nicht zu erscheinen. Das Gelächter, mit welchem der Advokat auf die Bemerkung Nechljudows geantwortet hatte, daß das Gericht keinen Sinn habe, wenn die Mitglieder dieser Institution nach ihrer Willkür entscheiden können, ob sie das Gesetz anwenden oder nicht anwenden, und der Ton, in welchem der Advokat die Worte »Philosophie« und »allgemeinere Fragen« ausgesprochen hatte, zeigten Nechljudow, wie verschieden er und der Advokat und wahrscheinlich auch die Freunde des letzteren die Dinge betrachteten. Und er sah, daß er, trotz seiner jetzigen Entfremdung gegenüber seinen früheren Freunden, wie Schönbock, sich dem Advokaten und den Leuten seines Kreises gegen über noch bei weitem fremder fühlte.



Zwölftes Kapitel.

Bis zum Gefängnis war es weit, und da es spät wurde, nahm Nechljudow eine Droschke. In einer der Straßen wandte sich der Kutscher, ein Mann in mittleren Jahren, mit einem klugen und freundlichen Gesicht, zu Nechljudow um und wies auf einen riesigen Neubau.

»Was da für ein Riesenhaus aufgebaut wird!« sagte er stolz, als wäre er selbst zum Teil der Urheber dieses Baues.

In der That war das Haus, das da in irgend einem komplizierten, ungewöhnlichen Stil aufgebaut wurde, von kolossalen Dimensionen. Ein dauerhaftes Baugerüst aus großen Fichtenbalken, mit Eisenklammern zusammengefaßt, umgab den zu errichtenden Bau, während ein Bretterzaun ihn von der Straße trennte. Auf den Stegen des Baugerüsts wimmelten wie Ameisen die mit Kalk bespritzten Arbeiter. Die einen behauten, die anderen vermauerten die Steine, während wieder andere schwere Tragbahren und Kübel nach oben, leere hinabtrugen. Ein dicker und sehr gut gekleideter Herr, wahrscheinlich der Architekt, stand unten am Baugerüst und wies nach oben, während er einem Polier aus dem Wladimirschen Gouvernement, der ihm unterthänig zuhörte, etwas erklärte. Durch das Thor, an dem Architekten und Polier vorbei, fuhren leere Lastwagen hin aus und beladene hinein.

»Und wie überzeugt sie alle sind, die sowohl, die arbeiten, als auch die, welche die ersten zur Arbeit zwingen, daß es alles so sein

müsse, daß während zu Hause ihre schwangeren Frauen eine über die Kräfte gehende Arbeit verrichten und ihre Kinder in den Käppchen vor dem baldigen Hungertode greisenhaft lächeln und mit den Beinchen strampeln, sie, die Arbeiter, diesen dummen, unnützen Palast für einen dummen, unnützen Menschen bauen müssen, für einen von den Leuten, die sie ausbeuten und zu Grunde richten«, dachte Nechljudow, das Haus betrachtend.

»Ja, ein blödsinniges Haus«, sprach er laut seinen Gedanken aus.

»Wieso blödsinnig?« entgegnete gekränkt der Kutscher. »Arbeit giebt's den Leuten, da ist's schon nicht blödsinnig . . . «

»Aber es ist doch eine unnütze Arbeit . . . «

»Wenn das Haus gebaut wird, wird es wohl nötig sein«, entgegnete der Kutscher. »Und die Leute haben ihre Arbeit.«

Nechljudow schwieg, um so mehr da es schwer war, bei dem Rädergerassel zu sprechen.

Nicht weit vom Gefängnis ging das Pflaster in eine Chaussee über, sodaß es leichter wurde zu sprechen, und der Kutscher fuhr fort:

»Und wieviel Volk sich heutzutage in die Stadt drängt — fürchterlich!« sagte er, indem er sich auf dem Bock umwandte und Nechljudow auf eine Arbeitergenossenschaft von Bauern mit Sägen und Äxten aufmerksam machte, die in Halbpelzen und mit Säcken auf dem Rücken ihnen gerade in den Weg kam.

»Kommen denn mehr Leute her als früher?« fragte Nechljudow.

»Kein Vergleich! Die Leute drängen sich heutzutage um die Stellen, daß es ein Elend ist. Die Arbeitgeber schleudern mit ihnen, wie mit Holzspänen, nur so um sich . . . Überall ist's voll.«

»Wie kommt denn das?«

»Haben sich vermehrt . . . Können nirgends hin . . . «

»Was ist denn dabei, wenn sie sich vermehrt haben? Warum bleiben sie denn nicht auf dem Lande?«

»Auf den Dörfern giebt's nichts mehr zu thun, es ist kein Land da . . . «

Nechljudow ging es wie mit einer wehen Stelle. Es scheint einem,

daß man immer wie zum Ärger an die schmerzhafteste Stelle stößt. — Es kommt einem aber nur darum so vor, weil man nur an der wehen Stelle die Stöße merkt.

»Sollte es wirklich überall dasselbe sein?« dachte er und begann den Kutscher danach auszufragen, wieviel sie in ihrem Dorfe Land hätten, wieviel der Kutscher selbst davon besäße und warum er in der Stadt lebe.

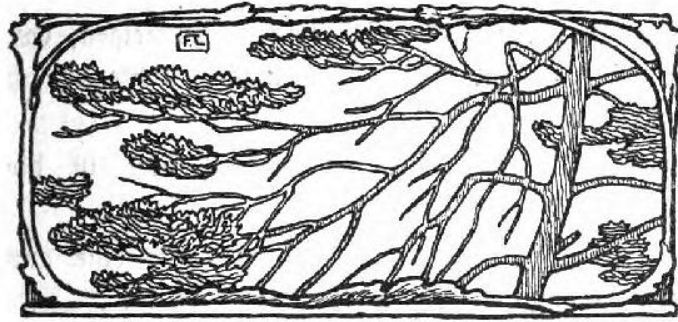
»Land haben wir, gnädiger Herr, eine Deßjatine pro Seele«, begann bereitwillig der Kutscher zu erzählen. »Wir selbst haben drei Seelenteile. Ich habe zu Hause meinen Vater und einen Bruder, der andere ist Soldat . . . Die kommen schon allein zurecht, nur giebt's nicht zu viel, wo mit man zurecht zu kommen hätte . . . Der Bruder hat auch schon d'ran gedacht, nach Moskau zu gehen . . . «

»Kann man denn kein Land pachten?«

»Wo soll man heutzutage pachten! Die adligen Herrchen, die früher da waren, haben ihr Land durchgebracht . . . Jetzt haben die Kaufleute alles an sich gerafft . . . Denen kann man nichts abpachten — arbeiten selber . . . Bei uns sitzt jetzt ein Franzose, der hat das Gut unserer früheren Herrschaft abgekauft und verpachtet nichts — mach' was Du willst . . . «

»Was für ein Franzose?«

»Ein Franzose . . . Dufar, wenn Sie vielleicht gehört haben . . . Er macht im großen Theater den Schauspielern die Perrücken . . . Ein gutes Geschäft, ist davon reich geworden . . . Von unserem Fräulein hat er das ganze Gut gekauft. Ist jetzt unser gnädiger Herr . . . Was er will, macht er mit uns . . . Gott sei Dank, ist er selbst ein guter Mensch. Nur ist seine Frau, eine Russin, so eine Hündin, daß Gott behüte! Plündert das Volk . . . Die reine Not . . . — Da ist ja übrigens auch das Gefängnis. Wohin wollen Sie? Zur Anfahrt? Da darf man wohl nicht halten . . . «



Dreizehntes Kapitel.

Bebend bei dem Gedanken, in welcher Verfassung er die Maslowa heute finden würde, und mit Grausen vor dem Geheimnis, daß für ihn sowohl in ihr, als auch in dem ganzen Menschenkonglomerat des Gefängnisses lag, klingelte Nechljudow am Haupteingang und fragte den an der Thür erschienenen Aufseher nach der Maslowa.

Der Aufseher erkundigte sich und sagte, daß sie im Lazarett sei. Nechljudow ging in das Lazarett. Der Lazarettdiener, ein gutmütiger Alter, ließ Nechljudow sogleich ein und wies ihn, als er erfuhr, wen Nechljudow sehen wollte, in die Kinderabteilung.

Der junge Arzt, ganz von Karbolsäure durchdrungen, kam zu Nechljudow in den Korridor heraus und fragte ihn streng, was er wünsche. Dieser Arzt übte gegen die Gefangenen alle mögliche Nachsicht und hatte daher immerwährend unangenehme Konflikte mit der Gefängnisleitung und sogar mit dem Oberarzt. Aus Furcht nun, daß Nechljudow von ihm etwas Ungesetzliches verlangen könnte und außerdem um zu zeigen, daß er für niemand Ausnahmen mache, stellte er sich mürrisch und böse.

»Hier giebt es keine Frauen, hier ist die Kinderabteilung«, sagte er.

»Ich weiß, aber hier befindet sich eine aus dem Gefängnis übergeführte Pflegerin . . . «

»Ja, hier sind zwei . . . Was wünschen Sie denn?«

»Ich stehe einer von ihnen, der Maslowa, nahe«, sagte Nechljudow, »und da möchte ich sie sehen . . . Ich fahre nämlich nach Petersburg, um eine Kassationsbeschwerde in ihrer Sache einzureichen, und möchte ihr jetzt dieses hier übergeben. — Es ist nur eine Photographie . . . « bemerkte Nechljudow, daß Kouvert aus der Tasche herausziehend.

»So, das können Sie . . . « sagte der Arzt etwas milder; und sich an ein altes Mütterchen mit weißer Schürze wendend, hieß er sie, die Pflegerin Maslowa rufen.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen oder wenigstens in das Empfangszimmer treten?«

»Ich danke«, sagte Nechljudow. Und die für ihn günstige Wendung im Benehmen des Arztes ausnutzend, fragte er ihn, wie man im Lazarett mit der Maslowa zufrieden sei.

»Es geht, sie arbeitet nicht schlecht, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, in denen sie gelebt hat«, sagte der Arzt. »Übrigens, da ist sie ja selbst . . . «

Aus einer der Thüren trat das Mütterchen und ihr folgte die Maslowa. Sie hatte eine weiße Schürze über einem gestreiften Kleide und auf dem Kopf ein Tuch, welches das Haar verdeckte. Als sie Nechljudow erblickte, errötete sie, blieb wie unschlüssig stehen, runzelte dann die Stirn und ging mit gesenkten Augen raschen Schrittes über den Dielenläufer des Korridors auf ihn zu. Bei Nechljudow angelangt, wollte sie ihm zuerst nicht die Hand reichen, that es aber dann doch und errötete noch mehr.

Nechljudow hatte sie seit dem Gespräch, bei dem sie sich wegen ihrer Heftigkeit entschuldigte, nicht gesehen und erwartete sie heute in derselben Stimmung, wie damals, zu finden. Aber sie war jetzt ganz anders. In ihrem Gesicht war heute etwas neues: etwas Zurückhaltendes, Schüchternes und, wie es Nechljudow schien, ihm gegenüber Feindseliges. Er sagte ihr dasselbe, was er dem Arzt gesagt hatte und übergab ihr das Kouvert mit der Photographie, die er aus Panowo mit gebracht hatte.

»Ich habe das in Panowo gefunden . . . Eine alte Photographie, — vielleicht macht sie Ihnen Freude. Nehmen Sie sie . . . «

Sie zog die schwarzen Brauen empor und blickte ihn mit ihren schielenden Augen verwundert an, als fragte sie: wozu das? Und schweigend nahm sie das Kouvert, das sie hinter der Schürze verbarg.

»Ich habe dort Ihre Tante gesehen«, sagte Nechljudow.

»So?« sagte sie gleichgültig.

»Haben Sie es hier gut?« fragte Nechljudow.

»So, ganz gut . . . « sagte sie.

»Ist es nicht zu schwer?«

»Nein, nicht sehr. Ich bin es noch nicht gewohnt.«

»Ich bin sehr froh für Sie. Immerhin ist es hier besser, als dort . . . «

»Als wo *dort*?« fragte sie, während über ihr Gesicht eine Röte flog.

»Dort, im Gefängnis«, beeilte sich Nechljudow zu sagen.

»Wieso denn besser?« fragte sie.

»Ich denke, die Menschen sind hier besser. Es giebt hier keine solchen, wie dort . . . «

»Dort gab es viel gute Menschen . . . « sagte sie.

»Wegen der Menjschows habe ich mich bemüht, und ich hoffe, daß man sie in Freiheit setzen wird«, sagte Nechljudow.

»Gott gebe es! So ein prächtiges Mütterchen . . . « wiederholte sie mit einem Lächeln die Worte, mit denen sie stets die alte Frau bezeichnete.

»Ich fahre jetzt nach Petersburg. Ihre Sache wird bald zur Verhandlung gelangen, und ich hoffe, daß das Urteil aufgehoben werden wird . . . «

»Aufgehoben oder nicht aufgehoben, mir ist's jetzt gleich«, erwiderte sie.

»Wieso: *jetzt*?«

»So«, sagte sie, einen flüchtigen, fragenden Blick auf ihn werfend.

Nechljudow faßte das Wort und den Blick so auf, als wolle sie wissen, ob er an seinem Entschluß noch festhalte, oder ob er denselben in folge ihrer Absage geändert habe.

»Ich weiß nicht, inwiefern es für Sie gleichgültig ist . . . « sagte er. »Aber für mich ist es in der That belanglos, ob Sie freigesprochen werden, oder nicht. Ich meinerseits bin in jedem Falle bereit, zu thun, was ich gesagt habe«, fügte er entschlossen hinzu.

Sie erhob den Kopf und ihre schwarzen schielen den Augen blieben auf seinem Antlitz haften und sahen zugleich an ihm vorbei, während ihr Gesicht in Freude erstrahlte. Sie selbst aber sagte etwas ganz anderes, als was ihre Augen sprachen.

»Das ist ganz unnütz, daß Sie davon reden . . . « sagte sie.

»Ich sage es, damit Sie es wissen.«

»Das ist schon alles gesagt, und da ist nichts mehr zu reden . . . « sagte sie, mit Mühe ein Lächeln unterdrückend.

Im Nebenzimmer entstand ein Geräusch. Man hörte Kinderweinen.

»Man ruft mich, glaube ich«, sagte sie, sich unruhig umsehend.

»Nun, dann adieu!« sagte er.

Sie machte, als hätte sie seine ausgestreckte Hand nicht bemerkt, und wandte sich ab, ohne dieselbe zu drücken. Und bemüht, ihren Triumph zu verbergen, ging sie mit raschen Schritten über den Dielenläufer des Korridors fort.

»Was geht in ihr vor? Wie denkt sie? Wie fühlt sie? Will sie mich nur prüfen, oder kann sie mir wirklich nicht vergeben? Kann sie nicht alles sagen, was sie denkt und fühlt, oder will sie es nicht? Ist sie milder geworden oder er bitterter?« fragte sich Nechljudow, ohne eine Antwort finden zu können. Das eine wußte er — sie war anders geworden, und in ihrer Seele ging eine wichtige Umwälzung vor. Und diese Umwandlung vereinigte ihn nicht nur mit ihr, sondern auch mit Dem, in Dessen Namen die Umwandlung vor sich ging. Und eben diese Vereinigung versetzte ihn in eine fröhlich-erregte und gerührte Stimmung.

In das Krankenzimmer, in welchem acht Kinderbettchen standen, zurückgekehrt, begann die Maslowa, auf Anweisung der Schwester, eins der Lager um zusetzen. Als sie sich zu sehr vorbeugte, glitt sie aus und wäre beinahe gefallen. Ein in Rekonvaleszenz begriffener

Knabe mit verbundenem Halse, der sie anblickte, fing an zu lachen, und auch die Maslowa konnte ihre fröhliche Stimmung nicht länger unterdrücken. Sie setzte sich aufs Bett und brach in ein so lautes und ansteckendes Gelächter aus, daß einige von den Kindern ebenfalls zu lachen begannen, während die Schwester sie ärgerlich anschrie.

»Was gackerst Du? Glaubst wohl, daß Du Dich da befindest, wo Du warst! Geh nach den Rationen!«

Die Maslowa schwieg, nahm das Geschirr und ging, wohin man sie geschickt hatte. Als sie aber mit dem verbundenen Knaben, der nicht lachen durfte, einen Blick wechselte, platzte sie wieder aus.

Mehrere Mal am Tage zog die Maslowa, sobald sie allein war, die Photographie ein wenig aus dem Kouvert heraus und betrachtete sie liebe voll. Aber erst am Abend, als ihr Tagesdienst zu Ende war und sie sich in der Stube, die sie mit der Pflegerin teilte, allein befand, nahm die Maslowa das Bild aus dem Kouvert ganz her aus. Lange und unbeweglich, jede Einzelheit der Gesichter und der Kleidung, die Balkonstufen und die Sträucher, von deren Fond sich die Gesichter abhoben, — seines und ihres und die der Tanten, — mit den Augen liebkosend, betrachtete sie das verblaßte, gelbliche Bildchen und konnte sich nicht satt daran sehen, besonders an ihrem eigenen jungen hübschen Gesicht mit dem sich um die Stirn kräuselnden Haar. So sehr hatte sie sich in das Betrachten vertieft, daß sie nicht einmal merkte, wie ihre Kameradin, die Krankenpflegerin, ins Zimmer getreten war.

»Was ist denn das? Hat er es Dir gegeben?« sagte die dicke, gutmütige Pflegerin, sich über die Photographie beugend. »Bist Du das wirklich?«

»Wer denn sonst?« fragte die Maslowa und sah lächelnd in die Augen der Kameradin.

»Und wer ist denn das? Er selbst? Und das ist seine Mutter?«

»Seine Tante. Und hättest Du mich nicht erkannt?« fragte die Maslowa.

»Wo denn? Nie im Leben hätt' ich Dich erkannt. Ein ganz anderes Gesicht . . . Es werden ja auch wohl schon zehn Jahre seitdem her

sein!«

»Nicht die Jahre machen's, das Leben . . . « sagte die Maslowa, und plötzlich war ihre lebhaftige Stimmung verschwunden. Ihr Gesicht wurde finster, und zwischen den Brauen zeigte sich eine tiefe Furche.

»Wieso denn? Das Leben *dort* muß doch leicht sein.«

»Jawohl, leicht!« wiederholte kopfschüttelnd die Maslowa, indem sie die Augen schloß. »Schlimmer als Zwangsarbeit!«

»Ja, aber wieso denn?«

»So . . . Von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens, und das jeden Tag . . . «

»Aber warum giebt man's denn nicht auf?«

»Man möcht's schon, aber es geht nicht . . . Was soll man da reden!« sprach die Maslowa.

Sie sprang auf, warf die Photographie in die Tischschublade, lief, ihre zornigen Thränen kaum zurückhaltend, in den Korridor hinaus und schlug die Thür hinter sich zu.

Während sie die Photographie angeblickt hatte, hatte sie sich so gefühlt, wie sie auf derselben dar gestellt war, und davon geträumt, wie glücklich sie damals gewesen und wie glücklich sie mit ihm noch jetzt hätte sein können. Die Worte der Kameradin vergegenwärtigten ihr von Neuem den Unterschied zwischen dem, was sie damals gewesen und was sie jetzt war, und erinnerten sie an die Schrecken jenes Lebens, die sie auch damals schon unklar empfunden, sich jedoch nicht gestattet hatte, dieselben in ihrer ganzen Nacktheit zum Bewußtsein zu bringen.

Jetzt erst vergegenwärtigte sie sich lebhaft alle jene fürchterlichen Nächte, und besonders eine Nacht in der Karnevalswoche, als sie den Studenten erwartete, der sie loskaufen wollte. Sie dachte daran, wie sie in dem ausgeschnittenen, mit Wein begossenen roten Seidenkleide, mit roter Schleife im wirren Haar, ermattet, abgequält und berauscht, gegen zwei Uhr nachts, nachdem ihre Gäste hinaus geleitet waren, sich während einer Tanzpause zu der mageren, knöchernen und sinnigen Klavierspielerin gesetzt hatte, die den

Geiger begleitete, und ihr über ihr schweres Leben geklagt hatte. Auch die Klavierspielerin sagte, daß sie ebenfalls mit ihrer Stellung unzufrieden sei und eine andere Beschäftigung suchen möchte. Dann trat Klara zu ihnen, und alle drei beschlossen plötzlich, dieses Leben aufzugeben. Sie glaubten, daß die heutige Nacht schon zu Ende sei, und wollten eben auseinandergehen, als plötzlich im Vorzimmer das Geschrei betrunkenen Gäste ertönte. Der Geiger spielte ein Ritornell und seine Begleiterin fiel mit einem tollen, lustigen russischen Liede im Takte der ersten Quadrillettour ein. Ein betrunkenen, nach Wein riechender, schnuckender kleiner Mann mit weißer Krawatte und im Frack, den er bei der zweiten Tour ablegte, ergriff sie, während ein anderer, ein bärtiger Dickwanst, ebenso im Frack, — sie kamen von irgend einem Ball — die Klara packte. Und wieder begann das Tanzen, Schreien und Trinken . . .

Und so ging es ein, zwei, drei Jahre. Wie soll man sich da nicht verändern! Und die Ursache von alledem war er!

Und plötzlich stieg in der Maslowa jene frühere Erbitterung gegen Nechljudow auf, sie empfand das Bedürfnis, ihn zu schelten und ihm Vorwürfe zu machen. Es that ihr leid, daß sie heute die Gelegenheit verpaßt hatte, ihm noch einmal alles das zu sagen, — daß sie ihn kenne und sich von ihm nicht überrumpeln lassen, ihm nicht gestatten werde, sie nun moralisch auszubeuten, wie er sie körperlich ausgebeutet hatte, daß sie es ihm nicht gestatten werde, sie zum Gegenstand seiner Großmut zu machen.

Und um dieses quälende Gefühl des Mitleids zu sich selbst und der zwecklosen Erbitterung ihm gegenüber irgendwie zu ersticken, wollte sie Schnaps haben. Und sie hatte ihr Wort nicht gehalten und hätte getrunken, wäre sie im Gefängnisse gewesen. Hier aber konnte man den Schnaps nicht anders bekommen, als durch den Lazarettgehilfen, und den Lazarettgehilfen fürchtete sie, weil er ihr nachstellte. Alle Beziehungen zu Männern waren ihr aber widerlich.

Nachdem sie eine Zeitlang auf der Bank im Korridor gesessen hatte, kehrte sie in die Stube zurück und weinte, ohne ihrer Kameradin zu antworten, lange über ihr zerstörtes Leben.



Vierzehntes Kapitel.

In Petersburg hatte Nechljudow drei Angelegenheiten zu erledigen: die Kassationsbittschrift der Maslowa im Senat, die Sache der Fedoßja Btrjukowa in der Kommission für Bittschriften auf den Allerhöchsten Namen und den ihm von der Wera Bogoduchowskaja erteilten Auftrag, in der Gendarmerieverwaltung oder in der Dritten Abteilung um die Freilassung der Schustowa und um die Genehmigung nachzusuchen, daß die Mutter ihren in der Festung sitzenden Sohn, wegen dessen Wera Bogoduchowskaja Nechljudow einen Zettel geschickt hatte, besuchen dürfe. Diese beiden letzteren Angelegenheiten rechnete er für eine. Eine vierte Angelegenheit war die Sache der Sektierer, die von ihren Familien getrennt und in den Kaukasus verbannt wurden, weil sie das Evangelium lasen und deuteten. Er hatte nicht so sehr ihnen, wie sich selbst versprochen, alles nur mögliche zur Aufklärung dieser Sache zu thun.

Seit seinem letzten Besuch bei Maslennikow und besonders seit seiner Reise aufs Land hatte Nechljudow nicht nur aus Überlegung, sondern vielmehr instinktiv, mit seinem ganzen Wesen eine heftige Abneigung gegen das Milieu gefaßt, in welchem er bis jetzt gelebt hatte, gegen jene Gesellschaft, in welcher die Leiden, welche Millionen von Menschen zur größeren Bequemlichkeit und zum Vergnügen einer kleinen Anzahl von Menschen ertragen, so sorgfältig verborgen wurden, daß die Gesellschaft von diesen Leiden nichts wußte und nichts wissen konnte und daher auch nicht zum Bewußtsein der Grausamkeit und Verwerflichkeit ihrer eigenen

Lebensweise kam. Nechljudow konnte sich jetzt nicht mehr ohne Selbstvorwurf und ohne ein Gefühl der Geniertheit in diesen Kreisen bewegen. Nun zogen ihn aber in diesen Kreis die Gewohnheit seines früheren Lebens, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen und vor allem der Umstand, daß er, um das zu thun, was ihm jetzt am nächsten lag, nämlich der Maslowa und allen Leidenden, denen er beistehen wollte, zu helfen, die Leute dieses Kreises, die er nicht nur nicht achtete, sondern oft mit Entrüstung und Abscheu betrachtete, — daß er diese Leute um ihre Hilfe und ihren Beistand bitten mußte.

Als Nechljudow nach Petersburg kam und bei seiner Tante mütterlicherseits, der Gräfin Tscharskaja, der Frau eines Ministers a. D., abstieg, geriet er unmittelbar in das innerste Herz der ihm so fremd gewordenen aristokratischen Gesellschaft. So unangenehm ihm das auch war, so ließ es sich dennoch nicht anders einrichten. Wenn er nicht bei der Tante, sondern im Hotel ab gestiegen wäre, so hätte die Tante sich beleidigt gefühlt. Nun verfügte sie aber über große Konnexionen und konnte in all den Sachen, für welche sich Nechljudow interessierte, ihm außer ordentlich nützlich sein.

»Nun, was hör' ich denn von Dir? Die reinen Wunderdinge . . . « sprach zu ihm die Gräfin Jekaterina Iwanowna, während sie ihn gleich nach seiner Ankunft mit Kaffee bewirtete. »Vous posez pour un Howard Hilfst Verbrechern Besuchst Gefängnisse . . . Willst die Leute bessern . . . «

»Aber nein, ich denke gar nicht daran.«

»Nun, das ist ja ganz gut. Nur ist da auch so eine romantische Unterlage dabei . . . Er zähl' mal.«

Nechljudow erzählte von seinen Beziehungen zur Maslowa, alles wie es war.

»Ich erinnere mich, ich erinnere mich. Die arme Helene hat mir etwas davon erzählt, damals, als Du bei den alten Jungfern wohntest. Sie wollten Dich, glaub' ich, mit ihrer Pflgetochter verheiraten.« Die Gräfin Jekaterina Iwanowna hatte Nechljudows Tanten väterlicherseits immer mit einer gewissen Verachtung behandelt. — »Also ist es diese? Elle est encore jolie?«

Tante Jekaterina Iwanowna war eine heitere, energische, redselige Sechzigerin. Sie war groß und stark von Wuchs, und auf ihrer Oberlippe konnte man einen schwarzen Schnurrbart bemerken. Nechljudow hatte sie sehr gern und war von Kindheit auf gewohnt, sich von ihrer Energie und Fröhlichkeit anstecken zu lassen.

»Nein, ma tante, damit ist es aus. Ich möchte ihr nur helfen, weil sie unschuldig verurteilt ist und ich daran, wie an ihrem ganzen Schicksal, schuld bin. Ich fühle mich verpflichtet für sie alles was ich kann zu thun.«

»Wie kommt denn das, daß man mir sagte, Du wolltest sie heiraten?«

»Ja, ich wollte es auch, aber sie will nicht . . . «

Jekaterina Iwanowna sah den Neffen mit vor gestreckter Stirn und gesenkten Pupillen schweigend an. Plötzlich veränderte sich ihr Gesicht und nahm einen vergnügten Ausdruck an.

«Ah, da ist sie klüger als Du. O, was Du für ein Schafskopf bist! Und Du würdest sie heiraten?«

»Unbedingt!«

»Nach dem, was sie gewesen ist?«

»Um so mehr. Ich bin doch an allem schuld.«

»Nein, Du bist einfach ein Dammelfritz«, sagte die Tante mit unterdrücktem Lächeln. »Ein fürchterlicher Dammelfritz, aber ich liebe Dich eben darum, weil Du ein so fürchterlicher Dammelfritz bist«, wiederholte sie diesen Ausdruck, den sie besonders lieb gewonnen zu haben schien, da er in ihren Augen die geistige und moralische Verfassung des Neffen treffend wiedergab. »Weißt Du, das kommt ja sehr gelegen«, fuhr sie fort. »Aline hat ein wunderbares Magdalenenheim . . . Ich war einmal dort . . . Ekelig sind sie: ich hab' mich danach immer wieder gewaschen . . . Aber Aline ist corps et âme damit beschäftigt. Da wollen wir doch sie, die Deinige, dahin thun. Wenn überhaupt jemand sie bessern kann, so ist es Aline.«

»Aber sie ist doch zur Zwangsarbeit verurteilt. Ich bin eben deswegen hergekommen, um die Kassierung des Urteils zu

veranlassen. Das ist auch mein erstes Anliegen an Sie.«

»So . . . Und wo ist denn ihre Sache?«

»Im Senat.«

»Im Senat? Aber mein lieber cousin Ljowuschka ist ja im Senat. Ja, übrigens ist er im Heraldischen Departement! Hm, von den eigentlichen kenne ich allerdings niemand . . . Dort sitzt weiß Gott wer, entweder Deutsche: Geh, Feh, Deh — tout l'alphabet, oder verschiedene Iwanows, Semenjows, Nikitins, oder auch Iwanenkos, Simonenkos, Nikitenkos — pour varier. Des gens de l'autre monde . . . Nun, ich will es immerhin meinem Mann sagen. Er kennt sie. Er kennt alle möglichen Leute. Ich werd's ihm sagen. Du mußt's ihm aber klarmachen, denn mich versteht er niemals. Was ich auch sagen möchte, er antwortet immer, daß er nichts davon begreift. C'est un parti pris. Alle verstehen mich, nur er nicht.«

In diesem Augenblick brachte ein Lakai in Kniehosen auf silbernem Präsentierteller einen Brief.

»Gerade von Aline. Nun wirst Du auch Kieseewetter hören.«

»Wer ist das — Kieseewetter?«

»Kieseewetter? Komm nur heute hin . . . Da wirst Du schon sehen, wer er ist. Er spricht so, daß die allerverstocktesten Verbrecher sich auf die Knie werfen und weinen und Buße thun.«

Die Gräfin Jekaterina Iwanowna war, so sonderbar es schien und so wenig es auch zu ihrem Charakter paßte, eine passionierte Anhängerin jener Lehre, deren Wesen im Glauben an die Erlösung besteht. Sie besuchte die Versammlungen, in welchen jene damals in Mode stehende Lehre gepredigt wurde, und versammelte auch bei sich die Gläubigen. Obgleich diese Lehre nicht nur alle Zeremonien und Heiligenbilder, sondern auch die Sakramente verwarf, so hingen bei der Gräfin Jekaterina Iwanowna doch in allen Zimmern und sogar über ihrem Bett Heiligenbilder und sie erfüllte alles, was die Kirche verlangte, ohne darin einen Widerspruch zu sehen.

»Das wäre was für Deine Magdalena, wenn die ihn hörte, würde sie sich bekehren«, sagte die Gräfin. »Du aber muht unbedingt abends zu Hause sein. Du wirst ihn hören . . . Das ist ein wunderbarer Mensch.«

»Mich interessiert das nicht, ma tante.«

»Und ich sage Dir, daß es Dich interessieren wird . . . Und Du mußt durchaus hinkommen. — Nun, was brauchst Du denn noch von mir. Videz votre sac?«

»Noch eine Sache in der Festung . . . «

»In der Festung? Na, dorthin kann ich Dir eine Empfehlung an den Baron Kriegsmut geben, C'est un très brave homme. Du kennst ihn übrigens selbst, er war ein Kamerad Deines Vaters . . . Il donne dans 1e spiritisme . . . Das macht aber nichts. Er ist ein guter Mensch. Was hast Du denn dort?«

»Ich muß um die Erlaubnis bitten, daß man einer Mutter mit ihrem Sohne, der dort sitzt, eine Zusammenkunft bewilligt. Man sagte mir aber, daß das nicht von Kriegsmut, sondern von Tschewjanskij abhängt . . . «

»Tschewjanskij mag ich nicht, aber er ist ja der Mann von Mariette. Man kann sie bitten. Für mich wird sie's ja thun. Elle est très gentile.«

»Dann muß man noch um ein Mädchen bitten . . . Sie sitzt mehrere Monate, und niemand weiß wofür.«

»Na, mein Bester, sie selbst weiß schon recht gut, wofür. Sie wissen das sehr gut. Und ihnen, diesen Geschorenen, geschieht ganz recht.«

»Wir wissen nicht, ob Recht oder Unrecht . . . Sie aber leiden . . . Sie sind eine Christin und glauben an das Evangelium und können so unbarmherzig sein?«

»Das hat damit nichts zu thun. Evangelium ist Evangelium und was ekelhaft, ist ekelhaft. Es wäre schlimmer, wenn ich mich stellen würde, als liebte ich die Nihilistinnen und besonders die geschorenen Nihilistinnen, während ich sie nicht leiden mag.«

»Warum mögen Sie sie denn nicht leiden?«

»Nach dem Attentat vom ersten März fragst Du: warum?«

»Aber am ersten März waren doch nicht alle beteiligt . . . «

»Einerlei, wozu mischen sie sich in Sachen, die sie nichts angehen! Das ist nicht Sache der Weiber.«

»Nun, und Mariette kann Ihrer Ansicht nach sich mit Geschäften abgeben?« fragte Nechljudow.

»Mariette? Mariette — Mariette. Das aber sind Gott weiß was für Leute, Kretti und Pletti, und wollen andere noch lehren.«

»Nicht lehren, sondern einfach dem Volke helfen.«

»Man weiß auch ohne sie, wem geholfen werden muß und wem nicht.«

»Aber das Volk ist doch im Elend. Ich komme ja eben vom Lande. Muß denn das sein, daß die Bauern aus den letzten Kräften arbeiten und dabei nicht einmal satt werden, während wir im Luxus leben?« sprach Nechljudow, durch die Gutmütigkeit der Tante unwillkürlich von dem Wunsche erfaßt, ihr alles auszusprechen, was er dachte.

»Und was willst Du denn: daß ich arbeiten und nichts essen soll?«

»Nein, ich möchte nicht, daß Sie nichts essen sollen«, antwortete Nechljudow, unwillkürlich lächelnd. »Ich will nur, daß wir alle arbeiten und alle essen.«

Die Tante senkte wieder die Stirn und die Pupillen und starrte ihn neugierig an.

„Mon cher, vous finirez mal«, sagte sie.

»Ja, warum denn?«

In diesem Augenblick trat ins Zimmer ein stattlicher, breitschulteriger General. Es war der Minister a. D. Tscharskij, der Mann der Gräfin.

»Ah, Dmitrij, guten Tag«, sagte er, ihm die frischrasierte Wange hinhaltend. »Wann bist Du angekommen?«

Er küßte schweigend seine Frau auf die Stirn.

»Non, il est impayable!« wandte sich die Gräfin Jekaterina Iwanowna an den Mann. »Er will, daß ich am Bache Wäsche spülen und nur Kartoffeln essen soll. Er ist ein furchtbarer Schafskopf, aber Du mußt für ihn trotzdem thun, um was er Dich bittet. Ein fürchterlicher Dammelfritz . . . « korrigierte sie sich. »Hast Du übrigens gehört, daß die Kamenskaja sich in solcher Verzweiflung befindet, daß man für ihr Leben fürchtet«, wandte sie sich an ihren Mann. »Fahr doch zu ihr hin . . . «

»Ja, es ist schrecklich . . . « sagte der Mann.

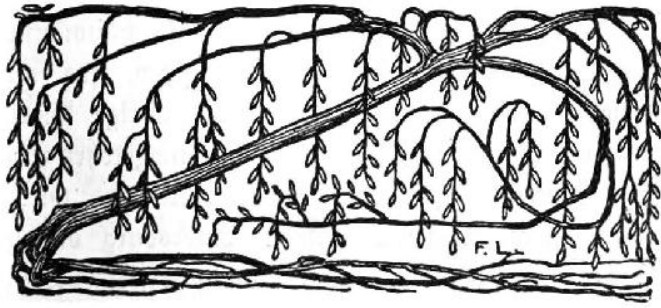
»Nun, geht also, sprecht miteinander. Ich muß Briefe schreiben . . . «

Kaum war Nechljudow in das Zimmer neben dem Salon getreten, als sie ihm nachrief:

»Soll ich Mariette schreiben?«

»Ich bitte, ma tante!«

»Ich werde also das, was Du für die Geschorene willst, en blanc lassen; sie läßt es dann ihren Mann machen. Er wird es schon besorgen . . . Glaub' Du nicht, daß ich hartherzig sei . . . Sie sind zwar alle widerwärtig, Deine protégées, aber — je ne leur veux pas de mal, Gott mit ihnen. Nun geh jetzt und sei am Abend unbedingt zu Hause, um Kiesewetter zu hören. Wir wollen dann beten . . . Und wenn Du Dich nur nicht widersetzen wirst, ça vous fera, beaucoup de bien . . . Ich weiß ja, daß Hélène und Ihr alle darin sehr zurück seid . . . Also auf Wiedersehen!«



Fünfzehntes Kapitel.

Graf Iwan Michajlowitsch war Minister a. D. und ein in seinen Grundsätzen gefestigter, unentwegter Mann. Die Überzeugungen des Grafen Iwan Michajlowitsch bestanden von seiner Jugend an darin, daß, wie es dem Vogel eigen, sich von Würmern zu nähren, in Federn und Daunen gekleidet zu sein und in der Luft zu fliegen, es ebenso ihm dem Grafen, eigentümlich sei, sich von teuren, durch teure Köche bereiteten Gerichten zu nähren, mit den bequemsten und teuersten Kleidern bekleidet zu sein, mit den ruhigsten und schnellsten Pferden zu fahren, und daß daher alles das für ihn immer bereit sein müsse.

Außerdem war Graf Iwan Michajlowitsch der Ansicht, daß je mehr verschiedene Einkünfte er von der Krone zu beziehen habe, je mehr Orden er erhalte — bis zu den Brillantinsignien zu irgend etwas inklusive — und je häufiger er Gelegenheit finde, hochgestellte Personen beiderlei Geschlechts zu sehen und zu sprechen, um so besser es für ihn sei.

Alles übrige hielt Graf Iwan Michajlowitsch, im Vergleich zu diesen Grunddogmen, für unwesentlich und uninteressant. Alles übrige konnte so sein, konnte aber auch ebensogut umgekehrt sein. Diesen Grundsätzen entsprechend lebte und wirkte Graf Iwan Michajlowitsch in Petersburg vierzig Jahre und hatte es nach Ablauf dieser vierzig Jahre bis zu einem Ministerposten gebracht.

Die hauptsächlichsten Vorzüge des Grafen Iwan Michajlowitsch, die ihm zu einem solchen Erfolg verholfen hatten, bestanden darin,

daß er erstens den Sinn ausgefertigter Aktenstücke und Gesetze verstehen und verständliche Amtsschreiben, wenn auch nicht besonders stilgerecht abfassen und ohne orthographische Fehler zu Papier bringen konnte. Zweitens war er außerordentlich repräsentabel und verstand es, wo nötig, nicht nur stolz, sondern auch unantastbar und majestätisch zu erscheinen und wiederum, wo nötig, kriecherisch bis zur Leidenschaft, bis zur Gemeinheit zu sein. Sein dritter Vorzug bestand darin, daß er gar keine allgemeineren Prinzipien und Grundsätze, weder individuell-moralische noch allgemein-politische, besaß und daher, wenn er es brauchte, mit allen einverstanden und, wenn er es brauchte, mit allen nicht einverstanden sein konnte. Indem er so handelte, sorgte er nur dafür, daß die Form gewahrt bliebe und daß er nicht in offenen Widerspruch mit sich selbst gerate. Ob aber seine Handlungsweise an sich moralisch oder unmoralisch sei, und ob daraus der größte Nutzen oder das größte Unheil für Rußland und die ganze Welt entstehen werde, war ihm völlig gleichgültig.

Als er Minister geworden, waren nicht nur alle von ihm abhängigen Leute — abhängig aber waren von ihm sehr viele —, sondern auch alle anderen und er selbst überzeugt, daß er ein sehr kluger Staatsmann sei. Aber nachdem eine gewisse Zeit verstrichen war, während er nichts ausgerichtet hatte, und nach dem Gesetze des Kampfes ums Dasein genau ebensolche imposante und prinzipienlose Beamte wie er, welche Akten zu verstehen und aufzusetzen gelernt hatten, ihn wegdrängten, und er seinen Abschied nehmen mußte, da wurde es allen klar, daß er nicht nur kein besonders kluger, sondern ein sehr beschränkter und wenig gebildeter, wenn auch ein sehr selbstbewußter Mensch war, der sich in seinen Ansichten kaum bis zum Leitartikelniveau konservativer Zeitungen erhob. Es erwies sich, daß nichts in ihm war, was ihn von den anderen wenig gebildeten und selbstbewußten Beamten, die ihn weggedrängt hatten, unterscheiden könnte. Er begriff das auch selbst, wodurch aber keineswegs seine Überzeugung erschüttert wurde, das er vom Staate große Summen Geldes und neue Dekorationen für sein Galakostüm zu erhalten habe.

Diese seine Überzeugung, war so unerschütterlich, daß niemand sich entschließen konnte, ihm das zu verweigern, und er erhielt teils als Pension, teils als Gratifikation, in seiner Eigenschaft als Mitglied der höchsten Staatsinstitution und Präsident verschiedener Kommissionen und Komitees, jährlich einige zehntausend Rubel und außerdem immer neue, von ihm hochgeschätzte Rechte: neue Tressen auf seine Schultern oder Hosen aufnähen und unter dem Frack neue Bänder und Sterne tragen zu dürfen. Infolgedessen hatte Graf Iwan Michajlowitsch große Verbindungen.

Graf Iwan Michajlowitsch hörte Nechljudow so an, wie er ehemals die Berichte des Kanzleidirektors angehört hatte, und sagte, nachdem er ihn zu Ende gehört, daß er ihm zwei Billets geben werde, und zwar das eine an den Senator des Kassationsdepartements, Wolf.

»Man spricht über ihn verschiedenes, aber dans tous 1es cas c'est un homme très comme il faut«, sagte er. »Und er ist mir verbunden und wird thun, was er kann . . . «

Das andere Billet war an eine sehr einflußreiche Persönlichkeit in der Bittschriftenkommission adressiert.

Die Angelegenheit der Fedoßja Birjukowa, wie sie Nechljudow ihm erzählt hatte, interessierte den Grafen Iwan Michajlowitsch sehr. Als Nechljudow ihm sagte, daß er in dieser Sache einen Brief an die Kaiserin richten wollte, meinte er, daß der Fall in der That außerordentlich rührend sei und daß man ihn gelegentlich dort erzählen könnte. Aber versprechen könne er nichts. Möge die Bittschrift nur ihren Gang gehen. Wenn sich aber eine Gelegenheit bietet, wenn er am Donnerstag zum petit comité geladen werden sollte, so wird er's vielleicht sagen.

Nachdem Nechljudow die beiden Billets vom Grafen und das Billet der Tante an Mariette erhalten, machte er sich sogleich auf den Weg.

Zuerst ging er zu Mariette. Er hatte sie noch als Backfisch, als die Tochter einer nicht reichen aristokratischen Familie gekannt und wußte, daß sie einen Karriere machenden Mann, von dem er zweifelhafte Dinge gehört, geheiratet hatte. Und wie immer, wurde

es Nechljudow qualvoll-schwer, sich mit einer Bitte an einen Menschen zu wenden, den er nicht achtete. In solchen Fällen befand er sich immer in einem inneren Zwiespalt, war unzufrieden mit sich selbst und schwankte, ob er bitten oder nicht bitten solle; und stets entschied er, daß er bitten müsse. Außerdem fühlte er das Falsche seiner Lage als Bittsteller mitten unter Leuten, die er nicht mehr für seinesgleichen hielt, während er selbst von ihnen für ihresgleichen gehalten wurde. Endlich empfand er auch, daß er in dieser Gesellschaft wieder in das alte, gewohnte Geleise geriet und sich unwillkürlich von dem leichtsinnigen und unsittlichen Ton, der in diesen Kreisen herrschte, hinreißen ließ. Er hatte das schon bei der Tante Jekaterina Iwanowna empfunden. Bereits heute früh war er mehrmals, während er sich mit ihr über die allerernstesten Dinge unterhielt, in einen scherzhaften Ton verfallen.

Überhaupt übte Petersburg, wo er seit langem nicht gewesen war, auf ihn die dieser Stadt eigene, physisch stärkende und moralisch abstumpfende Wirkung aus. Alles ist dort so sauber, bequem, so wohleingerichtet, und vor allem sind die Menschen moralisch so wenig anspruchsvoll, daß das Leben einem besonders leicht erscheint.

Ein ausgezeichnete, sauberer, höflicher Droschkenkutscher fuhr Nechljudow an den ausgezeichneten, sauberen, höflichen Schutzleuten vorbei über das ausgezeichnete, sauber abgespülte Straßenpflaster, zwischen schönen sauberen Häusern zu dem Hause, wo Mariette wohnte.

An der Anfahrt standen ein Paar englische Pferde mit Scheuklappen, und ein wie ein Engländer aussehender Kutscher mit Koteletts bis zur Hälfte der Wangen saß in Livree, die Peitsche in der Hand, stolz auf dem Bock.

Der Portier in einer ungewöhnlich sauberen Uniform öffnete Nechljudow die Thür zu dem Vorhaus, wo in einer noch saubereren, betreßten Livree ein Wagenlakai mit prächtigem, auseinandergekämmtem Bart und eine dejouierende Ordonnanz in neuer, sauberer Uniform standen.

»Der Herr General empfangen nicht, die Frau Generalin auch

nicht. Sie geruhen sogleich auszufahren.«

Nechljudow gab den Brief von der Gräfin Jekaterina Iwanowna ab, nahm eine Visitenkarte heraus, ging an das Tischchen, auf welchem das Buch zum Einschreiben der Besucher lag und begann zu schreiben, daß er sehr bedaure, die Herrschaften nicht getroffen zu haben, als der Lakai eine Bewegung zur inneren Treppe zu machte, und der Portier auf die Stufen der äußeren Treppe trat und »Vorfahren!« rief, während die Ordonnanz wie erstorben Front stand und eine schwächliche, mittelgroße Dame, die mit leichtem, ihrer Wichtigkeit nicht entsprechendem Gang die Treppe hinab stieg, vorschriftsmäßig mit den Augen »begleitete«.

Mariette trug ein schwarzes Kleid mit schwarzem Umwurf, einen großen Hut mit Feder und neue schwarze Handschuhe; ihr Gesicht war mit einem Schleier verdeckt.

Als sie Nechljudow sah, zog sie den Schleier empor, zeigte ein liebliches Gesicht mit glänzenden Augen und blickte ihn fragend an.

»Ach, Fürst Dmitrij Iwanowitsch«, sagte sie mit ihrer heiteren, angenehmen Stimme. »Ich hätte Sie erkannt . . . «

»Wie, Sie erinnern sich sogar meines Namens?«

»Natürlich, meine Schwester und ich sind so gar in Sie verliebt gewesen«, begann sie französisch. »Aber wie Sie sich verändert haben! Ach, wie schade, daß ich ausfahre. Übrigens, geh'n wir zurück«, sagte sie, unschlüssig stehen bleibend.

Sie warf einen Blick auf die Wanduhr.

»Nein, es geht nicht. Ich fahre zur Seelenmesse zu der Kamenskaja. Sie ist ganz dahin . . . «

»Was ist denn mit der Kamenskaja?«

»Haben Sie es denn nicht gehört: ihr Sohn ist im Duell gefallen. Im Zweikampf mit Posen . . . Der einzige Sohn . . . Schrecklich . . . Die Mutter ist ganz hin . . . «

»Ja, ich habe davon gehört.«

»Nein, ich fahre schon besser, und kommen Sie morgen, oder heute Abend . . . « sagte sie und ging mit schnellen, leichten Schritten zur Ausgangsthür.

»Heute Abend kann ich nicht«, antwortete er, mit ihr zugleich auf das Trottoir hinaustretend. »Und ich hatte ein Anliegen an Sie«, sagte er, indem er die vorfahrenden Fuchse betrachtete.

»Was denn?«

»Hier haben Sie ein Billet darüber von meiner Tante«, sagte Nechljudow, ihr das schmale Couvert mit großem Monogramm überreichend. »Daraus werden Sie alles ersehen . . . «

»Ich weiß, die Gräfin Jekaterina Iwanowna glaubt, daß ich auf meinen Mann in geschäftlichen Dingen Einfluß habe. Sie irrt sich. Ich vermag nichts und möchte mich auch in nichts einmischen . . . Aber natürlich für die Gräfin und Sie bin ich bereit, eine Ausnahme von meiner Regel zu machen. Was ist es denn?« sprach sie, während ihre kleine schwarzbehandschuhte Hand vergeblich nach der Tasche suchte.

»Man hat ein Mädchen in die Festung gesperrt, und sie ist krank und an gar nichts beteiligt gewesen.«

»Wie heißt sie denn?«

»Schustowa, Lydia Schustowa. In dem Brief steht es . . . «

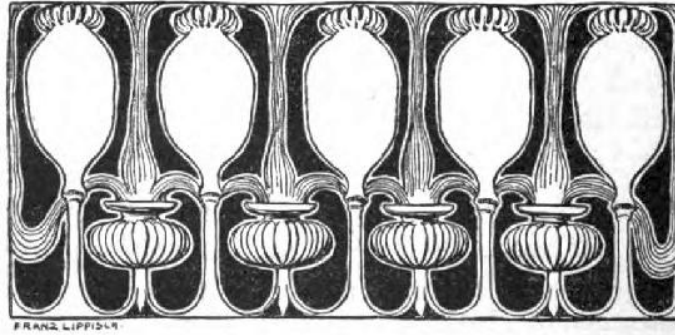
»Nun schön, ich werde versuchen, es zu machen«, sagte sie, indem sie leicht in den weich ausgeschlagenen Wagen, dessen Flügel in der Sonne glänzten, stieg und ihren Schirm aufschlug.

Der Lakai stieg auf den Bock und hieß den Kutscher fahren. Der Wagen bewegte sich vorwärts, aber im selben Augenblick berührte sie mit dem Schirm den Rücken des Kutschers, und die dünn häutigen, schönen anglisierten Stuten drückten ihre durch den Stangenzaum zurückgerissenen Köpfe an und stampften unruhig mit den zarten Beinen.

»Und Sie müssen kommen, aber, bitte, uneigennützig . . . « sagte sie mit einem Lächeln, dessen Macht sie gut kannte. Und als hätte sie eine Vorstellung beendet, ließ sie den Schleier wie einen Vorhang fallen. »Nun, fahren wir!« Und sie berührte den Kutscher wieder mit dem Schirm!

Nechljudow zog den Hut. Die Vollblutstuten schnauften, begannen mit den Hufen das Pflaster zu schlagen und der Wagen rollte rasch

davon, nur bisweilen auf den Unebenheiten der Straße mit den neuen Gummischienen weich aufspringend.



Sechzehntes Kapitel.

Des Lächelns gedenkend, welches er mit Mariette wechselt hatte, schüttelte Nechljudow über sich selbst den Kopf.

»Kaum hat man sich umgesehen, so wird man in dieses Leben wieder hineingezogen«, dachte er, indem er den Zwiespalt und die Zweifel empfand, den in ihm die Notwendigkeit, die Gunst von Leuten zu suchen, welche er nicht achtete, stets hervorrief. Nachdem er sich überlegt hatte, wohin er, um den Weg nicht doppelt zu machen, zuerst und wohin später fahren müsse, fuhr er in den Senat.

Man führte ihn in die Kanzlei, wo er in einem prächtigen Raum eine ungeheure Menge von außerordentlich höflichen und eleganten Beamten erblickte.

Die Bittschrift der Maslowa war eingetroffen und demselben Senator Wolf zur Begutachtung übergeben worden, an welchen er einen Brief von seinem Onkel hatte — so sagten ihm die Beamten. »Die Senatssitzung findet in dieser Woche statt, jedoch wird die Sache der Maslowa kaum für diese Sitzung angesetzt werden. Wenn man aber darum bitten würde, so könnte man wohl hoffen, daß sie doch schon in dieser Woche, etwa am Mittwoch, vorgenommen wird«, sagte einer der Beamten.

In der Senatskanzlei hörte Nechljudow, während er auf die erbetene Auskunft wartete, wieder über das Duell sprechen und über die näheren Umstände, unten welchen der junge Kamenskij gefallen

war. Er erfuhr hier zum ersten Mal ausführlich die Einzelheiten dieser, ganz Petersburg beschäftigenden Geschichte.

In einem Delikatessenladen hatten Offiziere Austern gegessen und, wie gewöhnlich, viel dabei getrunken. Einer von ihnen hatte sich abfällig über das Regiment, in welchem Kamenskij diente, geäußert. Kamenskij nannte ihn einen Lügner, und dieser versetzte Kamenskij einen Schlag. Am anderen Tag fand das Duell statt. Kamenskij wurde von der Kugel in den Leib getroffen und starb nach zwei Stunden. Der Mörder und die Sekundanten waren arretiert und auf die Hauptwache gebracht worden, würden aber, wie man glaubte, in vierzehn Tagen wieder in Freiheit gesetzt werden.

Aus der Senatskanzlei fuhr Nechljudow in die Bittschriftenkommission, zu dem dort einflußreichen Beamten, Baron Worobjow, der eine prachtvolle Dienstwohnung innehatte. Der Portier und der Lakai machten Nechljudow in strengem Ton darauf aufmerksam, daß der Baron, außer an den Empfangstagen, nicht zu sprechen sei. Er sei heute bei Sr. Majestät dem Kaiser und habe auch morgen Vortrag.

Nechljudow übergab den Brief und fuhr zu dem Senator Wolf.

Wolf hatte soeben gefrühstückt und empfing Nechljudow, während er damit beschäftigt war, seine Verdauung durch das Rauchen einer Cigarre und durch eine Zimmerpromenade zu befördern.

Wladimir Wassiljewitsch Wolf war in der That Un homme très comme il faut, schützte auch selbst diese seine Eigenschaft über alles und blickte von der Höhe derselben auf alle anderen Menschen herab. Er hatte auch allen Grund, diese Eigenschaft zu schätzen, da er es nur ihr verdankte, daß er eine glänzende Karriere, eine Karriere ganz nach seinem Wunsch gemacht, nämlich durch Heirat ein Vermögen, welches ein Einkommen von achtzehn Tausend jährlich brachte, und durch eigene Kraft sich einen Senatorposten erworben hatte. Er hielt sich nicht nur für einen homme très comme il faut, sondern auch für einen Mann von ritterlicher Ehrenhaftigkeit. Unter Ehrenhaftigkeit aber verstand er, daß man sich nicht von Privatleuten bestechen lasse. Sich jedoch von der Regierung alle möglichen Fahrgelder, Übersiedelungszuschüsse und Renten zu

erbetteln, und dafür alles, was die Regierung von ihm verlangte, sklavisch zu erfüllen, hielt er nicht für unehrenhaft. Hunderte von unschuldigen Menschen, wegen ihrer Anhänglichkeit an ihr Volkstum und den Glauben ihrer Väter zu Grunde zu richten und ihre Verschickung und Einkerkierung zu veranlassen, wie er es als Gouverneur in einem Gouvernement des Zartums Polen gemacht hatte, hielt er nicht nur nicht für unehrenhaft, sondern für eine patriotische Heldenthat. Er hielt es auch nicht für unehrenhaft, daß er seine in ihn verliebte Frau und seine Schwiegermutter ausgeplündert hatte. Im Gegenteil, er hielt das für eine vernünftige Begründung seines Familienlebens.

Die Familie Wladimir Wassiljewitschs bildeten seine unbedeutende Frau, ihre Schwester, deren Vermögen er sich auch eingeheimst hatte, indem er ihr Landgut verkaufte und das Geld auf seinen Namen deponierte, und seine eingeschüchterte, häßliche Tochter, die ein einsames, schweres Leben führte und in letzter Zeit darin einige Zerstreuung fand, daß sie sich mit dem Evangelismus beschäftigte und die Versammlungen bei Aline und bei der Gräfin Jekaterina Iwanowna besuchte. Der Sohn Wladimir Wassiljewitschs, ein gutmütiger Junge, der schon mit fünfzehn Jahren einen Bart bekam, und von da an zu trinken und ein liederliches Leben zu führen begann, was er auch bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre fortsetzte, war aus dem Hause gejagt worden, weil er keine Schule beenden konnte und durch seinen Umgang mit schlechter Gesellschaft und durch Schuldenmachen den Vater kompromittierte. Einmal bezahlte der Vater für den Sohn zweihundert und dreißig Rubel Schulden, ein anderes Mal bezahlte er auch sechshundert Rubel, erklärte aber dem Sohn, daß es das letzte Mal sei und daß, wenn derselbe sich nicht bessere, er ihn aus dem Hause jagen und jeglichen Verkehr mit ihm abrechnen würde. Der Sohn besserte sich nicht, sondern machte noch tausend Rubel Schulden und erlaubte sich, dem Vater zu sagen, daß ihm das Leben zu Hause sowieso eine Qual sei. Und nun erklärte Wladimir Wassiljewitsch seinem Sohn, daß er sich packen könne, wohin er wolle, und daß er für ihn nicht mehr sein Sohn sei. Seit der Zeit machte Wladimir

Wassiljewitsch, als ob er keinen Sohn hätte, und niemand im Hause durfte ihm von dem Sohn sprechen. So war denn Wladimir Wassiljewitsch vollkommen davon überzeugt, daß er sein Familienleben auf die beste Weise eingerichtet hätte.

Wolf hielt in seinem Spaziergang durch das Kabinett inne und begrüßte Nechljudow mit einem freundlichen und etwas ironischen Lächeln, wie es seine Manier war, die das Bewußtsein seiner Überlegenheit über die meisten Menschen unwillkürlich zum Ausdruck brachte. Darauf las er den Brief.

»Ich bitte, Platz zu nehmen und mich zu entschuldigen. Ich werde auf- und abgehen, wenn Sie gestatten«, sagte er, die Hände in die Taschen seiner Jacke steckend, und mit leichten, weichen Schritten das große, in einem strengen Stil gehaltene Kabinett der Diagonale nach durchschreitend. »Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen und natürlich auch, dem Grafen Iwan Michajlowitsch eine Gefälligkeit zu erweisen«, sprach er, indem er den aromatischen bläulichen Rauch vor sich hin blies und vorsichtig die Cigarre vom Munde entfernte, um die Asche nicht fallen zu lassen.

»Ich möchte nur darum bitten, daß die Sache möglichst schnell an die Reihe kommt, damit die Angeklagte, wenn sie nach Sibirien muß, früher fahren kann . . . « sagte Nechljudow.

»Jawohl, jawohl, mit einem der ersten Dampfer aus Nishnij, ich weiß«, sagte mit seinem herab lassenden Lächeln Wolf, der immer das, wovon man zu sprechen anfing, im voraus wußte. »Wie heißt denn die Angeklagte?«

»Maslowa . . . «

Wolf trat an den Tisch und warf einen Blick auf das Papier, das auf einem Aktenbündel lag.

»So, so, Maslowa. Gut, ich werde meine Kollegen darum bitten. Wir werden die Sache am Mittwoch vornehmen.«

»Darf ich das dem Advokaten telegraphieren?«

»Sie haben einen Advokaten? Wozu das? Übrigens, wenn Sie wollen . . . «

»Die Anlässe zur Kassation können ungenügend sein«, sagte

Nechljudow, »aber aus der Sache selbst kann man, meine ich, ersehen, daß die Verurteilung durch ein Mißverständnis geschah.«

»Ja, ja, das mag wohl sein, aber der Senat kann die Sache nicht dem Wesen nach untersuchen«, sagte Wladimir Wassiljewitsch streng, indem er die Asche betrachtete. »Der Senat hat nur auf die richtige Anwendung und Auslegung der Gesetze zu achten.«

»Dieses scheint mir aber ein Ausnahmefall zu sein . . . «

»Ich weiß, ich weiß, alle Fälle sind Ausnahme fälle. Wir werden thun, was sein muß. Das ist alles.«

Die Asche hielt sich noch immer, hatte aber schon einen Riß und befand sich in Gefahr.

»Sie kommen wohl selten nach Petersburg?« fragte Wolf, indem er die Cigarre so hielt, daß die Asche nicht fiel. Die Asche geriet aber dennoch ins Schwanken, und Wolf trug sie sorgsam zum Aschenbecher, in den sie auch hineinfiel.

»Was für ein schreckliches Ereignis mit Kamenskij!« sagte er. »Ein ausgezeichnete junger Mann. Der einzige Sohn . . . Und besonders die Lage, in der sich die Mutter befindet . . . « fuhr er fort, dieselben Worte zu wiederholen, die man um die Zeit in Petersburg von jedermann hören konnte.

Nachdem er noch eine Weile von der Gräfin Jekaterina Iwanowna gesprochen und von ihrer Begeisterung für die neue religiöse Richtung, die er weder billigte noch verurteilte, die aber für ihn bei seinem Comme il faut-Wesen augenscheinlich überflüssig war, klingelte er.

Nechljudow empfahl sich.

»Wenn es Ihnen bequem ist, so speisen Sie einmal bei mir, vielleicht am Mittwoch. Ich werde Ihnen dann eine definitive Antwort geben.«

Es war schon spät, und Nechljudow fuhr nach Hause, das heißt zu der Tante.



Siebzehntes Kapitel.

Zu Mittag wurde bei der Gräfin Jekaterina Iwanowna um halb acht gespeist, und zwar auf eine neue Weise, wie es Nechljudow noch nicht gesehen hatte. Die Speisen wurden auf den Tisch gestellt und die Lakaien gingen sofort weg, sodaß die Dinierenden sich selber bedienen mußten. Die Herren gestatteten den Damen nicht, sich durch unnütze Bewegungen zu ermüden und trugen als das starke Geschlecht mutig die ganze Last des Auflegens und Einschenkens für die Damen und für sich. Wenn ein Gericht verzehrt war, drückte die Gräfin auf den am Tisch angebrachten Knopf der elektrischen Klingel, und die Lakaien traten lautlos ein, räumten schnell ab, wechselten die Gedecke und brachten den nächsten Gang. Das Mittagessen ebenso wie die Weine zeugten von einem verfeinerten Geschmack. In der großen, hellen Küche arbeitete ein französischer Chef mit zwei weißen Gehilfen.

Bei Tische saßen sechs Personen: der Graf und die Gräfin, ihr Sohn, ein mürrischer Gardeoffizier, der die Ellenbogen auf den Tisch legte, Nechljudow, die Vorleserin, eine Französin und der eben von den Landgütern gekommene General bevollmächtigte des Grafen.

Das Gespräch kam auch hier auf das Duell. Man besprach, wie sich der Kaiser zu der Sache verhielt. Man wußte, daß der Kaiser der Mutter wegen sehr betrübt sei, und so waren denn alle der Mutter wegen sehr betrübt. Aber da man andererseits wußte, daß der Kaiser, trotz seines Mitleides mit der Mutter, nicht streng gegen den Mörder sein wolle, der die Ehre seiner Uniform verteidigt hatte, so

waren alle nachsichtig gegen den Mörder, der die Ehre seiner Uniform verteidigt hatte. Nur die Gräfin Jekaterina Iwanowna tadelte in ihrer freisinnigen Leichtfertigkeit den Mörder.

»Sie werden da raufen und ordentliche junge Leute töten . . . Auf keinen Fall würde ich das so durchgehen lassen . . . « sagte sie.

»Das kann ich nun gar nicht verstehen«, sagte der Graf.

»Ich weiß, daß Du das, was ich spreche, niemals verstehst«, begann die Gräfin, sich an Nechljudow wendend. »Alle verstehen mich, nur nicht mein Mann. Ich sage, daß mir die Mutter leid thut und daß ich nicht haben möchte, daß er jemand töten und sehr zufrieden damit sein könne . . . «

Nun trat der Sohn, der bis dahin geschwiegen hatte, für den Mörder ein und überfiel seine Mutter, indem er ihr ziemlich grob bewies, daß der Offizier nicht anders handeln konnte, wenn er nicht durch das Offiziersgericht aus dem Regiment gestoßen werden wollte.

Nechljudow hörte zu, ohne sich in das Gespräch zu mischen, und verstand als ehemaliger Offizier die Argumente des jungen Tscharskij, obgleich er sie nicht anerkannte. Aber zugleich verglich er mit dem Offizier, der seinen Kameraden getötet, den schönen Jüngling, den er als Arrestanten im Gefängnis gesehen hatte und der für im Streit begangenen Totschlag zur Zwangsarbeit verurteilt worden war. Beide wurden zu Mördern durch den Trunk. Jener, der Bauer, hatte im Augenblick der Aufregung getötet, und man hat ihn von seiner Frau, seiner Familie, seinen Verwandten getrennt, in Ketten gelegt, und jetzt geht er mit halbrasiertem Kopf in die Zwangsarbeit. Dieser aber sitzt in einem schönen Zimmer auf der Hauptwache, hat ein gutes Mittagessen, trinkt guten Wein, liest Bücher und wird, wenn nicht heute, so morgen freigelassen, um sein früheres Leben fortzuführen, wobei er noch besonders interessant erscheinen wird.

Nechljudow sagte, was er dachte. Anfangs erklärte sich die Gräfin Jekaterina Iwanowna mit ihrem Neffen einverstanden, aber später verstummte sie.

Nechljudow fühlte ebenso wie alle, daß er mit seiner Erzählung

etwas wie eine Unanständigkeit begangen hatte.

Am Abend, bald nach dem Essen, begann man sich im großen Saal zu einer Andacht zu versammeln, welche Kiesewetter, ein auswärtiger Prediger, abhalten sollte. Die Stühle mit hohen geschnitzten Lehnen waren besonders, wie zu einer Vorlesung, in Reihen gestellt, vor dem Tisch stand ein Lehnstuhl und daneben ein Tischchen mit Wasserkaraffe für den Redner.

Vor der Auffahrt hielten teure Equipagen. Im prachtvollen Saal saßen Damen in Seide, Samt und Spitzen, mit falschem Haar, stark geschnürten Miedern und falschen Hüften. Zwischen den Damen saßen die Herren, Militärs und Zivilisten und etwa fünf Männer niederen Standes, zwei Hausknechte, ein Ladensteher, ein Lakai, ein Kutscher.

Kiesewetter, ein starker, ergrauender Mann, sprach englisch, und ein hageres junges Mädchen mit einem Pincenez übersetzte gut und rasch seine Worte.

Er sprach darüber, daß unsere Sünden so groß seien, die Strafe für sie so groß und unvermeidlich, daß es unmöglich sei, in Erwartung dieser Strafe weiter zu leben.

»Denken wir blos daran, geliebte Schwestern und Brüder, wie wir sind und was wir thun und wie wir leben, wie wir den liebeichen Gott erzürnen, wie wir Christus um unsertwillen leiden lassen, — und wir werden begreifen, daß für uns keine Vergebung, kein Ausgang, keine Rettung mehr ist, wir werden begreifen, daß wir alle dem Untergange geweiht sind. Ein fürchterliches Verderben, ewige Qualen erwarten uns«, sprach er mit bebender, weinender Stimme. »Und wie sollen wir uns retten, meine Brüder, wie sollen wir uns aus dieser schrecklichen Feuersbrunst retten? Sie hat schon das ganze Haus ergriffen, und es giebt keinen Ausgang mehr!«

Er schwieg eine Weile, und wirkliche Thränen flossen ihm über die Wangen. Schon seit acht Jahren, jedesmal, sobald er an diese Stelle seiner Rede kam, die ihm sehr gefiel, fühlte er unfehlbar den Krampf in der Gurgel und Zwicken in der Nase, und die Thränen rannen ihm aus den Augen. Und diese Thränen pflegten ihn noch mehr zu rühren.

In dem Zimmer hörte man schluchzen. Die Gräfin Jekaterina Iwanowna saß, den Kopf in die Hände gestützt, an einem Mosaiktischchen, und ihre dicken Schultern zuckten. Der Kutscher sah den Fremden erstaunt und erschrocken an, als käme er auf ihn mit der Deichsel losgefahren, während jener ihm nicht aus dem Wege gehen wolle. Die meisten saßen in ähnlichen Posen, wie die Gräfin Jekaterina Iwanowna. Die Tochter Wolfs, die ihrem Vater ähnlich sah, lag in einem Modekleid auf den Knien, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Der Redner deckte plötzlich sein Gesicht auf, rief auf demselben ein dem echten sehr ähnliches Lächeln hervor, mit welchem die Schauspieler Freude auszudrücken pflegen, und begann mit süßer, zarter Stimme zu sprechen:

»Aber eine Rettung ist da! Hier ist sie, leicht und freudig! Diese Rettung ist das für uns vergossene Blut des eingeborenen Sohnes Gottes, welcher für uns gelitten hat. Seine Leiden, sein Blut retten uns! — Brüder und Schwestern«, begann er wieder mit thränenerstickter Stimme, »so danken wir denn Gott, der seinen eingeborenen Sohn zur Erlösung der Menschen gesandt hat! Sein heiliges Blut . . . «

Nechljudow wurde es so qualvoll-widerlich zu Mute, daß er sich leise erhob und ein Ächzen der Scham zurückhaltend, auf den Fußspitzen hinaus ging und sich auf sein Zimmer begab.



Achtzehntes Kapitel.

Als Nechljudow am anderen Tage sich eben erst angekleidet hatte und im Begriffe war, hinunterzugehen, brachte der Lakai ihm die Karte des Moskaischen Advokaten. Der Advokat war in eigenen Angelegenheiten nach Petersburg gekommen und zugleich auch, um bei der Verhandlung der Sache der Maslowa im Senat zugegen zu sein, wenn der Prozeß bald an die Reihe kommen würde. Nechljudows Telegramm hatte sich mit ihm gekreuzt.

Als er von Nechljudow hörte, wann die Sache vorgenommen werden sollte und wer die Senatoren sein würden, lächelte er.

»Gerade alle drei Typen von Senatoren«, sagte er. »Wolf — der Petersburger Beamte; Skoworodnikow — der gelehrte Jurist und Beh — der praktische Jurist und darum derjenige, der dem Leben am nächsten steht«, sagte der Advokat. »Auf ihn setze ich am meisten Hoffnung. Nun, und wie steht's in der Bittschriftenkommission?«

»Ich will eben zum Baron Worobjow fahren, gestern konnte ich keine Audienz erlangen.«

»Wissen Sie, warum Worobjow Baron ist?« sagte der Advokat, wie zur Antwort auf die etwas komische Intonation, mit der Nechljudow diesen fremdländischen Titel in Verbindung mit einem so echt russischen Namen ausgesprochen hatte. »Paul hat seinen Großvater, einen Kammerlakai, glaube ich, für irgend etwas belohnt. Er hatte sich ihm durch irgend etwas besonders nützlich gemacht.

»Ich mach' aus ihm einen Baron. Was ich will, das thu' ich!« So ist denn der Baron Worobjow entstanden. Und er ist sehr stolz darauf. Übrigens ein geriebener Kerl . . . «

»Also zu dem fahre ich eben«, sagte Nechljudow.

»Schön, so fahren wir zusammen. Ich nehme Sie in meinem Wagen mit.«

Vor der Abfahrt, schon im Vorzimmer begegnete Nechljudow ein Lakai mit einem Briefchen von Mariette.

Sie schrieb ihm:

»Pour vous faire plaisir, j'ai agi tout à fait contre mes principes, et j'ai intercédé auprès de mon mari pour votre protégée. Il se trouve que cette personne peut être relâchée immédiatement. Mon mari a écrit au commandant. Venez donc **uneigennützig**. Je vous attends.

M.

»Wie finden Sie das«, sagte Nechljudow zu dem Advokaten. »Das ist doch schrecklich! Ein Mädchen, das sie sieben Monate in Einzelhaft behalten, erweist sich als völlig unschuldig, und es war nur ein Wort nötig, um sie freizulassen.«

»Das ist immer so. Nun, Sie haben wenigstens Ihren Zweck erreicht.«

»Ja, aber dieser Erfolg kränkt mich. Was geschieht denn eigentlich dort? Wozu haben sie sie festgehalten?«

»Nun, diesen Sachen thut man besser nicht auf den Grund zu gehen . . . Also wir fahren zusammen, Sie wollten ja zum Baron Worobjow«, sagte der Advokat, als sie auf die Straße hinaus traten, und ein von dem Advokaten gemietetes elegantes Koupee vorfuhr.

Der Advokat sagte dem Kutscher, wohin er fahren solle, und die guten Pferde brachten Nechljudow schnell zu dem, von dem Baron bewohnten Hause. Der Baron war zu Hause. In dem ersten Zimmer befanden sich zwei Damen und ein junger Beamter in Vizeuniform, mit außerordentlich langem Halse, vortretendem Adamsapfel und einem ungewöhnlich leichten Gang.

»Ihr Name?« fragte der junge Beamte mit dem Adamsapfel, indem er mit seinem ungewöhnlich leichten und graziösen Gang von den Damen zu Nechljudow hinüberkam.

Nechljudow nannte seinen Namen.

»Der Baron hat von Ihnen gesprochen. Gleich . . . «

Der Adjutant ging durch die geschlossene Thür und führte eine verweinte Dame in Trauer heraus. Die Dame suchte mit den knöchernen Fingern den sich verwickelnden Schleier herabzulassen, um ihre Thränen zu verbergen.

»Ich bitte«, wandte sich der junge Beamte an Nechljudow, indem er sich mit leichten Schritten der Thür des Kabinetts näherte, dieselbe öffnete und stehen blieb.

Als Nechljudow in das Kabinett trat, stand er vor einem stämmigen, kurzgeschorenen, mittelgroßen Manne im Gehrock, der in einem Lehnstuhl vor einem großen Schreibtisch saß und heiter vor sich hinblickte. Das durch seine starke Röte zwischen dem weißen Bart und Schnurrbart besonders auf- fallende gutmütige Gesicht nahm beim Anblick Nechljudows ein freundliches Lächeln an.

»Es freut mich sehr, Sie zu sehen. Wir waren mit ihrer Frau Mutter alte Bekannte und Freunde. Ich habe auch Sie als Knaben und dann als Offizier gesehen . . . Nun, setzen Sie sich und erzählen Sie, womit ich Ihnen dienen kann. — Ja, ja . . . « wiederholte er, seinen geschorenen grauen Kopf schüttelnd, während Nechljudow ihm die Geschichte der Fedoßja erzählte. »Sprechen Sie, sprechen Sie, ich habe alles verstanden. Ja, ja, in der That sehr rührend. Wie ist's denn, haben Sie die Bittschrift eingereicht?«

»Die Bittschrift ist fertig«, sagte Nechljudow, das Schriftstück aus der Tasche ziehend, »aber ich wollte Sie bitten . . . Ich hoffte, daß man dieser Sache besondere Beachtung schenken würde . . . «

»Das war ganz recht von Ihnen. Ich werde darüber durchaus selbst Bericht erstatten«, sagte der Baron, indem er auf seinem heiteren Gesicht ein ganz unnatürliches Mitleid zum Ausdruck brachte. »Sehr rührend. Sie war offenbar noch ein Kind, der Mann ging roh mit ihr um, was sie von ihm abstieß . . . Dann aber kam die

Zeit, und sie gewannen einander lieb . . . Jawohl, ich werde darüber berichten.«

»Graf Iwan Michajlowitsch sagte mir, daß er bitten wolle . . . «

Kaum hatte Nechljudow diese Worte ausgesprochen, als das Gesicht des Barons einen veränderten Ausdruck annahm.

»Übrigens, reichen Sie die Bittschrift in der Kanzlei ein, und ich werde thun, was ich kann«, sagte er zu Nechljudow.

In diesem Augenblick trat der junge Beamte ins Zimmer, der mit seinem Gang offenbar kokettierte.

»Die Dame bittet, noch ein paar Worte sagen zu dürfen . . . «

»Gut, rufen Sie sie. — Ach, mon cher, was man hier Thränen zu sehen bekommt, wenn man sie nur alle trocknen könnte! Man thut, was man kann . . . «

Die Dame trat ein.

»Ich vergaß, darum zu bitten, daß man ihm nicht erlaube, die Tochter wegzugeben, sonst ist er zu allem . . . «

»Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich es thun will.«

»Um Gottes Willen, Baron, Sie retten eine Mutter . . . «

Sie ergriff seine Hand und begann sie zu küssen.

»Es wird alles geschehen.«

Als die Dame gegangen war, begann auch Nechljudow sich zu verabschieden.

»Wir werden thun, was wir können. Wir werden uns mit dem Justizministerium in Verbindung setzen, dieses wird uns antworten, und dann thun wir, was wir können . . . «

Nechljudow ging hinaus und begab sich in die Kanzlei. Wieder, wie im Senat, fand er in einem prächtigen Raum prächtige Beamte, sauber, höflich, korrekt von der Kleidung bis zum Gespräch, präzise und streng.

»Wie viel ihrer sind, wie schrecklich viel! Und wie satt sind sie, wie rein sind ihre Hemden, ihre Hände, wie blankgeputzt die Stiefel . . . Und wer macht das alles? Und wie gut haben sie es, nicht nur im Vergleich zu den Leuten im Gefängnis, sondern auch zu denen auf den Dörfern«, dachte Nechljudow wieder unwillkürlich.



Neunzehntes Kapitel.

Der Mann, von dem die Milderung des Schicksals der Gefangenen in Petersburg abhing, war ein verdienter aber, wie man sagte, bereits kindisch gewordener alter General, ein deutscher Baron, reich mit Orden dekoriert, die er aber, mit Ausnahme eines weißen Kreuzes nicht trug. Er hatte auf dem Kaukasus gedient, wo er auch dieses Kreuz erhalten hatte, dafür, daß unter seiner Führung russische Bauern, die man geschoren, uni formiert und mit Flinten und Bajonetts bewaffnet hatte, mehr als tausend Menschen, welche ihre Freiheit, ihre Häuser und Familien verteidigten, getötet hatten. Darauf hatte er in Polen gedient, wo er ebenfalls russische Bauern gezwungen hatte, eine Menge Verbrechen zu vollführen, wofür er ebenfalls Orden und neue Verzierungen für feine Uniform erhielt. Dann war er noch irgendwo gewesen und hatte jetzt als schwacher Greis, diejenige Stellung erhalten, die er augenblicklich einnahm und die ihm eine gute Wohnung, hohen Gehalt und Position bot.

Er erfüllte streng alle Befehle von oben und schätzte diese seine Pflichterfüllung ganz besonders. Er war der Meinung, daß alles in der Welt geändert werden könnte, nur nicht diese Befehle von oben, denen er daher eine ganz einzige Bedeutung zuschrieb. Seine Pflichten bestanden darin, daß er politische Verbrecher und Verbrecherinnen in den Kasematten in Einzelhaft gefangen halten mußte, und zwar in der Weise, daß im Verlauf von zehn Jahren die Hälfte dieser Leute einging, indem sie teils irrsinnig wurden, teils an

Schwindsucht starben, teils sich selbst töteten: die einen indem sie der Speise entsagten, andere indem sie sich mit einer Glasscherbe die Sehnen zerschnitten, noch andere indem sie sich erhängten oder sich selbst verbrannten.

Der alte General wußte das alles, denn es geschah alles unter seinen Augen, aber alle solche Fälle berührten sein Gewissen ebensowenig, wie Unglücksfälle, die sich durch Blitz, Überschwemmung und ähnliches ereigneten, sein Gewissen beunruhigten. Diese Fälle ereigneten sich infolge seiner Erfüllung der Befehle von oben, die im Namen Sr. Majestät des Kaisers erteilt wurden. Nun mußten aber diese Befehle unweigerlich erfüllt werden, und daher war es völlig nutzlos, über die Folgen solcher Befehle nachzudenken. Der alte General erlaubte sich auch gar nicht über so etwas nachzudenken, indem er es für seine patriotische und soldatische Pflicht hielt, nicht zu denken, um nicht in der Erfüllung dieser, seiner Ansicht nach sehr wichtigen Pflichten zu erschlaffen.

Einmal wöchentlich ging der alte General seiner Dienstpflicht gemäß durch alle Kasematten und fragte die Gefangenen, ob sie nicht irgendwelche Bitten hätten. Die Gefangenen wandten sich an ihn mit verschiedenen Bitten. Er hörte sie ruhig an, in undurchdringliches Schweigen gehüllt, und erfüllte nie etwas, da die Bitten alle nicht mit den Gesetzesbestimmungen übereinstimmten.

Als Nechljudow sich der Festung näherte, begann das Musikwerk der Turmuhr mit hellen Glöckchen die Melodie von »Ich bete an die Macht der Liebe« zu spielen, worauf zwei Glockenschläge die Stunde angaben. Während Nechljudow dem Spiel zuhörte, fiel ihm unwillkürlich ein, was er in den Memoiren der Dekabristen über die Wirkung dieser sich stündlich wiederholenden süßen Musik auf die Seelen der Gefangenen gelesen hatte.

In dem Augenblick, als Nechljudows Wagen vor der Thür hielt, saß der alte General in seinem finsternen Salon an einem inkrustierten Tischchen und drehte zusammen mit einem jungen Maler, dem Bruder eines seiner Untergebenen, eine Untertasse auf einem Blatt Papier. Die dünnen, schwachen, feuchten Finger des Malers waren mit den harten, runzlichen und in den Gelenken verknöcherten

Fingern des alten Generals verschlungen, und die so vereinigten Hände, fuhren zugleich mit der umgestülpten Untertasse auf dem Papier herum, auf welchem das ganze Alphabet aufgezeichnet war. Die Untertasse antwortete auf die von dem General gestellte Frage, ob die Seelen nach dem Tode einander erkennen würden.

In dem Moment, als einer der Burschen, der als Kammerdiener fungierte, mit Nechljudows Karte eintrat, sprach durch die Untertasse die Seele der Jungfrau von Orleans. Die Seele der Jungfrau von Orleans hatte bereits die Worte buchstabiert: »*sie werden einander erkennen*«, und dieses war notiert worden. Als aber der Bursche eintrat, blieb die Untertasse, nachdem sie zuerst beim »n«, dann beim »u« gehalten hatte, bei dem »r« stehen und begann bei diesem Buchstaben hin und her zu zucken. Die Untertasse zuckte aber darum, weil der nächste Buchstabe nach der Meinung des Generals wieder »n« sein mußte, d. h. die Jungfrau von Orleans mußte seiner Ansicht nach sagen, daß die Seelen sich nur nach ihrer Reinigung von allem Irdischen erkennen würden, oder so etwas ähnliches, jedenfalls mit dem Buchstaben »n« beginnendes. Der Maler aber dachte, daß der nächste Buchstabe »d« sein würde und daß die Seele sagen würde, daß sich die Seelen *nur durch* das Licht erkennen würden, welches ihr ätherischer Körper ausströmen wird.

Der General runzelte finster seine dichten weißen Augenbrauen, blickte starr auf die Hände und zog die Untertasse, während er sich einbildete, daß sie sich selbst bewege, zu dem Buchstaben »n«. Der junge blutarme Maler aber mit dem dünnen, hinter die Ohren gestreiften Haar, starrte mit seinen leblosen, blauen Augen in eine finstere Ecke des Salons, bewegte nervös seine Lippen und zog dabei die Untertasse zu dem Buchstaben »d«.

Der General machte wegen der Unterbrechung seiner Beschäftigung eine unzufriedene Miene, nahm nach einem Augenblick des Schweigens die Karte, setzte sich das Pincenez auf und erhob sich in seiner ganzen Größe, indem er vor Kreuzschmerzen ächzte und sich die steifgewordenen Finger rieb.

»Bitt' den Herrn ins Kabinett.«

»Gestatten Ew. Excellenz, daß ich es allein beendige«, sagte der

Maler. »Ich fühle die Anwesenheit . . . «

»Gut, beenden Sie es«, sagte streng und resolut der General und ging mit großen, resoluten, abgemessenen Schritten in das Kabinett.

»Sehr angenehm, Sie zu sehen . . . « redete der General, freundlich sein wollend, Nechljudow mit grober Stimme an, und wies auf einen neben dem Schreibtisch stehenden Lehnstuhl. »Schon lange in Petersburg?«

Nechljudow sagte, daß er erst vor kurzem gekommen sei.

»Ist Ihre Frau Mutter, die Fürstin, gesund?«

»Meine Mutter ist tot.«

»Verzeihen Sie, thut mir sehr leid. Mein Sohn sagte mir, daß er Sie gesehen hätte . . . «

Der Sohn des Generals machte eine ähnliche Karriere wie sein Vater, wurde nach Absolvierung der Kriegsakademie dem Kundschafterbureau zugeteilt und war sehr stolz auf die ihm zugewiesene Beschäftigung. Diese Beschäftigung bestand in der Beaufsichtigung der Spione.

»Jawohl, mit Ihrem Herrn Vater habe ich gedient . . . Wir waren Freunde, Kameraden . . . Nun, und Sie dienen? . . . «

»Nein, ich diene nicht.«

Der General neigte mißbilligend sein Haupt.

»Ich habe eine Bitte an Sie, General«, sagte Nechljudow.

»Se—ehr erfreut. Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Wenn meine Bitte ungeziemend ist, so entschuldigen Sie mich, bitte. Aber ich muß sie Ihnen übermitteln.«

»Was ist es denn?«

»Bei Ihnen sitzt ein gewisser Gurkewitsch . . . Seine Mutter bittet um eine Zusammenkunft mit ihm, oder wenigstens darum, daß man ihm einige Bücher übergebe . . . «

Der General drückte weder irgend ein Vergnügen noch ein Mißvergnügen aus, als Nechljudow seine Bitte aussprach. Er neigte nur den Kopf und kniff die Augen zu, als überlegte er etwas. In Wirklichkeit aber überlegte er gar nichts und interessierte sich überhaupt nicht für diese Bitte, da er sehr gut wußte, daß seine

Antwort den Gesetzen entsprechend sein würde. Er ruhte einfach geistig aus und dachte an gar nichts.

»Ja, seh'n Sie mal, das hängt nicht von mir ab«, antwortete er, nachdem er sich ein wenig erholt hatte. »Wegen der Zusammenkünfte giebt es eine Allerhöchste Verfügung, und was da gestattet ist, wird gestattet. Was aber die Bücher anlangt, so haben wir eine Bibliothek, und sie erhalten die Bücher, die gestattet sind.«

»Ja, aber er braucht wissenschaftliche Bücher, er will arbeiten . . . «

»Glauben Sie daran nicht!« Der General schweig eine Weile. »Das ist nicht zum Arbeiten . . . Das ist nur so, nur Unruhe . . . «

»Aber wieso denn, man muß ihnen doch in ihrer schweren Lage die Zeit irgendwie ausfüllen . . . « sagte Nechljudow.

«Sie klagen immer«, sagte der General. »Wir kennen sie schon.«

Er sprach von *ihnen* überhaupt, wie von einer besonderen, schlechten Rasse von Menschen.

»Und ihnen werden hier derartige Bequemlichkeiten geboten, wie man sie in Haftlokalen selten finden kann«, fuhr der General fort.

Und er begann, als wollte er sich rechtfertigen, alle Bequemlichkeiten, die den Gefangenen geboten würden, ausführlich zu schildern, als wäre der Zweck dieses Instituts der, den dort inhaftierten Menschen einen angenehmen Aufenthaltsort zu bieten.

»Früher, das ist wahr, war es ziemlich streng, aber jetzt sind sie vorzüglich aufgehoben. Sie haben zu Mittag drei Gänge und immer ein Fleischgericht: gehacktes Beefsteak oder Koteletts. Sonntags haben sie noch einen vierten Gang — ein süßes Gericht. Also, Gott gebe, daß jedermann in Rußland so essen könnte.«

Wie alle alten Leute, begann der General, einmal auf ein gewohntes Thema gekommen, offenbar alles das zu wiederholen, was er schon viele mal zum Beweise der Unbescheidenheit und Undankbarkeit der Gefangenen vorgebracht hatte.

»Bücher bekommen sie, sowohl geistlichen Inhalts, als auch alte Zeitschriften . . . Wir haben eine Bibliothek . . . Aber sie lesen selten. Anfangs scheint es sie zu interessieren, später aber bleiben die

neuen Bücher zur Hälfte aufgeschnitten und die alten mit nicht ungewendeten Seiten. Wir haben es sogar versucht«, sagte der Baron mit einem entfernten Schein von einem Lächeln, »haben extra ein Stückchen Papier hineingethan — bleibt einfach drin liegen . . . Auch schreiben dürfen sie«, fuhr der General fort. »Sie bekommen eine Schiefertafel, einen Griffel, und können also zur Zerstreung schreiben. Können abwischen und wieder schreiben . . . Und sie schreiben auch nicht . . . Nein, sie werden sehr bald vollkommen ruhig. Nur anfangs sind sie unruhig, später aber werden sie sogar dick und sehr still . . . « sprach der General, ohne die schreckliche Bedeutung, die seine Worte hatten, zu ahnen.

Nechljudow hörte auf seine heisere Greisenstimme, betrachtete die verknöcherten Gelenke, die erloschenen Augen unter den weißen Brauen, die greisenhaften, rasierten, hängenden Backenknochen, die durch den Militärkragen gestützt wurden, das weiße Kreuz, auf welches dieser Mensch besonders stolz war, weil er es für einen außergewöhnlich grausamen Massenmord erhalten hatte, — und er begriff, daß jegliche Entgegnung, jeglicher Versuch, dem General die Bedeutung seiner Worte zu erklären, nutzlos sein würde.

Aber er machte eine Anstrengung und erkundigte sich noch in betreff der anderen Sache, der Gefangenen Schustowa, bezüglich derer er heute die Nachricht erhalten hatte, daß sie freigelassen werden sollte.

»Schustowa? Schustowa . . . Ich kenne sie nicht alle dem Namen nach. Es sind ihrer so viele . . . « sagte der General, als wollte er ihnen diese Überfüllung zum Vorwurf machen.

Er klingelte und ließ den Schriftführer rufen. Während der Schriftführer geholt wurde, begann er Nechljudow zu bereden, in den Staatsdienst zu treten, indem er sagte, daß ehrliche, edle Menschen — er rechnete sich selbst auch dazu — dem Kaiser besonders notwendig seien.

»Dem Kaiser . . . und dem Vaterland«, fügte er hinzu, offenbar nur des Stiles wegen.

»Ich bin ja schon alt, aber diene immer noch, solange die Kräfte

reichen . . . «

Der Schriftführer, ein ausgedörrter, hagerer Mensch mit unruhigen, klugen Augen, kam und meldete, daß die Schustowa auf irgend einem sonderbaren Fortifikationsplatz interniert sei und daß irgendwelche sie betreffende Papiere nicht eingegangen seien.

»Sobald wir die Weisung erhalten, wird sie am selben Tage entlassen. Wir halten die Leute hier nicht auf, sind auf ihre Gesellschaft nicht besonders erpicht«, sagte der General wiederum mit einem Versuch eines schalkhaften Lächelns, das sein Gesicht nur entstellte.

Nechljudow erhob sich, bemüht, das gemischte Gefühl von Ekel und Mitleid zu diesem schrecklichen Alten nicht zum Ausdruck zu bringen. Der Alte aber meinte, daß er auch nicht zu streng gegen über dem leichtsinnigen und offenbar auf Irrwege geratenen Sohn seines Kameraden sein müsse und ihm eine Belehrung nicht vorenthalten dürfe.

»Adieu, mein Lieber, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich spreche aus Sympathie zu Ihnen. Verkehren Sie nicht mit den Leuten, die bei uns sitzen. Unschuldige giebt es da nicht, sondern es sind alles ganz unmoralische Leute . . . Wir kennen sie ja!« sagte er in einem Ton, der die Möglichkeit eines Zweifels nicht zuließ.

Und er zweifelte daran in der That nicht, nicht weil es wirklich so war, sondern deswegen, wenn es nicht so wäre, er sich nicht für einen ehrwürdigen Veteranen, der ein gutes Leben würdig zu Ende führt, hätte halten müssen, sondern für einen Schuft, der sein Gewissen verkauft hat und noch im Alter fortfährt zu verkaufen.

»Am besten aber — dienen Sie«, fuhr er fort. »Der Kaiser braucht ehrliche Leute — und das Vaterland,« fügte er hinzu. »Wenn nun ich und alle so wie Sie nicht dienen würden? Wer würde denn da nachbleiben? Wir verurteilen die Regierung, wollen ihr aber selbst nicht helfen.«

Nechljudow seufzte tief auf, machte eine tiefe Verbeugung, drückte die ihm herablassend gereichte große, knöchelige Hand und ging.

Der General schüttelte mißbilligend den Kopf und begab sich

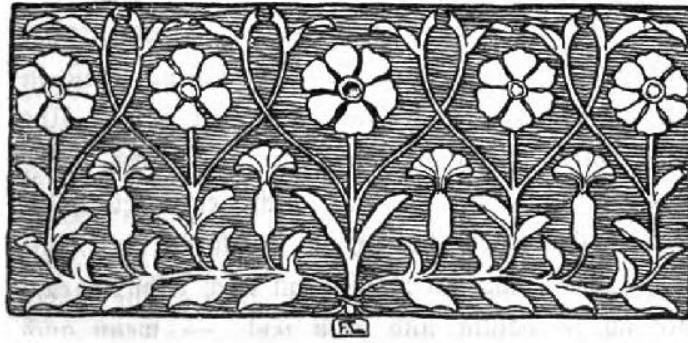
wieder, sein Kreuz reibend, in den Salon, wo ihn der Maler erwartete, der bereits die von der Seele der Jungfrau von Orleans erhaltene Antwort aufgeschrieben hatte. Der General setzte das Pincenez auf und las: *»sie werden einander nur durch das Licht erkennen, das von den ätherischen Körpern ausgeht.«*

»Ah . . . « sagte zustimmend der General, in dem er die Augen schloß. »Wie soll man aber da erkennen, wenn das Licht bei allen dasselbe ist?« fragte er. Und wieder mit dem Maler die Finger kreuzend, setzte er sich an das Tischchen.

Der Kutscher Nechljudows war vor das Thor hinausgefahren.

»Es ist hier so trüb, gnädiger Herr«, sagte er. »Ich wollte schon wegfahren . . . «

»Ja, trübe«, stimmte Nechljudow bei. Und erleichtert atmete er aus voller Brust die Luft ein, blickte auf die rauchartigen Wolken, die am Himmel zogen und auf die kleinen Wellen der Newa, die durch die dahinfahrenden Bote und Dampfer erzeugt wurden.



Zwanzigstes Kapitel.

Am anderen Tage mußte die Sache der Maslowa zur Verhandlung gelangen und Nechljudow fuhr in den Senat.

Vor der majestätischen Rampe des Senatsgebäudes, an welcher bereits mehrere Equipagen standen, traf Nechljudow mit dem Advokaten zusammen. Nachdem sie die prachtvolle, feierliche Treppe hinaufgestiegen waren, ging der Advokat, der sich hier wie zu Hause fühlte, auf eine Thür zu, über welcher die Jahreszahl der Einführung der Gerichtsinstitutionen Alexanders II. angebracht war. In dem ersten, länglichen Zimmer legte Fanarin seinen Überzieher ab und begab sich, als er von dem Portier erfuhr, daß die Senatoren bereits da seien und der letzte eben durchgegangen sei, in Frack und weißer Binde auf dem weißen Vorhemd, mit fröhlicher Zuversicht in das nächste Zimmer.

In dem Zimmer befanden sich rechts ein großer Schrank und ein Tisch, links eine Wendeltreppe, die in dem Augenblick ein Beamter in Vizeuniform, mit einem Portefeuille unterm Arm hinabstieg. Ein kleiner Greis von patriarchalischem Aussehen mit langen weißen Haaren, im Jackett und grauen Hosen, fiel unter den in dem Zimmer anwesenden Personen dadurch auf, daß neben ihm zwei Diener in besonders respektvoller Pose standen. Der Alte mit dem weißen Haar ging zum Schrank und verschwand in demselben.

Fanarin, der einen Kollegen, einen ebenfalls mit Frack und weißer Binde bekleideten Advokaten wie er selbst erblickt hatte, begann mit

diesem ein lebhaftes Gespräch, während Nechljudow die Anwesenden betrachtete. Das Publikum bestand aus etwa fünfzehn Personen, darunter zwei Damen, die eine jung und mit einem Pincenez, die andere grau. Einer der Prozesse, die heute verhandelt wurden, betraf eine Verleumdung durch die Presse, und daher war das Publikum zahlreicher als gewöhnlich, fast alle Leute von der Presse.

Der Gerichtskommissar, ein rotwangiger, schöner Mensch in einer prachtvollen Uniform, trat mit einem Papier in der Hand auf Fanarin zu und erkundigte sich, zu welchem Prozeß derselbe gekommen sei. Er notierte sich, daß es der Prozeß der Maslowa sei, und entfernte sich. In diesem Augenblick öffnete sich die Schrankthür und heraus trat der patriarchalische kleine Alte, aber nicht mehr im Jackett, sondern in einem mit Tressen besetzten Kostüm mit glänzenden Metallverzierungen auf der Brust, welches ihm das Ansehen eines Vogels gab.

Dieses komische Kostüm schien offenbar auch den Alten selbst zu genieren, denn er verschwand eiliger, als er gewöhnlich zu gehen pflegte, in der dem Ausgang gegenüber liegenden Thür.

»Das ist Beh, ein sehr ehrwürdiger Herr«, sagte Fanarin zu Nechljudow. Und nachdem er ihn mit seinem Kollegen bekannt gemacht hatte, begann er von dem bevorstehenden, seiner Ansicht nach sehr interessanten Prozeß zu erzählen.

Bald darauf begann die Verhandlung, und Nechljudow begab sich mit dem übrigen Publikum in den Sitzungssaal. Alle, auch Fanarin, nahmen hinter dem Gitter, in dem für das Publikum bestimmten Raum Platz. Nur der Petersburger Advokat trat an das Pult vor dem Gitter.

Der Saal, in dem die Senatssitzungen abgehalten wurden, war kleiner und einfacher als der Saal im Bezirksgericht, unterschied sich aber sonst von dem letzteren nur dadurch, daß der Tisch, an dem die Senatoren saßen, nicht mit grünem Tuch, sondern mit himbeerfarbenem, mit Goldborte versehenem Samt bedeckt war. Die ständigen Attribute aller Orte, an denen Recht gesprochen wird, waren aber dieselben: ein Gerichtsspiegel, ein Heiligenbild — das

Emblem der Heuchelei, und ein Porträt des Kaisers — das Emblem sklavischer Kriecherei. Ebenso feierlich verkündete der Gerichtskommissar sein »Das Gericht!« Ebenso erhob sich das Publikum, ebenso traten die uniformierten Senatoren ein, ebenso setzten sie sich auf die Lehnstühle mit den hohen Rücken, ebenso lehnten sie sich auf den Tisch, indem sie sich bemühten, möglichst unbefangen auszusehen.

Die vier Senatoren waren: der Präsident Nikitin, ein Mann mit einem schmalen, glatt rasierten Gesicht und stahlfarbenen Augen; Wolf, mit bedeutsam zusammengekniffenen Lippen und weißen Händchen, mit denen er in den Akten blätterte; Skoworodnikow, der Gelehrte Jurist, ein dicker, schwerer, pockennarbiger Mann, und endlich Beh, derselbe patriarchalische Greis, der als letzter gekommen war.

Zugleich mit den Senatoren erschienen auch der Obersekretär und der Adjunkt des Oberstaatsanwalts, ein mittelgroßer, hagerer, rasierter junger Mann von sehr dunkler Gesichtsfarbe, mit schwarzen, traurigen Augen. Nechljudow erkannte in ihm sofort, trotz der sonderbaren Uniform und obgleich er ihn seit sechs Jahren nicht gesehen hatte, einen seiner intimsten Freunde aus der Studentenzeit.

»Der Adjunkt des Oberstaatsanwalts, Selenin?« fragte er den Advokaten.

»Ja, wieso?«

»Ich kenne ihn sehr gut, ein ausgezeichnete Mensch . . . «

»Und ein guter, tüchtiger Oberstaatsanwaltsadjunkt. Den hätte man bitten müssen . . . « sagte Fanarin.

»Er wird in jedem Fall nach seinem Gewissen handeln«, meinte Nechljudow, indem er sich seine nahen Beziehungen und seine Freundschaft zu Selenin ins Gedächtnis rief, wie auch dessen lebenswürdige Eigenschaften, als Reinheit, Ehrlichkeit und Anständigkeit im besten Sinne des Wortes.

»Ja, jetzt ist auch keine Zeit dazu«, flüsterte Fanarin, der sich inzwischen in die bereits begonnene Verhandlung vertieft hatte.

Es wurde über eine Kassationsklage verhandelt bezüglich einer

Entscheidung des Appellationshofs, der das Urteil des Bezirksgerichts bestätigt hatte.

Nechljudow begann zuzuhören und bemühte sich, den Sinn dessen, was vor sich ging, zu erfassen. Aber, ebenso wie im Bezirksgericht, wurde auch hier das Verstehen am wesentlichsten dadurch erschwert, daß nicht davon die Rede war, was natürlicherweise die Hauptsache gewesen wäre, sondern von ganz nebensächlichen Dingen.

Es handelte sich um einen Zeitungsartikel, in welchem die Spitzbübereien des Präsidenten einer Aktiengesellschaft enthüllt worden waren. Man sollte meinen, daß nur das wichtig sein müßte, ob es wahr sei, daß der Präsident der Aktiengesellschaft seine Klienten bestehle, und wie man es machen solle, daß er sie in Zukunft nicht mehr bestehle.

Davon aber war überhaupt nicht die Rede. Die Rede war davon, ob der Herausgeber das Recht gehabt hätte, den Aufsatz des Feuilletonisten zu drucken und welches Vergehen er damit begangen hätte: das der Diffamation oder der Verleumdung. Ferner wurde darüber gesprochen, inwiefern die Diffamation eine Verleumdung und die Verleumdung eine Diffamation in sich schließe, und noch über verschiedenes, gewöhnlichen Sterblichen wenig Verständliche, bezüglich verschiedener Paragraphen und Entscheidungen irgend eines Allgemeinen Departements.

Das einzige, was Nechljudow begriff, war, daß Wolf, der über die Sache referierte, trotzdem er ihm gestern so streng eingeflößt hatte, daß der Senat sich nicht mit der Untersuchung der Sachen dem Wesen nach befassen dürfe, — diese Sache offenbar parteiisch darstellte, und zwar im Sinne der Kassierung der Entscheidung des Appellationshofs. Auch bemerkte Nechljudow, daß Selenin, in völliger Disharmonie mit der sonst für ihn so charakteristischen Zurückhaltung, ganz unerwartet heftig seine entgegengesetzte Meinung äußerte.

Diese sonderbare Heftigkeit des sonst so reservierten Selenin hatte ihren Grund darin, daß er den Präsidenten der Aktiengesellschaft als einen in Geldangelegenheiten unsauberen

Menschen kannte, dabei aber zufällig erfahren hatte, daß Wolf fast unmittelbar vor dem Verhandlungstermin bei diesem Affairisten zu einem luxuriösen Diner geladen war. Jetzt, als Wolf über die Sache, wenn auch sehr vorsichtig, so doch in einer unverkennbar einseitigen Darstellung referierte, war Selenin aufgebracht und sprach seine Meinung etwas zu nervös für eine gewöhnliche Sache aus.

Wolf fühlte sich durch die Rede Selenins offenbar gekränkt. Er wurde rot, zuckte zusammen, machte schweigend einige Gesten der Verwunderung und entfernte sich zugleich mit den anderen Senatoren mit einer äußerst würdigen, beleidigten Miene in das Beratungszimmer.

»Zu welchem Prozeß gehören Sie eigentlich?« fragte, als die Senatoren sich entfernt hatten, der Gerichtskommissar wieder Fanarin.

»Ich sagte Ihnen schon, daß ich die Maslowa vertrete«, sagte der Advokat.

»Jawohl. Die Sache wird heute verhandelt. Aber . . . «

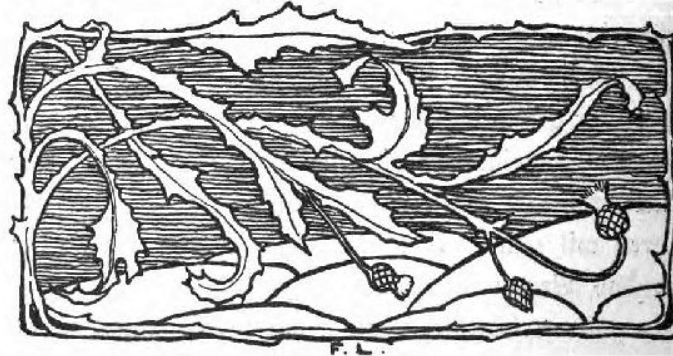
»Aber was denn?« fragte Fanarin.

»Ja, sehen Sie, die Sache war ohne Parteien angesetzt, sodaß die Herren Senatoren nach der Urteilsverkündung kaum noch einmal heraus kommen werden. Aber ich kann ja melden . . . «

»Was soll denn das bedeuten? . . . «

»Ich werde es melden, ich werde es melden«, und der Kommissar notierte sich etwas auf seinem Papier.

Die Senatoren hatten allerdings die Absicht gehabt, nach der Urteilsverkündung bezüglich des Preßprozesses, die übrigen Sachen und darunter auch die der Maslowa in dem Beratungszimmer bei Thee und Cigaretten zu erledigen.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Sobald sich die Senatoren um den Tisch im Beratungszimmer gesetzt hatten, begann Wolf sehr lebhaft die Motive geltend zu machen, denen zufolge die Entscheidung des Appellationsgerichts kassiert werden müßte.

Der Präsident, der auch sonst ein wenig wohlwollender Mensch war, war heute besonders schlechter Laune. Er hatte seine Meinung bereits während der Verhandlung in der Sitzung gebildet, und saß jetzt da, in seine eigenen Gedanken versunken, ohne Wolf zuzuhören.

Er dachte darüber nach, was er gestern in seinen Memoiren niedergeschrieben hatte, bezüglich der Ernennung nicht seiner, sondern Wiljanows auf den wichtigen Posten, den er schon lange hatte haben wollen. Der Präsident Nikitin war ganz aufrichtig davon überzeugt, daß seine Urteile über verschiedene Beamte der beiden ersten Rangklassen, mit denen er während seiner Amtsthätigkeit in Berührung kam, ein wichtiges historisches Material darstellten. Er hatte gestern ein Kapitel geschrieben, in welchem er einige Beamte der beiden ersten Rangklassen ziemlich stark mitgenommen hatte, weil, wie er sich ausdrückte, sie ihn daran hinderten, Rußland von dem Untergang zu retten, zu welchem die jetzige Regierung das Vaterland führte. In Wirklichkeit aber war der Grund seiner Unzufriedenheit mit den betreffenden Beamten nur der gewesen, daß sie ihn gehindert hatten, ein höheres Gehalt als sein jetziges zu

erlangen. Und er dachte jetzt darüber nach, wie diese ganze Angelegenheit der Nachwelt, dank seinen Mitteilungen, in einem ganz anderen Lichte erscheinen werde.

»Ja, natürlich . . . « sagte er, ohne die Worte zu hören, mit denen Wolf sich an ihn wandte.

Beh dagegen hörte mit trauriger Miene zu, während er auf das vor ihm liegende Papier Guirlanden zeichnete. Beh war ein Liberaler von reinstem Wasser. Er hielt die Traditionen der sechziger Jahre heilig, und wenn er jemals von seiner strengen Unparteilichkeit abwich, so geschah es nur nach der Seite der liberalen Tendenzen hin. So war er in diesem Falle, abgesehen da von, daß der Aktienunternehmer in der That ein schmutziger Mensch war, auch aus dem Grunde für die Abweisung der Klage, weil diese Verleumdungsklage gegen einen Journalisten zu der Einschränkung der Preßfreiheit beitrug. Als Wolf seine Motive erschöpft hatte, begann Beh, ohne seine Guirlanden zu beenden, traurig — es schmerzte ihn, daß man solche Gemeinplätze noch beweisen mußte — mit weicher, angenehmer Stimme, kurz, schlicht und überzeugend zu beweisen, wie unbegründet die Klage sei. Als er geendet, senkte er sein weißes Haupt und fuhr fort, an seinen Guirlanden weiter zu zeichnen.

Skoworodnikow, der Wolf gegenüber saß und die ganze Zeit über an Bart und Schnurrbart kaute, hörte, als Beh geendet hatte, sogleich auf an seinem Bart zu kauen und sagte mit lauter, knarrender Stimme, daß er, ungeachtet dessen, daß der Präsident der Aktiengesellschaft ein großer Schurke sei, dennoch für die Kassierung des Urteils wäre, wenn dazu ein gesetzlicher Anlaß wäre. »Da aber ein solcher Anlaß nicht vor liegt«, sagte er, erfreut über den Stich, den er damit Wolf versetzte, »so schließe ich mich der Ansicht Iwan Semjonowitschs Beh an . . . «

Der Präsident schloß sich nun »seinerseits der Ansicht Skoworodnikows an, und die Klage wurde abschlägig beschieden.

Wolf war unzufrieden, besonders damit, daß man ihn gleichsam auf einer unehrlichen Parteilichkeit ertappt hatte. Aber er stellte sich gleichgültig, öffnete die Akten zum folgenden Prozeß, der Sache der Maslowa, und vertiefte sich in dieselben.

Inzwischen hatten die Senatoren geklingelt und sich Tee bestellt und begannen über einen Vorfall zu sprechen, der um die Zeit zugleich mit dem Duell Kamenskij's ganz Petersburg beschäftigte. Es handelte sich um den Departementsdirektor eines Ministeriums, der bei einem, in dem Paragraph 995 vorgesehenen Verbrechen ertappt und desselben überwiesen worden war.

»Was für eine Schweinerei«, sagte mit Ekel Beh.

»Was ist denn dabei Schlimmes? Ich kann Ihnen in unserer Literatur ein Projekt eines deutschen Schriftstellers namhaft machen, der ein Fach vorschlägt, dieses nicht mehr als Verbrechen anzusehen und die Ehe zwischen Männern zu zulassen«, sagte mit lautem Lachen Skoworodnikow, während er wie schluchzend an seiner zerknüllten Cigarette sog, die er mit den Wurzeln der Finger ganz nah an der Handfläche hielt.

»Unmöglich!« sagte Beh.

»Ich will es Ihnen zeigen«, sagte Skoworodnikow, indem er den vollen Titel der Schrift und Jahr und Ort des Erscheinens derselben zitierte.

»Man sagt, daß er in irgend eine Stadt in Sibirien als Gouverneur versetzt werden wird«, sagte Nikitin.

»Vorzüglich . . . Der Bischof wird ihn mit dem Kreuz empfangen . . . Es müßte doch auch so ein Bischof sein . . . Ich könnte Ihnen einen solchen empfehlen«, sagte Skoworodnikow. Und den Cigarettenstummel in den Aschenbecher werfend, begann er von neuem seinen Bart und Schnurrbart zu kauen, indem er möglichst viel davon in den Mund stopfte.

In diesem Augenblick trat der Gerichtskommissar ein und meldete den Wunsch des Advokaten und Nechljudows, bei der Verhandlung des Prozesses der Maslowa zugegen zu sein.

»Hier ist diese Sache«, sagte Wolf, »es ist ein ganzer Roman.« Und er erzählte, was er von den Beziehungen Nechljudows zu der Maslowa wußte.

Nachdem sie eine Weile darüber gesprochen, ihre Cigaretten ausgeraucht und den Tee getrunken hatten, begaben sich die Senatoren in den Sitzungssaal, verkündeten das Urteil des vorigen

Prozesses und nahmen die Sache der Maslowa vor.

Wolf referierte mit seiner dünnen Stimme sehr ausführlich über die Kassationsklage der Maslowa, that es aber wiederum nicht ganz unparteiisch, sondern mit dem offensichtlichen Wunsche, daß das Urteil des Appellationshofs kassiert werde.

»Haben Sie etwas hinzuzufügen?« wandte sich der Präsident an Fanarin.

Fanarin erhob sich, und seine weiße, breite Brust herausdrückend, wies er Punkt für Punkt, mit einer erstaunlichen Eindringlichkeit und Präzision des Ausdrucks nach, daß das Gericht in sechs Punkten vom genauen Sinn des Gesetzes abgewichen sei. Außerdem erlaubte er sich, wenn auch in aller Kürze, die Sache auch dem Wesen nach zu streifen und die schreiende Ungerechtigkeit des Urteils zu berühren.

Der Ton der kurzen, aber eindringlichen Rede Fanarins war so, als ob er sich entschuldige, sich dabei aufhalten zu müssen, was die Herren Senatoren mit ihrem Scharfsinn und ihrer juristischen Weisheit selbst natürlich viel besser sähen und begriffen, er thäte das aber nur darum, weil es die von ihm übernommene Pflicht erfordere.

Als Fanarin seine Rede beendet hatte, lächelte er sieghaft.

Nach seiner Rede schien es, konnte nicht der geringste Zweifel obwalten, daß der Senat das Urteil des Appellationshofs kassieren müsse.

Nechljudow blickte auf seinen Advokaten, und als er das Lächeln desselben sah, war er überzeugt, daß der Prozeß gewonnen sei. Als er aber die Senatoren ansah, bemerkte er, daß Fanarin allein triumphierte und lächelte. Die Senatoren und der Adjunkt des Oberstaatsanwalts lächelten und triumphierten nicht, sondern hatten das Aussehen von Leuten, die sich langweilten und im Stillen dachten: »Alles das haben wir schon viele Mal gehört, und es hat weiter keinen Zweck . . . « Sie waren offenbar alle erst dann befriedigt, als der Advokat geendet hatte und sie durch seine Rede nicht mehr unnütz aufgehalten wurden.

Sogleich nach dem Schluß der Rede des Advokaten wandte der

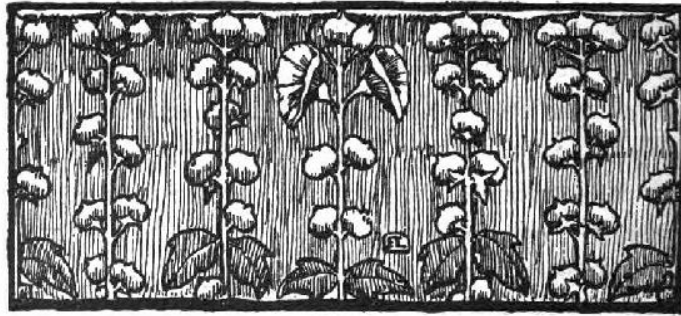
Präsident sich an den Adjunkt des Oberstaatsanwalts.

Selenin sprach sich kurz, aber klar und bestimmt für die Abweisung der Klage aus, indem er die vermeintlichen Anlässe zur Kassation nicht für stichhaltig hielt.

Darauf erhoben sich die Senatoren und gingen, um sich zu beraten.

In dem Beratungszimmer teilten sich die Stimmen. Wolf war für die Kassierung; Beh, der begriff, um was es sich handelte, war auch dafür und schilderte den Kollegen lebhaft die Szene des Gerichts und des Mißverständnisses der Geschworenen, wie er es vollkommen richtig aufgefaßt hatte; Nikitin, der wie immer für Strenge im allgemeinen war und für strenge Formalität, stimmte dagegen. Die ganze Sache mußte durch die Stimme Skoworodnikows entschieden werden. Und dieser erklärte sich für die Abweisung vorzüglich darum, weil der Entschluß Nechljudows, dieses Mädchen aus sittlichen Prinzipien zu heiraten, ihm im höchsten Grade widerwärtig war.

Skoworodnikow war Materialist und Darwinist und hielt jegliche Äußerung einer abstrakten Moral, oder, noch schlimmer, Religiosität nicht nur für einen verächtlichen Blödsinn, sondern auch für eine persönliche Beleidigung seiner selbst. Dieses ganze Wesenmachen mit der Prostituierten und das Auftreten hier im Senat des sie verteidigenden berühmten Advokaten, wie auch die Anwesenheit Nechljudows selbst — alles das war ihm im höchsten Maße widerwärtig. Und indem er sich den Bart in den Mund steckte und Grimassen schnitt, that er sehr natürlich so, als ob er nichts von der ganzen Sache wisse, außer daß die Anlässe zur Kassation ungenügend seien, weswegen er sich der Ansicht des Präsidenten anschließe, daß die Klage abgewiesen werde. Die Klage wurde also abgelehnt.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schrecklich!« sprach Nechljudow, als er mit dem Advokaten, der sein Portefeuille ein packte, in das Empfangszimmer hinaustrat. »Wegen nichtiger Formalitäten, an die sie sich klammern, sprechen sie in einer Sache, die so klar und offen sichtlich, ein derartiges Urteil aus. Schrecklich!«

»Die Sache war schon im Bezirksgericht verdorben worden«, sagte der Advokat.

»Und auch Selenin war für die Abweisung. Schrecklich, schrecklich!« wiederholte Nechljudow. »Was soll man jetzt thun?«

»Wir wollen auf den Allerhöchsten Namen einreichen . . . Sie können es selbst thun, so lange Sie noch hier sind. Ich will es Ihnen aufsetzen . . . «,

In diesem Augenblick trat der kleine Wolf in seiner sterngeschmückten Uniform in das Empfangszimmer und näherte sich Nechljudow.

»Was ist da zu machen, mein lieber Fürst! Es war kein genügender Anlaß . . . « sagte er, mit seinen schmalen Schultern zuckend und die Augen schließend, und ging seines Weges.

Gleich nach Wolf kam auch Selenin heraus, der von den Senatoren gehört hatte, daß Nechljudow, sein früherer Kommilitone, hier sei.

»Das hätte ich nicht erwartet, Dich hier zu treffen!« sagte er, auf Nechljudow zukommend, indem er mit den Lippen lächelte, während

seine Augen traurig blieben. »Ich habe gar nicht gewußt, daß Du in Petersburg bist.«

»Und ich hatte nicht gewußt, daß Du Oberstaatsanwalt bist . . . «

»Adjunkt . . . « korrigierte Selenin. »Wie kommst Du denn, in den Senat?« fragte er mit einem traurigen und schwermütigen Blick seinen Freund. »Ich wußte, daß Du in Petersburg bist, aber wie kommst Du hierher?

»Hierher? Nun, weil ich glaubte, hier Gerechtigkeit zu finden und ein grundlos verurteiltes Weib zu retten . . . «

»Was für ein Weib?«

»Die, deren Sache eben entschieden wurde.«

»Ah, die Sache der Maslowa«, sagte Selenin, sich entsinnend. »Eine vollkommen unbegründete Klage . . . «

»Es handelt sich nicht um die Klage, sondern um einen Menschen, der unschuldig ist und bestraft werden soll.«

Selenin seufzte.

»Sehr möglich, aber . . . «

»Nicht möglich, sondern sicher . . . «

»Woher weißt Du es denn?«

»Weil ich Geschworener war. Ich weiß, worin unser Fehler bestand.«

Selenin überlegte.

»Das hätte damals sofort angezeigt werden müssen«, sagte er.

»Ich hatte es angezeigt.«

»Man hätte es in das Protokoll eintragen müssen. Wenn das bei der Kassationsklage vor gelegen hätte . . . «

»Ja, aber es war doch auch jetzt klar, daß das Urteil blödsinnig war . . . «

»Der Senat hat nicht die Berechtigung, dieses auszusprechen. Wenn sich der Senat erlauben würde, die Urteile der Gerichtshöfe auf Grund seiner Ansicht über die Gerechtigkeit der Urteile zu kassieren, so würde der Senat damit jede Richtschnur verlieren und würde Gefahr laufen, die Gerechtigkeit eher zu verletzen, als sie wieder herzustellen«, sagte Selenin, indem er an den ersten Prozeß

dachte. »Davon schon gar nicht zu reden, daß die Urteile der Geschworenen dadurch ihre ganze Bedeutung verlieren würden.«

»Ich weiß nur eines, nämlich das, daß die Maslowa vollständig unschuldig ist, und daß die letzte Hoffnung, sie von der unverdienten Strafe zu retten, verloren gegangen ist. Die höchste Instanz hat die größte Ungerechtigkeit bestätigt.«

»Sie hat dieselbe nicht bestätigt, da sie auf die Untersuchung der Sache selbst nicht eingehen kann«, sagte Selenin, die Augen zukneifend.

Selenin, der immer beschäftigt war und in der Gesellschaft wenig verkehrte, hatte von dem Roman Nechljudows offenbar noch nichts gehört, und Nechljudow, der das merkte, beschloß, daß es auch nicht nötig sei, ihn über seine intimeren Beziehungen zu der Maslowa zu unterrichten.

»Du bist wohl bei Deiner Tante abgestiegen?« fügte Selenin hinzu, offenbar in dem Wunsche, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. »Ich habe gestern von ihr erfahren, daß Du hier seiest. Die Gräfin lud mich ein, mit Dir zusammen dem Vortrage eines zugereisten Predigers beizuwohnen«, sagte Selenin, mit den Lippen allein lächelnd.

»Ja, ich war da und bin voll Abscheu weggegangen«, sagte böse Nechljudow, geärgert, daß Selenin das Gespräch auf etwas anderes lenkte.

»Na, aber wieso denn mit Abscheu? Immer hin ist es doch eine Bethätigung des religiösen Gefühls, wenn auch eine einseitige, sektiererische . . . « sagte Selenin.

»Es ist ein wilder Blödsinn«, sagte Nechljudow.

»Ah, nein. Sonderbar ist dabei nur, daß wir die Lehren unserer Kirche so wenig kennen, daß wir unsere eigenen Grunddogmen für eine ganz neue Offenbarung ansehen«, beeilte sich Selenin, seinem Freunde seine für den letzteren neuen Anschauungen mitzuteilen.

Nechljudow blickte Selenin erstaunt und aufmerksam an. Selenin aber senkte die Augen, aus denen nicht nur Schwermut, sondern auch Feindseligkeit sprach.

»Glaubst Du denn an die Dogmen der Kirche?« fragte Nechljudow.

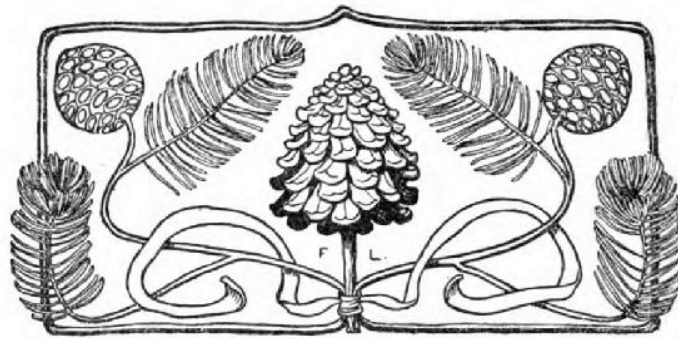
»Natürlich glaube ich . . . « antwortete Selenin, Nechljudow gerade und wie tot in die Augen sehend.

Nechljudow seufzte.

»Sonderbar . . . « sagte er.

»Übrigens, wir wollen darüber nachher sprechen«, sagte Selenin. — »Ich komme«, wandte er sich an den ehrerbietig an ihn herantretenden Gerichtskommissar. — »Wir müssen uns durchaus sehen«, fügte er seufzend hinzu. »Aber ob man Dich trifft? Mich kann man immer um sieben Uhr treffen, zu Mittag . . . Nadeshdinskaja«, — er nannte die Nummer. »Seit der Zeit ist viel Schnee zerronnen«, setzte er hinzu, indem er sich zum Gehen wandte und wieder mit den Lippen allein lächelte.

»Ich werde kommen, wenn ich Zeit finde«, sagte Nechljudow. Und er fühlte, wie Selenin, dieser von ihm einst so sehr geliebte und ihm so nahe Mensch, ihm plötzlich, infolge dieses kurzen Gespräches, fremd, entfernt und unverständlich, wenn nicht feindlich geworden war.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der Zeit, da Nechljudow Selenin als Studenten gekannt hatte, war dieser ein vortrefflicher Sohn, ein treuer Freund und ein, seinen Jahren entsprechend, gut gebildeter Weltmann gewesen, mit großem Takt, immer elegant und schön und zugleich außerordentlich ehrlich und wahrheitsliebend. Er studierte ausgezeichnet, ohne viel Mühe und ohne die geringste Pedanterie, wobei er goldene Medaillen für feine Arbeiten erhielt. Nicht nur in Worten, sondern auch in der That machte er sich zum Ziel seines jungen Lebens, der Menschheit zu dienen und zu nützen. Dieses Dienen stellte er sich nicht anders vor, als in der Form des Staatsdienstes. Sobald er daher die Universität beendet hatte, unterzog er alle Gebiete, welchen er seine Kräfte widmen konnte, einer systematischen Prüfung und fand, daß er in der Zweiten Abteilung Seiner Majestät Höchsteigener Kanzlei, allwo die Redaktion der Gesetze stattfand, am nützlichsten sein würde.

Aber trotz der peinlichsten und gewissenhaftesten Erfüllung alles dessen, was von ihm verlangt wurde, konnte er in diesem Dienste keine Befriedigung seines Bedürfnisses, nützlich zu sein, finden und nicht zum Bewußtsein gelangen, daß er das thue, was er sollte. Dieses Unbefriedigtsein steigerte sich infolge von Kollisionen mit seinem kleinlichen und eiteln allernächsten Vorgesetzten derart, daß er die Zweite Abteilung verließ und in den Senat übertrat.

Im Senat hatte er es besser, aber dasselbe Gefühl des

Unbefriedigtseins verfolgte ihn auch dort. Er empfand immerfort, daß es nicht das war, was er erwartet hatte und was es sein mußte.

Während seines Dienstes im Senat erwirkten ihm seine Verwandten die Ernennung zum Kammerjunker und nun mußte er in der gestickten Uniform mit vorgebundener weißer Leinwandschürze in der Kutsche herumfahren und sich bei verschiedenen Leuten dafür bedanken, daß er zu dem Posten eines Lakaiens avanciert war. Wie sehr er sich auch mühte, konnte er durchaus keine vernünftige Erklärung für dieses Amt finden. Und noch mehr als im Dienste fühlte er, daß es »nicht das Rechte« sei. Indessen konnte er die Ernennung nicht ablehnen, einerseits weil er diejenigen, die geglaubt hatten, ihm durch dieselbe ein großes Vergnügen zu bereiten, nicht beleidigen wollte, andererseits aber schmeichelte dieses Amt den niederen Instinkten seiner Natur, und es machte ihm Vergnügen, sich in der goldgestickten Uniform im Spiegel zu betrachten und die Achtung zu genießen, die dieses Amt bei einigen Menschen hervorrief.

Ebenso ging es ihm auch mit seiner Heirat. Man arrangierte für ihn eine vom Standpunkt der Gesellschaft sehr glänzende Partie. Und er heiratete ebenfalls hauptsächlich darum, weil eine Absage seine Braut, die diese Ehe wünschte, und alle die, welche diese Ehe arrangiert hatten, gekränkt hätte, und weil die Ehe mit einem vornehmen, hübschen jungen Mädchen seiner Eitelkeit schmeichelte und ihm Vergnügen machte.

Aber sehr bald erwies es sich, daß diese Heirat in noch höherem Maße »nicht das Rechte« war, als der Dienst und das Hofamt. Nach dem ersten Kinde wollte die Frau keine anderen mehr haben und begann ein luxuriöses gesellschaftliches Leben zu führen, an welchem auch er gezwungenermaßen teilnehmen mußte.

Sie war nicht besonders schön, war ihm treu, und obgleich sie selbst von einem solchen Leben nichts als übermäßige Anstrengungen und Müdigkeit hatte — davon ganz abgesehen, daß sie damit das Leben des Mannes vergiftete — so führte sie dieses Leben dennoch geflissentlich. Alle seine Versuche, diese Lebensweise zu ändern, zerschellten wie an einer steinernen Wand

an ihrer Überzeugung, die hauptsächlich von allen ihren Verwandten und Bekannten aufrecht erhalten wurde, daß es so sein müsse.

Das Kind, ein Mädchen mit langen goldigen Locken und nackten Beinchen, war dem Vater voll ständig entfremdet, besonders weil es ganz anders erzogen wurde, als er es gewünscht hätte.

Zwischen den Eheleuten stellte sich das gewöhnliche Einandernichtverstehen und sogar Nichtverstehenwollen ein und ein stiller, stummer, vor dem andern verborgener und durch den Anstand gemäßigter Kampf, der ihm das Leben zu Hause sehr schwer machte. So erwies sich denn, daß das Familienleben noch weniger »das Rechte« war, als der Dienst und das Hofamt.

Am meisten aber war »nicht das Rechte« sein Verhältnis zur Religion. Wie alle Leute seines Kreises und seiner Zeit, zerriß er durch sein geistiges Wachsen ohne die geringste Anstrengung das Netz des religiösen Aberglaubens, in dem er erzogen war, und wußte selbst nicht, wann er sich eigentlich davon befreit hatte. Ernst und ehrlich, verbarg er in der ersten Jugend, während der Studentenzeit und seines Verkehrs mit Nechljudow, diese Befreiung von dem Aberglauben der offiziellen Religion nicht.

Aber mit den Jahren und mit dem Avancement im Dienst und besonders seitdem die Reaktion des Konservatismus in der Gesellschaft Oberhand gewann, begann ihm diese geistige Freiheit lästig zu werden. Da waren erstens die Familienverhältnisse — die Seelenmessen nach dem Tode seines Vaters, der Wunsch der Mutter, daß er zum Abendmahl gehe, was auch teilweise von der öffentlichen Meinung verlangt wurde. Aber auch im Dienste hatte er immerwährend Dankgottesdiensten, Einweihungen und ähnlichen religiösen Feierlichkeiten beizuwohnen, und kaum ein Tag verging, ohne daß er in irgendwelche unvermeidliche Beziehungen zu den äußeren Formen der Religion hätte treten müssen. Wohnte man diesen Gottesdiensten bei, so mußte man eins von beiden thun: entweder sich verstellen — was er bei seinem ehrlichen Charakter niemals gekonnt hatte — als glaubte man an das, woran man in Wirklichkeit nicht glaubt, oder aber alle diese äußeren Formen als eine Lüge anerkennen und sein Leben so einrichten, daß man nicht

mehr gezwungen sei, an dem teilzunehmen, was man als Lüge betrachtet. Aber um diese, scheinbar so geringe That zu voll bringen, war sehr vieles nötig. Er hätte nicht nur in einen ständigen Kampf mit allen ihm nahestehenden Personen treten müssen, er hätte auch seine Stellung aufgeben, seinen Dienst quittieren und all den Nutzen aufopfern müssen, von dem er glaubte, daß er ihn schon jetzt durch seinen Dienst den Menschen bringe und den er in Zukunft in noch höherem Maße zu bringen hoffte.

Und um dieses zu thun, mußte man die feste Überzeugung von der Richtigkeit der eigenen Erkenntnis haben. Er war auch fest überzeugt, im Recht zu sein, wie jeder gebildete Mensch unserer Zeit, der ein wenig Geschichte kennt und über die Entstehung der Religion überhaupt und die Entstehung und den Zerfall der kirchlich-christlichen Religion unterrichtet ist, nicht umhin kann, von der Berechtigung des gesunden Verstandes überzeugt zu sein. Er mußte es also wissen, daß er im Recht sei, wenn er die Wahrheit der kirchlichen Lehre nicht anerkenne.

Aber unter dem Drucke der Verhältnisse ließ er, der ehrliche Mensch, eine kleine Lüge zu, die darin bestand, daß er sich sagte, man müsse, um zu behaupten, daß das Widersinnige widersinnig sei, das Widersinnige zuerst erforschen und studieren. Das war eine kleine Lüge, aber sie war es, die ihn zu jener großen Lüge verführte, in der er jetzt steckte.

Als er sich die Frage stellte, ob der griechisch-katholische Glaube, in dem er geboren und er zogen war, dessen Bekenntnis seine ganze Umgebung von ihm verlangte und ohne dessen Anerkennung er seine, für die Menschen nützliche Thätigkeit nicht fortsetzen konnte, als er sich die Frage stellte, ob dieser Glaube der richtige sei, da entschied er diese Frage schon im voraus. Und daher griff er, um sich diese Frage klar zu machen, nicht nach Voltaire, Schopenhauer, Spencer, Comte, sondern nach den philosophischen Werken Hegels und den religiösen Schriften Vinets und Chomjakows und fand in denselben natürlich das, was er brauchte: einen Schein von Beruhigung und von Rechtfertigung der religiösen Lehre, in der er erzogen war, eine Rechtfertigung, diese in Verstand freilich schon

lange nicht mehr zuließ, ohne die aber das ganze Leben von Unannehmlichkeiten erfüllt werden würde, während eine Anerkennung dieser Lehre alle Unannehmlichkeiten sofort beseitigte. Und er machte sich alle jene gewöhnlichen Sophismen zu eigen, — daß der einzelne Menschen verstand die Wahrheit nicht erkennen könne, daß die Wahrheit sich nur der Gesamtheit der Menschen offenbare, daß die einzige Möglichkeit der Erkenntnis derselben die Offenbarung sei, daß die Offenbarung von der Kirche gewahrt werde u. s. w. Und mit der Zeit konnte er ganz ruhig, ohne das Bewußtsein, daß er lüge, den Dankgottesdiensten, Seelenmessen, Liturgien beiwohnen, das Abendmahl nehmen, sich vor den Heiligenbildern bekreuzen und somit auch die dienstliche Thätigkeit fortsetzen, die ihm das Bewußtsein des geleisteten Nutzens und Trost in seinem freudelosen Familienleben verlieh.

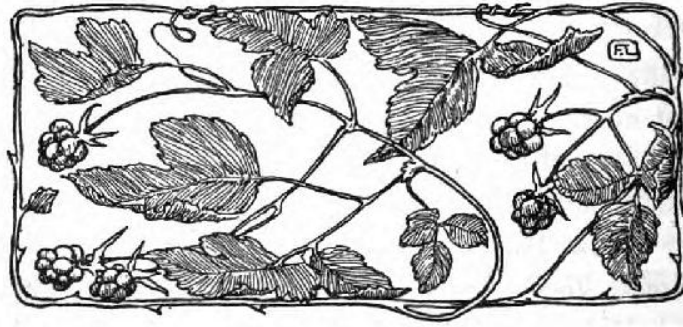
Er dachte, daß er glaube, erkannte aber trotz dem mit seinem ganzen Wesen, daß dieser sein Glaube noch viel mehr als alles andere »nicht das Rechte« war.

Daher blickten seine Augen stets so traurig.

Und daher, als er Nechljudow sah, den er gekannt, als sich alle diese Lügen in ihm noch nicht eingenistet hatten, gedachte er seiner selbst, wie er damals gewesen war. Und besonders nachdem er sich beeilt hatte, Nechljudow seine religiösen Ansichten anzudeuten, fühlte er, daß alles dies »nicht das Rechte« sei; und ihm wurde es qualvoll-wehe zu Mut.

Dasselbe empfand nach dem ersten Eindruck der Freude, den alten Freund wieder zusehen, auch Nechljudow.

Darum suchten beide, obgleich sie einander versprochen hatten, sich wiederzusehen, dieses Wiedersehen nicht. So trafen sie sich denn während dieses Aufenthaltes Nechljudows in Petersburg nicht mehr.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem sie das Senatsgebäude verlassen hatten, gingen Nechljudow und der Advokat zusammen das Troittoir entlang. Der Advokat ließ seinen Wagen hinter sich her fahren und begann, Nechljudow die Geschichte jenes Departementsdirektors zu erzählen, von dem die Senatoren erwähnt hatten, wie er überführt worden sei und wie man ihn anstatt der Zwangsarbeit, die er dem Gesetze nach verdiente, als Gouverneur nach Sibirien versetzt hätte.

Nachdem der Advokat diese Geschichte mit allen Einzelheiten ihrer Gemeinheit wiedergegeben hatte, begann er mit besonderem Vergnügen eine Geschichte davon zu erzählen, wie verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten das Geld zu dem immer noch nicht fertiggestellten Denkmal veruntreut hätten, an welchem Nechljudow und er heute morgen vorübergefahren waren. Dann folgte die Erzählung davon, wie die Geliebte von Dem und Dem sich an der Börse Millionen verdient hätte, wie Der und Der seine Frau verkauft und Der und Der sie gekauft hätte. Endlich begann der Advokat noch eine neue Geschichte von Spitzbübereien und allen möglichen Verbrechen der höchsten Beamten des Reichs, die nicht im Gefängnis, sondern an den Präsidententischen verschiedener Staatsinstitutionen saßen.

Diese Geschichten, deren Vorrat offenbar unerschöpflich war, bereiteten dem Advokaten ein großes Vergnügen, indem sie mit voller Klarheit zeigten, daß die Mittel, die er, der Advokat, an wandte,

um sich Geld zu verschaffen, vollständig gesetzlich und unschuldig waren im Vergleich zu den Mitteln, die zu demselben Zwecke von den höchsten Beamten in Petersburg angewandt wurden. Und daher war der Advokat sehr erstaunt, als Nechljudow, ohne seine letzte Geschichte von den Verbrechen der höchsten Beamten zu Ende zu hören, sich von ihm verabschiedete, eine Droschke nahm und nach Hause fuhr.

Nechljudow war es sehr traurig zu Mut. Besonders betrübte ihn, daß das abschlägige Urteil des Senats die sinnlose Quälerei der unschuldigen Maslowa bestätigte, und daß dieses Urteil die Ausführung seiner unabänderlichen Absicht, sein Schicksal mit dem der Maslowa zu vereinen, noch schwieriger machte. Diese Wehmut wurde noch mehr verstärkt durch die schrecklichen Geschichten von den herrschenden Übeln, die der Advokat mit so viel Vergnügen erzählt hatte. Außerdem erinnerte er sich unaufhörlich des schlimmen, kalten, abstoßenden Blickes des einst lieben, offenen, edlen Selenin.

Als Nechljudow nach Hause zurückgekehrt war, überreichte ihm der Portier mit einer gewissen Verächtlichkeit einen Zettel, den, wie der Portier sich ausdrückte, irgend eine Weibsperson in seiner Stube geschrieben hätte. Der Zettel war von der Mutter der Schustowa.

Sie schrieb, daß sie gekommen war, um dem Retter und Befreier ihrer Tochter zu danken und ihn außerdem zu bitten, anzuflehen, daß er zu ihnen auf den Wassiljewskij Ostrow, Linie 5, Nummer so und so, kommen möchte. Daß sei, schrieb sie, für Wera Jefremowna sehr wichtig. Er brauche nicht zu befürchten, daß man ihn mit Dankäußerungen belästigen würde, man werde von der Dankbarkeit nicht reden und sich einfach freuen, ihn zu sehen. Ob er nicht, wenn es anginge, morgen früh kommen könnte . . .

Ein anderer Brief war von einem früheren Kameraden Nechljudows, dem Flügeladjutanten Bogatirjow, den Nechljudow gebeten hatte, die von ihm angefertigte Bittschrift der Sektierer dem Kaiser persönlich zu überreichen.

Bogatirjow schrieb mit seiner großen, energischen Handschrift, daß er die Bittschrift, wie er es versprochen, direkt in die Hände des

Kaisers überreichen werde. Ihm sei aber der Gedanke gekommen, ob es nicht besser wäre, wenn Nechljudow zuerst die Person besuchen würde, von der die Sache der Sektierer abhängt.

Nechljudow befand sich unter den Eindrücken der letzten Tage seines Aufenthalts in Petersburg im Zustande einer völligen Hoffnungslosigkeit, etwas erreichen zu können. Seine in Moskau entworfenen Pläne erschienen ihm als eine Art jener Jugendträumereien, in welchen die ins Leben tretenden Menschen unvermeidlich enttäuscht werden. Immerhin aber hielt er es für seine Pflicht, seinen Aufenthalt in Petersburg dazu zu benutzen, alles das zu erfüllen, was er sich vorgenommen hatte. Und so beschloß er denn, morgen Bogatirjow aufzusuchen und seinem Rate gemäß zu der Person zu fahren, von welcher die Sache der Sektierer abhing.

Jetzt holte er aus dem Portefeuille die Bittschrift der Sektierer hervor und begann sie durchzulesen, als geklopft wurde, und der Lakai der Gräfin Jekaterina Iwanowna eintrat mit dem Ersuchen, nach oben zum Thee zu kommen.

Nechljudow sagte, das er gleich kommen werde, that die Papiere in das Portefeuille und ging hinauf zur Tante.

Auf dem Wege nach oben blickte er durch das Fenster auf die Straße und sah Mariette's Fuchsnpaar. Und plötzlich wurde ihm ganz unerwartet fröhlich zu Mut und er bekam Lust zu lächeln.

Mariette, im Hut, aber nicht mehr im schwarzem, sondern in einem hellen Kleide von verschiedenen Farben, saß mit einer Tasse in der Hand neben dem Lehnstuhl der Gräfin und zwitscherte etwas, während ihre schönen Augen glänzten.

In dem Augenblick, als Nechljudow ins Zimmer trat, hatte Mariette eben etwas so Komisches vom Stapel gelassen, etwas so Unanständig-Komisches — Nechljudow sah das an der Art ihres Lachens —, daß die gutmütige, schnurrbärtige Gräfin Jekaterina Iwanowna, mit ihrem ganzen dicken Leib zitternd, sich vor Lachen ausschütten wollte, während Mariette ihr Gegenüber schweigend mit einem besonderen »mischievous« -Ausdruck anblickte, das lächelnde Mündchen ein wenig schiefgezogen, und das energische, heitere Gesicht zur Seite geneigt.

Nechljudow erriet nach einigen Worten, daß sie von der zweiten Petersburger Neuigkeit jener Zeit, von dem Fall des neuernannten sibirischen Gouverneurs sprachen, und daß Mariette gerade auf diesem Gebiet etwas so Komisches gesagt hatte, daß die Gräfin sich vor Lachen lange nicht halten konnte.

»Du wirst mich noch umbringen!« sagte sie, Atem holend.

Nechljudow begrüßte die Damen und setzte sich zu ihnen. Und eben wollte er Mariette wegen ihres Leichtsinns innerlich tadeln, als sie, seinen ernsten und ein wenig unzufriedenen Gesichtsausdruck bemerkte, nun sofort, um ihm zu gefallen — das war, seit sie ihn gesehen, ihr Wunsch geworden — nicht nur den Ausdruck ihres Gesichts, sondern auch ihre ganze Seelenstimmung änderte. Sie wurde plötzlich ernst, unzufrieden mit ihrem Leben, als ob sie nach etwas suchte, nach etwas strebte. Und sie verstellte sich nicht, sondern eignete sich wirklich genau dieselbe Gemütsverfassung an, in der sich Nechljudow augenblicklich befand, obgleich sie selbst nicht hätte ausdrücken können, worin dieselbe bestand.

Sie fragte ihn, wie er seine Geschäfte erledigt hätte.

Er erzählte von seinem Mißerfolg im Senat und von seiner Begegnung mit Selenin.

»Ach! Was für ein edler Mensch! Das ist wirklich einmal ein chevalier sans peur et sans reproche . . . «

»Ein edler Mensch . . . « sagten die beiden Damen, indem sie das ständige Epitheton brauchten, unter welchem Selenin in der Gesellschaft bekannt war.

»Was ist denn seine Frau?« fragte Nechljudow.

»Sie? Nun, ich will nicht verdammen . . . Aber sie versteht ihn nicht . . . War denn wirklich auch er für die Abweisung der Klage?« fragte Mariette mit eifrigem Mitgefühl. »Das ist ja schrecklich! Sie thut mir so leid!« fügte sie seufzend hinzu.

Er runzelte die Stirn und begann, das Thema wechselnd, von der Schustowa zu sprechen, die auf Mariette's Fürbitte aus der Festung befreit worden war. Er dankte ihr für ihre Verwendung bei ihrem Manne und wollte davon sprechen, wie schrecklich es sei, zu denken, daß dieses Weib und ihre ganze Familie leiden mußten, nur

weil niemand an sie gedacht hatte. Aber sie ließ ihn nicht aussprechen und drückte selbst ihre Entrüstung aus.

»Sprechen Sie mir nicht davon!« sagte sie. »Sobald mein Mann mir gesagt hatte, daß man sie in Freiheit setzen könne, frappierte mich eben dieser Gedanke. Wozu hatte man sie gefangen gehalten, wenn sie unschuldig war?« sprach sie aus, was Nechljudow sagen wollte. »Das ist empörend, empörend!«

Die Gräfin Jekaterina Iwanowna sah, daß Mariette mit ihrem Neffen kokettierte, und amüsierte sich darüber.

»Weißt Du was?« sagte sie, als die beiden schwiegen. »Komm doch morgen Abend zu Aline: Kiesewetter wird dort sein. — Und Du auch«, wandte sie sich an Mariette. — *Il vous a remarqué*«, sagte sie zu ihrem Neffen. »Er hat mir gesagt, daß alles, was Du da redest, — ich habe es ihm erzählt, — ein gutes Zeichen sei, und daß Du sicher zu Christus kommen wirst . . . Du mußt hinfahren, durchaus . . . — Sage ihm, Mariette, daß er kommen soll, und komm auch selbst . . . «

»Ich habe erstens kein Recht, Gräfin, dem Fürsten etwas zu raten«, sagte Mariette, Nechljudow anblickend und mit diesem Blick zwischen ihm und ihr eine Art völligen Einverständnisses herstellend in Bezug auf die Worte der Gräfin und den Evangelismus überhaupt. »Und zweitens liebe ich nicht besonders, Sie wissen . . . «

»Ja, Du machst immer alles verkehrt und auf Deine eigene Weise.«

»Wieso auf meine eigene Weise? Ich glaube, wie das schlichteste Bauernweib glaubt«, sagte sie lächelnd. »Und drittens fahre ich morgen in das französische Theater . . . «

»Ach! Hast Du diese . . . gesehen, na, wie heißt sie doch . . . ?« sagte die Gräfin Jekaterina Iwanowna.

Mariette nannte den Namen einer berühmten französischen Schauspielerin.

»Fahr' durchaus hin . . . Wunderbar!«

»Wen soll ich denn zuerst sehen, ma tante, die Schauspielerin oder den Prediger?« fragte Nechljudow lächelnd.

»Bitte, sich nicht an meine Worte zu klammern . . . «

»Ich denke, zuerst den Prediger und dann die Schauspielerin, sonst könnte man am Ende den Appetit zu der Predigt verlieren«, sagte Nechljudow.

»Nein, besser mit dem französischen Theater anfangen und dann Buße thun«, meinte Mariette.

»Na, wollt Ihr Euch wohl nicht über mich lustig machen! Prediger ist Prediger, und Theater ist Theater. Um seine Seele zu retten, braucht man durchaus kein ellenlanges Gesicht zu machen und immer zu heulen. Man muß nur glauben, und dann wird es einem schon heiter zu Mute.«

Vierundzwanzigstes Kapitel 193

»Sie, ma, tante, predigen besser als alle Prediger.«

»Wissen Sie was?« sagte Mariette überlegend, »kommen Sie morgen zu mir in die Loge.«

»Ich fürchte, das es nicht gehen wird . . . «

Das Gespräch wurde durch einen Lakai unterbrochen, der einen Gast anmeldete. Es war der Sekretär eines Wohlthätigkeitsvereins, dessen Präsidentin die Gräfin war.

»Na, das ist ein sehr langweiliger Herr. Ich will ihn lieber dort empfangen und dann zu Euch zurückkommen . . . Gieb ihm doch Thee zu trinken, Mariette«, sagte die Gräfin, indem sie mit ihrem raschen, wedelnden Gang in den Saal ging.

Mariette zog einen Handschuh aus und entblößte ihre energische, ziemlich flache Hand mit dem reifgeschmückten Goldfinger.

»Wollen Sie?« fragte sie, indem sie die auf Spiritus stehende silberne Theekanne ergriff und dabei den kleinen Finger seltsam spreizte.

Ihr Gesicht wurde ernst und traurig.

»Es thut mir immer so schrecklich, schrecklich weh, zu glauben, daß Menschen, deren Urteil ich schätze, mich mit der Stellung, in welcher ich mich befinde, verwechseln könnten . . . «

Es war, als ob sie bereit sei zu weinen, als sie die letzten Worte sprach. Und obgleich diese Worte bei näherer Betrachtung keinen

oder nur einen sehr unbestimmten Sinn hatten, erschienen sie Nechljudow dennoch außerordentlich tief, auf richtig und gut. So sehr zog ihn der Blick der strahlenden Augen an, der die Worte der schönen, gutgekleideten jungen Frau begleitete.

Nechljudow blickte sie schweigend an und konnte die Augen von ihrem Gesicht nicht wenden.

»Sie glauben, daß ich Sie nicht verstehe und alles das, was in Ihnen vorgeht? Aber das, was Sie gethan haben, ist ja allen bekannt. C'est le secret de polichinelle . . . Und ich bin entzückt davon und billige Ihre Handlungsweise.«

»Da ist wirklich kein Grund zum Entzückt sein. Ich habe noch so wenig gethan . . . «

»Das ist einerlei. Ich verstehe Ihr Gefühl und verstehe sie, diese . . . Nun, gut, gut, ich werde davon nicht mehr sprechen«, unterbrach sie sich, als sie auf seinem Gesicht ein Mißvergnügen bemerkte. »Aber ich begreife auch, daß Sie, nachdem Sie alle Leiden, alle Schrecken dessen, was in den Gefängnissen geschieht, gesehen haben«, fuhr Mariette fort, von dem einen Wunsche erfüllt, ihn zu sich heranzulocken, und mit ihrem weiblichen Instinkt alles das erratend, was für ihn wichtig und teuer war, »daß Sie den Leidenden helfen möchten, allen denen, die so furchtbar leiden, so entsetzliche Leiden ertragen müssen, verursacht durch andere Menschen, durch deren Gleichgültigkeit, Grausamkeit . . . Ich verstehe, daß man dafür sein ganzes Leben hingeben könnte und ich würde es auch selbst thun. Aber jeder hat sein Schicksal . . . «

»Sind Sie denn unzufrieden mit Ihrem Schicksal?«

»Ich?« fragte sie, als sei sie erstaunt, wie man danach überhaupt noch fragen könne. »Ich muß zufrieden sein und bin zufrieden. Aber ein Wurm, der bisweilen erwacht . . . «

»Und den man nicht wieder einschlafen lassen sollte . . . Wir müssen dieser Stimme folgen«, sagte Nechljudow, auf ihre Komödie vollkommen eingehend.

Nachher erinnerte sich Nechljudow viele Mal mit Scham an sein ganzes Gespräch mit ihr und an ihre nicht so sehr lügenhaften, als vielmehr ihm nachgemachten und angepaßten Worte, und an den

Ausdruck einer scheinbar gerührten Aufmerksamkeit, mit dem sie ihm lauschte, als er ihr von den Schrecken der Gefängnisse und von seinen Eindrücken auf dem Lande erzählte.

Als die Gräfin zurückkehrte, plauderten sie schon miteinander nicht nur wie alte, sondern wie ein Paar ganz spezielle Freunde, die sich allein unter der verständnislosen Menge verstehen.

Sie sprachen von der Ungerechtigkeit der regierenden Klassen, von den Leiden der Unglücklichen, von der Armut des Volkes. Aber ihre Blicke, die unter dem Deckmantel des Gesprächs fortwährend ineinander versanken, fragten eigentlich ununterbrochen nur das eine: »Kannst Du mich lieben?« und antworteten einander: »Ich kann!« Und der Geschlechtstrieb zog sie zueinander, indem er die unerwartetsten und rosigsten Formen annahm.

Als sie aufbrach, sagte sie ihm, daß sie immer bereit sei, ihm zu dienen, womit sie nur könne, und bat ihn, sie morgen Abend im Theater, wenn auch nur für einen Augenblick aufzusuchen. — Sie hätte mit ihm über eine sehr wichtige Sache zu sprechen.

»Ja, und wann werde ich Sie überhaupt wieder sehen?« fügte sie mit einem kleinen Seufzer hinzu und begann sich den Handschuh vorsichtig über die beringte Hand zu ziehen. »Also sagen Sie, daß Sie kommen . . . «

Nechljudow versprach es.

In dieser Nacht, als Nechljudow in seinem Zimmer war, sich zu Bett gelegt hatte und das Licht auslöschte, konnte er lange nicht einschlafen. Während er an die Maslowa und an das Senatsurteil dachte, sich seines Entschlusses, ihr dennoch zu folgen, sich des Verzichtes auf seine Rechte an den Gütern erinnerte, erschien ihm plötzlich als Antwort auf all diese Fragen das Gesicht Mariette's, ihr Seufzer, ihr Blick und ihr Lächeln, als sie fragte: »wann werde ich Sie überhaupt wieder sehen?« Und die Erscheinung war so deutlich, daß er Mariette zu sehen glaubte und auch selbst lächelte.

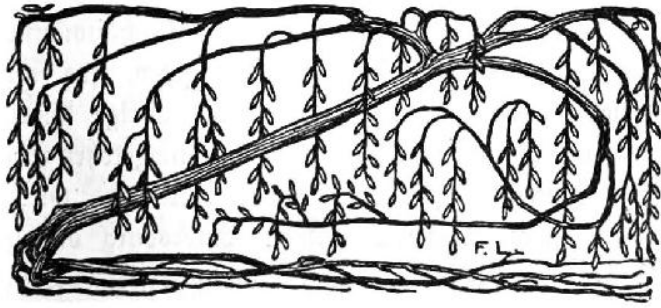
»Thue ich wirklich recht, nach Sibirien zu fahren? Thue ich recht, meinem Reichtum zu entsagen?« fragte er sich selbst.

Und die Antworten auf diese Fragen in dieser hellen Petersburger Nacht, die durch die undichten Vorhänge hereinsah, waren

unbestimmt. Alles verwirrte sich in seinem Kopf. Er suchte sich in die frühere Stimmung zu versetzen und den früheren Gedankengang wieder aufzunehmen, aber den Gedanken fehlte ihre frühere Beweiskraft.

»Wenn ich nun am Ende mir alles das bloß so ausgedacht habe und nicht imstande sein werde, dafür zu leben? Wenn ich es später bereuen werde, gut gehandelt zu haben?« fragte er sich selbst. Und außerstande, diese Fragen zu beantworten, empfand er ein solches Gefühl von Betrübnis und Verzweiflung, wie er es so heftig seit langem nicht empfunden hatte.

Ohne die Kraft zu finden, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, fiel er endlich in jenen schweren Schlaf, welcher ihn ehemals nach einem großen Spielverlust zu befallen pflegte.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das erste Gefühl Nechljudows, als er am anderen Morgen erwachte, war, daß er abends irgend eine Abscheulichkeit begangen hätte. Er fing an, sich zu besinnen: eine Abscheulichkeit, eine schlechte Handlung hatte er nicht begangen, aber Gedanken hatte er gehabt, schlechte Gedanken darüber, daß alle seine jetzigen Vorsätze, — Katjuscha zu heiraten und das Land an die Bauern zu verteilen, — daß alles das unausführbare Träumereien seien, daß er alles das nicht werde aushalten können, daß all das gekünstelt, unnatürlich sei, und daß er leben müsse, wie er bis her gelebt hatte. Eine schlechte Handlung war nicht vorhanden, es war aber etwas da, was um vieles schlimmer als schlechte Handlungen ist: die schlimmen Gedanken waren da, die alle schlimmen Thaten erzeugen.

Eine schlechte Handlung braucht man nicht zu wiederholen und kann sie bereuen, böse Gedanken aber erzeugen alle bösen Thaten.

Eine böse That ebnet nur den Weg zu anderen bösen Thaten, die schlimmen Gedanken aber sind es, die einen unaufhaltsam auf diesem Wege fortreißen.

Als Nechljudow am Morgen die gestrigen Gedanken in seiner Phantasie zurückrief, staunte er darüber, wie er ihnen auch nur einen Augenblick hatte glauben können. Wie neu und schwierig das auch sein mochte, was er jetzt unternehmen wollte, er wußte, daß dieses das einzige für ihn jetzt mögliche Leben war, und wie gewohnt und leicht es auch schien, zu dem Früheren

zurückzukehren, er wußte, daß es der Tod für ihn wäre. Die gestrige Versuchung kam ihm jetzt vor, wie das, was mit einem Menschen zu geschehen pflegt, wenn er schlaftrunken ist und wenn er auch nicht weiter schlafen, so doch ein wenig im Bette weiter faulenzten und sich hätscheln möchte, obgleich er weiß, daß es Zeit zum Aufstehen ist, zu einer wichtigen und freudigen Sache, die seiner harret.

An diesem Tage, dem letzten seines Aufenthalts in Petersburg, fuhr er früh auf den Wassiljewskij Ostrow zu der Schustowa.

Die Wohnung der Schustowa befand sich im zweiten Stock. Der Hausknecht wies Nechljudow auf den hinteren Gang, und so kam er über die gerade und steile Treppe direkt in eine heiße Küche, in der es stark nach Essen roch.

Eine ziemlich bejahrte Frau mit aufgestreiften Ärmeln, in einer Schürze und mit einer Brille, stand am Herd und rührte etwas in einer dampfenden Kasserole um.

»Wen wünschen Sie?« fragte sie streng, indem sie den Eintretenden über die Brille hinweg ansah.

Aber kaum hatte Nechljudow seinen Namen genannt, als das Gesicht der Frau einen erschrockenen und freudigen Ausdruck annahm.

»Ach, mein Fürst!« rief sie aus, sich die Hände an der Schürze wischend. »Warum kommen Sie denn über die Hintertreppe? Unser Wohlthäter! Ich bin ihre Mutter . . . Man hatte das Mädchen ja beinahe ganz zu Grunde gerichtet . . . Unser Retter!« sprach sie, nach Nechljudows Hand greifend, die sie zu küssen bemüht war.

»Ich war gestern bei Ihnen. Meine Schwester hatte mich besonders darum gebeten . . . Sie ist hier . . . Hier, hier, bitte mir nach«, sprach Frau Schustowa, Nechljudow durch die enge Thür und einen dunklen Korridor geleitend und unterwegs sich bald das aufgesteckte Kleid, bald das Haar ordnend. »Meine Schwester ist die Kornilowa — Sie haben wohl gehört . . . « setzte sie flüsternd hinzu, an der Thür stehen bleibend. »Sie war an einigen politischen Komplotten beteiligt . . . Eine äußerst kluge Frau . . . «

Die Thür aus dem Korridor öffnend, führte die Mutter Schustowa Nechljudow in ein kleines Zimmer. Vor einem Tisch saß auf einem

kleinen Divan ein junges Mädchen in einer gestreiften Kattunbluse, von vollem mittleren Wuchs, mit blondem lockigen Haar, das ihr rundes und sehr blasses, der Mutter ähnelndes Gesicht umrahmte. Ihr gegenüber saß im Lehnstuhl vornübergebeugt ein junger Mann mit schwarzem Schnurr- und Backenbärtchen in einem russischen Hemde mit gesticktem Kragen. Sie waren augenscheinlich beide so in ihr Gespräch vertieft, daß sie sich erst um sahen, als Nechljudow schon eingetreten war.

»Lydia, Fürst Nechljudow, derselbe . . . «

Das blasse Mädchen sprang nervös auf, indem sie eine sich hinter dem Ohr vordrängende Locke zurückstrich, und ließ erschrocken ihre großen grauen Augen auf dem Hereintretenden haften.

»Sie sind also jene gefährliche Dame, für welche Wera Jefremowna gebeten hatte?« sagte Nechljudow lächelnd und ihr die Hand reichend.

»Ja, ich bin es«, sagte Lydia. Und die ganze Reihe ihrer schönen Zähne entblößend, lächelte sie mit einem guten, kindlichen Lächeln. »Die Tante wünschte so sehr Sie zu sehen. — Tante!« wandte sie sich mit einer zarten, angenehmen Stimme nach der Thür.

»Wera Jefremowna war durch Ihre Arretierung sehr betrübt . . . « sagte Nechljudow.

»Hier, oder lieber hierher setzen Sie sich, bitte«, sprach Lydia, auf den weichen, zerbrochenen Lehnstuhlweisend, von dem sich der junge Mann soeben erhoben hatte.

»Mein Vetter Sacharow«, sagte sie, als sie den Blick bemerkte, mit dem Nechljudow den jungen Mann betrachtete.

Der junge Mann begrüßte den Gast, ebenso gutmütig lächelnd wie Lydia, nahm sich, als Nechljudow seinen Platz eingenommen hatte, einen Stuhl aus der Fensternische und setzte sich neben Nechljudow.

Aus der anderen Thür trat ein blonder Gymnasiast von etwa sechzehn Jahren und ließ sich schweigend auf dem Fensterbrett nieder.

»Wera Jefremowna ist mit der Tante sehr befreundet, während ich

sie fast gar nicht kenne«, sagte Lydia.

In diesem Augenblick trat aus dem Nebenzimmer in weißer Bluse mit Ledergürtel eine Frau mit einem sehr angenehmen, klugen Gesicht.

»Guten Tag! Nun, besten Dank, daß Sie gekommen sind«, begann sie, sobald sie sich auf den Divan neben Lydia hingesezt hatte.

»Nun, wie geht es Werotschka? Haben Sie sie gesehen? Wie erträgt sie denn ihre Lage?«

»Sie klagt nicht«, sagte Nechljudow. »Sie sagt, daß ihr Bewußtsein olympisch sei . . . «

»Ach, Werotschka, daran erkenne ich sie«, sagte lächelnd mit einem Kopfschütteln die Tante. »Man muß sie kennen . . . Eine prächtige Person. Alles für andere und nichts für sich.«

»Ja, für sich selbst wollte sie nichts haben und war nur um ihre Nichte besorgt. Es quälte sie besonders, daß, wie sie sagte, ihre Nichte um nichts verhaftet worden sei.«

»Ja, das ist so«, sagte die Tante. »Eine schreckliche Geschichte! Es ist ihr das alles eigentlich um meinetwegen widerfahren . . . «

»Aber gar nicht, Tante!« sagte Lydia. »Ich hätte auch ohne Sie die Papiere genommen.«

»Erlaube schon, daß ich das besser weiß«, fuhr die Tante fort. — »Sehen Sie«, wandte sie sich an Nechljudow, »es kam alles dadurch, daß eine Person mich gebeten hatte, ihre Papiere für eine Zeit zu verwahren, und ich dieselben, da ich keine eigene Wohnung hatte, zu Lydia brachte. Bei ihr aber wurde noch in derselben Nacht eine Haussuchung veranstaltet, die Papiere wurden konfisziert, sie selbst gefangen gesetzt und bis jetzt festgehalten, da man haben wollte, daß sie sagen sollte, von wem sie die Papiere erhalten habe . . . «

»Ich habe es aber nicht gesagt«, sagte schnell Lydia, nervös an einer Haarsträhne zupfend, die sie gar nicht störte.

»Ich sage es ja auch nicht, daß Du es gesagt hast«, entgegnete die Tante.

»Wenn sie Mitin verhaftet haben, so ist es durchaus nicht durch

mich gekommen . . . « sagte Lydia errötend und sich unruhig umschauend.

»Aber sprich doch nicht davon, Lidotschka«, sagte die Mutter.

»Warum denn nicht, ich möchte es erzählen«, entgegnete Lydia, die schon nicht mehr lächelte, sondern ganz rot wurde, die Haarsträhne nicht mehr zu ordnen suchte, sondern dieselbe um den Finger drehte und sich immerfort umblickte.

»Was geschah gestern, als Du darüber zu sprechen ansingst?«

»Gar nichts, . . . Lassen Sie, Mama. Ich habe nichts gesagt, sondern nur verschwiegen. Als er mich zweimal nach der Tante und nach Mitin ausfragte, sagte ich nichts und erklärte ihm, daß ich nicht antworten werde. Dann hat dieser . . . Petrow . . . «

»Petrow ist ein Spitzel, ein Gendarm und ein großer Schuft«, fügte die Tante hinzu, um Nechljudow die Worte der Nichte zu erläutern.

»Dann begann er«, fuhr Lydia aufgereggt und sich, überhastend fort, »mich zu bereden. — Alles was ich ihm sagen würde, meinte er, könne niemandem schaden, ganz im Gegenteil . . . Wenn ich es ihm sagen würde, würde ich dadurch Unschuldige befreien, die jetzt vielleicht umsonst gemartert würden . . . Ich erklärte ihm aber dennoch, daß ich nichts sagen werde. Da sagte er mir: »Nun gut, sagen Sie nichts, nur leugnen Sie nicht, was ich sagen werde.« Und er begann Namen zu nennen und nannte Mitin.«

»Aber laß es doch«, sagte die Tante.

»Ach, Tante, unterbrechen Sie mich nicht . . . « und sie zog ohne Aufhören an der Haarsträhne und blickte sich immer um. »Und plötzlich, am nächsten Tage, stellen Sie sich vor, erfahre ich, — man teilte es mir durch Klopfen mit, — daß Mitin verhaftet worden ist. Natürlich glaubte ich, daß ich ihn verraten hätte. Und das begann mich so zu quälen, so zu quälen, daß ich beinahe verrückt wurde . . . «

»Und es stellte sich heraus, daß er durchaus nicht durch Deine Schuld verhaftet worden ist«, sagte die Tante . . .

»Ja, aber ich wußte es ja nicht. Ich denke, ich habe ihn verraten. Ich gehe, ich gehe von der einen Wand zur anderen und muß immer

wieder daran denken . . . Ich denke: verraten habe ich ihn . . . Ich lege mich hin, decke mich zu und höre, wie jemand mir ins Ohr flüstert: verraten, verraten hast Du Mitin, Mitin hast Du verraten . . . Ich weiß, daß es nur Halluzinationen sind und muß doch darauf horchen. Ich möchte einschlafen — und kann es nicht. Ich versuche, nicht zu denken, aber auch das geht nicht . . . Das war schrecklich!« sprach Lydia, sich immer mehr und mehr erregend, indem sie sich die Haarsträhne auf den Finger wickelte, dieselbe wieder auflöste und sich immerfort umschaute.

»Lidotschka, beruhige Dich doch«, wiederholte die Mutter, sie an der Schulter berührend.

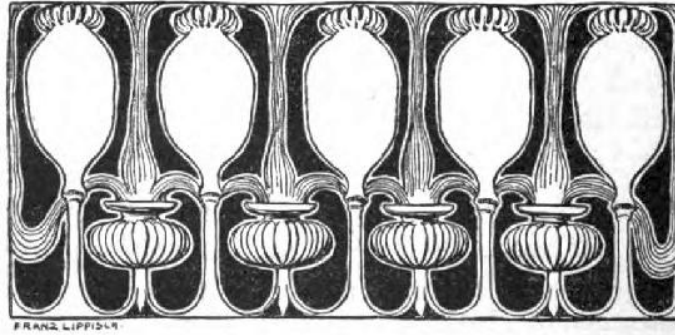
Aber Lidotschka konnte sich nicht mehr beruhigen.

»Das ist darum so schrecklich«, wollte sie fort fahren, aber ein Schluchzen befahl sie. Und ohne zu Ende zu sprechen, sprang sie vom Divan auf und lief aus dem Zimmer hinaus, wobei ihr Kleid am Lehnstuhl anhakte. Die Mutter ging ihr nach.

»Aufhängen sollte man die Schurken«, murmelte der auf dem Fensterbrett sitzende Gymnasiast.

»Was hast Du?« fragte die Tante.

»Ich? Nichts. Nur so . . . « antwortete der Gymnasiast. Er griff nach einer auf dem Tische liegenden Cigarette und begann sie anzurauchen.



Sechszwanzigstes Kapitel.

Ja, für die jungen Leute ist diese Einzelhaft entsetzlich!« sagte die Tante kopfschüttelnd, indem sie sich ebenfalls eine Cigarette anzündete.

»Ich denke — für alle . . . « sagte Nechljudow.

»Nein, nicht für alle«, antwortete die Tante. »Für wirkliche Revolutionäre soll es, hat man mir erzählt, eine Erholung und Beruhigung sein. Ein Mensch, der den Gesetzen zuwider handelt, lebt unter materiellen Entbehrungen in beständiger Aufregung und Furcht für sich selbst, für die anderen und für die Sache, bis er endlich festgenommen wird. Dann ist alles aus, die ganze Verantwortlichkeit ist ihm genommen, er kann sitzen und ausruhen . . . Sie empfinden, erzählte man mir, direkt Freude, wenn sie festgenommen werden . . . Für die Jungen aber, für die Unschuldigen, — die Unschuldigen, wie Lidotschka, werden immer zuerst ergriffen, — für diese ist der erste Schlag schrecklich. Nicht das, daß man sie der Freiheit beraubt, sie gemein behandelt, nicht die schlechte Nahrung, die schlechte Luft, überhaupt alle möglichen Entbehrungen — alles das macht nichts. Wenn einem auch dreimal mehr Entbehrungen auferlegt würden, alles das ließe sich leicht ertragen, wenn nicht jener moralische Schlag wäre, den man erhält, wenn man zum erstenmale hineinfällt.«

»Haben Sie es denn erfahren?«

«Ich? Ich habe zweimal gegessen«, sagte die Tante mit einem

trüben, angenehmen Lächeln. »Als man mich das erstmal festnahm«, fuhr sie fort, »und zwar um nichts, war ich zweiundzwanzig Jahre alt, hatte ein Kind und war schwanger. Wie schwer mir damals die Freiheitsentziehung, die Trennung von Mann und Kind auch wurden, alles das war nichts im Vergleich zu dem, was ich empfand, als ich begriff, das ich aufgehört hatte, Mensch zu sein, und zu einer Sache geworden war . . . Ich wollte von meiner Tochter Abschied nehmen, — man sagte mir, daß ich gehen und mich in die Droschke setzen solle. Ich fragte, wohin man mich bringt, — man antwortete mir, daß ich es sehen würde, wenn ich dort sei. Ich fragte, wessen man mich beschuldige, — man antwortete mir nichts. Als man mich nach dem Verhör ausgekleidet, in ein nummeriertes Gefängniskleid gesteckt, unter ein Gewölbe geführt, eine Thür aufgeschlossen und mich dort hineingestoßen hatte, als dann die Thür hinter mir ins Schloß fiel, die Leute gegangen waren und nur eine Schildwache dageblieben war, die schweigend auf und ab ging und bisweilen zu mir durch eine Ritze in der Thür hereinsah, — da wurde es mir schrecklich schwer zu Mute.«

»Ich erinnere mich, daß mich damals am meisten der Umstand erschütterte, daß der Gendarmerieoffizier mir, als er mich verhörte, eine Cigarette anbot. Er wußte also, wie die Menschen zu rauchen lieben, er wußte also auch, wie die Menschen die Freiheit, das Licht, er wußte, wie die Mütter ihre Kinder, und die Kinder ihre Mütter lieben . . . Wie konnten sie mich dann so mitleidslos von allem, was teuer ist, wegreißen und mich wie ein wildes Tier einsperren? So etwas erträgt man nicht ungestraft. Wenn jemand an Gott und die Menschen, daran, daß die Menschen einander lieben, geglaubt hat, so wird er danach aufhören, daran zu glauben. Ich habe seit der Zeit aufgehört, an die Menschen zu glauben, und bin verbittert . . . « schloß sie mit einem Lächeln.

Aus der Thür, durch welche Lydia gegangen war, kam ihre Mutter und erklärte, daß Lydotschka sehr angegriffen sei und nicht mehr herauskommen werde.

»Und wozu ist dieses junge Leben zerstört worden? Besonders schmerzhaft empfinde ich es«, sagte die Tante, »da ich die

unwillkürliche Veranlassung dazu gegeben habe.«

»So Gott will, wird sie sich in der Landluft erholen«, meinte die Mutter. »Wir wollen sie zum Vater schicken.«

»Ja, wenn Sie nicht gewesen wären, wäre sie ganz und gar zu Grunde gegangen«, sagte die Tante. »Haben Sie besten Dank . . . Und sehen wollte ich Sie darum, um Sie zu bitten, einen Brief an Wera Jefremowna zu übergeben«, sagte sie, aus der Tasche einen Brief hervorholend. »Der Brief ist nicht geschlossen, sie können ihn lesen und zerreißen oder übergeben, — je nachdem Sie es Ihren Anschauungen entsprechend finden werden«, fügte sie hinzu. »In dem Brief ist nichts Kompromittierendes.«

Nechljudow nahm den Brief und versprach, ihn zu übergeben. Dann stand er auf, verabschiedete sich und ging auf die Straße hinaus.

U Den Brief versiegelte er, ohne ihn zu lesen, und beschloß, ihn seiner Bestimmung gemäß zu übergeben.



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die letzte Angelegenheit, die Nechljudow in Petersburg zurückhielt, war die Sache der Sektierer, deren Bittschrift an den Zaren er durch seinen früheren Regimentskameraden, den Flügeladjutanten Bogatirjow, einreichen wollte.

Am Morgen fuhr er zu Bogatirjow und traf ihn noch zu Hause beim Frühstück, aber bereit, auszufahren.

Bogatirjow war ein stämmiger Mann von mittlerer Größe und ungewöhnlicher Körperkraft — er konnte Hufeisen biegen, — dabei gutmütig, ehrlich, offen und sogar liberal gesinnt. Trotz dieser Eigenschaften stand er zu dem Hofe in nahen Beziehungen, liebte den Zaren und die Kaiserliche Familie und verstand es, dank einem eigenartigen Kunstgriff, in den höchsten Kreisen lebend, in ihnen nur das Gute zu sehen und an nichts Schlechtem und Unehrllichem teilzunehmen. Er verurteilte niemals die Menschen oder irgendwelche Maßregeln, sondern schwieg entweder, oder sprach mit rückhaltsloser, lauter Stimme, als schrie er das, was er zu sagen hatte, wobei seine Worte häufig von einem ebenso lauten Lachen begleitet wurden. Und er that es nicht aus Politik, sondern blos weil sein Charakter so war.

»Na, das ist schön, daß Du gekommen bist. Willst Du nicht frühstücken? Setz Dich doch. Das Beefsteak ist prachtvoll! Ich beginne und schließe immer mit etwas Solidem. Ha, ha, ha . . . Na, trink also Wein«, schrie er, auf eine Karaffe mit Rotweinweisend. »Ich habe an Dich gedacht. Die Bittschrift werde ich überreichen.

Direkt in die Hände — das ist sicher. Aber es kam mir in den Sinn, ob es nicht besser wäre, wenn Du zuerst zu Toporow hinfahren würdest.«

Nechljudow verzog bei der Erwähnung Toporows das Gesicht.

»Alles hängt von ihm ab. Er wird doch da nach befragt werden. Vielleicht aber wird er Dich selbst zufriedenstellen.«

»Wenn Du es rätst, will ich hinfahren.«

»Na ja, also gut. Nun, welchen Einfluß übt denn Petersburg auf Dich aus?« schrie Bogatirjow. »Wie?«

»Ich fühle, daß ich seiner Hypnose verfall«», sagte Nechljudow.

»Hypnose?« wiederholte Bogatirjow und brach in ein lautes Gelächter aus. — »Na, wenn Du nicht willst, dann nicht.« Er wischte sich mit der Serviette den Schnurrbart. »Also wirst Du hin fahren? Ja? Wenn er es nicht macht, so gib die Bittschrift mir, und ich werde sie morgen überreichen«, schrie er. Und sich vom Tische erhebend, bekreuzte er sich, weit mit der Hand ausholend, offenbar ebenso unbewußt, wie er sich den Mund gewischt hatte, und begann sich den Säbel um zuschnallen. »Und jetzt adieu, ich muß fahren . . . «

»Gehen wir zusammen hinaus«, sagte Nechljudow, mit Vergnügen die starke, breite Hand Bogatirjows drückend. Und unter dem angenehmen Eindruck von etwas Gesundem, Unbewußtem und Frischem, den Bogatirjow bei ihm immer zurück zulassen pflegte, trennte sich Nechljudow von ihm vor der Thür seines Hauses.

Obgleich Nechljudow nichts Gutes davon er wartete, so fuhr er dennoch, dem Rate Bogatirjows gemäß, zu Toporow, von welchem die Sache der Sektierer abhing.

Das Amt, das Toporow bekleidete, enthielt seiner Bestimmung gemäß einen inneren Widerspruch, den nur ein stumpfer und jeglichen moralischen Gefühls barer Mensch nicht bemerken konnte. Toporow war im Besitz beider negativer Eigenschaften. Der Widerspruch, der in dem von ihm bekleideten Amte lag, bestand darin, daß der Zweck seines Amtes war, durch äußere Mittel, Gewalt nicht ausgeschlossen, diejenige Kirche zu unterstützen und zu schützen, die nach ihrer eigenen Definition von Gott selbst

eingesetzt war und weder durch die Pforten der Hölle, noch durch irgendwelche menschliche Anstrengungen erschüttert werden konnte. Diese himmlische und durch nichts zu erschütternde göttliche Institution zu schützen und zu schirmen, war die Aufgabe der menschlichen Institution, an deren Spitze Toporow mit seinen Beamten stand.

Toporow sah diesen Widerspruch nicht oder wollte ihn nicht sehen und war daher sehr ernstlich besorgt, daß nicht irgend ein polnischer Priester, deutscher Pastor oder russischer Sektierer diejenige Kirche zerstöre, die die Pforten der Hölle nicht besiegen können.

Wie alle Menschen ohne ein religiöses Grundgefühl, ohne Bewußtsein für die Gleichheit und Brüderschaft der Menschheit, war Toporow vollständig überzeugt, daß das Volk aus völlig anders gearteten Individuen als er selbst bestehe und daß das Volk unbedingt Etwas bedürfe, ohne welches er selbst sehr gut auskommen könne. Er selbst glaubte in der Tiefe seiner Seele an nichts und fand einen solchen Zustand sehr bequem und angenehm, fürchtete aber, daß nicht etwa auch das Volk zu diesem Zustande käme, und hielt es, wie er sich ausdrückte, für seine heilige Pflicht, das Volk da vor zu retten.

Ebenso wie es in einem Kochbuch heißt, daß die Krebse es lieben, lebendig gekocht zu werden, so war auch er vollständig davon überzeugt und pflegte es zu sagen — und zwar nicht im übertragenen Sinne, wie es im Kochbuch heißt, sondern ganz direkt, — daß das Volk es liebt, abergläubisch zu sein.

Er verhielt sich zu der von ihm protegierten Religion so, wie der Hühnerzüchter sich zum Aas verhält, mit welchem er seine Hühner füttert: das Aas ist sehr unangenehm, aber die Hühner mögen es und fressen es und müssen daher mit Aas gefüttert werden.

Natürlich waren alle diese Iwerschen, Kasanschen und Smolenskischen Muttergottesbilder ein sehr grober Götzendienst, aber das Volk liebt das und glaubt daran, und daher müssen diese Aberglauben aufrecht erhalten werden.

So dachte Toporow, ohne zu begreifen, daß das Volk nur darum den Aberglauben scheinbar liebte, weil es immer solche grausame

Leute, wie auch Toporow einer war, gegeben hat und noch giebt, die, nachdem sie selbst die Erleuchtung gefunden, ihr Licht nicht dazu gebrauchen, wozu sie dasselbe gebrauchen muhten: zur Hilfe des sich von der Finsternis der Unwissenheit losringenden Volkes, sondern nur dazu, um das Volk in der Finsternis zu befestigen.

Als Nechljudow in sein Empfangszimmer trat, unterhielt sich Toporow in seinem Kabinett mit einer Äbtissin, einer resoluten Aristokratin, die im Westgebiet unter den gewaltsam in den Schoß der rechtgläubigen Kirche getriebenen Uniierten die Orthodoxie verbreitete und unterstützte.

Der Beamte für besondere Aufträge, der sich in dem Empfangszimmer befand, befragte Nechljudow wegen seiner Angelegenheit und bat ihn, als er hörte, daß Nechljudow eine Bittschrift der Sektierer dem Kaiser übergeben wolle, ob er nicht die Bittschrift zur Einsicht erhalten könne. Nechljudow gab die Bittschrift und der Beamte ging mit der selben in das Kabinett.

Die Nonne im hohen Hauptschmuck, flattern dem Schleier und einer hinter ihr herlaufenden schwarzen Schleppe, die weißen sauberen Hände, in denen sie einen Topasrosenkranz hielt, gefaltet, trat aus dem Kabinett und schritt auf den Ausgang zu.

Nechljudow wurde noch immer nicht zum Eintritt aufgefordert.

Toporow las die Bittschrift und schüttelte den Kopf. Er war beim Lesen des klar und scharf abgefaßten Schriftstücks unangenehm überrascht.

»Wenn die Bittschrift in die Hände des Kaisers geraten sollte, kann sie unangenehme Fragen und Mißverständnisse erzeugen«, dachte er, als er zu Ende gelesen hatte. Er legte das Schriftstück auf den Tisch, klingelte und befahl, Nechljudow zu bitten.

Er entsann sich der Angelegenheit dieser Sektierer, ihre Bittschrift hatte ihm schon einmal vorgelegen. Die Sache bestand darin, daß die der Orthodoxie abtrünnig gewordenen Christen zuerst ermahnt und dann vor Gericht gestellt worden waren, das Gericht sie aber freigesprochen hatte. Darauf hatten der Bischof und der Gouverneur beschlossen, die Männer, Frauen und Kinder, auf Grund der Ungesetzlichkeit der geschlossenen Ehen, getrennt nach

verschiedenen Orten zu verbannen. Eben diese Väter und Frauen hatten nun gebeten, sie nicht zu trennen. Toporow entsann sich, wie diese Sache das erste Mal bei ihm gewesen war. Schon damals hatte er geschwankt, ob es nicht besser sei, sie aus dem Wege zu schaffen? Aber durch die Bestätigung der Verfügung, die Mitglieder dieser Bauernfamilien nach verschiedenen Orten zu verbannen, konnte keinerlei Schaden entstehen. Ließ man aber die Leute an ihren Wohnorten bleiben, so konnte das schlimme Folgen für die übrige Bevölkerung haben, da dieselbe ebenfalls von der Orthodoxie abfallen könnte. Außerdem war dieses Vorgehen ein Zeugnis für den Eifer des Bischofs. Und daher ließ Toporow die Sache in der ihr gegebenen Richtung verlaufen.

Jetzt aber lag die Gefahr nahe, daß die Angelegenheit, die einen solchen Fürsprecher gefunden, wie Nechljudow, der in Petersburg Verbindungen besaß, dem Kaiser *privatim* unterbreitet werden könnte als ein Akt besonderer Grausamkeit; zudem konnte die Geschichte auch den Weg in die ausländische Presse finden. Und daher faßte Toporow sogleich einen unerwarteten Entschluß.

»Guten Tag«, sagte er mit der Miene eines sehr beschäftigten Menschen, indem er Nechljudow stehend empfing und sogleich zur Sache überging. »Ich kenne diese Sache. Kaum sah ich die Namen, als mir diese unglückliche Sache einfiel«, sagte er, die Bittschrift ergreifend und sie Nechljudow zeigend. »Und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich daran erinnern haben. Da hat die Gouvernementsregierung etwas über die Schnur gehauen . . . «

Nechljudow schwieg, die unbewegliche Maske des bleichen Gesichts feindselig betrachtend.

»Und ich werde die Verfügung treffen, daß diese Anordnung aufgehoben wird und die Leute in ihre Heimat zurückbefördert werden.«

»sodaß ich dieser Bittschrift keinen weiteren Lauf zu geben brauche?« fragte Nechljudow.

»Gewiß. Ich verspreche es Ihnen«, sagte Toporow mit besonderer Betonung des Wortes, 'ich', augenscheinlich vollständig überzeugt, daß sein Wort, seine Ehrlichkeit die beste Garantie bieten müßten.

»Übrigens ist es am besten, ich schreibe es gleich . . . Bitte, nehmen Sie Platz.«

Er trat an den Tisch und begann zu schreiben. Nechljudow blickte, ohne sich zu setzen, von oben herab auf diesen schmalen, kahlen Schädel, auf diese Hand mit dicken, blauen Adern, die die Feder führte, und er mußte sich wundern, wozu dieser augenscheinlich allem gegenüber gleichgültige Mensch das thue, was er that und zwar mit soviel Besorgnis that? Wozu?

»Also bitte«, sagte Toporow, das Couvert versiegelnd. »Übergeben Sie dieses Ihren Klienten«, fügte er hinzu, die Lippen zu einem Lächeln zusammenziehend.

»Wofür haben denn diese Leute gelitten?« sagte Nechljudow, das Couvert empfangend.

Toporow hob den Kopf und lächelte, als amüsierte ihn die Frage Nechljudows.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß die von uns gewährten Interessen des Volks so wichtig sind, daß ein überflüssiger Eifer in Glaubensangelegenheiten nicht so schädlich ist, wie die sich jetzt verbreitende über große Gleichgültigkeit zu diesen Fragen.«

»Aber wie können denn im Namen der Religion die ersten Grundsätze verletzt, Familien getrennt werden . . . «

Toporow lächelte immer noch eben so nachsichtig, indem er das, was Nechljudow sprach, offenbar nett fand. Was auch Nechljudow gesagt hätte, Toporow hätte von der Höhe der, wie er meinte, hohen staatlichen Stellung, die er einnahm, alles nett aber einseitig gefunden.

»Von dem Standpunkt einer Privatperson aus mag das ja so erscheinen«, sagte er. »Aber vom höheren politischen Standpunkt betrachtet, liegt die Sache denn doch anders. — Übrigens — habe die Ehre«, sagte Toporow, indem er den Kopf neigte und seine Hand ausstreckte.

Nechljudow drückte sie schweigend und ging eilig hinaus mit dem Gefühl der Reue, diese Hand gedrückt zu haben.

»Interessen des Volks!« wiederholte er die Worte Toporows. — »Deine Interessen, nur Deine«, dachte er, als er gegangen war.

Und in Gedanken ließ er die ganze Reihe der Personen an sich vorüberziehen, an denen die Thätigkeit derjenigen Institutionen zu Tage trat, welche die Gerechtigkeit aufrecht erhielten, die Religion stützten und das Volk erzogen. Er dachte an das Bauernweib, das wegen Branntweinhandels ohne Patent bestraft worden war, an den Burschen, der wegen Diebstahls, an den Vagabunden, der wegen Umherstreichens, an den Brandstifter, der wegen Brandstiftung, an den Banquier, der wegen Unterschlagung bestraft worden war; und gleich daneben war diese unglückliche Lydia, die man bloß darum bestraft hatte, weil man von ihr einige wichtige Auskünfte hätte erlangen können; die Sektierer, die man für den Abfall von der Orthodoxie, Gurkewitsch, den man für den Wunsch nach einer Konstitution bestraft hatte . . . Und mit einer außergewöhnlichen Klarheit stieg in Nechljudow der Gedanke auf, daß man alle diese Leute nicht darum ergriffen, eingesperrt, verschickt hatte, weil sie die Gerechtigkeit verletzt oder Ungesetzlichkeiten begangen, sondern nur darum, weil sie die Beamten und die Reichen hinderten, den Reichtum zu genießen, den diese aus dem Volke sogen.

Hinderlich aber waren sie, das Weib, das ohne Patent handelte, die Lydia mit den Proklamationen, die Sektierer, welche den Aberglauben bekämpften, Gurkewitsch mit seiner Verfassung. Und daher erschien es Nechljudow völlig klar, daß alle diese Beamten, — angefangen mit dem Manne seiner Tante, den Senatoren und Toporow, und bis zu all den sauberen, korrekten kleinen Herren, die an den Tischen in den Ministerien saßen, — daß all diese Menschen durchaus keinen Anstoß daran nahmen, daß bei einer solchen Ordnung Unschuldige litten, sondern nur darum besorgt waren, wie sie alle gefährlichen Elemente beseitigen könnten.

Auf diese Weise wurde also nicht nur das Gebot, zehn Schuldigen zu vergeben, damit kein Unschuldiger verurteilt werde, nicht eingehalten, sondern im Gegenteil: wie man auch etwas vom gesunden Fleisch wegnimmt, um das faule zu entfernen, so wurden durch Bestrafungen zehn Ungefährliche beseitigt, um einen wirklich

Gefährlichen unschädlich zu machen.

Eine solche Erklärung alles dessen, was geschah, erschien Nechljudow sehr einfach und klar. Aber eben diese Einfachheit und Klarheit ließen ihn vor der Anerkennung einer solchen Erklärung schwanken. Es konnte doch nicht sein, daß eine so komplizierte Erscheinung eine so einfache und schreckliche Lösung fand, es konnte doch nicht sein, daß all die Worte von Gerechtigkeit, Moral, Gesetz, Glauben, Gott u.s.w. nur Worte waren, mit denen der größte Eigennutz und die furchtbarste Grausamkeit verdeckt wurden.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nechljudow wäre noch am selben Abend weggefahren, aber er hatte Mariette versprochen, sie im Theater zu besuchen, und obgleich er wußte, daß es besser unterblieben wäre, so fuhr er dennoch hin, indem er sich selbst damit betrog, daß er das gegebene Wort einlösen müsse.

»Ob ich diesen Versuchungen widerstehen kann?« dachte er nicht ganz aufrichtig. »Ich will es das letzte Mal probieren.«

Er zog sich einen Frack an und kam zum zweiten Akt der ewigen »Dame aux camélias«, in welcher eine gastierende Schauspielerin wieder auf eine neue Art zeigte, wie schwindsüchtige Frauen sterben.

Das Theater war voll, und man wies Nechljudow sogleich, voll Achtung für die Person, die danach fragte, Mariette's Baignoire.

Im Korridor stand ein Lakai in Livree, der sich vor Nechljudow, wie vor einem Bekannten, verbeugte und ihm die Thür öffnete.

Alle Reihen der gegenüberliegenden Logen mit den in denselben sitzenden und im Hintergrunde stehenden Figuren, die nahen Rücken und die grauen, halbgrauen, kahlen und pomadisierten gekräuselten Köpfe der im Parterre sitzenden Herren — alle Zuschauer waren in die Betrachtung einer eleganten, in Samt und Seide gekleideten, hageren Schauspielerin versunken, die ihre Faxen machte und mit einer unnatürlichen Stimme ihren Monolog sprach.

Als die Thür sich öffnete, zischte Jemand; zwei Luftströme, ein kalter und ein warmer, streiften über das Gesicht Nechljudows.

In der Loge befanden sich Mariette, eine unbekannte Dame in rotem Umwurf, mit einer großen, schweren Frisur, und zwei Herren: der General, Mariette's Mann, ein schöner, hochgewachsener Mensch mit gebogener Nase, einem strengen, undurchdringlichen Gesichtsausdruck und einer hohen, wattierten Militärbrust, und ein blonder, kahlköpfiger Herr, mit einem ausrasierten Grübchenkinn zwischen feierlichen Koteletten. Mariette, graziös, schlank, elegant, dekolletiert, mit ihren festen, muskulösen Schultern, welche vom Halse aus, der am Ansatz ein dunkles Muttermal zeigte, abfielen, sah sich sofort um. Nechljudow mit dem Fächer einen Stuhl hinter sichweisend, lächelte sie ihm bewillkommend, dankbar und, wie es ihm schien, bedeutungsvoll zu. Ihr Mann warf ruhig, wie er alles zu thun pflegte, auf Nechljudow einen Blick und neigte den Kopf. An dem Blick, den er mit seiner Frau wechselte, an seinem ganzen Geben erkannte man sogleich den Gebieter, den Eigentümer einer schönen Frau.

Als der Monolog zu Ende war, erdröhnte das Theater von Applaus.

Mariette erhob sich und ging, ihren rauschen den seidenen Rock zusammenraffend, in das Hinterzimmer der Loge, wo sie ihren Mann mit Nechljudow bekannt machte.

Der General lächelte unaufhörlich mit den Augen und verfiel, nachdem er gesagt hatte, daß er erfreut sei, wieder in ein ruhiges und undurchdringliches Schweigen.

»Ich hätte heute fahren müssen . . . Aber da ich Ihnen versprochen hatte . . . « sagte Nechljudow, sich an Mariette wendend.

»Wenn Sie mich nicht sehen wollen, so werden Sie eine wundervolle Schauspielerin sehen«, sagte, den Sinn seiner Worte beantwortend, Mariette. — »Nicht wahr, wie vorzüglich sie in der letzten Szene war?« wandte sie sich an ihren Mann.

Der Mann neigte das Haupt.

»Das rührt mich nicht«, sagte Nechljudow. »Ich habe jetzt soviel wirkliches Unglück gesehen, daß . . . «

»Ja, setzen Sie sich, erzählen Sie.«

Der Mann lauschte hin und lächelte immer ironischer mit den Augen.

»Ich war bei jenem Mädchen, das jetzt in Freiheit gesetzt worden ist und das man solange festgehalten hatte: ein völlig vernichtetes Geschöpf.«

»Das ist das Mädchen, von dem ich mit Dir gesprochen hatte«, sagte Mariette zu ihrem Mann.

»Ja, es hat mich sehr gefreut, daß man sie befreien konnte«, sagte jener ruhig, indem er mit dem Kopf nickte und, wie es Nechljudow schien, jetzt schon ganz und gar ironisch unter seinem Schnurrbart lächelte. »Ich gehe jetzt rauchen.«

Nechljudow saß da, in Erwartung, daß Mariette ihm jenes *Etwas* sagen würde, was sie ihm zu sagen gehabt hatte. Aber sie sagte ihm nichts und suchte nicht einmal nach einer Gelegenheit dazu, sondern scherzte und unterhielt sich über das Stück, welches, wie sie meinte, Nechljudow besonders rühren müßte.

Nechljudow sah, daß sie ihm überhaupt nichts zu sagen gehabt, sondern nur eine Gelegenheit gesucht hatte, sich ihm in dem vollen Reiz ihrer Abendtoilette, mit ihren Schultern und dem Muttermal zu zeigen, und es war ihm unangenehm und eklig.

Jener Schleier des Reizes, der früher über all dem gelegen hatte, war jetzt für Nechljudow nicht gerade verschwunden, aber er sah, was sich unter dem Schleier befand. Während er Mariette ansah, weidete er sich an ihr, aber er wußte, daß sie eine Lügnerin war, die mit einem Manne lebte, der seine Karriere um den Preis der Thränen und des Lebens von Hunderten und aber Hunderten Menschen machte, während es ihr ganz gleichgültig war. Er wußte, daß alles, was sie gestern gesprochen hatte, Lüge war, und daß sie nur eines wollte, — wozu, wußte er und wußte auch sie wohl selbst nicht, — ihn in sich verliebt machen. Und dies war für ihn anziehend und widrig zugleich.

Er war einige Male im Begriff wegzugehen, nahm den Hut und blieb wieder.

Aber endlich, als ihr Mann mit Tabakrauch im dichten Schnurrbart

in die Loge zurück kehrte und gönnerhaft-verächtlich einen Blick auf Nechljudow warf, als erkenne er ihn nicht, ging Nechljudow, ohne die Thür sich hinter dem General schließen zu lassen, auf den Korridor hin aus, suchte seinen Überzieher auf und verließ das Theater.

Als er über die Newskij-Perspektive nach Hause zurückkehrte, bemerkte er unwillkürlich vor sich eine schlanke, sehr gut gebaute und provozierend-elegant gekleidete Frau, die ruhig über den Asphalt des breiten Trottoirs schritt. Ihr Gesicht sowohl wie auch die ganze Figur atmete das Bewußtsein ihrer gemeinen Macht. Alle diesem Weibe Begegnenden und sie Überholenden sahen sie an. Nechljudow ging schneller als sie, und auch er blickte ihr unwillkürlich ins Gesicht. Das wahrscheinlich geschminkte Gesicht war schön, und die Frau warf Nechljudow ein Lächeln zu, indem sie ihm mit den Augen zublitzte.

Und sonderbar, Nechljudow dachte sogleich an Mariette, da er dasselbe Gefühl des Angezogen- und Abgestoßenwerdens empfand, wie im Theater.

Nechljudow überholte sie eilig, bog in die Morskaja und von da auf den Quai ein, wo er zur Verwunderung des Schutzmanns auf und ab zu gehen begann.

»Ebenso lächelte mir auch jene im Theater zu, als ich eintrat«, dachte er, »derselbe Sinn lag in jenem und in diesem Lächeln. Der Unterschied besteht nur darin, daß diese einfach und direkt fragt: brauchst Du mich, so nimm mich, brauchst Du mich nicht, so geh vorbei. Jene aber stellt sich an, als dächte sie nicht daran, sondern als lebte sie von irgend welchen höheren, verfeinerten Gefühlen, während es im Grunde doch dasselbe ist. Diese ist wenigstens aufrichtig, und jene lügt. Noch mehr: diese ist durch die Not in ihre Lage geführt worden, jene aber spielt und amüsiert sich mit dieser schönen, widerwärtigen, schmutzigen Leidenschaft. Dieses Straßenmädchen ist ein stinkendes, schmutziges Wasser, welches denen angeboten wird, bei denen der Durst stärker ist als der Ekel; jene im Theater ist ein Gift, welches unmerklich alles vergiftet, wohin es gerät.«

Nechljudow gedachte seines Verhältnisses mit der Frau des

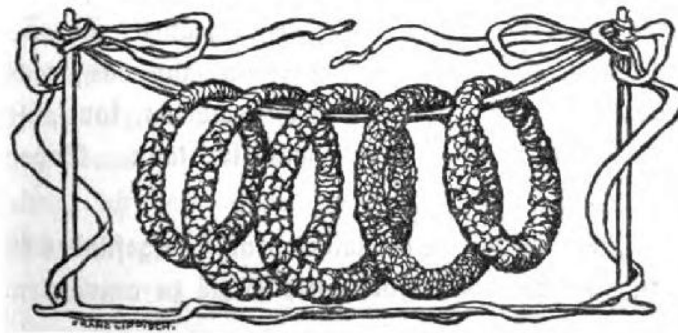
Adelsmarschalls, und schändliche Erinnerungen drangen auf ihn ein.

»Widrig ist die Animalität des Tiers im Menschen«, dachte er, »aber wenn sie ungemischt ist, so erkennt man sie von der Höhe seines geistigen Lebens aus und verachtet sie, ob man nun gefallen sei oder widerstanden habe und man bleibt derselbe, der man gewesen war. Aber wenn dasselbe Tier sich unter einer scheinbar ästhetischen, poetischen Hülle verbirgt und für sich Verehrung verlangt, so geht man ganz darin auf, und indem man das Tier anbetet, unterscheidet man schon nicht mehr das Gute vom Bösen. Dann ist es schrecklich!«

Nechljudow sah das jetzt ebenso klar, wie er die Paläste, die Schildwachen, die Festung, den Fluß, die Kähne, die Börse sah. Und wie in dieser Nacht keine beruhigende, Erholung bringende Dunkelheit auf der Erde lag, sondern ein unklares, trübes, unnatürliches Licht aus unsichtbarer Quelle, so gab es auch in der Seele Nechljudows kein Erholung bringendes Dunkel der Unwissenheit mehr.

Alles war klar. Es war klar, daß alles das, was für wichtig und gut gehalten wird, nichtig und eklig ist, und daß all dieser Glanz, all dieser Luxus alte und allen geläufige Verbrechen bedeckt, die nicht nur ungestraft bleiben, sondern triumphieren und mit all dem Reiz ausgeschmückt werden, den die Menschen nur erdenken können.

Nechljudow wünschte das zu vergessen, es nicht zu sehen, aber er konnte es nicht mehr. Obgleich er die Quelle des Lichts, welches ihm alles das beleuchtet hatte, nicht sah, wie er die Quelle des Lichts, das sich über Petersburg ausbreitete, nicht sah, und obgleich ihm dieses Licht unklar, trübe und unnatürlich erschien, so konnte er doch nicht umhin, das zu sehen, was sich ihm in diesem Lichte offenbarte. Und es ward ihm zu gleicher Zeit freudig und beängstigend zu Mute.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

In Moskau angekommen, begab sich Nechljudow allererst in das Gefängnislazarett, um der Maslowa die traurige Nachricht zu bringen, daß der Senat das Urteil des Gerichts bestätigt habe, und daß man sich zur Abreise nach Sibirien bereit machen müsse. Auf die Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen, die ihm der Advokat aufgesetzt hatte, und die er jetzt der Maslowa zur Unterschrift ins Gefängnis brachte, setzte er wenig Hoffnung. Ja, so seltsam das scheinen mag, er wünschte jetzt auch keinen Erfolg. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, nach Sibirien reisen und dort sein Leben zwischen Verschickten und Zwangsarbeitern einrichten zu müssen, und es fiel ihm schwer, sich vorzustellen, wie er sein und der Maslowa Leben gestalten sollte, wenn sie freigesprochen würde.

Er entsann sich der Worte des amerikanischen Schriftstellers Thoreau, der zur Zeit der Sklaverei in Amerika gesagt hatte, daß in einem Staate, in welchem die Sklaverei legitimiert und geschützt werde, das Gefängnis der einzige Ort sei, der dem ehrlichen Bürger gezieme.

Ebenso dachte Nechljudow, ganz besonders aber nach der Petersburger Reise und all dem, was er dort erfahren hatte.

»Ja, der einzige, einem ehrlichen Menschen geziemende Ort ist in Rußland zu jetziger Zeit das Gefängnis!« dachte er. Und er fühlte es so gar ganz unmittelbar, als er sich dem Gefängnis näherte und dessen Mauern ihn aufnahmen.

Der Portier im Lazarett, der Nechljudow er kannte, teilte ihm sogleich mit, daß die Maslowa nicht mehr da sei.

»Wo ist sie denn?«

»Wieder im Gefängnis.«

»Warum hat man sie denn dorthin über geführt?« fragte Nechljudow.

»Das ist ja schon so ein Volk, Ew. Durchlaucht«, sagte der Portier mit einem verächtlichen Lächeln, »mit dem Lazarettgehilfen hat sie angebändelt, und da hat sie der Oberarzt entlassen . . . «

Nechljudow hätte gar nicht geglaubt, daß die Maslowa und ihr Gemütszustand ihm so nahe gewesen wären. Die Nachricht betäubte ihn. Er empfand ein Gefühl, dem ähnlich, wie es die Leute bei der Nachricht von einem unerwarteten, großen Unglück erfahren. Es that ihm sehr weh.

Das erste Empfinden, welches er bei dieser Nachricht hatte, war Schande. Vor allem erschien er sich lächerlich mit seiner freudigen Vorstellung von ihrer vermeintlich anders werdenden Gemütsverfassung. Alle ihre Reden vom Nichtannehmen seines Opfers, ihre Vorwürfe, ihre Thränen, alles das, dachte er, waren Kunstgriffe einer verderbten Frau, die ihn soviel wie möglich auszunutzen suchte. Es schien ihm jetzt, als hätte er bereits bei seinem letzten Besuch an ihr Anzeichen jener Unverbesserlichkeit bemerkt, die sich jetzt erwiesen hatte.

Alles das ging ihm durch den Kopf, während er sich mechanisch den Hut aufsetzte und das Lazarett verließ.

»Aber was soll ich nun thun?« fragte er sich.

»Bin ich an sie gebunden? Bin ich nicht gerade jetzt durch diese ihre Handlungsweise befreit worden?«

Aber kaum hatte er sich diese Fragen gestellt, als er sogleich begriff, daß er damit, wenn er sich für frei halten und sie verlassen würde, nicht sie, wie er es möchte, sondern sich selbst bestrafen würde; und es wurde ihm bange.

»Nein, das, was geschehen ist, kann meinen Entschluß nicht ändern, sondern ihn nur bestärken. Möge sie thun, was ihrer

Gemütsverfassung entspricht. Bändelt sie mit dem Lazarettgehilfen an, so bändelt sie mit ihm an, — das ist ihre Sache . . . Meine Sache aber ist, das zu thun, was mir mein Gewissen befiehlt«, sagte er zu sich. »Mein Gewissen aber verlangt die Aufopferung meiner Freiheit zur Sühne meiner Sünde. Und mein Entschluß, sie, wenn auch in fiktiver Ehe zu heiraten und ihr zu folgen, wohin sie auch geschickt würde, bleibt unerschütterter«, sagte er sich mit einem bösen Trotz und begab sich aus dem Lazarett mit energischen Schritten zu dem großen Thor des Gefängnisses.

Vor dem Thor bat er den diensthabenden Aufseher, dem Inspektor zu melden, daß er die Maslowa sehen möchte.

Der Aufseher kannte Nechljudow und teilte ihm, als einem Bekannten, die wichtige Neuigkeit des Gefängnisses mit. — Der Kapitän hatte den Abschied genommen, und an seine Stelle war ein anderer, strenger Vorgesetzter getreten.

»Streng geht's hier jetzt zu, daß es eine wahre Not ist«, sagte der Aufseher. »Er ist jetzt hier, gleich wird man Sie melden.«

Wirklich war der Inspektor im Gefängnis und kam bald zu Nechljudow heraus.

Der neue Inspektor war ein hochgewachsener, knochiger Mann mit vorstehenden Backenknochen, sehr langsam in seinen Bewegungen und finster.

»Besuche werden an festgesetzten Tagen im Besuchszimmer gestattet«, sagte er ohne Nechljudow anzusehen.

Aber ich habe eine Bittschrift auf den Aller höchsten Namen zur Unterschrift vorzulegen.«

»Sie können dieselbe mir übergeben.«

»Ich muß die Arrestantin selbst sehen. Es ist mir früher immer gestattet worden . . . «

»Das war früher«, sagte der Inspektor mit einem flüchtigen Blick auf Nechljudow.

»Ich habe einen Erlaubnisschein vom Gouverneur,« beharrte Nechljudow, indem er sein Portefeuille hervorholte.

»Bitte«, sagte der Inspektor, immer ebenso, ohne ihm in die

Augen zu sehen. Und indem er das von Nechljudow überreichte Papier mit seinen dünnen, weißen Fingern, von denen der Zeigefinger einen Ring trug, entgegennahm, las er langsam das Schriftstück.

»Bitte, ins Bureau«, sagte er.

Im Bureau war diesmal niemand. Der Inspektor setzte sich an den Tisch und begann einige Papiere zu durchblättern, in der offenbaren Absicht, der Zusammenkunft persönlich beizuwohnen.

Als Nechljudow fragte, ob er nicht die politische Gefangene Bogoduchowskaja sehen könne, antwortete der Inspektor kurz, daß das nicht anginge.

»Zusammenkünfte mit den Politischen werden nicht gestattet«, sagte er und vertiefte sich wieder in das Lesen der Akten.

Nechljudow, der den Brief an die Bogoduchowskaja in der Tasche hatte, fühlte sich in der Lage eines Menschen, dessen verbrecherische Pläne entdeckt und vereitelt waren.

Als die Maslowa in das Bureau eintrat, hob der Inspektor den Kopf und sagte, ohne die Maslowa oder Nechljudow anzusehen: »so . . . « worauf er sich von neuem seinen Papieren zuwandte.

Die Maslowa war wie früher mit einer weißen Jacke, Rock und Kopftuch bekleidet. Als sie sich Nechljudow genähert hatte und sein kaltes böses Gesicht sah, wurde sie dunkelrot und ließ die Augen sinken, indem sie an dem Saum ihrer Jacke nestelte.

Ihre Verlegenheit bestätigte Nechljudow die Worte des Lazarettportiers.

Nechljudow wollte mit ihr wie das letzte Mal umgehen, aber er *konnte* ihr nicht, wie er wollte, die Hand reichen, so widerwärtig war sie ihm.

»Ich bringe Ihnen eine schlimme Nachricht«, sagte er mit ruhiger Stimme, ohne sie anzusehen und ohne ihr die Hand zu reichen. »Der Senat hat abgelehnt.«

»Ich habe es gewußt«, sagte sie mit einer sonderbaren Stimme, als ersticke sie.

Früher hörte Nechljudow gefragt, warum sie sage, daß sie es

gewußt hätte; jetzt sah er sie nur an. Ihre Augen waren voll Thränen.

Aber das erweichte ihn nicht, sondern brachte ihn im Gegenteil noch mehr gegen sie auf.

Der Inspektor erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Trotz des Abscheus, den Nechljudow jetzt gegenüber der Maslowa empfand, hielt er es doch für nötig, ihr sein Beileid wegen des Senatsspruches auszudrücken.

»Verzweifeln Sie nicht«, sagte er, »aus der Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen kann noch was werden, und ich hoffe, daß . . . «

»Es ist ja nicht das . . . « sagte sie, ihn kläglich mit den nassen, schielenden Augen anblickend.

»Was denn?«

»Sie waren im Lazarett, und man hat Ihnen wahrscheinlich von mir erzählt . . . «

»Ja, nun, das ist ja Ihre Sache«, sagte stirnrunzelnd und kalt Nechljudow.

Das grausame Gefühl des beleidigten Stolzes, das sich bereits ein wenig gelegt hatte, erhob sich in ihm bei der Erwähnung des Lazaretts mit neuer Stärke.

»Ich, ein Mann von Welt, den zu heiraten ein jedes Mädchen aus den höchsten Kreisen sich glücklich schätzen würde, habe mich erboten, dieses Weib zu ehelichen, und sie konnte nicht warten und hat sich mit dem Lazarettgehilfen eingelassen!« dachte er, sie voll Haß betrachtend.

»Unterschreiben Sie nun die Bittschrift«, sagte er, indem er aus der Tasche ein großes Couvert hervorholte und es auf den Tisch legte.

Sie trocknete mit den Zipfeln des Kopftuches ihre Thränen und setzte sich mit der Frage, wo und was sie zu schreiben habe, an den Tisch.

Er zeigte ihr, was und wo sie zu schreiben habe, und sie nahm am Tisch Platz, mit der linken Hand den rechten Ärmel zurechtzupfend.

Er stand hinter ihr und blickte stumm auf ihren, über den Tisch gebeugten Rücken, der ab und zu vor verhaltenem Schluchzen zusammenzuckte. In seiner Seele kämpften böse und gute Gefühle: das des gekränkten Stolzes und das des Mitleids mit ihr, der Leidenden. Und das letztere Gefühl siegte.

Was zuerst geschah: ob er zuerst in seinem Herzen sie bemitleidete, oder ob er zuerst an sich, an seine eigenen Sünden dachte, an seine Gemeinheit eben darin, worin er sie beschuldigte, — er entsann sich dessen nicht. Aber plötzlich fühlte er zu gleicher Zeit sich selbst schuldig und empfand Mitleid mit ihr.

Nachdem sie die Bittschrift unterschrieben und den mit Tinte beschmierten Finger am Rock ab gewischt hatte, stand sie auf und sah ihn an.

Was auch kommen und geschehen möge, nichts wird meinen Entschluß ändern«, sagte Nechljudow. Der Gedanke, daß er ihr verzeihe, verstärkte in ihm das Gefühl des Mitleids und der Zärtlichkeit zu ihr, und er empfand das Bedürfnis, sie zu trösten. »Was ich gesagt habe, werde ich thun. Wohin man Sie auch schicken sollte, ich werde mit Ihnen sein.«

»Gar nicht nötig . . . « unterbrach sie ihn eilig, wobei sie völlig erstrahlte.

»Denken Sie daran, was Sie auf dem Weg brauchen.«

»Ich glaube, nichts Besonderes. Danke . . . «

Der Inspektor trat an sie heran, und Nechljudow, ohne seine Bemerkung abzuwarten, verabschiedete sich von ihr und ging hinaus. Er empfand ein bisher ungekanntes Gefühl einer stillen Freude, der Ruhe und der Liebe zu allen Menschen. Es war das Bewußsein dessen, das Nechljudow zu einer früher nicht geahnten Höhe erhob, daß keinerlei Handlungen der Maslowa seine Liebe zu ihr abschwächen können. Mag sie mit dem Lazarettgehilfen anbändeln, das ist ihre Sache, er aber liebt sie nicht um seiner-, sondern um ihret- und Gotteswillen.

Indessen bestanden aber die Liebeshändel mit dem Lazarettgehilfen, wegen deren die Maslowa aus dem Lazarett gejagt worden war, und an deren Existenz Nechljudow glaubte, bloß in

folgendem.

Nie Maslowa war einmal auf Anordnung des Lazarettgehilfen, um Brustthee zu holen, in die Apotheke gegangen, die sich am Ende des Korridors befand, und hatte dort den Lazarettgehilfen, den langen, sinnigen Ustinow getroffen, der ihr schon lange nachgestellt hatte. Um sich von ihm loszumachen, hatte die Maslowa ihn so stark gestoßen, daß er gegen ein Wandbrett flog, von welchem zwei Gläser herunterfielen und zerbrachen.

Der Oberarzt, der in diesem Augenblick gerade durch den Korridor ging, hörte das Klirren des zerbrochenen Geschirrs, sah die herauslaufende, rotgewordene Maslowa und schrie sie böse an:

»Hör mal, meine Beste, wenn Du hier Liebeleien anfangen willst, expediere ich Dich hinaus. — Was giebt's da?« wandte er sich an den Lazarettgehilfen, ihn streng über die Brillengläser anblickend.

Der Lazarettgehilfe begann sich lächelnd zu entschuldigen. Der Arzt erhob, ohne ihn zu Ende zu hören, den Kopf so, daß er nun durch die Brille blickte, und ging nach den Krankensälen zurück. Am selben Tage noch sagte er dem Inspektor, daß man an Stelle der Maslowa eine andere, solidere Pflegerin schicken möge.

Darin bloß hatten die Liebeshändel der Maslowa mit dem Lazarettgehilfen bestanden.

Diese Entlassung aus dem Lazarett unter dem Vorwande von Liebeshändeln mit Männern war für die Maslowa darum besonders schmerzlich, weil die Beziehungen zu Männern, die ihr schon lange widerwärtig waren, ihr seit ihrer Begegnung mit Nechljudow ganz besonders eklig geworden waren. Daß infolge ihrer früheren und jetzigen Lage jeder und unter anderen auch der sinnige Lazarettgehilfe sich für berechtigt hielt, sie zu beleidigen, und sich über ihren Widerstand wunderte, war für sie schrecklich verletzend und er weckte in ihr Mitleid mit sich selbst und Thränen.

Jetzt, als sie zu Nechljudow gekommen war, wollte sie sich ihm gegenüber wegen der ungerechten Anschuldigung, die ihm unzweifelhaft zu Ohren kommen mußte, verteidigen.

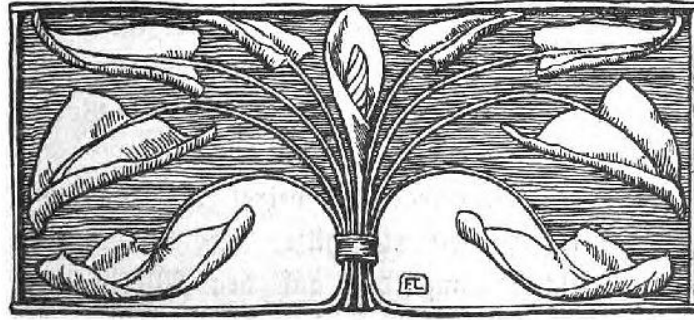
Aber als sie sich zu rechtfertigen begonnen hatte, fühlte sie, daß er ihr nicht glaube und daß ihre Rechtfertigung nur seinen Verdacht

schürte. Die Thränen schnürten ihr die Kehle zu und sie schwieg.

Die Maslowa glaubte noch immer und suchte sich darin zu bestärken, daß sie ihm, wie sie es ihm bei seinem zweiten Besuch gesagt hatte, nicht vergeben habe und ihn hasse. Aber sie liebte ihn schon lange von neuem und liebte ihn so, daß sie unwillkürlich alles das erfüllte, was er von ihr wünschte: sie hörte auf zu trinken, zu rauchen, zu kokettieren und war ins Lazarett als Magd gegangen. Alles das hatte sie gethan, weil sie wußte, daß er es wünschte.

Wenn sie jedesmal, wenn er es erwähnte, sie zu heiraten, sein Opfer so entschlossen ablehnte, so geschah es eines Theils darum, weil sie gerne die stolzen Worte, die sie ihm einmal gesagt hatte, wiederholen wollte, hauptsächlich aber, weil sie wußte, daß die Ehe mit ihr sein Unglück bedeuten würde. Sie hatte sich fest vorgenommen, sein Opfer nicht anzunehmen, und doch war es für sie qualvoll zu denken, daß er sie verachte, daß er glaube, daß sie fortfahre so zu sein, wie sie früher gewesen, und die Änderung nicht sähe, die sich in ihr vollzogen hatte.

Daß er jetzt vielleicht glaubte, sie hätte im Lazarett etwas Schlechtes begangen, quälte sie mehr als die Nachricht von ihrer endgültigen Verurteilung zur Zwangsarbeit.



Dreißigstes Kapitel.

Die Maslowa konnte mit der ersten Etappe expediert werden, und Nechljudow machte sich daher zur Abreise bereit. Aber er hatte soviel Geschäfte zu erledigen, daß er fühlte, er würde sie nicht zu Ende bringen können, mochte er noch soviel freie Zeit haben. Es war gerade umgekehrt, wie früher. Früher mußte er sich etwas ausdenken, um was zu thun zu haben, und der Gegenstand des Interesses war immer ein und derselbe: Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow. Und doch, trotzdem das gesamte Lebensinteresse sich damals auf Dmitrij Iwanowitsch konzentrierte, waren alle Beschäftigungen langweilig gewesen. Jetzt betrafen alle seine Angelegenheiten andere Menschen und nicht Dmitrij Iwanowitsch, aber alles war interessant und hinreißend, und der Geschäfte gab es kein Ende. Und noch eins: früher hatten ihm alle Beschäftigungen, Angelegenheiten Dmitrij Iwanowitschs, Verdruß gebracht, die fremden Geschäfte aber riefen in ihm meisten teils eine freudige Stimmung hervor.

Die Geschäfte, die Nechljudow um diese Zeit in Anspruch nahmen, zerfielen in drei Gruppen; er selbst teilte sie in gewohnter Pedanterie so ein und ordnete sie dementsprechend in drei Portefeuilles.

Die erste Angelegenheit betraf die Maslowa und die ihr zu leistende Hilfe. Sie bestand jetzt in der Unterstützung der auf den Allerhöchsten Namen eingereichten Bittschrift und in den Vorbereitungen zur Reise nach Sibirien.

Die zweite Angelegenheit bestand in der Ordnung der auf die Güter bezüglichen Geschäfte. In Panowo war das Land an die Bauern verteilt worden, unter der Bedingung, daß sie die Pachtsumme zum Besten der Gemeinde erlegten. Um aber diese Abmachung rechtskräftig zu machen, mußten noch ein Kontrakt und eine Entsagungsurkunde aufgesetzt und unterschrieben werden. In Kusjminskoje lag die Sache noch so, daß er das Geld für das Land erhalten sollte; es mußten aber noch die Termine festgesetzt und bestimmt werden, wieviel er von diesem Gelde für seine Lebensbedürfnisse nehmen und wieviel er den Bauern überlassen solle. Da er nicht wußte, welche Ausgaben ihm bei seiner Reise nach Sibirien bevorstanden, so konnte er sich noch nicht entschließen, auf diese Einkünfte völlig zu verzichten, schränkte sie jedoch auf die Hälfte ein.

Die dritte Aufgabe war seine Verwendung für die Gefangenen, die sich immer häufiger und häufiger an ihn wandten.

Anfangs pflegte er, wenn er mit den ihn um Hilfe anflehenden Arrestanten in Verbindung trat, sogleich sich für dieselben zu verwenden, später aber fanden sich soviel Bittsteller ein, daß er sich außerstande fühlte, jedem einzelnen von ihnen zu helfen, und auf diese Weise unwillkürlich zu einer vierten Aufgabe geführt wurde, die ihn in letzter Zeit vor allen anderen beschäftigte.

Diese vierte Aufgabe bestand in der Lösung der Frage: was ist, wozu existiert und woher stammt diese sonderbare Institution, die man Kriminalgericht nennt und als deren selbstverständlicher Ausfluß das Gefängnis erscheint, mit dessen Bewohnern Nechljudow teilweise bekannt geworden war, und alle die Einkerkerungsorte von der Peter-Paulsfestung und bis zu Sachalin, wo Hunderte und Taufende von Opfern dieses ihm so verwunderlich erscheinenden Strafgesetzes hinsiechten?

Aus seinen persönlichen Beziehungen zu den Arrestanten, aus den Mitteilungen des Advokaten, des Gefängnisgeistlichen, des Inspektors und aus den Listen der Gefangenen konnte Nechljudow schließen, daß der Bestand der Gefangenen, der sogenannten Verbrecher, in fünf Kategorien von Menschen zerfiel.

Zur ersten Kategorie gehörten die vollkommen Unschuldigen, die Opfer gerichtlicher Irrtümer, wie der angebliche Brandstifter Menjchow, die Maslowa und andere. Zu dieser Kategorie zählten nicht sehr viele, — nach den Beobachtungen des Geistlichen waren es etwa sieben Prozent, — aber die Lage dieser Menschen hatte Anrecht auf eine besondere Teilnahme.

Die zweite Klasse bildeten Menschen, die für Verbrechen verurteilt waren, welche sie in Ausnahmezuständen, wie Wutanfälle, Eifersucht, Rausch u.s.w., verübt hatten, Verbrechen, die alle die, welche diese Menschen gerichtet und bestraft hatten, in ebensolcher Lage fast ganz sicher ebenfalls begangen hätten. Zu dieser Kategorie zählte nach Nechljudows eigenen Beobachtungen fast mehr als die Hälfte aller Verbrecher.

Die dritte Kategorie setzte sich aus Menschen zusammen, die für Handlungen bestraft worden waren, welche nach ihren Begriffen die allergewöhnlichsten und sogar gute Handlungen waren, nach der Ansicht aber der den Delinquenten völlig fremden Verfasser der Gesetze für Verbrechen gehalten wurden. Zu dieser Kategorie gehörten Leute, die nicht konzessionierten Branntweinhandel trieben, geschmuggelte Waren transportierten, Gras pflückten oder in großen gutsherrlichen und Kronwäldern Holz sammelten. Zu diesen Leuten zählten auch die räuberischen Gebirgsvölker und ferner Menschen ohne Glauben, die Kirchen bestahlen.

Zur vierten Gruppe gehörten Leute, die nur darum zu den Verbrechern gezählt wurden, weil sie sittlich höher standen als das Durchschnittsniveau der Gesellschaft. So die Sektierer, die Polen und Tscherkessen, die sich ihrer Unabhängigkeit wehrten, so die politischen Verbrecher, Sozialisten und Streikende, die wegen Widersetzlichkeit gegen die Behörden verurteilt worden waren. Der Prozentsatz dieser Menschen, der besten der Gesellschaft, war nach Nechljudows Beobachtungen ein sehr hoher.

Die fünfte Kategorie endlich bildeten die Menschen, denen gegenüber die Gesellschaft viel größere Schuld trug, als sie gegenüber der Gesellschaft.

Das waren verwahrloste Leute, verblödet durch beständige

Bedrückung und Verführungen, wie jener Knabe mit den Dielenläufern und hunderte von anderen, die Nechljudow im Gefängnis und außerhalb desselben gesehen hatte, Menschen, die durch ihre Lebensverhältnisse beinahe systematisch und notwendigerweise zu der Vollführung jener That gedrängt werden, die Verbrechen genannt wird. Zu solchen Leuten gehörten nach den Beobachtungen Nechljudows sehr viele der Diebe und Mörder, mit denen er in der letzten Zeit zu thun gehabt hatte.

Zu jenen Leuten rechnete er auch, nachdem er sie näher kennen gelernt hatte, die lasterhaften und verdorbenen Menschen, welche die neue Schule Verbrechertypen nennt und deren Vorhandensein in der Gesellschaft als der hauptsächlichste Beweis für die Notwendigkeit der Kriminalgesetze und Strafen hingestellt wird. Diese sogenannten verdorbenen, verbrecherischen, anormalen Typen waren nach der Meinung Nechljudows nichts anderes als ebensolche Leute, wie die, denen gegenüber die Gesellschaft größere Schuld trug, als sie selbst gegenüber der Gesellschaft, der Gesellschaft, welche sich diesen Menschen gegenüber freilich nicht jetzt und direkt, sondern früher noch ihren Eltern gegen über vergangen hatte.

Unter jenen Leuten fiel in dieser Hinsicht besonders ein Rückfälliger, der Dieb Ochotin auf, der uneheliche Sohn einer Prostituierten, ein Zögling des Obdachlosenasyls, der bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre offenbar niemals Leute von höherer Moralität, als es Schutzleute sind, gekannt hatte und schon in frühester Jugend in eine Diebesbande geraten war, zugleich aber eine ganz außerordentlich komische Begabung besaß, durch welche er die Leute für sich einnahm. Er bat Nechljudow um Schutz, machte sich aber dabei über sich selbst lustig, über die Richter, über das Gefängnis und über alle Gesetze, die Strafgesetze sowohl als auch die göttlichen.

Ein anderer aus dieser Kategorie war der schöne Fjodorow, der an der Spitze einer von ihm geleiteten Bande einen alten Beamten gemordet und beraubt hatte. Er war Bauer, und war, nachdem man seinem Vater das Haus ganz ungesetzlicher Weise abgenommen

hatte, Soldat geworden und hatte dort dafür zu leiden gehabt, daß er sich in die Geliebte eines Offiziers verliebt hatte. Fjodorow war eine anziehende, leidenschaftliche Natur, ein Mensch, der um alles in der Welt genießen wollte, niemals Menschen gesehen hatte, die sich um irgend einer Rücksicht willen des Genusses enthalten hätten, und dem es niemals zu Ohren gekommen war, daß das Leben irgend ein anderes Ziel haben könnte, als den Genuß.

Nechljudow war es klar, daß diese beiden Menschen reich veranlagte Charaktere und nur verwahrlost und verkrüppelt waren, wie manche vernachlässigte Pflanzen verwahrlosen und verkrüppeln.

Nechljudow hatte auch einen Vagabunden und ein Frauenzimmer gesehen, die durch ihre Stumpfheit und scheinbare Grausamkeit abstießen. Aber er konnte in ihnen durchaus nicht jenen Verbrechertypus erblicken, von dem die italienische Schule redet, sondern sah nur ihm persönlich widerliche Menschen, wie er sie in der Freiheit in Fracks, Epaulettes und Spitzen gesehen hatte.

Darin nun, in der Erforschung der Frage, warum alle diese so verschiedenartigen Menschen ins Gefängnis gesetzt worden waren, während andere, ebensolche Menschen sich in Freiheit befanden und über die ersten sogar zu Gericht saßen, bestand die vierte Aufgabe Nechljudows, die ihn zur Zeit beschäftigte.

Anfangs hoffte Nechljudow, die Antwort auf diese Frage in den Büchern finden zu können und schaffte sich alles das an, was diesen Gegenstand behandelte. Er kaufte sich die Werke von Lombroso, Garofalo, Ferri, Liszt, Maudsleigh und Tarde und las diese Bücher aufmerksam.

Aber je mehr er in dieser Lektüre fortschritt, um so mehr fand er sich enttäuscht. Ihm passierte, was stets den Leuten passiert, die sich an die Wissenschaft wenden, nicht um in der Wissenschaft eine Rolle zu spielen, zu schreiben, zu disputieren, zu lehren, sondern sich an sie mit einfachen, direkten, dem Leben entsprungenen Fragen wenden: die Wissenschaft beantwortete ihm tausend verschiedene komplizierte und schwierige Fragen, die mit dem Kriminalgesetz zusammenhingen, aber nur nicht die eine Frage, die

er beantwortet haben wollte.

Er fragte etwas sehr Einfaches: Warum und auf Grund welchen Rechtes sperren die einen Menschen die anderen ein, martern sie, verbannen sie, peitschen und töten sie, während sie doch selbst ganz ebenso beschaffen sind, wie diejenigen, die sie martern, peitschen und töten?

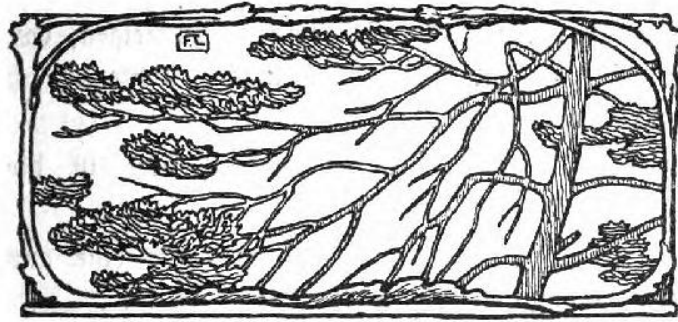
Und man antwortete ihm mit Diskursen über die Frage, ob der Mensch Willensfreiheit besitze oder nicht? Ob der Mensch nach Schädelmessungen u.s.w. als Verbrecher erkannt werden könne oder nicht? Welche Rolle die erbliche Belastung bei Verbrechen spiele? Ob es eine angeborene Unsittlichkeit gebe? Was die Sittlichkeit sei? Was der Irrsinn sei? Was die Entartung sei? Was das Temperament sei? Welche Wirkung auf das Verbrechen Klima, Nahrung, Unwissenheit, Nachahmung, Hypnotismus, Leidenschaften ausübten? Was die Gesellschaft sei? Welches die Pflichten der Gesellschaft seien? u.s.w. u.s.w.

Diese Auseinandersetzungen erinnerten Nechljudow an die Antwort, die er einmal von einem aus der Schule kommenden kleinen Knaben erhielt. Nechljudow fragte den Knaben, ob er schon buchstabieren gelernt habe? »Jawohl«, antwortete der Knabe. »Nun, buchstabiere mal: »die Pfote«.« »Welche Pfote, eine Hundepfote?« antwortete mit einem verschmitzten Gesicht der Knabe.

Ebensolche Antworten in Form von Fragen fand Nechljudow auf seine eine Kardinalfrage in den wissenschaftlichen Büchern. Es war da sehr viel Kluges, Gelehrtes, Interessantes, aber es fehlte die Antwort auf die Hauptsache: Auf Grund welchen Rechtes die einen die anderen strafen? Und nicht nur, daß diese Antwort fehlte, nein, alle Auseinandersetzungen liefen darauf hinaus, die Strafe, deren Notwendigkeit als Axiom anerkannt wurde, zu erklären und zu rechtfertigen.

Nechljudow las viel, aber nur gelegentlich und stückweise, und schrieb dieses Fehlen einer Antwort solchem oberflächlichen Studium zu, indem er hoffte, die Antwort später zu finden. Daher gestattete er es sich vorläufig noch nicht, an die Richtigkeit der Antwort zu glauben, die sich ihm in letzter Zeit immer öfter und öfter

aufdrängte.



Einunddreißigstes Kapitel.

Der Aufbruch des Transports, mit welchem die Maslowa gehen sollte, war auf den 5. Juli festgesetzt. Zu demselben Tage machte auch Nechljudow sich bereit, ihr nachzureisen.

Am Tage vor seiner Abreise kam die Schwester Nechljudows mit ihrem Manne an, um den Bruder zu sehen. Die Schwester, Natalja Iwanowna Ragoshinskaja, war um zehn Jahre älter als ihr Bruder. Er war teilweise unter ihrem Einfluß aufgewachsen. Sie hatte ihn als Knaben sehr lieb gehabt; dann, kurz vor ihrer Verheiratung, hatten sie sich fast wie Gleiche genähert: sie — ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen, er — ein Knabe von fünfzehn Jahren. Sie hatte sich damals in seinen verstorbenen Freund, Nikolenjka Irtenjew, verliebt. Sie beide liebten Nikolenjka, und liebten an ihm und an sich das, was in ihnen Gutes und alle Menschen Vereinigendes war.

Seit der Zeit waren sie beide sittlich verkommen: er durch den Militärdienst, sie durch die Ehe mit einem Menschen, zu dem sie eine sinnliche Liebe gefaßt, der aber alles, was einst für sie und Dmitrij das Heiligste und Teuerste gewesen, nicht nur nicht liebte, sondern nicht einmal begriff, was es war, und alle die Bestrebungen zur sittlichen Vervollkommnung und zum Dienste der Menschheit, für die sie einst gelebt hatte, der ihm allein verständlichen Eigenliebe und dem Wunsche, sich vor den Leuten auszuzeichnen, zuschrieb.

Ragoshinskij war ein Mann ohne Namen und ohne Vermögen, aber ein sehr gewandter Beamter. Indem er geschickt zwischen dem

Liberalismus und dem Konservativismus lavierte und sich diejenige von den beiden Richtungen zu Nutze machte, die zur gegebenen Fall und im gegebenen Fall die besseren Resultate für sein Leben versprach, hatte er eine verhältnismäßig glänzende juristische Karriere gemacht. Dazu hatte ihm hauptsächlich ein gewisses Etwas, wodurch er den Frauen gefiel, verholfen. Bereits in reiferen Jahren, hatte er im Auslande Nechljudows kennen gelernt, Natascha, die auch nicht mehr sehr jung war, in sich verliebt gemacht und sie fast gegen den Willen der Mutter, die in dieser Ehe eine Mesalliance sah, geheiratet.

Nechljudow haßte seinen Schwager, obgleich er es vor sich selbst zu verbergen suchte und gegen dieses Gefühl ankämpfte. Er war ihm antipathisch wegen der Vulgarität seiner Gefühle und wegen seines unbeschränkten Selbstbewußtseins. Die größte Antipathie aber empfand er gegen ihn wegen der Schwester, welche diese armselige Creatur so leidenschaftlich, egoistisch und sinnlich lieben und ihr zu Liebe all das Gute, das in ihr war, ersticken konnte.

Nechljudow war es immer schmerzlich und qualvoll, daran zu denken, daß Natascha die Frau dieses selbstbewußten, behaarten Mannes mit der glänzenden Glatze war. Nicht einmal den Widerwillen gegen die Kinder dieses Menschen vermochte er zu bändigen. Und jedesmal, wenn er hörte, daß Natascha im Begriffe sei, niederzukommen, empfand er ein Gefühl wie ein Bedauern darüber, daß sie sich wieder von diesem ihnen allen fremden Menschen durch irgend etwas Schlechtes habe anstecken lassen.

Ragoshinskijs waren allein, ohne Kinder gekommen, — sie hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, — und in den besten Appartements des besten Hotels abgestiegen.

Natalja Iwanowna fuhr sofort in die alte Wohnung der Mutter und von da, als sie ihren Bruder nicht fand und von Agrafena Petrowna hörte, daß er sich in einem Chambregarnie ein gemietet hatte, dorthin.

Ein schmutziger Bedienter, der sie in dem dunkeln, übelriechenden, selbst am Tage künstlich erleuchteten Korridor empfing, erklärte ihr, daß der Fürst nicht zu Hause sei.

Natalja Iwanowna wünschte in die Zimmer des Bruders zu gehen, um ihm einen Zettel zu hinterlassen. Der Bediente führte sie hinein.

Als Natalja Iwanowna die beiden kleinen Zimmer betreten hatte, sah sie sich in ihnen aufmerksam um. Überall sah sie die ihr bekannte Sauberkeit und Akkuratess und eine sie überraschende und für ihn ganz neue Bescheidenheit der Ausstattung. Auf dem Schreibtisch erblickte sie den ihr bekannten Briefbeschwerer mit einem Bronzehündchen; ebenso die mit bekannter Sorgfalt hingelegten Portefeuilles, Papiere und Schreibutensilien; dann die Bände des Strafgesetzbuchs, ein englisches Buch von Henry George und ein französisches von Tarde mit einem hineingelegten, ihr bekannten, großen, geschweiften Elfenbeinmesser.

Sie setzte sich an den Tisch und schrieb einen Zettel an ihren Bruder, in welchem sie ihn bat, sie durchaus noch heute zu besuchen. Und voll Erstaunen über das, was sie gesehen hatte, den Kopf schüttelnd, fuhr sie wieder zurück in ihr Hotel.

Natalja Iwanowna interessierten jetzt in Bezug auf ihren Bruder zwei Fragen: seine Heirat mit Katjuscha, von welcher sie in ihrer Stadt gehört hatte, und sein Verzicht auf den Grundbesitz zu Gunsten der Bauern, was ebenfalls allen bekannt war und vielen wie etwas Politisches und Gefährliches erschien.

Die Heirat mit Katjuscha gefiel Natalja Iwanowna einerseits. Sie freute sich über diese Entschlossenheit, erkannte darin ihn und sich selbst, wie sie in jenen guten Zeiten vor ihrer Ehe gewesen waren, aber zu gleicher Zeit erfaßte sie Schrecken bei dem Gedanken, daß ihr Bruder ein so entsetzliches Weib heirate. Das letzte Gefühl überwog in ihr, und sie nahm sich vor, soviel ihr möglich war, auf ihn einzuwirken und ihn zurückzuhalten, obwohl sie wußte, wie schwierig das sein würde.

Die andere Sache, die Verteilung des Landes an die Bauern, lag ihr nicht so am Herzen, aber ihr Mann empörte sich sehr darüber und verlangte von ihr eine Einwirkung auf den Bruder. Ignatij Nikiforowitsch sagte, daß eine solche Handlung das äußerste an Leichtsinn, Unlogik und Stolz sei, und daß man eine solche Handlungsweise, wenn überhaupt, nur durch den Wunsch erklären

könne, sich auszuzeichnen, zu renommieren und sich zum Gegenstande des Gesprächs zu machen.

»Welchen Sinn hat es«, meinte er, »den Bauern das Land gegen Zahlung der Pacht an sie selbst zu überlassen? Wenn er so was schon durchaus machen wollte, so hätte er es durch die Bauernbank thun können. Das hätte einen Sinn. Überhaupt ist das eine Handlung, die an Anormalität grenzt«, sagte Ignatij Nikiforowitsch, während er schon an eine Kuratel dachte. Und er verlangte von seiner Frau, daß sie mit ihrem Bruder ernstlich über diese sonderbare Absicht rede.



Zweiunddreißigstes Kapitel.

Nach Hause zurückgekehrt, fand Nechljudow ein Briefchen von seiner Schwester vor und fuhr sogleich zu ihr.

Es war am Abend. Ignatij Nikiforowitsch machte im Nebenzimmer ein Schläfchen, und Natalja Iwanowna empfing ihren Bruder allein. Sie war in einem schwarzen enganliegenden Seidenkleide mit roter Schleife auf der Brust, und ihr schwarzes Haar war nach der Mode frisiert. Sie gab sich augenscheinlich Mühe, sich für den Mann, der mit ihr im gleichen Alter stand, jung zu machen.

Als sie den Bruder erblickte, sprang sie vom Diwan auf und ging ihm, mit dem Seidenrock rauschend, raschen Schrittes entgegen. Dann küßten sie sich und sahen lächelnd einander an. Es voll zog sich jener geheimnisvolle, mit Worten nicht auszudrückende Austausch von Blicken, in welchem alles wahr war, und es begann ein Austausch von Worten, dem schon jene Wahrheit fehlte. Sie hatten sich seit dem Tode der Mutter nicht gesehen.

»Du bist dicker und jünger geworden«, sagte er.

Ihre Lippen kräuselten sich vor Vergnügen.

»Und Du bist magerer geworden.«

»Nun, was macht Ignatij Nikiforowitsch?« fragte Nechljudow.

»Er ruht aus, er hat die Nacht nicht geschlafen.«

Es hätte jetzt vieles gesagt werden müssen, aber die Worte sagten nichts, und die Blicke sagten, daß das, was gesagt werden sollte, nicht gesagt wurde.

»Ich war bei Dir.«

»Ja, ich weiß . . . Ich bin aus dem Hause ausgezogen . . . Es war mir zu geräumig, zu einsam, zu traurig . . . Und ich brauche das alles nicht, also nimm Du es, das heißt die Möbel, alle Sachen . . . «

»Ja, Agrafena Petrowna sagte es mir, ich war dort. Ich bin Dir sehr dankbar, aber . . . «

In diesem Augenblick brachte der Kellner das silberne Theeservice. Sie schwiegen, während der Kellner das Service ordnete. Natalja Iwanowna setzte sich auf den Lehnstuhl vor dem Tischchen und schüttete den Tee ein. Nechljudow schwieg.

»Nun, Dmitrij, ich weiß alles«, sagte Natascha entschlossen und blickte ihn an.

»Nun, ich bin sehr froh, daß Du alles weißt.«

»Kannst Du denn hoffen, sie nach einem solchen Leben noch zu bessern?« sagte sie.

Er saß gerade, ohne sich anzulehnen, auf einem kleinen Stuhl und hörte ihr aufmerksam zu, bemüht, alles gut zu verstehen und gut zu beantworten.

»Ich will nicht sie, sondern mich bessern«, antwortete er.

Natalja Iwanowna seufzte.

»Es giebt dazu andere Mittel, als die Heirat.«

»Ich glaube aber, daß dieses das beste ist; außerdem führt mich dies in eine Welt, in der ich nützlich sein kann.«

»Ich glaube nicht«, sagte Natalja Iwanowna, »daß Du glücklich werden könntest.«

»Es handelt sich nicht um mein Glück.«

»Natürlich, aber auch sie, wenn sie ein Herz hat, wird nicht glücklich sein können, wird dieses nicht einmal wünschen dürfen . . . «

»Sie wünscht es auch gar nicht . . . «

»Ich verstehe, aber das Leben . . . «

»Was, das Leben? . . . «

»Fordert etwas anderes.«

»Nichts fordert es, als daß wir thun, was man thun soll«, sagte Nechljudow, in ihr noch schönes, aber schon um Augen und Mund mit Runzelchen bedecktes Gesicht blickend.

»Ich verstehe es nicht . . . « sagte sie mit einem Seufzer.

»Die Arme, die Liebe! Wie konnte sie sich nur so verändern?« dachte Nechljudow, indem er sich Natascha so vorstellte, wie sie als Mädchen gewesen war. Und ein aus unzähligen Erinnerungen der Kindheit zusammengesetztes Gefühl von Zärtlichkeit ihr gegenüber stieg in ihm auf.

In diesem Augenblick trat wie gewöhnlich mit hochgetragendem Haupt und herausgedrückter Brust Ignatij Nikiforowitsch mit weichen, leichten Schritten ins Zimmer. Er lächelte, und seine Brille, die Glatze und der schwarze Bart glänzten.

»Guten Tag, seien Sie begrüßt«, sagte er mit bewußt unnatürlichem Accent. Obgleich sie nach der Hochzeit versucht hatten, auf das »Du« überzugehen, so waren sie dennoch beim »Sie« geblieben.

Sie drückten einander die Hand, und Ignatij Nikiforowitsch ließ sich leicht in einem Lehnstuhl nieder.

»Störe ich Ihr Gespräch nicht?«

»Nein, ich verberge vor niemand, was ich spreche und was ich thue.«

Kaum hatte Nechljudow dieses Gesicht, diese behaarten Hände erblickt und diesen gönnerhaften, selbstbewußten Ton vernommen, als seine sanfte Stimmung augenblicklich verschwand.

»Ja, wir sprachen von seiner Absicht . . . « sagte Natalja Iwanowna. »Soll ich Dir ein gießen?« fragte sie, nach der Theekanne greifend.

»Ja, bitte; welche Absicht eigentlich?«

»Nach Sibirien mit dem Arrestantentransport zu gehen, bei welchem sich die Frau befindet, der gegenüber ich mich schuldig fühle«, brachte Nechljudow hervor.

»Ich hörte, daß es sich nicht nur um eine Begleitung handelt, sondern um mehr . . . «

»Ja, auch zu heiraten, wenn sie will.«

»So! Aber, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, erklären Sie mir Ihre Motive. Ich verstehe sie nicht.«

»Die Motive sind die, daß diese Frau . . . daß ihr erster Schritt auf dem Wege des Lasters . . . « Nechljudow ärgerte sich über sich selbst, daß er den Ausdruck nicht finden konnte. »Die Motive sind die, daß ich schuldig bin, und sie bestraft worden ist.«

»Wenn sie bestraft wurde, so ist auch sie wahrscheinlich nicht unschuldig.«

»Sie ist vollkommen unschuldig.«

Und Nechljudow erzählte mit unnötiger Aufregung die ganze Sache.

»Ja, das ist eine Nachlässigkeit des Präsidenten, und eine dadurch herbeigeführte unbesonnene Antwort der Geschworenen. Aber für solche Fälle ist der Senat da.«

»Der Senat hat die Klage abgewiesen.«

»Nun, wenn er sie abgewiesen hat, so war also kein genügender Grund zur Kassation des Urteils vorhanden«, sagte Ignatij Nikiforowitsch, offenbar die bekannte Ansicht teilend, daß die Wahrheit das Produkt der Rechtsprechung sei. »Der Senat kann die Sachen nicht dem Wesen nach unter suchen. Wenn aber wirklich ein Fehler von Seiten des Gerichtshofs vorliegt, so muß man eine Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen einreichen.«

»Ist geschehen, aber ohne die geringste Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs. Man wird an das Ministerium eine Anfrage richten, das Ministerium wird den Senat befragen, der Senat wird sein Urteil wiederholen, und, wie gewöhnlich, wird der Unschuldige bestraft werden.«

»Erstens wird das Ministerium nicht den Senat befragen«, sagte Ignatij Nikiforowitsch mit einem nachsichtigen Lächeln, »sondern die Originalakten von dem Gericht einfordern, und wenn es einen Fehler findet, in diesem Sinne sein Gutachten ab geben; und zweitens werden die Unschuldigen nie oder wenigstens nur in den seltensten Ausnahme fällen bestraft. Bestraft werden die Schuldigen«, sprach

mit selbstzufriedenem Lächeln, ohne sich zu beeilen, Ignatij Nikiforowitsch.

»Und ich habe mich vom Gegenteil überzeugt«, begann Nechljudow mit einer Aversion gegen den Schwager. »Ich habe mich überzeugt, daß mehr als die Hälfte der von den Gerichten verurteilten Menschen unschuldig ist.«

»Wie denn das?«

»Unschuldig im vollen Sinne des Wortes, ebenso wie diese Frau an dem Giftmorde unschuldig ist, wie der Bauer, den ich kennen gelernt habe, an dem Mord, den er nicht verübt hat, unschuldig ist, wie der Sohn und die Mutter unschuldig sind an der Brandstiftung, die von dem Besitzer selbst verübt wurde; trotzdem wären sie beinahe verurteilt worden.«

»Ja, natürlich, Justizirrtümer sind immer vor gekommen und werden immer vorkommen. Eine menschliche Einrichtung kann nicht vollkommen sein.«

»Ferner ist ein sehr großer Teil darum unschuldig, weil diese Art Menschen, in einem gewissen Milieu erzogen, die von ihnen begangenen Handlungen nicht für Verbrechen halten.«

»Verzeihen Sie, das ist nicht richtig; jeder Dieb weiß, daß Diebstahl etwas Schlechtes ist, daß man nicht stehlen soll und daß das Stehlen unmoralisch ist«, sagte mit seinem ruhigen, selbstbewußten und immer etwas verächtlichen Lächeln, welches Nechljudow besonders aufbrachte, Ignatij Nikiforowitsch.

»Nein, er weiß es nicht. Man sagt ihm: Du sollst nicht stehlen, — er aber sieht und weiß, daß die Fabrikanten seine Arbeit stehlen, indem sie seinen Lohn einziehen, daß die Regierung samt allen ihren Beamten ihn unaufhörlich unter dem Vorwande von Steuern bestiehlt.«

»Das ist nun schon Anarchismus . . . « kennzeichnete Ignatij Nikiforowitsch ruhig den Sinn der Worte seines Schwagers.

»Ich weiß nicht, was es ist, ich sage nur das, was ist«, fuhr Nechljudow fort. »Er weiß, daß die Regierung ihn bestiehlt; er weiß, daß wir, die Grundbesitzer, ihn schon lange bestohlen haben, indem wir ihm das Land, das Allgemeinbesitz bleiben muß, abgenommen

haben, und dann, wenn er sich von diesem gestohlenen Lande Reisig für seinen Ofen sammelt, ihn ins Gefängnis werfen und ihn zu überzeugen suchen, daß er der Dieb ist. Er weiß recht gut, daß nicht er der Dieb ist, sondern der, der sein Land gestohlen hat, und daß jegliche Restitution dessen, was von ihm gestohlen worden ist, eine Pflicht seiner Familie gegenüber ist.«

»Ich verstehe das nicht, und wenn ich es verstehe, so bin ich damit nicht einverstanden. Der Boden kann nicht anders als das Eigentum irgendjemandes sein. Wenn sie ihn verteilen würden«, begann Ignatij Nikiforowitsch in der vollen und sicheren Überzeugung, daß Nechljudow ein Sozialist sei, daß die Forderungen der sozialistischen Theorie darin beständen, den ganzen Boden zu gleichen Teilen zu verteilen, und daß er eine so dumme Theorie sehr leicht widerlegen könne. »Wenn Sie ihn heute in gleiche Teile teilen, so wird er morgen doch in den Besitz der Arbeitsameren und Fähigeren übergehen.«

»Aber niemand denkt ja daran, das Land zu gleichen Teilen zu verteilen. Der Boden soll niemandes Eigentum sein, soll kein Gegenstand des Kaufes und Verkaufs oder des Verpachtens sein.«

»Das Eigentumsrecht ist dem Menschen an geboren. Ohne das Eigentumsrecht würde jedes Interesse an der Bebauung des Landes fehlen. Vernichten Sie das Eigentumsrecht, und wir kehren zum wilden Zustand zurück«, sagte Ignatij Nikiforowitsch mit Autorität, indem er das gewöhnliche Argument für die Berechtigung des Grundeigentums wiederholte, welches für unwiderlegbar gilt und darin besteht, daß die Gier nach Grundeigentum ein Zeichen für seine Notwendigkeit sei.

»Im Gegenteil: nur dann wird das Land nicht brach liegen, wie jetzt, wo die Grundbesitzer wie ein Hund auf dem Heuschaber liegen, den Boden denen, die ihn ausnutzen könnten, vorenthalten und ihn selbst nicht zu exploitiern verstehen.«

»Hören Sie, Dmitrij Iwanowitsch, das ist doch der reine Wahnsinn! Ist denn in unserer Zeit die Aufhebung des Grundeigentums möglich? Ich weiß, das ist Ihr »dada«. Aber gestatten Sie mir, Ihnen aufrichtig zu sagen . . . « Ignatij Nikiforowitsch erbleichte und seine

Stimme bebte; offenbar berührte ihn diese Frage sehr nahe. »Ich möchte Ihnen den Rat geben, sich diese Frage ordentlich zu überlegen, ehe Sie zur praktischen Lösung derselben schreiten.«

»Sie sprechen von meinen persönlichen Angelegenheiten?«

»Ja. Ich meine, daß wir alle eine gewisse Stellung einnehmen, die Pflichten, die aus dieser Stellung entspringen, tragen müssen und daß wir die Lebensbedingungen, in denen wir geboren sind, die wir von unseren Voreltern übernommen haben und die wir unseren Nachkommen überliefern müssen, ich meine, daß wir diese Lebensbedingungen unseres Standes zu schützen und zu stützen verpflichtet sind.«

»Ich halte es für meine Pflicht . . . «

»Erlauben Sie«, fuhr Ignatij Nikiforowitsch fort, ohne sich unterbrechen zu lassen. »Ich spreche nicht in meinem und meiner Kinder Interesse; das Vermögen meiner Kinder ist gesichert, und ich verdiene so viel, daß uns sowohl als auch, wie ich hoffe, unseren Kindern ein sorgenfreies Leben gesichert ist. Und daher entspringt mein Protest gegen Ihre, gestatten Sie mir das zu sagen, doch wohl nicht reiflich überlegten Handlungen, nicht einem persönlichen Interesse, sondern ich kann mit Ihnen prinzipiell nicht übereinstimmen. Und ich würde Ihnen raten, etwas mehr darüber nachzudenken, zu lesen . . . «

»Na, überlassen Sie es mir selber, in meinen Angelegenheiten zu entscheiden und zu wissen, was ich lesen und was ich nicht lesen soll«, sagte Nechljudow.

Er fühlte, daß seine Hände kalt wurden und daß er sich nicht mehr beherrschen könne. Er verstummte und begann Thee zu trinken.



Dreiunddreißigstes Kapitel.

Nun, was machen die Kinder?« fragte Nechljudow die Schwester, nachdem er sich etwas beruhigt hatte.

Die Schwester sagte, daß die Kinder bei der Großmutter, der Mutter ihres Mannes, geblieben seien, und froh, daß der Streit mit ihrem Manne ein Ende gefunden hatte, begann sie davon zu erzählen, wie ihre Kinder »Reise« spielen, ebenso wie einst er, Dmitrij, mit seinen Puppen, dem schwarzen Mohr und einer Puppe, die »die Französin« hieß, gespielt hatte.

»Entsinnst Du Dich dessen wirklich?« sagte lächelnd Nechljudow.

»Und stell Dir vor, sie spielen ganz ebenso.«

Das unangenehme Gespräch war beendet. Natascha beruhigte sich, aber wollte in Gegenwart des Mannes nicht über das sprechen, was nur für den Bruder verständlich wäre. Um also ein all gemeines Gespräch anzuregen, begann sie von der auch hierher gelangten Petersburger Neuigkeit, dem Kummer der Kamenskaja, die ihren einzigen Sohn verloren, der im Duell gefallen war, zu sprechen.

Ignatij Nikiforowitsch äußerte seine Mißbilligung der Ordnung, bei welcher der Totschlag im Duell aus der Reihe gewöhnlicher Kriminalverbrechen ausgeschieden werde.

Diese Bemerkung rief den Widerspruch Nechljudows hervor, und es entbrannte von neuem ein Streit über dasselbe Thema, bei welchem alles unausgesprochen blieb und beide Teile zu keinem Verständnis gelangten, sondern bei ihrer sich gegen seitig

verdammen Ansicht blieben.

Ignatij Nikiforowitsch fühlte, daß Nechljudow ihn verurteile und seine ganze Thätigkeit verachte, und er hatte das Bedürfnis, ihm die ganze Ungerechtigkeit seines Urteils zu zeigen. Nechljudow aber, abgesehen von dem Ärger, den er darüber empfand, daß der Schwager sich in seine Angelegenheiten mischte, — in der Tiefe seiner Seele fühlte er, daß der Schwager und die Schwester nebst ihren Kindern als seine Erben ein Recht dazu hatten, — war im Innern darüber empört, daß dieser beschränkte Mensch mit der größten Sicherheit und Ruhe fortfuhr, die Sache für richtig und gesetzlich zu halten, die ihm, Nechljudow, jetzt unzweifelhaft sinnlos und verbrecherisch erschien. Diese Selbstgewißheit reizte Nechljudow.

»Was hätte denn das Gericht gethan?« fragte Nechljudow.

»Es hätte Einen der beiden Duellanten wie einen gewöhnlichen Mörder zur Zwangsarbeit verurteilt.«

Nechljudows Hände wurden wieder kalt und er begann heftig:

»Nun, und was wäre denn damit gemacht?«

»Es wäre gerecht.«

»Als wenn die Gerechtigkeit der Zweck der Thätigkeit der Gerichte ist«, sagte Nechljudow.

»Was denn anderes?«

»Die Aufrechterhaltung der Standesinteressen. Das Gericht ist meiner Ansicht nach nur ein Organ der Regierung zur Aufrechterhaltung der bestehenden, für unseren Stand vorteilhaften Ordnung der Dinge.«

»Das ist eine ganz neue Anschauung«, sagte mit einem ruhigen Lächeln Ignatij Nikiforowitsch. »Gewöhnlich wird dem Gericht eine etwas andere Bestimmung zugeschrieben.«

»Theoretisch, aber nicht in der Praxis, wie ich es gesehen habe. Das Gericht hat nur den Zweck, der Gesellschaft ihre gegenwärtige Lage zu sichern, und zu diesem Zweck straft und verfolgt es sowohl diejenigen, die über dem Niveau der Gesellschaft stehen und dasselbe heben wollen, die sogenannten politischen Verbrecher, als

auch diejenigen, die unter dem Niveau stehen, die so genannten Verbrechertypen.«

»Ich kann nicht zugeben erstens, das die so genannten politischen Verbrecher darum gestraft werden, weil sie über de» Durchschnittsniveau stehen. Zum größten Teil ist das der Auswurf der Gesellschaft, ebenso verderbt, wenn auch auf eine andere Art, wie jene Verbrechertypen, die Sie unter das Durchschnittsniveau stellen.«

»Und ich kenne Leute, die unvergleichlich höher stehen als ihre Richter; alle Sektierer sind moralische, gefestigte Menschen . . . «

Aber Ignatij Nikiforowitsch, als ein Mensch, der gewohnt ist, daß man ihn nicht unterbricht, wenn er redet, hörte nicht auf Nechljudow und fuhr fort, zu gleicher Zeit mit ihm zu sprechen, wodurch er Nechljudow besonders reizte.

»Ich kann ferner auch nicht zugeben, daß das Gericht den Zweck haben soll, die bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten. Das Gericht verfolgt seine eigenen Zwecke: entweder die Besserung . . . «

»Die Besserung in den Gefängnissen ist vorzüglich«, warf Nechljudow dazwischen.

»Oder die Beseitigung«, fuhr Ignatij Nikiforowitsch fort, »die Beseitigung der verderbten und vertierten Menschen, die die Existenz der Gesellschaft bedrohen.«

»Das ist es ja eben, daß es weder das eine noch das andere thut. Der Gesellschaft fehlen dazu überhaupt die Mittel.«

»Wie denn das? Das verstehe ich nicht«, fragte mit einem gezwungenen Lächeln Ignatij Nikiforowitsch.

»Ich wollte sagen, daß es eigentlich nur zwei vernünftige Strafen giebt, diejenigen, die früher angewandt wurden, nämlich die körperliche Züchtigung und die Todesstrafe, die beide infolge der Sittenmilderung immer mehr außer Gebrauch kommen«, sagte Nechljudow.

»Das ist ja ganz neu und sonderbar, von Ihnen das zu hören.«

»Ja, es ist vernünftig, einem Menschen Schmerz zu verursachen,

damit er nächstens das nicht thue, wofür man ihm den Schmerz zugefügt hat. Es ist auch gewiß vernünftig, einem schädlichen und gefährlichen Gliede der Gesellschaft das Haupt abzuschlagen. Beide Strafen haben einen vernünftigen Sinn. Aber welchen Sinn hat es, einen durch Müßiggang und schlechtes Beispiel verderbten Menschen in das Gefängnis zu werfen, wo er in gesicherten, pflichtschuldigen Müßiggang und in die Gesellschaft der verworfensten Leute gerät? Oder ihn auf Staatskosten, — jeder kommt auf mehr als fünfhundert Rubel zu stehen, — Gott weiß zu welchem Zweck, aus dem Tulaschen in das Irkutsksche Gouvernement zu transportieren, oder aus dem Kurskschen . . . «

»Und dennoch fürchten die Leute diese Reise auf Staatskosten, und wenn diese Reisen und Gefängnisse nicht wären, säßen wir hier nicht so, wie wir jetzt sitzen.«

»Diese Gefängnisse können unsere Sicherheit nicht garantieren, denn die Leute sitzen dort ja nicht ewig, sondern werden wieder freigelassen. Im Gegenteil, in diesen Anstalten werden jene Leute bis zur höchsten Stufe des Lasters und der Verderbnis gebracht. Die Gefahr wird dadurch also nur vergrößert.«

»Sie wollen sagen, daß das Pönitensystem vervollkommnet werden muß.«

»Es kann nicht vervollkommnet werden. Vervollkommnete Gefängnisse würden teurer zu stehen kommen, als wenn diese Summe für Volksaufklärung ausgegeben wird, und sie würde sich als neue Last wieder auf dasselbe Volk legen.«

»Aber die Mängel des Pönitensystems invalidieren auf keinen Fall das Gericht selbst«, setzte Ignatij Nikiforowitsch seine Rede fort, wieder ohne den Schwager zu hören.

»Diese Mängel *können* nicht beseitigt werden«, sprach mit erhobener Stimme Nechljudow.

»Also, was soll man denn thun? Töten? Oder, wie ein Staatsmann einmal vorgeschlagen hat, die Augen ausstechen?« sagte Ignatij Nikiforowitsch mit siegreichem Lächeln.

»Ja, das wäre grausam, aber zweckentsprechend. Das dagegen, was jetzt geschieht, ist grausam und nicht nur nicht

zweckentsprechend, dumm, daß man nicht begreifen kann, wie geistig normale Menschen an einer so blödsinnigen und grausamen Sache, wie das Kriminalgericht, teil nehmen können.«

»Ja, und ich nehme daran teil«, sagte er bleichend Ignatij Nikiforowitsch.

»Das ist Ihre Sache. Aber ich verstehe das nicht.«

»Ich denke, daß Sie sehr vieles nicht verstehen«, sagte mit bebender Stimme Ignatij Nikiforowitsch.

»Ich habe im Gericht gesehen, wie ein Staatsanwaltsadjunkt aus allen Kräften bemüht war, einen unglücklichen Knaben verurteilen zu lassen, der in jedem nicht entarteten Menschen Mitleid erregen konnte. Ich weiß, wie ein anderer Staatsanwalt einen Sektierer vernahm und das Lesen des Evangeliums unter den Kriminalkodex brachte. Und überhaupt die ganze Thätigkeit der Gerichte besteht nur in solchen sinnlosen und grausamen Handlungen.«

»Ich würde nicht im Staatsdienste bleiben, wenn ich so dächte«, sagte Ignatij Nikiforowitsch und stand auf.

Nechljudow bemerkte einen besonderen Glanz unter der Brille des Schwagers. »Sollten es wirklich Thränen sein?« dachte Nechljudow.

Und in der That, es waren Thränen der Kränkung.

Ignatij Nikiforowitsch trat ans Fenster, holte sein Taschentuch heraus und begann, sich räuspernd, die Brille abzuwischen; als er die Brille abgenommen, wischte er sich auch die Augen. Zum Diwan zurückgekehrt, rauchte Ignatij Nikiforowitsch eine Cigarre an und sprach nichts mehr.

Nechljudow schmerzte es und er schämte sich, den Schwager und die Schwester so sehr gekränkt zu haben, besonders weil er morgen abreisen und sie nicht mehr sehen sollte. Verlegen nahm er von ihnen Abschied und fuhr nach Hause.

»Es ist sehr möglich, daß das, was ich gesprochen, wahr ist; wenigstens konnte er mir nichts erwidern. Aber nicht so hätte ich sprechen müssen. Wie wenig habe ich mich doch verändert, wenn ich mich so von einem bösen Gefühle hinreißen lassen und ihn so kränken und die arme Natascha betrüben konnte«, dachte

Nechljudow.





Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Abteilung mit der die Maslowa transportiert werden sollte, fuhr um drei Uhr vom Bahnhof ab, und daher beabsichtigte Nechljudow, um den Ausmarsch des Transports aus dem Gefängnis zu sehen und mit ihm zusammen zum Bahnhof zu gehen, noch vor zwölf Uhr ins Gefängnis zu fahren.

Als Nechljudow seine Sachen und Papiere einpackte, stieß er auf sein Tagebuch und las einige Stellen noch einmal durch, darunter auch das Letzte, was er darin eingetragen hatte. Zuletzt, vor seiner Abreise nach Petersburg, hatte er geschrieben:

»Katjuscha will mein Opfer nicht, sondern will ihr eigenes. Sie hat gesiegt, und ich habe gesiegt. Sie macht mir Freude durch die innere Wandlung, die, wie es scheint, — ich fürchte, daran zu glauben, — in ihr vor sich geht. Ich habe Angst, daran zu glauben, aber es scheint mir, daß sie wieder auflebt.«

Gleich darauf stand:

»Ich habe etwas sehr Schweres und etwas sehr Freudiges überstanden. Ich erfuhr, daß sie sich im Lazarett nicht gut aufgeführt habe. Und mir wurde plötzlich schrecklich weh ums Herz, so weh, wie ich es gar nicht erwartet hatte. Voll Widerwillen und Haß sprach ich mit ihr, dann aber dachte ich plötzlich an mich selbst, daran, wie ich so häufig und auch jetzt, — wenn auch nur in Gedanken, — dessen schuldig war, wofür ich sie jetzt haßte. Und plötzlich, zu gleicher Zeit, wurde ich mir widerwärtig, und sie bemitleidenswert.

Und mir wurde so wohl . . . Wenn wir nur immer zur rechten Zeit den Balken in unserem Auge erblickten, um wieviel besser und gütiger würden wir dann sein!«

Unter dem heutigen Datum hatte er geschrieben:

»Ich war bei Natascha, und gerade infolge meiner Selbstzufriedenheit war ich schlecht und böse, sodaß ein schweres Gefühl zurückblieb. Aber was ist dabei zu machen? Von morgen an beginnt ein neues Leben. Adieu dem alten und auf immer! Viel Eindrücke habe ich gesammelt, aber ich kann sie noch immer nicht zu einem Ganzen verarbeiten.«

Als Nechljudow am anderen Morgen erwachte, war sein erstes Gefühl die Reue wegen des Vorfalles mit dem Schwager. »So darf ich nicht reisen«, dachte er, »ich muß zu ihm hinfahren und es wieder gut machen.«

Aber als er sich der Uhr blickte, sah er, daß jetzt keine Zeit mehr dazu war, und er eilen mußte, um zum Aufbruch des Transports nicht zu spät zu kommen. Eilig traf er noch die letzten Anordnungen, schickte seine Sachen mit dem Portier und Taras, dem Manne der Fedoßja, der mit ihm reisen wollte, zum Bahnhof, nahm dann die erste beste Droschke und fuhr ins Gefängnis.

Der Gefangenenzug ging zwei Stunden vor dem Postzug, den Nechljudow benutzen wollte, und daher bezahlte er gleich seine Rechnung, in der Absicht, nicht mehr in seine Wohnung zurückzukehren.

Es war schwere Julihitze. Die Steine der Straßen und Häuser und das Eisen der Dächer, durch die schwüle Nacht nicht abgekühlt, strömten ihre Wärme in die heiße, regungslose Luft aus. Es gab keinen Wind, und wenn ein Luftzug sich erhob, so brachte er nur einen mit Staub und Ölfarbengeruch gesättigten, stinkenden, heißen Luftstrom. Auf den Straßen sah man wenig Leute, und die da waren, bemühten sich, im Schatten der Häuser zu gehen. Nur die von der Sonne schwarz gebrannten Pflasterarbeiter, Bauern in Bastschuhen, saßen mitten auf der Straße und klopften mit den Hämmern die Steine in den heißen Sand. Finstere Schutzleute in ihren Röcken aus ungebleichter Leinwand und mit orange gelben

Revolverschnüren standen in der Mitte der Straßen.

Von der einen Seite vor der Sonne verhängte Pferdebahnwagen, bespannt mit Pferden in weißen Überwürfen, durch deren Schlitze die Ohren hervor ragten, rasselten die Straßen auf und ab.

Nechljudow näherte sich dem Gefängnis, als der Transport dasselbe noch nicht verlassen hatte, und noch immer ging dort die um vier Uhr morgens begonnene angestrengte Arbeit der Übergabe und des Inempfangnehmens der zu verschickenden Gefangenen vor sich. Zu dem Transport gehörten zweiundsechzig Männer und vierundsechzig Frauen, sie alle mußte man nach den Präsenzlisten überzählen, die Kranken und Schwachen aussondern und den Rest der Eskorte übergeben.

Der neue Inspektor, seine beiden Gehilfen, der Arzt, der Lazarettgehilfe, der Offizier der Eskorte und ein Schreiber saßen an einem auf dem Hof in den Schatten gestellten Tisch mit Papier und Schreibzeug und riefen die an den Tisch heran tretenden Arrestanten einzeln auf, worauf sie die selben besichtigten, befragten und eintrugen.

Der Tisch war bereits zur Hälfte von den Sonnenstrahlen überflutet. Es wurde heiß und besonders schwül wegen der Windstille und des Atmens der hier in Haufen stehenden Arrestanten.

»Was ist denn das? Nimmt es kein Ende?« sprach, an der Cigarette ziehend, der große, dicke, rote, kurzarmige und hochschulterige Eskorte-Chef, der unaufhörlich durch den über den Mund hängen den Schnurrbart rauchte. »Todmüde bin ich! Wo her haben Sie nur so viele zusammengebracht! Wieviel sind denn da noch?«

Der Schreiber sah nach den Akten.

»Noch vier und zwanzig Mann und die Frauen.«

»Na, was steht Ihr da, kommt heran! . . . « schrie der Offizier auf die sich einer hinter dem andern drängenden Gefangenen ein. Die Arrestanten standen schon länger als drei Stunden in Reih und Glied, und zwar nicht im Schatten, sondern in der Sonne, in Erwartung, daß sie an die Reihe kamen.

Diese Arbeit ging innerhalb des Gefängnisses vor sich, außerhalb desselben aber, vor dem Thor, stand wie gewöhnlich der Posten mit dem Gewehr, ferner warteten etwa zwanzig Lastwagen für das Gepäck der Gefangenen und für die Schwachen, und an der Ecke war ein Häufchen von Freunden und Verwandten versammelt, die auf den Abmarsch der Arrestanten warteten, um sie zu sehen und wenn möglich, zu sprechen oder ihnen irgendwas zu übergeben. Zu dieser Gruppe gesellte sich auch Nechljudow.

Er stand da etwa eine Stunde. Nach Ablauf dieser Zeit vernahm man hinter dem Thor das Rasseln der Ketten, das Geräusch von Schritten, die gebietenden Stimmen der Beamten, Husten und das gedämpfte Gerede eines großen Haufens. Das währte etwa fünf Minuten, während welcher Zeit Aufseher durch die Pforte ein und aus gingen. Endlich ertönte das Kommando. Donnernd öffnete sich das Thor, das Rasseln der Ketten wurde hörbarer, die Eskorte-Soldaten in weißen Drillchröcken mit Gewehren traten auf die Straße und formierten sich, augenscheinlich mit einem ihnen bekannten und gewohnten Manöver, in einen regelrechten weiten Kreis vor dem Thore.

Nachdem sie sich aufgestellt hatten, ertönte ein neues Kommando, und die Gefangenen begannen paarweise mit pfannkuchenartigen Mützen auf den rasierten Köpfen, mit Säcken über der Schulter, die zusammengeschiedeten Beine schleppend, her auszukommen; während sie die eine Hand schwenkten, suchten sie mit der anderen die Rucksäcke zu stützen.

Zuerst kamen die Zwangsarbeiter, alle in gleichen grauen Hosen und Schlafröcken, auf dem Rücken mit einem Läppchen in Form eines Carreau-Asses gezeichnet. Sie alle — Junge, Alte, Hagere, Dicke, Bleiche, Rote, Schwarze, Schnurrbärtige, Bärtige, Bartlose, Russen, Tataren, Juden — kamen kettenrasselnd heraus und schwenkten unter nehmend den Arm, als ob sie irgend einen weiten Weg vorhätten; aber schon nach zehn Schritten blieben sie stehen und stellten sich gehorsam je vier in einer Reihe auf.

Hinter diesen strömten aus dem Thor ohne Unterbrechung ebenfalls rasierte, aber nicht durch Fuß-, sondern durch

Handschellen gefesselte Menschen in ebensolcher Kleidung heraus. Das waren die Verschickten. Sie kamen ebenso unternehmend heraus, blieben stehen und nahmen ebenso zu vier in einer Reihe Aufstellung.

Dann kamen die durch die Gemeinden aus gewiesenen Bauern.

Endlich erschienen die Frauen, gleichfalls der Reihe nach: zuerst die Zwangsarbeiterinnen in grauen Gefängniskitteln und Kopftüchern, dann die verschickten Frauen und die freiwillig folgenden in städtischer und ländlicher Kleidung. Einige der Frauen trugen Säuglinge, in den Schoß der grauen Kittel gewickelt.

Mit den Frauen gingen die Kinder, Knaben und Mädchen. Die Kinder drängten sich zwischen den Erwachsenen, wie die Füllen in der Herde.

Die Männer stellten sich schweigend auf, nur zuweilen hörte man ein Husten oder eine hingeworfene Bemerkung. Unter den Frauen dagegen vernahm man ein unaufhörliches Gerede.

Nechljudow schien es, als hätte er die Maslowa beim Heraustreten aus dem Thor erkannt. Später aber verlor sie sich unter der großen Anzahl ihrer Gefährtinnen, und er sah nur einen Haufen grauer, der menschlichen und besonders der weiblichen Eigenart gleichsam beraubter Wesen, die sich mit Kindern und Säcken hinter den Männern aufstellten.

Obgleich die Arrestanten im Gefängnis bereits alle abgezählt waren, so begann die Eskorte dennoch sie noch einmal zu zählen und mit den von der Gefängnisverwaltung erhaltenen Angaben zu vergleichen. Diese Abzählung währte sehr lange, besonders weil einige Gefangene sich bewegten, in dem sie ihren Platz wechselten und dadurch die Zählung erschwerten. Die Soldaten schimpften und stießen die gehorsam, aber erbost sich fügenden Arrestanten und begannen von neuem zu zählen.

Als alle nochmals überzählt waren, kommandierte der Eskorte-Offizier etwas, und in der Menge entstand eine Verwirrung. Die schwachen Männer, Frauen und Kinder stürzten, einander überholend, zu den Fuhrwerken und begannen auf denselben ihre Säcke unterzubringen und dann selbst hinauf zu steigen. Hinauf

kletterten und setzten sich Frauen mit Säuglingen, heitere um die Plätze streitende Kinder und niedergeschlagene, finstere Männer.

Einige Arrestanten traten mit der Mütze in der Hand an den Eskorte-Offizier heran und baten ihn um etwas. Wie Nechljudow später erfuhr, baten sie ihn um die Erlaubnis, ebenfalls fahren zu dürfen. Nechljudow sah, wie der Eskorte-Offizier schweigend, ohne den Bittenden anzusehen, an seiner Cigarette zog, wie er dann plötzlich mit seinem kurzen Arm nach dem Arrestanten ausholte, und wie dieser, den rasierten Kopf einziehend, in Erwartung des Schlages zurücksprang.

»Ich werde Dich so adeln, daß Du daran denken wirst! Wirst auch zu Fuß hinkommen!« schrie der Offizier.

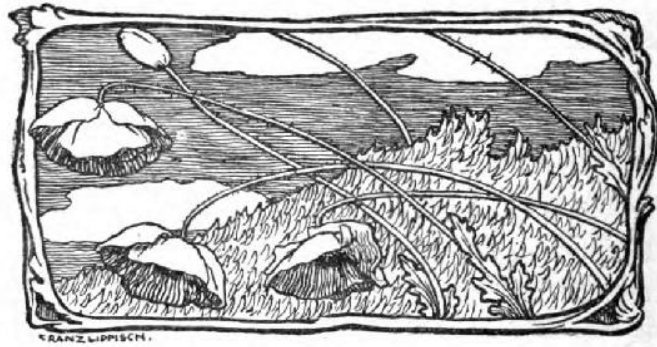
Nur einen wankenden, langen Greis in Fußschellen ließ der Offizier auf das Fuhrwerk steigen, und Nechljudow sah, wie der Alte auf dem Wege zu den Wagen seine Mütze abnahm und sich bekreuzte, und wie er dann lange nicht hinaufklettern konnte, gehindert durch die Fußschellen, die sein schwaches, gefesselt Greisenbein beschwerten, bis ihm ein auf dem Wagen sitzendes Weib half und ihn endlich an der Hand hinaufzog.

Als die Fuhrwerke alle mit den Säcken an gefüllt waren, und diejenigen, denen es gestattet war, auf denselben Platz genommen hatten, nahm der Eskorte-Offizier die Mütze ab, wischte sich mit dem Tuch die Stirn, die Glatze und den roten Hals und schlug ein Kreuz.

»Abteilung, marsch!« kommandierte er.

Die Soldaten schlugen mit dem Gewehr an, die Arrestanten zogen die Mützen, bekreuzten sich, — einige mit der linken Hand — die Begleitenden schrienen etwas, die Arrestanten schrienen etwas zur Antwort, unter den Weibern begann ein Geheul, und die Abteilung, umringt von den Soldaten in weißen Drillichröcken, setzte sich in Bewegung, mit den gefesselten Füßen den Staub aufwirbelnd. Voran gingen Soldaten, es folgten kettenklirrend die Zwangsarbeiter, je vier in einer Reihe, dann die einfachen Deportierten, dann die von den Gemeinden Verschickten, je zwei mit Handschellen an einander gefesselt, dann die Frauen. Zuletzt kamen die mit den Säcken und den Schwachen beladenen Fuhrwerke, auf deren einem hoch oben

eine ein gehüllte Frau saß, die unaufhörlich heulte und schluchzte.



Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Zug war so lang, daß Nechljudow die vorderen schon aus den Augen verloren hatte, als die Fuhrwerke mit den Säcken und den Schwachen sich erst in Bewegung setzten. Sobald sich die Wagen bewegten, sprang Nechljudow in die ihn erwartende Droschke und befahl dem Kutscher, die Abteilung zu überholen, um sich zu überzeugen, ob unter den Männern nicht Bekannte wären, und dann die Maslowa ausfindig zu machen und sie zu fragen, ob sie die ihr geschickten Sachen erhalten hätte.

Es wurde sehr heiß. In der Windstille stand der von Hunderten von Füßen aufgewirbelte Staub die ganze Zeit über den Gefangenen, die sich auf der Mitte der Straße fortbewegten. Die Arrestanten gingen mit raschem Schritt, und der nicht zu schnell trabende Droschkengaul, mit dem Nechljudow fuhr, überholte sie nur langsam. Reihe um Reihe gingen die unbekanntes, seltsamen und schrecklichen Wesen, Hunderte von gleichbeschuhten und bekleideten Füßen vorwärts bewegend und im Takt der Schritte die freien Arme schwenkend, als wollten sie sich dadurch ermuntern. Es waren ihrer so viele, sie waren so gleichförmig und befanden sich in einer so eigentümlichen, seltsamen Lage, daß es Nechljudow schien, als waren es keine Menschen, sondern irgendwelche besondere, schreckliche Wesen.

Dieser Eindruck wurde ihm nur dadurch genommen, daß er unter den Zwangsarbeitern den ihm bekannten Mörder Fjodorow und unter

den Verschickten den ihm ebenfalls bekannten Komiker Ochotin erblickte und noch einen Vagabunden, der sich an ihn um Hilfe gewandt hatte.

Fast alle Arrestanten blickten sich um und schielten nach der sie überholenden Droschke und dem in derselben sitzenden, die Abteilung mustern den Herrn. Fjodorow warf den Kopf in die Höhe, zum Zeichen, daß er Nechljudow erkannt hatte; Ochotin blinzelte ihm mit einem Auge zu. Aber weder der eine noch der andere grüßte, da sie es für unstatthaft hielten.

Als Nechljudow die Frauen eingeholt hatte, erblickte er sofort die Maslowa. Sie ging in der zweiten Reihe der Frauen. An der Seite ging ein rotgewordenes, schwarzäugiges, kurzbeiniges, häßliches Weib, das den Schlafrock im Gürtel aufgesteckt hatte; es war Schönchen. Dann kam eine schwangere Frau, die kaum ihre Füße weiterschleppte, und die dritte war die Maslowa.

Sie trug einen Sack auf dem Rücken und sah gerade vor sich hin. Ihr Gesicht war ruhig und entschlossen.

Die vierte in der Reihe war ein rüstig aus schreitendes, hübsches junges Weib in kurzem Schlafrock und nach Bauernart aufgebundenem Kopftuch; es war Fedoßja.

Nechljudow stieg aus der Droschke und trat an die weitergehenden Frauen heran, um die Maslowa nach den Sachen und nach ihrem Befinden zu fragen. Aber der Eskorte-Unteroftizier, der an dieser Seite der Abteilung ging, bemerkte sofort den Herantretenden und lief zu ihm hin.

»Man darf sich dem Transport nicht nähern, Herr, es ist nicht gestattet«, schrie er herankommend.

Als er sich Nechljudow genähert und ihn erkannt hatte, — in dem Gefängnis kannten Nechljudow schon alle, — legte der Unteroftizier die Finger an die Mütze und sagte, neben Nechljudow stehen bleibend:

«Jetzt geht es nicht. Auf dem Bahnhof . . . Hier ist es nicht erlaubt. — Nicht zurückbleiben, marsch!« rief er den Arrestanten zu und lief, sich trotz der Hitze ermannend, im Trabe in seinen neuen, stutzerhaften Stiefeln an seinen Platz zurück.

Nechljudow kehrte auf das Trottoir zurück und ging, die Droschke neben sich herfahren lassend, im Angesicht des Transports weiter.

Wo der Transport auch ging, überall lenkte er eine mit Mitleid und Grauen gemischte Aufmerksamkeit auf sich. Die Vorüberfahrenden reckten sich aus den Equipagen hinaus und begleiteten, so lange sie sehen konnten, die Gefangenen mit den Augen. Die Fußgänger blieben stehen und betrachteten er staunt und erschrocken das grausige Schauspiel. Einige traten heran und reichten ein Almosen. Das Almosen nahm die Eskorte in Empfang. Andere folgten der Abteilung wie hypnotisiert, blieben dann aber stehen und sahen ihr nur kopfschüttelnd nach. Aus den Thüren und Thoren liefen Menschen, einander herbeirufend, und aus den Fenstern sahen andere hinaus, die regungslos und schweigend der schrecklichen Prozession nachschauten. An einem der Kreuzwege hinderte der Transport eine elegante Kalesche am Weiterfahren. Auf dem Bock saß ein Kutscher mit fettglänzendem Gesicht, wattiertem Hintern und zwei Reihen Knöpfen auf dem Rücken; in der Kalesche im Fond saß ein Herr mit seiner Frau, sie mager und bleich, mit hellem Hut und grellfarbigem Sonnenschirm, der Mann im Cylinder, in hellem, elegantem Paletot. Ihnen gegenüber saßen ihre Kinder: ein aufgeputztes Mädchen, frisch wie eine Blume, mit aufgelöstem blonden Haar, ebenfalls mit einem grellen Sonnenschirm, und ein achtjähriger Knabe mit langem, magerem Halse und hervortretenden Schlüsselbeinen, in einer Matrosenmütze, mit langen herabhängenden Bändern.

Der Vater warf dem Kutscher ärgerlich vor, daß er an dem Transport nicht zur rechten Zeit vorbeigefahren sei, während die Mutter die Augen voll Abscheu zusammenkniff und sich mit dem seidenen Schirm, den sie sich ganz vors Gesicht hielt, vor der Sonne und dem Staube zu schützen suchte.

Der Kutscher mit dem dicken Hintern zog die Augenbrauen zusammen, indes er die ungerechten Vorwürfe seines Herrn anhörte, der ihm selber befohlen hatte, durch diese Straße zu fahren. Er hielt mit Mühe das Paar glänzender, rabenschwarzer Hengste, die unter den Kummestöcken und unterm Hals mit

Schaum bedeckt waren und vorwärts drängten.

Der Schutzmann wünschte von ganzer Seele, dem reichen Besitzer der Kalesche gefällig zu sein und ihn, die Arrestanten zurückhaltend, durchzulassen. Aber er fühlte, daß dieser Prozession eine düstere Feierlichkeit anhaftete, die man nicht einmal eines so reichen Herren wegen stören durfte. Er legte nur die Hand an den Mützenschirm, als Zeichen seiner Achtung vor dem Reichtum und blickte streng auf die Arrestanten, als verspräche er, die Insassen der Kalesche vor ihnen auf jeden Fall zu schützen.

So mußte die Kalesche warten, bis der ganze Zug vorüber war und konnte erst dann weiterfahren, als das letzte Lastfuhrwerk vorübergerasselt war mit den Säcken und den daraufsitzen den Frauen, unter denen die Hysterische, die für eine Weile still geworden war, als sie den reichen Wagen sah wieder von neuem zu heulen und zu schluchzen begann. Erst jetzt rührte der Kutscher unmerklich die Zügel und die Rappentraber, mit den Hufeisen auf dem Pflaster klirrend, jagten mit der auf den Gummireifen leicht zitternden Kalesche hinaus aufs Land, wohin der Mann, die Frau, das Mädchen und der Knabe mit dem dünnen Hals und den vorstehenden Schlüsselbeinen fuhren, um sich zu amüsieren.

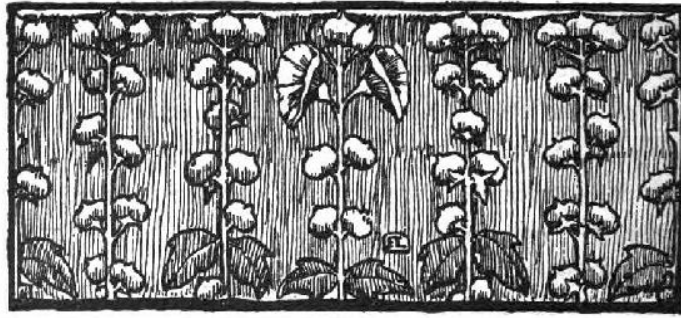
Weder Vater noch Mutter gaben dem Mädchen und dem Knaben eine Erklärung dessen, was sie gesehen hatten, sodaß die Kinder die Frage nach der Bedeutung dieses Schauspiels selbst lösen mußten.

Das Mädchen löste dieselbe, entsprechend dem Gesichtsausdruck des Vaters und der Mutter so, daß dies ganz andere Menschen seien, als ihre Eltern und ihre Bekannten; daß es schlechte Leute seien, und daß man darum mit ihnen gerade so verfahren müsse, wie man mit ihnen verfahren war. Und daher empfand das Mädchen blos Furcht und war froh, als man diese Menschen nicht mehr sehen konnte.

Aber der Knabe mit dem langen Halse, der, ohne mit den Augen zu zwinkern und sie von den Arrestanten zu wenden, der Prozession nach blickte, entschied die Frage anders. Er wußte noch fest und sicher, wie er es unmittelbar von Gott selbst erfahren hatte, daß

diese Menschen ebenso waren wie er und wie alle Menschen, und daß daher irgend jemand an diesen Leuten etwas Schlechtes verübt hätte, etwas, was man nicht thun müßte. Und er bemitleidete sie und empfand Schrecken vor den Leuten, die diese Unglücklichen gefesselt und rasiert hatten.

Und daher zog der Knabe die Lippen breiter und breiter und machte große Anstrengungen, um nicht zu weinen, in der Meinung, daß das Weinen aus solchen Anlässen eine Schande wäre.



Sechsdreißigstes Kapitel.

Nechljudow ging mit ebenso raschem Schritt, wie die Gefangenen gingen, aber auch leicht gekleidet im Sommerüberzieher, hatte er es fürchterlich heiß, und es wurde ihm schwül vom Staub und von der unbeweglichen heißen Luft, die in den Straßen stockte.

Nachdem er etwa eine Viertelstunde gegangen war, setzte er sich wieder in die Droschke und fuhr voraus. Aber im Wagen, in der Mitte der Straße, erschien es ihm noch heißer. Er versuchte, an das gestrige Gespräch mit dem Schwager wieder zu denken, aber jetzt regten ihn diese Gedanken nicht mehr so auf, wie am Morgen. Sie waren von den Eindrücken des Ausmarsches aus dem Gefängnis und des weiteren Zuges der Abteilung verdeckt. Vor allem aber war es erdrückend heiß.

Am Zaun, im Schatten der Bäume, standen mit abgenommenen Mützen zwei Realschüler neben einem auf den Knien hockenden Verkäufer von Gefrorenem. Einer der Knaben schwelgte schon im Genüsse, das Hornlöffelchen abfangend; der andere wartete auf das Gläschen, das für ihn mit etwas Gelbem gehäuft gefüllt wurde.

»Wo könnte ich hier etwas trinken?« fragte Nechljudow den Droschkenkutscher, da er ein unüberwindliches Bedürfnis empfand, sich zu erfrischen.

»Hier gleich ist eine gute Wirtschaft!« sagte der Kutscher und fuhr, um die Ecke biegend, vor einer Thür mit großem Aushängeschild

vor.

Ein aufgedunsener Büffetier hinter dem Schenktisch, in russischem Hemd, und einige Kellner in früher einmal weiß gewesenem Kostüm, die selbst an den Tischen saßen, da nur wenig Gäste da waren, betrachteten neugierig den ungewohnten Gast und boten ihm ihre Dienste an.

Nechljudow bestellte eine Flasche Selterwasser und setzte sich etwas weiter vom Fenster weg an ein Tischchen mit schmutziger Decke.

An einem anderen Tisch saßen zwei Männer beim Theeservice und einer Flasche aus hellem Glas, wischten sich den Schweiß von der Stirn und rechneten friedfertig etwas aus. Der eine von ihnen war schwarz und hatte um die Glatze einen ebensolchen Kranz von schwarzem Haar, wie Ignatij Nikiforowitsch.

Dieser Eindruck erinnerte Nechljudow wieder an das gestrige Gespräch mit dem Schwager und an seine Absicht, ihn und die Schwester vor der Abreise noch einmal zu sehen.

»Ich werde bis zum Zuge kaum noch Zeit dazu haben«, dachte er, »lieber schreibe ich einen Brief.«

Er verlangte Papier, Couvert und Postmarke und begann, ab und zu von dem frischen, moussierenden Wasser einen Schluck nehmend, zu über legen, was er schreiben solle. Aber seine Gedanken liefen auseinander und er konnte den Brief auf keine Weise zustande bringen.

»Liebe Natascha, ich kann unter dem lastenden Eindruck unseres gestrigen Gesprächs mit Ignatij Nikiforowitsch nicht abreisen . . . « begann er.

»Was nun weiter?« dachte er. »Soll ich um Verzeihung bitten für das, was ich gestern gesagt habe? Aber ich habe das gesagt, was ich dachte . . . Und er wird glauben, daß ich es widerrufe . . . Und dann, diese seine Einmischung in meine Angelegenheiten . . . Nein, ich kann es nicht . . . «

Und er fühlte, wie in ihm der Haß gegen diesen selbstbewußten, ihm fremden und ihn nicht verstehenden Menschen wieder aufstieg. Er steckte den unbeendeten Brief in die Tasche, zahlte, ging auf die

Straße hinaus und fuhr weiter, um den Transport wieder einzuholen.

Die Hitze hatte sich noch verstärkt. Die Wände und Steine atmeten die heiße Luft gleichsam aus. Das heiße Pflaster schien die Füße zu versengen, und Nechljudow hatte, als er den lackierten Flügel der Droschke mit der Hand berührte, das Gefühl, als ob er sich verbrannt hätte.

Das Pferd schleppte sich, gleichmäßig mit den Hufen auf das staubige und unebene Pflaster schlagend, in trägem Trabe über die Straßen. Der Kutscher kämpfte mit dem Schläfe, und Nechljudow saß da, indem er an nichts dachte und gleichgültig vor sich hin sah.

An der Straßenrinne, vor dem Thor eines großen Hauses, stand ein Häufchen Leute und ein Eskorte-Soldat mit dem Gewehr.

Nechljudow ließ den Kutscher halten.

»Was ist dort?« fragte er den Hausknecht.

»Irgend was mit einem Arrestanten.«

Nechljudow stieg aus der Droschke und näherte sich dem Haufen. Auf den unebenen Steinen des gegen das Trottoir abfallenden Pflasters lag — den Kopf tiefer als die Beine — ein breitschulteriger, nicht mehr junger Arrestant mit rotem Bart, rotem Gesicht und platter Nase. Er hatte einen grauen Schlafrock an und ebensolche Hosen. Rücklings liegend, die Handflächen seiner mit Sommersprossen bedeckten Hände nach unten geöffnet, schluchzte er mit der hohen, breiten Brust in größeren Zwischenräumen auf. Die stieren, blutunterlaufenen Augen sahen gen Himmel.

Um ihn herum standen ein unzufriedener Schutzmann, ein Hausierer, ein Briefträger, ein Kommis, eine alte Frau mit einem Schirm und ein kurzgeschorener Knabe mit einem leeren Korbe.

»Vom Sitzen im Gefängnis sind sie schwach und kraftlos geworden, und jetzt führt man sie in die glühende Hitze . . . « sprach sich der Kommis mißbilligend dem herangetretenen Nechljudow gegen über aus.

»Wird wohl sterben«, sagte mit weinerlicher Stimme die Frau mit dem Schirm.

»Man muß ihm das Hemd aufmachen . . . « meinte der Briefträger.

Der Schutzmann begann ungeschickt mit zittern den, dicken Fingern die Bänder an dem sehnigen, roten Halse zu lösen. Er war sichtlich erregt und verwirrt, hielt es aber dennoch für angebracht, sich an die Menge zu wenden.

»Was steht Ihr da beisammen? 's ist so wie so heiß. Versperrt nur den Wind . . . «

»Der Arzt muß sie untersuchen und die Schwachen zurückbehalten . . . Schleppen da einen Halbtoten hin . . . « sprach der Kommissar, mit seiner Kenntnis der betreffenden Verordnungen offenbar renommiert.

Der Schutzmann, der die Bänder gelöst hatte, richtete sich auf und sah sich um.

»Geht auseinander, sag' ich Euch! Ist nicht Eure Sache . . . « Was habt Ihr hier zu sehen?« sagte er, sich an Nechljudow um Zustimmung wendend. Da er in Nechljudows Blick jedoch keine Zustimmung fand, so sah er sich nach dem Eskorte-Soldaten um.

Aber der Eskorte-Soldat stand abseits und war, vertieft in die Betrachtung seines abgetretenen Absatzes, der Verlegenheit des Schutzmannes gegen über völlig gleichgültig.

»Die, deren Sache es ist, kümmern sich nicht darum. Ist denn das eine Ordnung, Menschen so umkommen zu lassen? . . . «

»Ein Arrestant ist auch ein Mensch«, murmelte die Menge.

»Legt ihm den Kopf höher und gebt ihm Wasser«, sagte Nechljudow.

»Das Wasser wird gleich geholt«, antwortete der Schutzmann, indem er den Arrestanten unter den Armen packte und mit Mühe den Rumpf etwas höher schleppte.

»Was giebt's da für eine Ansammlung?« er tönte plötzlich eine energische Befehlshaberstimme, und dem um den Arrestanten versammelten Menschenhaufen näherte sich mit schnellen Schritten ein Revieraufseher in außerordentlich sauberem und glänzendem weißen Uniformrock und noch glänzen deren Schaftstiefeln.

»Auseinandergehen! Was steht Ihr hier?« schrie er den Haufen an, ehe er noch die Veranlassung der Ansammlung gesehen hatte.

Als er nun näher herangetreten war und den sterbenden Arrestanten erblickte, machte er mit dem Kopf ein Zeichen der Billigung, als hätte er gerade dies erwartet, und wandte sich an den Schutzmann.

»Wieso?«

Der Schutzmann meldete, daß ein Gefangenentransport vorübergegangen und ein Arrestant um gefallen sei. Der Eskorte-Offizier habe befohlen, ihn zurückzulassen.

»Nun, und? Man muß ihn auf die Polizeiwache bringen. Eine Droschke!«

»Der Hausknecht holt eben eine!« meldete der Schutzmann, die Hand am Mützenschirm.

Der Kommissar fing irgend etwas von der Hitze an.

»Ist das Deine Sache? He? Geh Deiner Wege«, sagte der Revieraufseher und sah dabei den Kommissar so streng an, daß dieser schwieg.

»Man muß ihm Wasser zu trinken geben«, sagte Nechljudow.

Der Revieraufseher warf auch auf Nechljudow einen strengen Blick, sagte aber nichts. Als der Hausknecht einen Krug Wasser gebracht hatte, befahl der Aufseher dem Schutzmann, dem Arrestanten das Wasser zu reichen. Der Schutzmann hob den zurückgesunkenen Kopf und versuchte ihm Wasser in den Mund zu gießen, aber der Arrestant nahm es nicht auf. Das Wasser ergoß sich über den Bart und durchnäßte auf der Brust die Jacke und das grobe, staubige Hemd.

»Gieß es ihm über den Kopf!« kommandierte der Revieraufseher. Der Schutzmann nahm die pfannkuchenartige Mütze ab und goß das Wasser über das krause rote Haar und den kahlen Schädel.

Die Augen des Arrestanten öffneten sich ein wenig mehr, wie erschrocken, aber seine Lage änderte sich nicht. Über sein Gesicht fließen die vom Staube schmutzigen Ströme, sein Mund aber schluchzte ebenso gleichmäßig, und sein ganzer Körper erzitterte.

»Warum nimmt man denn nicht diese Droschke? Her mit ihr!« wandte sich der Revieraufseher an den Schutzmann, auf

Nechljudows Droschke weisend. — »Fahr vor, Du da!«

»Besetzt«, sagte finster, ohne die Augen zu erheben, der Droschkenkutscher.

»Ich habe die Droschke gemietet«, sagte Nechljudow, »aber nehmen Sie sie. — Ich werde es bezahlen«, fügte er hinzu, sich an den Droschkenkutscher wendend.

»Nun, was steht Ihr da«, rief der Revieraufseher, »faßt an!«

Der Schutzmann, die Hausknechte und der Eskorte-Soldat hoben den Sterbenden auf, trugen ihn zur Droschke und setzten ihn auf den Sitz. Aber er konnte sich nicht selber halten, sein Kopf fiel wieder zurück, und sein ganzer Körper rutschte vom Sitz.

»Legt ihn hin! « kommandierte der Revieraufseher.

»Thut nichts, Ew. Wohlgeboren, ich bring ihn auch so hin«, sagte der Schutzmann, nahm auf dem Sitze neben dem Sterbenden Platz und faßte ihn mit der starken rechten Hand unter der Achsel.

Der Eskorte-Soldat hob die mit Gefängnispantoffeln ohne Fußlappen beschuhten Füße, zog sie unter dem Kutschbock heraus und stellte sie hin.

Der Revieraufseher sah sich um. Als er die pfannkuchenartige Mütze des Arrestanten auf dem Pflaster bemerkte, hob er sie auf und setzte sie auf den zurückgefallenen nassen Kopf.

»Marsch!« kommandierte er.

Der Droschkenkutscher blickte sich ärgerlich um, schüttelte den Kopf und fuhr im Schritt zurück zur Polizeiwache, begleitet von dem Eskorte-Soldaten.

Der neben dem Arrestanten sitzende Schutzmann umfaßte immer wieder den herunterrutschenden Körper mit dem hin und her wackelnden Kopf.

Der nebenhergehende Eskorte-Soldat legte die Beine zurecht.

Nechljudow folgte.



Siebenunddreißigstes Kapitel.

Als die Droschke mit dem Arrestanten zur Polizeiwache gelangt war, fuhr sie an einem Feuerwehrposten vorbei, in den Hof des Gebäudes hinein und hielt an einer der Anfahrten.

Auf dem Hof wuschen Feuerwehrleute mit aufgestreiften Ärmeln, laut sprechend und lachend, einen Wagen. Kaum hielt die Droschke, als einige Schutzleute sie umringten, den leblosen Körper des Arrestanten unter den Armen und an den Beinen faßten und ihn von der unter ihnen kreischenden Droschke herunterhoben.

Der Schutzmann, der den Gefangenen gebracht hatte, schwenkte, nachdem er aus der Droschke gestiegen, den steifgewordenen Arm, nahm die Mütze ab und bekreuzte sich.

Der Tote wurde durch die Thür die Treppe hinaufgetragen.

Nechljudow folgte.

In dem kleinen schmutzigen Zimmer, wohin mau den Toten gebracht, waren vier Betten. Auf zweien derselben saßen zwei Kranke in Schlafröcken, der eine mit schiefem Munde und umbundenem Hals, der andere ein Schwindsüchtiger.

Zwei Betten waren frei. Auf eines von ihnen wurde der Tote niedergelegt.

Ein kleines Männchen mit blitzenden Augen und beweglichen Brauen, in Unterwäsche und Strümpfen, trat mit raschen, weichen Schritten an den toten Arrestanten heran, sah zuerst ihn und dann

Nechljudow an und begann laut zu lachen. Es war ein Wahnsinniger, den man im Sanitätszimmer untergebracht hatte.

»Man will mich erschrecken«, sagte er. »Aber nein, — es wird ihnen nicht gelingen.«

Gleich nach den Schutzleuten, die den Toten hereingebracht hatten, traten ein Revieraufseher und ein Feldscher ein.

Der Feldscher trat an den Toten heran, ergriff die bereits erkaltete, gelblichweiße, mit Sommersprossen bedeckte, noch weiche, aber bereits totenbleiche Hand des Arrestanten, hielt sie eine Weile und ließ sie dann los. Sie fiel leblos auf den Leib des Toten nieder.

»Fertig«, sagte der Feldscher, mit dem Kopf nickend, öffnete aber, augenscheinlich der Ordnung halber, das nasse grobe Hemd des Toten und beugte sich, sein lockiges Haar vom Ohr zurück schüttelnd, zu der gelblichen, regungslosen hohen Brust des Toten nieder.

Alle schwiegen.

Der Feldscher richtete sich auf, schüttelte noch einmal den Kopf und berührte mit dem Finger zuerst das eine, dann das andere Lid über den geöffneten, starren blauen Augen.

»Ihr könnt mich nicht erschrecken, nicht er schrecken«, sprach der Irrsinnige, der die ganze Zeit in der Richtung des Feldschers spuckte.

»Nun?« fragte der Revieraufseher.

»Nun«, wiederholte der Feldscher, »in die Totenkammer muß man ihn schaffen.«

»Passen Sie auf, ob's auch richtig ist?« fragte der Revieraufseher.

»Ich muß das allmählich heraus haben«, sagte der Feldscher, die Brust des Toten aus irgend einem Grunde wieder zudeckend. »Ich werde übrigens nach Matwej Iwanowitsch schicken, er kann ja nachsehen. — Petrow, geh' mal hin«, meinte der Feldscher, vom Toten zurücktretend.

»Bringt ihn in die Totenkammer«, sagte der Revieraufseher. — »Und Du kommst später in die Kanzlei wegen des Ablieferungsscheins«, wandte er sich an den Eskorte-Soldaten, der

dem Arrestanten gefolgt war.

»Zu Befehl«, antwortete der Soldat.

Die Schutzleute hoben den Toten auf und trugen ihn wieder die Treppe hinunter.

Nechljudow wollte ihnen folgen, aber der Irrsinnige hielt ihn auf.

»Sie sind ja nicht mit im Komplott, also geben Sie mir eine Cigarette«, sagte er.

Nechljudow holte sein Etui heraus und gab ihm eine Cigarette.

Der Irrsinnige begann, die Augenbrauen bewegend und sehr rasch sprechend, zu erzählen, wie man ihn durch Suggestionen quäle.

»Sie sind ja alle gegen mich und quälen und martern mich mit Hilfe ihrer Medien . . . «

»Verzeihen Sie«, sagte Nechljudow und ging, ohne ihn zu Ende zu hören, auf den Hof hin aus, da er wissen wollte, wohin der Tote gebracht würde.

Die Schutzleute hatten mit ihrer Last schon den ganzen Hof durchschritten und traten nun in die Thür eines Kellers. Nechljudow wollte ebenfalls hingehen, aber der Revieraufseher hielt ihn an.

»Was wünschen Sie?«

»Nichts«, antwortete Nechljudow.

»Nichts? So gehen Sie.«

Nechljudow fügte sich und ging zu seiner Droschke. Der Droschkenkutscher schlummerte. Nechljudow weckte ihn und fuhr weiter zum Bahnhof.

Er hatte noch nicht, hundert Schritte zurück gelegt, als ihm ein ebenfalls von einem Soldaten eskortierter Lastwagen begegnete, auf welchem ein anderer, offenbar bereits gestorbener Arrestant lag.

Derselbe lag im Wagen auf dem Rücken, und sein rasierter Kopf mit einem schwarzen Bärtchen, von der auf das Gesicht bis zur Nase herabgerutschten pfannkuchenartigen Mütze bedeckt, wurde gerüttelt und schlug mit jedem Stoß des Fuhrwerks auf. Der Fuhrmann in schweren Stiefeln ging daneben und lenkte das Pferd. Hinten folgte ein Schutzmann.

Nechljudow berührte seinen Kutscher an der Schulter.

»Was sie nur anstellen!« sagte der Kutscher, das Pferd anhaltend.

Nechljudow stieg aus dem Wagen und ging wieder, dem Lastfuhrwerk folgend, an dem Feuerwehrposten vorbei, in den Hof der Polizeiwache zurück.

Die Feuerwehrleute auf dem Hof hatten jetzt das Scheuern des Wagens beendet, und an ihrer Stelle stand ein langer, hagerer Brandmajor mit Uniformmütze und blickte, die Hände in, die Taschen gesteckt, streng auf einen wohlgenährten, falben Hengst mit fettem Halse, den ein Feuerwehrmann vor ihm hin und her führte. Der Hengst hinkte auf einem der Vorderbeine, und der Brandmajor sprach ärgerlich zu einem danebenstehenden Veterinär.

Der Revieraufseher stand auch da. Als er den zweiten Toten erblickte, trat er an den Fuhrmann heran.

»Wo habt Ihr ihn aufgenommen?« fragte er, mißbilligend den Kopf schüttelnd.

»Auf der alten Gorbatowskaja«, antwortete der Schutzmann.

»Ein Arrestant?« fragte der Brandmajor.

»Zu Befehl. Der zweite heute . . . « sagte der Revieraufseher.

»Na, das ist eine Ordnung. Eine Hitze übrigens heute . . . « meinte der Brandmajor. Und sich an den Feuerwehrmann, der den hinkenden Falben wegführte, wendend, schrie er: »Stell ihn in den Eckstand! Ich will Dich, Hundesohn, lehren, Pferde zu verderben, die mehr als Du, Kanaille, kosten!«

Die Schutzleute hoben den Toten ebenso wie den ersten vom Wagen und brachten ihn in das Sanitätszimmer; Nechljudow folgte ihnen wie hypnotisiert nach.

»Was wünschen Sie«, fragte ihn ein Schutzmann.

Er ging, ohne zu antworten, dahin, wohin man den Toten hinbrachte.

Der Irrsinnige rauchte, auf dem Bette sitzend, gierig die Cigarette, die Nechljudow ihm gegeben hatte.

»Ah, wieder zurückgekommen«, sagte er und begann zu lachen. Als er den Toten bemerkte, zog er die Stirn in Falten. »Wieder«,

sagte er. »Das ist schon langweilig, ich bin doch kein Knabe! Nicht?« wandte er sich mit einem fragenden Lächeln an Nechljudow.

Nechljudow blickte unterdessen auf den Toten, den jetzt niemand mehr verdeckte, und auf sein Gesicht, das, früher von der Mütze verborgen, jetzt sichtbar war. Wie mißgestaltet jener Arrestant gewesen war, so ungewöhnlich schön war dieser, sowohl von Gesicht wie von ganzem Körper. Er stand in der vollen Mannesblüte. Trotz der durch das Rasieren entstellten Hälfte des Kopfes war die nicht sehr hohe, steile Stirn mit Erhöhungen über den schwarzen, jetzt leblosen Augen sehr schön, ebenso wie die mittelgroße höckerige Nase über dem feinen schwarzen Schnurrbart. Die jetzt bläulichen Lippen falteten sich zu einem Lächeln. Das kleine Bärtchen umsäumte die untere Hälfte des Gesichts, und auf der rasierten Seite des Schädels sah man ein festes, schönes Ohr. Der Ausdruck des Gesichts war ruhig, streng und gutmütig zugleich.

Abgesehen davon, daß man schon an diesem Gesicht erkannte, welche Möglichkeiten eines geistigen Lebens in diesem Menschen zu Grunde gerichtet waren, — an den seinen Knochen der Arme und der gefesselten Beine und an den starken Muskeln der proportional gebauten Glieder konnte man sehen, was das für ein schönes, starkes, gewandtes Menschentier gewesen war, ein Tier, das in seiner Art viel vollkommener war, als jener falbe Hengst, dessen Beschädigung den Brandmajor so sehr auf gebracht hatte. Und doch hatte man diesen Menschen zu Tode gemartert, und niemand war es leid um ihn, weder wie um einen Menschen, noch selbst wie um ein umsonst zu Grunde gerichtetes Arbeitstier. Das einzige Gefühl, welches sein Tod in allen Menschen hervorrief, war das Gefühl des Ärgers wegen der Anstalten, die man zur Beseitigung dieses Leichnams, der in Verwesung überzugehen drohte, notgedrungen machen mußte.

In das Sanitätszimmer traten der Arzt mit dem Feldscher und der Distriktpolizeichef ein. Der Arzt war ein stämmiger, gedrungener Mann in einem rohseidenen Sommerrock und ebensolchen enganliegenden, die muskulösen Schenkel fest umspannenden Hosen. Der Polizeichef war ein kleiner Dickwanst mit einem

kugelartigen roten Gesicht, das infolge seiner Gewohnheit, Luft in die Backen einzuziehen und sie dann langsam wieder hinauszulassen, noch dicker wurde.

Der Arzt setzte sich auf das Bett zu dem Toten und betastete ebenso wie der Feldscher die Hände, behorchte das Herz und stand dann auf, die Hosen zurechtzupfend.

»Totere giebt's nicht«, sagte er.

Der Polizeichef zog den Mund voll Luft und ließ sie langsam hinaus.

»Aus welchem Gefängnis?« wandte er sich an den Eskorte-Soldaten.

Der Soldat antwortete und erinnerte an die Beinschellen, die der Tote noch trug.

»Werd' sie abnehmen lassen. Schmiede haben wir, gottlob«, sagte der Distriktpolizeichef, und die Backen wieder aufblasend, schritt er zur Thür, während er die Luft allmählich hinausließ.

»Wie kommt denn das?« wandte sich Nechljudow an den Arzt.

Der Arzt sah ihn über die Brille weg an.

»Was denn? Daß man am Sonnenstich stirbt? Ganz einfach: sie sitzen ohne Bewegung, ohne Licht den ganzen Winter hindurch, kommen dann plötzlich an die Sonne, und noch dazu an so einem Tage wie heute, gehen im Haufen, ohne Luftzufuhr — da ist denn der Schlag da.«

»Ja, wozu schickt man sie denn?«

»Das fragen Sie sie. Wer sind Sie übrigens?«

«Ich - eine Privatperson . . . «

»Ah! . . . Habe die Ehre, ich habe keine Zeit«, sagte der Arzt und begab sich, die Hosen ärgerlich zurechtzupfend, zu den Betten der Kranken.

»Nun, wie steht's mit Dir?« fragte er den blassen Mann mit dem schiefen Munde und dem verbundenen Halse.

Der Irrsinnige saß inzwischen auf seinem Bett, rauchte nicht mehr und spuckte in der Richtung zum Arzt.

Nechljudow ging auf den Hof hinab und an den Feuerwehrrpferden,

den Hühnern und der Wache im Messinghelm vorbei, durch das Thor, setzte sich in seine Droschke, deren Kutscher wieder eingeschlafen war, und fuhr zum Bahnhof.



Achtunddreißigstes Kapitel.

Als Nechljudow auf dem Bahnhof ankam, saßen die Arrestanten schon alle in den Waggons hinter den Gitterfenstern. Auf dem Perron standen einige Leute, die ihnen das Geleit geben wollten, man ließ sie aber nicht heran. Die Eskorte war diesmal besonders besorgt. Unterwegs, vom Gefängnis zum Bahnhof, waren außer den zwei, die Nechljudow gesehen hatte, noch drei Gefangene umgefallen und am Sonnenstich gestorben; den einen hatte man, wie die ersten beiden, auf die nächste Polizeiwache gebracht, und zwei waren erst hier, auf dem Bahnhof umgefallen.¹ Nicht aber dieses machte die Eskorte besorgt, daß von den Arrestanten fünf Mann gestorben waren, die am Leben hätten bleiben können; das machte ihnen keine Sorgen. Sie waren nur darauf bedacht, alles das zu erfüllen, was in solchen Fällen vom Gesetz verlangt wurde: die Toten samt ihren Papieren und Sachen dahin, wo sich's gehört, abzuliefern und sie aus den Listen derer, die nach Nishnij transportiert werden mußten, zu streichen; das war aber sehr mühselig, besonders bei solcher Hitze.

Und eben damit war die Eskorte beschäftigt, und ehe das alles nicht abgemacht war, ließ man Nechljudow und die anderen, die darum baten, an die Waggons nicht heran. Nechljudow ließ man übrigens dennoch durch, da er einem Unteroffizier der Eskorte Geld gegeben hatte. Dieser Unteroffizier ließ ihn durch und bat ihn nur, schneller zu machen, damit ihn der Eskorte-Chef nicht sehe.

Es waren im ganzen achtzehn Wagen und alle, außer einem für

die Beamten, waren voll gepropft mit Arrestanten.

Während Nechljudow an den Fenstern der Waggons vorbeiging, horchte er auf das, was darin vorging. Aus allen Waggons vernahm man das Klirren der Ketten, ein Durcheinander, ein mit groben Schimpfworten und Zoten gespicktes Gerede, nirgends aber wurde von den unterwegs gestorbenen Kameraden gesprochen, wie Nechljudow es erwartet hatte. Die Reden betrafen meistens die Säcke, das Trinkwasser und die Auswahl der Plätze.

Als Nechljudow in das Fenster eines Waggons hineinblickte, sah er in der Mitte desselben, im Durchgang, Eskorte-Soldaten, die den Gefangenen die Handschellen abnahmen. Die Arrestanten streckten ihre Arme aus, und ein Soldat öffnete mit dem Schlüssel das Schloß an den Handschellen und zog sie ab, während ein anderer sie einsammelte.

Als Nechljudow alle diese Wagen passiert hatte, kam er zu denen, in welchen die Frauen saßen. Aus dem zweiten der Wagen ertönte das gleich mäßige Gestöhn einer weiblichen Stimme, untermischt mit dem Ruf:

»O, o, o! . . . Herrje, o, o, o! Herrje! . . . «

Nechljudow ging vorüber und trat an das Fenster des dritten Waggons, der Weisung des Eskorte-Soldaten folgend. Kaum hatte Nechljudow sich dem Fenster genähert, als ihn eine Hitze überschauerte, welche mit dem schweren Geruch menschlicher Ausdünstungen gesättigt war, und sich kreischende, weibliche Stimmen deutlich hören ließen.

Auf allen Bänken saßen rotgewordene, schweißige Frauen in Schlafröcken und Jacken und unter hielten sich laut. Das sich dem Fenster nähernde Gesicht Nechljudows zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die näher Sitzenden verstummten und rückten heran. Die Maslowa saß, nur in Jacke und ohne Kopftuch, am gegenüberliegenden Fenster. Näher zu Nechljudow saß die weiße, lächelnde Fedoßja.

Als sie Nechljudow erblickte, stieß sie die Maslowa an und wies mit der Hand aufs Fenster.

Die Maslowa stand eilig auf, warf sich das Kopftuch über das

schwarze Haar, trat mit rotem, verschwitztem, lächelndem Gesicht an das Fenster heran und faßte das Gitter an.

»Heiß . . . « sagte sie lächelnd.

»Haben Sie die Sachen erhalten?«

»Jawohl, danke.«

»Brauchen Sie nicht irgend was?« fragte Nechljudow, während er fühlte, wie die Hitze aus dem glühenden Waggon wie aus einem Ofen ausströmte.

»Ich habe nichts nötig, danke.«

»Etwas zu trinken . . . « sagte Fedoßja.

»Ja, zu trinken . . . « wiederholte die Maslowa.

»Habt Ihr denn kein Wasser?«

»Es wird welches hingestellt, aber es ist alles ausgetrunken.«

»Gleich«, sagte Nechljudow, »ich will den Soldaten bitten. Jetzt sehen wir uns bis Nishnij nicht.«

»Fahren Sie denn?« sagte die Maslowa, als wüßte sie es nicht, mit einem freudigen Blick auf Nechljudow.

»Ich fahre mit dem nächsten Zug.«

Die Maslowa sagte nichts, erst nach einigen Sekunden seufzte sie tief auf.

»Ist denn das wahr, gnädiger Herr, daß sie zwölf Gefangene umgebracht haben,« fragte eine alte, finstere Arrestantin mit grober bäuerischer Stimme.

Es war die Korabljowa.

»Ich habe nicht gehört, daß es zwölf seien. Zwei habe ich gesehen«, sagte Nechljudow.

»Man sagt, daß es zwölf seien. Wird ihnen denn dafür wirklich nichts geschehen? Solche Teufel . . . «

»Und von den Frauen ist niemand krank geworden?« fragte Nechljudow.

»Die Weiber sind stärker«, sagte lachend eine kleine Arrestantin. »Nur ist es einer eingefallen, jetzt zu gebären. Da heult sie . . . « sagte sie, auf den Nachbarwagen zeigend, aus dem immer das

gleiche Gestöhn ertönte.

»Sie fragten, ob nicht was nötig sei? . . . « sagte die Maslowa, bemüht die Lippen von einem freudigen Lächeln zurückzuhalten. Könnte man dieses Weib nicht hier lassen, sie quält sich so . . . Wenn Sie das den Vorgesetzten sagen würden . . . «

»Ja, ich will es sagen.«

»Und dann noch . . . Könnte sie nicht ihren Mann Taras sehen?« fragte sie, mit den Augen auf die lächelnde Fedoßja zeigend. »Er fährt ja mit Ihnen . . . «

»Herr, es ist nicht gestattet zu sprechen!« ertönte die Stimme eines Eskorte-Unteroffiziers.

Es war ein anderer Unteroffizier, als der, welcher Nechljudow durchgelassen hatte. Nechljudow trat zurück und ging, den Eskorte-Chef zu suchen, um ihn wegen der gebärenden Frau und wegen Taras' zu bitten. Aber er konnte ihn lange nicht finden und von den Soldaten Bescheid erhalten. Sie waren alle in großer Hast: die einen führten einen Arrestanten irgendwo hin, die anderen beeilten sich, Eßwaren einzukaufen und brachten ihre Sachen in den Waggons unter, wieder andere bedienten eine Dame, die mit dem Eskorte-Chef fuhr. Niemand antwortete ihm auf seine Fragen.

Nechljudow fand den Eskorte-Chef erst nach dem zweiten Glockenzeichen.

Der Offizier stand mit hochgezogenen Schultern da, wischte sich mit dem kurzen Arm den Mund, welchen der Schnurrbart verdeckte und erteilte einem Feldwebel wegen irgend etwas einen Verweis.

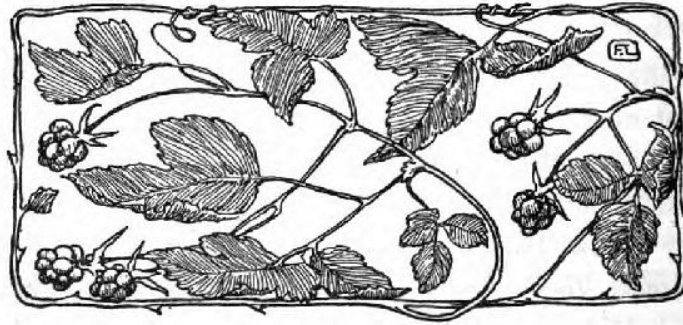
»Was wünschen Sie eigentlich?« fragte er Nechljudow.

»Im Waggon bei Ihnen gebiert eine der Frauen, und ich dachte, man müßte . . . «

»Na, dann laß sie gebären. Später wird man schon sehen . . . « sagte der Offizier und ging in seinen Waggon, die kurzen Arme energisch schwenkend.

In diesem Augenblick ging ein Kondukteur mit der Pfeife in der Hand vorbei. Das letzte Glockenzeichen ertönte, darauf ein Pfiff, und zwischen den Begleitenden auf dem Perron und in den Waggons der

Frauen ließ sich Weinen und Jammern hören. Nechljudow stand neben Taras auf dem Perron und sah zu, wie die Wagen mit den vergitterten Fenstern und den dahinter sichtbaren rasierten Köpfen der Männer an ihm vorüberzogen. Dann fuhr der erste Frauenwaggon vorbei, in dessen Fenstern man bloße und mit Tüchern bedeckte Frauenköpfe erblickte, dann der zweite Wagen, aus dem dasselbe Stöhnen der gebärenden Frau erscholl, dann der Waggon, in welchem die Maslowa saß. Sie stand mit anderen zusammen am Fenster und lächelte Nechljudow wehmütig zu.



Neununddreißigstes Kapitel.

Bis zum Abgange des Personenzuges, mit dem Nechljudow fahren wollte, blieben noch zwei Stunden. Nechljudow hatte anfangs die Absicht gehabt, während dieses Zwischenraumes noch zu seiner Schwester zu fahren, aber jetzt, nach den Eindrücken dieses Morgens, fühlte er sich dermaßen erregt und zerrüttet, daß er sich im Wartesaal erster Klasse auf einen kleinen Divan setzte und dort von einer unüberwindlichen Müdigkeit übermannt wurde. Er drehte sich auf die Seite, legte die Hand unter die Backe und schlief sofort ein.

Ein Kellner im Frack mit einem Abzeichen und einer Serviette unterm Arm weckte ihn.

»Mein Herr, mein Herr, sind Sie nicht der Fürst Nechljudow? Eine Dame sucht Sie . . . «

Nechljudow sprang auf, rieb sich die Augen und rief sich ins Gedächtnis, wo er sei und was er alles heute morgen gesehen hatte.

In seinen Erinnerungen erstanden: die Prozession der Arrestanten, die Toten, die Waggons mit den vergitterten Fenstern und den dort ein gesperrten Frauen, von welchen die eine sich hilflos mit der Entbindung quält und eine andere ihm hinter dem eisernen Gitter wehmütig zulächelt.

In Wirklichkeit sah er aber etwas ganz anderes vor sich: einen mit Flaschen, Vasen, Armluchtern und Gedecken besetzten Tisch, an welchem flinke Kellner sich zu thun machten; im Hintergrunde des

Saals, vor einem Büffet, hinter Fruchtvasen und Flaschen, den Büffettier und die Rücken der vor der Kredenz stehenden Reisenden.

Während Nechljudow sich aus der liegenden Stellung aufrichtete und sich allmählich zurecht fand, bemerkte er, daß alle Anwesenden neugierig etwas beobachteten, was am Eingang vorging. Er sah hin und erblickte eine Prozession von Leuten, die im Lehnstuhl eine Dame trugen, deren Haupt mit einem luftigen Schleier umhüllt war. Der vordere Träger war ein Lakai und erschien Nechljudow bekannt. Der hintere war ein ihm eben falls bekannter Portier mit galonierter Mütze. Hinter dem Lehnstuhl ging ein elegantes Zimmermädchen mit einer Schürze und mit Löckchen. Sie trug ein Bündelchen, irgend einen runden Gegen stand in einem ledernen Futteral und Schirme. Weiter hinten ging, die Brust herausgedrückt, Fürst Kortschagin mit seinem apoplektischen Halse, in einer Reisemütze. Ihm folgten Missy, ihr Vetter Mischa und der Diplomat Osten, den Nechljudow kannte, ein Herr mit langem Halse und hervor tretendem Adamsapfel, immer heiter aussehend und gut gestimmt. Er ging neben der lächelnden Missy, der er eindringlich, aber augenscheinlich spaßhaft, etwas zu Ende erzählte. Zuletzt kam der Arzt, ärgerlich an seiner Cigarette rauchend.

Kortschagins zogen aus ihrem nahe bei der Stadt gelegenen Gute zu der Schwester des Fürsten, auf deren Gut, das an der Nishegorodschen Eisenbahn lag.

Die aus den Trägern, dem Zimmermädchen und dem Arzt bestehende Prozession begab sich nach dem Damenzimmer, die Neugier und Achtung aller Anwesenden hervorrufend. Der alte Fürst hatte sich an den Tisch gesetzt und rief sogleich einen Kellner herbei, bei dem er irgend etwas zu essen und zu trinken bestellte. Missy und Osten waren ebenfalls im Speisesaal stehen geblieben und wollten sich eben setzen, als sie in der Thür eine Bekannte erblickten und ihr entgegengingen. Diese Bekannte war Natalja Iwanowna.

Natascha Iwanowna trat, von Agrafena Petrowna begleitet, in den Speisesaal, sich nach allen Seiten umsehend. Sie erblickte Missy und ihren Bruder fast zu gleicher Zeit. Zuerst trat sie an Missy heran

und nickte Nechljudow nur mit dem Kopfe zu. Aber nachdem sie sich mit Missy geküßt hatte, wandte sie sich sofort an den Bruder.

»Endlich habe ich Dich gefunden«, sagte sie.

Nechljudow stand auf, begrüßte Missy, Mischa und Osten und blieb im Gespräch bei ihnen stehen. Missy erzählte ihm von der Feuersbrunst in ihrem Hause auf dem Gut, die sie veranlaßt hätte, zu der Tante überzusiedeln. Osten begann bei dieser Gelegenheit eine komische Anekdote von einer Feuersbrunst zu erzählen.

Nechljudow wandte sich, ohne auf Osten zu hören, an die Schwester.

»Wie froh bin ich, daß Du gekommen bist«, sagte er.

»Ich bin schon lange da. Wir haben Dich mit Agrafena Petrowna überall gesucht . . . « Sie wies auf Agrafena Petrowna, die in Hut und Waterproof dastand und Nechljudow mit freundlicher Würde von weitem schüchtern grüßte, da sie ihn nicht stören wollte.

»Und ich war hier eingeschlafen. Wie froh bin ich, daß Du da bist«, wiederholte Nechljudow. »Ich hatte einen Brief an Dich angefangen . . . « sagte er.

»Wirklich?« sagte sie erschrocken. »Weswegen denn?«

Als Missy bemerkte, daß zwischen dem Bruder und der Schwester ein intimes Gespräch begann, ging sie mit ihren Kavalieren beiseite.

Nechljudow und Natascha setzten sich auf einen kleinen Sammetdivan am Fenster neben die Sachen irgend eines Reisenden, einen Plaid und einen Karton.

»Ich wollte gestern, als ich von Euch weg gegangen war, zurückkehren und um Verzeihung bitten, aber ich wußte nicht, wie er es aufnehmen würde . . . « sagte Nechljudow. »Ich habe nicht gut mit Deinem Manne gesprochen, und das quälte mich«, sagte er.

»Ich wußte, ich war überzeugt, daß Du es nicht gewollt . . . « sagte die Schwester. »Du weißt ja . . . « Und die Thränen traten ihr in die Augen, und sie berührte seine Hand.

So unklar dieser Satz war, so verstand er ihn doch vollkommen und war gerührt von seiner Bedeutung.

Ihre Worte bedeuteten, daß für sie außer der Liebe, von der sie

beherrscht war, der Liebe zu ihrem Manne, auch die Liebe zu ihm, zu ihrem Bruder, ihr teuer war, und daß ihr jedes Mißverständnis zwischen ihm und ihr schweres Leid bereitete.

»Ich danke, ich danke Dir . . . Ach, was ich heute gesehen habe«, sagte er, sich plötzlich an den zweiten gestorbenen Arrestanten erinnernd. »Zwei Arrestanten sind gemordet.«

»Wieso gemordet?«

»So — gemordet. Man hat sie bei dieser Hitze expediert . . . Und zwei sind am Sonnenstich gestorben.«

»Unmöglich! Wie? Heute? Eben?«

»Ja, eben, ich sah ihre Leichen.«

»Aber wieso sind sie denn gemordet? Wer hat sie denn gemordet?« sagte Natascha Iwanowna.

»Die, die sie mit Gewalt fortgebracht haben, haben sie gemordet«, sagte Nechljudow gereizt. Er fühlte, daß auch sie dieses Ereignis mit den Augen ihres Mannes betrachtete.

»Ach, mein Gott!« sagte Agrafena Petrowna, die herangetreten war.

»Ja, wir haben nicht die geringste Ahnung davon, was mit diesen Unglücklichen gemacht wird, und doch sollten wir es wissen«, fügte Nechljudow hinzu, auf den alten Fürsten blickend, der mit vorgebundener Serviette an dem Tisch vor einem Cruchon saß und sich zur selben Zeit nach Nechljudow umsah.

»Nechljudow!« schrie er. »Wollen Sie eine Erfrischung zu sich zu nehmen? Vor der Reise — vorzüglich!«

Nechljudow dankte und kehrte sich ab.

»Aber was wirst Du machen?« fuhr Natascha Iwanowna fort.

»Was ich kann. Ich weiß es nicht, aber ich fühle, daß ich etwas thun muß. Und was ich thun kann, werde ich thun.«

»Ja, ja, ich verstehe es. Nun, und mit diesen hier«, sagte sie lächelnd, indem sie mit den Augen auf Kortschagin wies, »ist es wirklich ganz aus?«

»Ganz, und ich glaube, beiderseits ohne Bedauern.«

»Schade. Es thut mir leid. Ich habe sie gern. Nun, sehen wir

davon ab . . . Aber wozu willst Du denn Dich, Dich selbst binden?« fügte sie schüchtern hinzu. »Wozu fährst Du?«

»Ich fahre, weil es so sein muß«, sagte Nechljudow ernst und trocken, als wollte er dieses Gespräch abbrechen.

Aber er schämte sich sogleich wegen seiner Kälte der Schwester gegenüber. »Warum soll ich ihr nicht alles sagen, was ich denke?« dachte er. »Und auch Agrafena Petrowna kann es hören«, sagte er sich, die alte Kammerzofe ansehend. Die Anwesenheit Agrafena Petrownas reizte ihn noch mehr, seinen Entschluß der Schwester zu wieder holen.

»Du sprichst von meiner Absicht, Katjuscha zu heiraten? Also siehst Du, ich hatte mich entschlossen, dieses zu thun, aber sie hat es fest und bestimmt abgelehnt«, sagte er, und seine Stimme bebte wie jedesmal, wenn er davon sprach. »Sie will mein Opfer nicht haben, und sie selbst bringt ein Opfer, das für sie, in ihrer Lage, sehr viel ausmacht . . . Ich kann aber dieses Opfer nicht annehmen, weil es nur ein momentanes sein könnte . . . Und so fahre ich denn mit ihr und werde dort sein, wo sie sein wird, und werde ihr, soviel ich kann, helfen und ihr Los zu erleichtern suchen.«

Natascha Iwanowna sagte nichts. Agrafena Petrowna blickte fragend auf Natascha Iwanowna und schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblick erschien aus dem Damenzimmer wieder die Prozession. Derselbe Lakai, der schöne Philipp, und der Portier, trugen die Fürstin. Sie hielt die Träger an, winkte Nechljudow zu sich heran und reichte ihm, in Kläglichkeit zerfließend, ihre weiße, beringte Hand, indem sie seinen festen Druck mit Schrecken erwartete.

»Epouvantable!« sagte sie von der Hitze. Ich vertrage das nicht. Ce climat me tue.« Und nachdem sie von den Schrecken des russischen Klimas gesprochen und Nechljudow eingeladen hatte, sie zu besuchen, gab sie den Trägern ein Zeichen.

»Also kommen Sie unbedingt«, fügte sie hinzu, unterwegs ihr langes Gesicht Nechljudow zu wendend.

Nechljudow ging auf den Bahnsteig hinaus. Die Prozession mit der Fürstin bog nach rechts, zu der ersten Klasse ein. Nechljudow aber

mit dem Gepäckträger, der die Sachen trug, und Taras mit seinem Sack gingen nach links.

»Das ist mein Gefährte«, sagte Nechljudow zu seiner Schwester, auf Tarasweisend, dessen Geschichte er ihr bereits erzählt hatte.

»Fährst Du wirklich in der dritten Klasse!« sagte Natalja Iwanowna, als Nechljudow vor einem Waggon dritter Klasse stehen blieb, und der Gepäckträger und Taras dort einstiegen.

»Ja, es ist mir so bequemer, mit Taras zusammen . . . « sagte er. »Ja, und noch etwas . . . « fügte er hinzu. »Bis jetzt habe ich in Kusjminskoje das Land noch nicht an die Bauern vergeben, also erben es, im Falle meines Todes, Deine Kinder.«

»Dmitrij, hör' doch auf«, sagte Natascha Iwanowna.

»Sollte ich es aber doch noch weggeben, so kann ich nur sagen, daß alles übrige Euch gehören wird, da ich doch kaum heiraten werde. Und wenn ich auch heiraten würde, so würden wir keine Kinder haben . . . sodaß . . . «

»Dmitrij, bitte, sprich nicht so . . . « sagte Natascha Iwanowna, während Nechljudow sah, daß sie dennoch froh war, zu hören, was er sagte.

Vorn, vor der ersten Klasse, stand nur ein kleines Häufchen Menschen, die immer noch den Waggon betrachteten, in welchen die Fürstin Kortschagina hineingetragen worden war. Alle übrigen hatten ihre Plätze bereits eingenommen. Die verspäteten Passagiere klapperten eilig über die Bretter des Perrons. Die Schaffner schlugen die Thüren zu und forderten die Reisenden zum Einsteigen und die Begleitenden zum Aussteigen auf.

Nechljudow stieg in den von der Sonne durchglühten, heißen und übelriechenden Waggon, trat aber sofort wieder auf die Wagenplattform hinaus.

Natascha Iwanowna stand im modernen Hut und Umwurf neben Agrafena Petrowna vor dem Waggon und suchte augenscheinlich nach einem Gesprächsstoff, den sie aber nicht finden konnte. Nicht einmal »écrivez?« durfte sie sagen, weil sie und der Bruder sich schon seit langem über diese gewöhnliche Phrase der Abreisenden lustig gemacht hatten.

Jenes kurze Gespräch über Erbschaft und Geldangelegenheiten hatte plötzlich das zärtliche geschwisterliche Verhältnis zerstört, das sich zwischen ihnen eben wieder eingestellt hatte. Sie fühlten sich jetzt einander fremd, sodaß Natascha Iwanowna froh war, als der Zug sich in Bewegung setzte und sie mit dem Kopfe nickend, mit traurigem, freundlichem Gesicht bloß sagen konnte: »Adieu, nun adieu, Dmitrij!«

Kaum war aber der Zug abgegangen, als sie daran dachte, wie sie ihr Gespräch mit dem Bruder ihrem Manne mitteilen solle, und ihr Gesicht wurde ernst und besorgt. — Auch Nechljudow empfand, trotzdem er nichts als die liebevollsten Gefühle für die Schwester hegte und nichts vor ihr verbarg, ihr gegenüber jetzt ein schweres und unbehagliches Gefühl, und er wünschte sich schneller von ihr zu trennen.

Er fühlte, daß es jene Natascha, die ihm einst so nahe gestanden hatte, nicht mehr gab, und daß er nur die Sklavin jenes ihm fremden und unangenehmen, schwarzen, behaarten Mannes vor sich hatte. Er konnte das deutlich daran erkennen, daß ihr Gesicht erst dann von einem besonderen Interesse erhellt wurde, als er von dem, was ihren Mann interessierte, zu reden begonnen hatte — von der Übergabe des Landes an die Bauern und von der Erbschaft. Und das stimmte ihn traurig.



Vierzigstes Kapitel.

Die Hitze in dem während des ganzen Tages von der Sonne durchglühten und überfüllten großen Waggon dritter Klasse war so drückend, daß Nechljudow nicht in den Wagen ging, sondern draußen auf der Plattform stehen blieb. Aber auch hier war die Luft schwer, und Nechljudow atmete erst dann mit voller Brust auf, als die Wagen aus den Häuserreihen hinausgerollt waren, und ein Zugwind entstand.

»Ja, gemordet«, wiederholte er für sich die Worte, die er der Schwester gesagt. Und in seiner Erinnerung erstand vor allen anderen Eindrücken des heutigen Tages mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit das schöne Gesicht des zweiten der gestorbenen Arrestanten, mit den lächelnden Lippen, der strengen Stirn und dem kleinen, festen Ohr am rasierten bläulichen Schädel.

Und was das Schrecklichste war: man hatte ihn gemordet, und niemand wußte, wer ihn gemordet. Er wurde einfach ermordet . . .

Man hatte ihn, wie auch alle übrigen Arrestanten, auf Maslennikows Befehl transportiert. Maslennikow hatte wahrscheinlich seine gewöhnliche Verordnung erteilt, das Papier mit vorgedrucktem Briefkopf mit seinem blödsinnigen Namenszug unterzeichnet. Er wird sich natürlich am aller wenigsten für schuldig halten.

Noch weniger kann sich der Gefängnisarzt, der die Gefangenen

untersuchte, für schuldig halten. Er hatte seine Pflicht genau erfüllt, die Schwachen ausgeschieden, und konnte weder die fürchterliche Hitze voraussehen, noch wissen, daß man die Arrestanten so spät am Tage und in so gedrängten Haufen befördern würde.

Der Inspektor? . . . Aber der Inspektor hatte bloß die Verordnung erfüllt, daß an dem und dem Tage so und soviel zur Zwangsarbeit und Deportation verurteilte Männer und Frauen expediert werden sollten.

Auch der Eskorte-Chef, dessen Pflicht darin bestand, dort und dort so und so viele abgezählt in Empfang zu nehmen und da und da ebensoviele abzuliefern, konnte nicht für schuldig erachtet werden. Er führte den Transport wie gewöhnlich und vorschriftsgemäß und konnte durchaus nicht voraussehen, daß zwei so starke Menschen, wie die, welche Nechljudow gesehen, dieses nicht aushalten und sterben würden.

Niemand ist schuld, — und doch wurden die Menschen getötet, und zwar von denselben, an ihrem Tode unschuldigen Leuten . . .

»Alles das ist dadurch geschehen«, dachte Nechljudow, »daß alle jene Leute — Gouverneure, Inspektoren, Revieraufseher, Schutzleute — glauben, daß es im Leben Umstände gäbe, unter welchen ein menschliches Verhalten gegenüber den Mitmenschen nicht obligatorisch sei. Alle diese Leute, — Maslennikow, der Inspektor, der Eskorte-Chef, — sie alle würden ja, wenn sie nicht Gouverneure, Inspektoren, Offiziere wären, es sich zwanzigmal überlegt haben, ob man die Menschen bei solcher Hitze und in solchen Haufen transportieren könne, zwanzigmal hätten sie unterwegs angehalten, und wenn sie bemerkt hätten, daß einer von diesen Menschen schwach geworden und erstickte, hätten sie ihn aus dem Haufen gezogen, ihn in den Schatten gebracht, ihm zu trinken gegeben, ihm Ruhe gegönnt, und wenn das Unglück passiert wäre, hätten sie Mitleid gezeigt . . . Dieses thaten sie nicht und hinderten sogar andere, es zu thun, nur weil sie nicht die Menschen und ihre Verpflichtungen diesen Menschen gegenüber sahen, sondern den Dienst und dessen Forderungen, die sie höher stellten, als die rein menschlichen Beziehungen.«

»Daran liegt alles«, dachte Nechljudow. »Wenn man annehmen darf, daß etwas — was es auch sein möge — wichtiger ist, als das Gefühl der Menschenliebe, wenn auch nur für eine Stunde, wenn auch nur in irgend einem Ausnahmefall, so giebt es kein Verbrechen, das man nicht voll führen könnte, ohne sich für schuldig zu halten.«

Nechljudow war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht bemerkte, wie das Wetter sich änderte. Die Sonne verbarg sich hinter der vor stehenden, zerrissenen, niedrigen Wolke, und von Westen her zog eine dichte hellgraue Wolke herauf, die sich dort irgendwo in der Ferne, über Feldern und Wäldern schon in einem schrägen, ausgiebigen Regen ergoß. Von der Wolke kam feuchte Regenluft, Blitze rissen sie von Zeit zu Zeit auf, und mit dem Dröhnen der Waggonen vermischte sich immer häufiger das Rollen des Donners. Die Wolke kam näher und näher, schrägfallende Regen tropfen begannen, vom Winde getrieben, die kleine Wagenplattform und Nechljudows Überzieher zu betupfen. Er ging auf die andere Seite, und die feuchte Frische und den Brodgeruch der schon lange nach Regen dürstenden Erde einatmend, blickte er auf die vorbeieilenden Gärten und Wälder, auf die gelbwerdenden Roggenfelder, die noch grünen Haferstreifen und die schwarzen Furchen zwischen den dunkelgrünen, blühenden Kartoffeln. Alles war gleichsam wie mit Lack überzogen, das Grüne wurde noch grüner, das Gelbe noch gelber das Schwarze noch schwärzer.

»Noch, noch . . . « sprach Nechljudow. sich über die unter dem wohlthätigen Regen wieder auflebenden Felder, Gärten und Gemüseäcker freuend.

Der starke Regen dauerte nicht lange. Die Wolke hatte sich zum Teil entleert, zum Teil jagte sie vorüber, und auf die nasse Erde fielen bereits die, letzten, geraden, dichten und feinen Tropfen. Die Sonne sah wieder hervor, alles erglänzte und im Osten wölbte sich über dem Horizont ein nicht hoher, aber greller, nur an dem einen Ende unterbrochener Regenbogen mit dominierenden violetten Farben.

»Ja, woran dachte ich doch?« fragte sich Nechljudow, als alle diese Umwandlungen in der Natur zu Ende waren, und der Zug in einen Hohlweg mit hohen Böschungen einfuhr.

»Ja, ich dachte daran, daß alle diese Menschen, der Inspektor, die Eskorte-Offiziere, alle diese Beamten, — zum großen Teil sanfte gute Menschen, — nur dadurch böse geworden sind, daß sie dienen.«

Er dachte an die Gleichgültigkeit Maslennikows, als dieser ihm davon erzählte, was im Gefängnis geschehe, an die Strenge des Inspektors, an die Grausamkeit des Eskorte-Chefs, als dieser die Leute nicht auf die Fuhrwerke ließ und sich darum nicht kümmerte, daß im Waggon eine Frau sich in ihren Wehen quälte. Alle diese Leute waren augenscheinlich bloß darum unverwundbar und undurchdringlich dem einfachsten Gefühl der Menschenliebe gegenüber, weil sie dienten. Als Beamte waren sie für das Gefühl der Menschenliebe undurchdringlich, wie diese gepflasterte Erde für den Regen«, dachte Nechljudow, auf den mit bunten Steinen gepflasterten Abhang der Böschung blickend, über welchen das Regenwasser in Bächen hinrieselte, ohne in den Boden einzudringen.

»Kann sein, daß es nötig ist, Böschungen mit Steinen zu belegen, aber es ist traurig, auf diese der Vegetation beraubte Erde zu blicken, die Getreide, Gras, Sträucher und Bäume erzeugen könnte, ebensolche, wie man sie oben über dem Abhang sieht. Ebenso ist es auch mit den Menschen«, dachte Nechljudow. »Kann sein, daß diese Gouverneure, Inspektoren und Schutzleute nötig sind, aber es ist schrecklich, Menschen zu sehen, die der wesentlichsten menschlichen Eigenschaft beraubt sind, der Liebe und des Mitleides zu einander.«

»Und alles kommt daher, daß diese Menschen das als Gesetz anerkennen, was kein Gesetz ist, und das nicht als Gesetz anerkennen, was ein ewiges, unabänderliches, unabwendbares Gesetz ist, von Gott selbst in die Herzen der Menschen geschrieben.«

»Eben darum wirken diese Leute auf mich so bedrückend«, dachte Nechljudow. »Ich habe einfach Angst vor ihnen. Und wirklich, diese Menschen sind schrecklich, schrecklicher als Räuber. Der Räuber kann immerhin noch Mitleid empfinden, diese aber können

kein Mitleid haben, sie sind dem Mitleid so unzugänglich, wie die Steine der Vegetation. Eben dadurch sind sie so schrecklich. Man sagt, die Pugatschows und Rasins seien schrecklich. Diese sind tausendmal schrecklicher!« fuhr er fort zu denken.

»Wenn die psychologische Aufgabe gestellt würde: wie soll man es anfangen, daß Menschen unserer Zeit, Christen, humane und einfach gute Menschen die fürchterlichsten Verbrechen verüben, ohne sich dabei für schuldig zu halten, so wäre nur eine Lösung möglich, es müßte nämlich das sein, was ist: diese Menschen müßten Gouverneure, Inspektoren, Offiziere, Polizisten sein. D. h. sie müßten erstens überzeugt sein, daß es eine Beschäftigung giebt, Staatsdienst genannt, bei der man mit den Menschen wie mit Sachen umgehen kann, ohne ein menschliches, brüderliches Verhältnis zu ihnen. Und zweitens müßten diese in einem solchen Staatsdienst stehen den Menschen derart miteinander verbunden sein, daß die Verantwortung für die Folgen ihrer Handlungen an den Menschen auf keinen Einzelnen von ihnen fällt.«

»Außerhalb dieser Bedingungen giebt es zu unserer Zeit keine Möglichkeit, so schreckliche Thaten zu verüben, wie diejenigen, die ich heute gesehen.«

»Die ganze Sache liegt darin, daß die Menschen glauben, daß es Umstände gäbe, unter denen man mit den Leuten ohne Liebe umgehen könne, während es solche Umstände nicht giebt. Mit den Sachen kann man ohne Liebe umgehen: man kann ohne Liebe Bäume fällen, Ziegel brennen, Eisen schmieden. Mit den Menschen kann man nicht ohne Liebe umgehen, wie man mit den Bienen nicht ohne Vorsicht umgehen kann . . . So ist es einmal die Eigentümlichkeit der Bienen; geht man mit ihnen ohne Vorsicht um, so schadet man ihnen und sich selbst. Ebenso ist es mit den Menschen. Und das kann nicht anders sein, denn die gegenseitige Liebe zwischen den Menschen ist ein Grundgesetz des menschlichen Lebens.«

»Es ist wahr, daß der Mensch sich nicht zur Liebe zwingen kann, wie er sich zur Arbeit zwingen kann; daraus folgt aber noch nicht, daß man mit den Menschen ohne Liebe umgehen darf, besonders

wenn man von ihnen irgend etwas verlangt.«

»Wenn Du zu den Menschen keine Liebe hast, so sitze still«, dachte Nechljudow, sich an sich selbst wendend. »Beschäftige Dich mit Dir selbst, mit den Sachen, womit Du willst, aber nur nicht mit den Menschen. Wie man ohne Schaden und mit Nutzen nur dann essen kann, wenn man hungrig ist, so kann man mit den Menschen auch nur dann ohne Schaden und mit Nutzen umgehen, wenn man sie liebt. Erlaube Dir nur einmal mit den Menschen ohne Liebe umzugehen, wie Du gestern mit dem Schwager umgingst, und es giebt keine Schranken mehr für die Grausamkeit und Bestialität andern Menschen gegenüber, — wie ich es heute gesehen habe, — und es giebt keine Schranken mehr für das eigene Leiden, — wie ich es an meinem eigenen Leben erfahren habe. Ja, ja, so ist es,« dachte Nechljudow.

»Das ist gut, das ist gut«, wiederholte er sich, während er ein zweifaches Vergnügen empfand: an der Frische nach der quälenden Hitze, und an dem Bewußtsein der erreichten höchsten Stufe der Klarheit in einer Frage, die ihn schon lange beschäftigt hatte.



Einundvierzigstes Kapitel.

D Waggon, in welchem Nechljudow sich befand, war bis zur Hälfte besetzt. Da waren Dienstboten, Handwerker, Fabrikarbeiter, Metzger, Juden, Kommis, Weiber, Arbeiterfrauen, ein Soldat, zwei Damen — eine junge und eine ältere mit Braceletts an dem entblößten Arm — und ein streng aussehender Herr mit einer Kokarde auf der schwarzen Mütze.

Alle diese Leute saßen, nachdem sie ihre Plätze eingenommen, ruhig da, knackten Sonnenblumensamen, rauchten Cigaretten oder unterhielten sich mit den Nachbarn.

Taras saß mit glücklicher Miene rechts vom Durchgang, wo er einen Platz für Nechljudow bewahrte, und unterhielt sich lebhaft mit einem ihm gegenüber sitzenden muskulösen Mann in einem aufgeknöpften volkstümlichen Tuchrock, — wie Nechljudow später erfuhr, einem Gärtner, der auf seine Stelle fuhr.

Ohne bis zu Taras vorzudringen, blieb Nechljudow im Durchgang stehen neben einem Alten von würdigem Aussehen mit weißem Bart und in einem Nankingrock. Jener plauderte mit einer jungen Frau in Dorftracht. Neben der Frau saß, ohne mit den Füßen den Boden zu erreichen, ein siebenjähriges Mädchen mit einem Zöpfchen fast ganz weißer Haare. Sie hatte ein neues rotes Kleid an und knackte ohne Aufhören Sonnenblumensamen.

Der Alte sah sich nach Nechljudow um, nahm einen Schoß seines Rockes von der glänzenden Bank, auf der er saß, und sagte

freundlich:

»Bitte, setzen Sie sich.«

Nechljudow dankte und ließ sich nieder. Sobald er sich gesetzt hatte, fuhr die Frau in einer unterbrochenen Erzählung fort.

Sie erzählte davon, wie sie ihr Mann, den sie in der Stadt besuchte, aufgenommen hatte.

»Zur Butterwoche hatte ich ihn besucht und jetzt war es Gottes Wille, daß ich ihn wieder besuchen konnte«, erzählte sie. »Nun, wenn's Gott giebt, wird es wieder zu Weihnachten sein.«

»Das ist recht«, sagte der Alte, sich nach Nechljudow umblickend, »man muß sich nach ihm um sehen, sonst wird ein junger Mann in der Stadt leicht übermütig.«

»Nein, Großvater, der meinige ist nicht von solcher Art. Von Dummheiten schon gar nicht zu reden: wie ein junges Mädchen . . . Das Geld schickt er alles bis auf den letzten Kopeken nach Hause. Und über die Kleine hat er sich gefreut, daß man's nicht sagen kann«, sagte lächelnd das Weib.

Das die Schalen ausspuckende Mädchen, welches der Mutter zuhörte, blickte Nechljudow und dem Alten mit ruhigen, klugen Augen ins Gesicht wie zur Bestätigung der Worte der Mutter.

»Na, ist er gescheidt, um so besser«, sagte der Alte. »Und damit giebt er sich nicht ab?« fügte er hinzu, mit den Augen auf ein Pärchen — Mann und Frau, offenbar Fabrikarbeiter — weisend, das auf der anderen Seite des Durchgangs saß.

Der Fabrikarbeiter setzte eine Flasche mit Branntwein an den Mund, warf den Kopf zurück und that einen Zug, während seine Frau in der Hand den Sack hielt, aus dem sie die Flasche genommen, und den Mann aufmerksam beobachtete.

»Nein, der Meinige trinkt nicht und raucht nicht«, sagte die Frau mit der der Alte sich unter hielt, indem sie die Gelegenheit benutzte, ihren Mann nochmals zu loben. »Solche Leute, Großvater, giebt's wenig auf der Welt. So ist er . . . « sagte sie, sich auch an Nechljudow wendend.

»Na, das ist ja recht«, wiederholte der Alte, der den trinkenden

Fabrikarbeiter anblickte.

Dieser reichte die Flasche, nachdem er getrunken hatte, der Frau. Die Frau nahm die Flasche und setzte sie ebenfalls lachend und kopfnickend an den Mund.

Einundvierzigstes Kapitel 333

Als der Mann die auf ihn gerichteten Blicke Nechljudows und des Wien bemerkte, wandte er sich zu ihnen.

»Was, gnädiger Herr? Daß wir trinken? Wie wir arbeiten, sieht niemand, trinkt man aber, sehen's alle. Hab ich was verdient — trink ich und traktiere meine Frau. Und weiter nichts . . . «

»Ja, ja«, sagt« Nechljudow, der nicht wußte, was er antworten sollte.

»Stimmt's, gnädiger Herr? Meine Frau ist ein strammes Weib! Ich bin mit ihr zufrieden, weil sie mich liebt. Nicht, Mawra?«

»Na, nimm Du sie, ich mag nicht mehr«, sagte die Frau, ihm die Flasche zurückgebend. »Und was redest Du ohne Sinn«, fügte sie hinzu.

»Jawohl, so . . . « fuhr der Fabrikarbeiter fort. »Ist sie gut — ist sie gut, sonst aber fängt sie auch zu knarren an, wie ein ungeschmierter Karren. — »Nicht, Mawra?«

Mawra lächelte mit trunkener Gebärde.

»Na, jetzt legt er los . . . «

»Jawohl, gut ist sie, solange sie's ist. Gerät ihr aber die Peitsche untern Schwanz, macht sie so was, was man sich gar nicht denken kann . . . Das stimmt . . . Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, ich habe ein wenig getrunken . . . Na, was ist da zu machen . . . « sagte der Fabrikarbeiter und legte sich zum Schlafen zurecht, den Kopf auf den Schoß der lächelnden Frau.

Nechljudow saß einige Zeit mit dem Alten, der ihm erzählte, daß er ein Ofensetzer sei, dreiundfünfzig Jahre schon arbeite und in seinem Leben schon so viele Öfen gesetzt habe, daß man sie gar nicht mehr zählen könne. Jetzt möchte er sich zur Ruhe setzen, finde aber immer keine Zeit dazu. Er sei in der Stadt gewesen, habe seine Leute dort angewiesen und fahre nun nach Hause zu den

Seinigen.

Nachdem Nechljudow die Erzählung des Alten zu Ende gehört hatte, stand er auf und begab sich auf den Platz, den Taras für ihn aufbewahrt hatte.

»Nun, gnädiger Herr, setzen Sie sich. Wir können den Sack hierher thun«, sagte freundlich, zu Nechljudow von unten heraufsehend, der Gärtner, der Taras gegenüber saß.

»Eng, aber gemütlich«, sagte mit singender Stimme der lächelnde Taras, hob mit seinen starken Armen den zwei Pud schweren Sack wie eine Feder auf und stellte ihn unters Fenster. »Platz ist genug da . . . Stehen und unter die Bank kriechen kann man ja auch . . . Platz genug, braucht sich nicht darum zu zanken!« sprach er vor Gutmütigkeit und Freundlichkeit strahlend.

Taras pflegte von sich zu sagen, daß er keine Worte fände, wenn er nicht etwas getrunken habe, daß ihm aber der Schnaps zu guten Worten ver helfe, und daß er dann alles sagen könne. Und in der That, im nüchternen Zustande schwieg Taras meistens; hatte er aber etwas getrunken, was bei ihm selten und nur aus besonderen Anlässen passierte, so wurde er auf eine besonders angenehme Art gesprächig. Er pflegte dann viel und gut zu sprechen, mit großer Schlichtheit, Ehrlichkeit und vor allem Liebenswürdigkeit, die ihm aus den gutmütigen blauen Augen nur so leuchtete, wobei ein freundliches Lächeln seine Lippen nicht verließ.

In einem solchen Zustande befand er sich auch heute. Das Hinzukommen Nechljudows hemmte für einen Augenblick seinen Redefluß. Aber nach dem er den Sack untergebracht und sich gesetzt hatte, legte er die starken Arbeitshände auf die Kniee und fuhr in seiner Erzählung fort, dem Gärtner gerade in die Augen blickend. Er erzählte seinem neuen Bekannten mit allen Einzelheiten die Geschichte seiner Frau, weswegen sie verschickt worden war, und warum er ihr jetzt nach Sibirien folgte.

Nechljudow hatte diese Erzählung noch nie ausführlich vernommen und hörte daher mit Interesse zu. Er kam gerade zu der Stelle der Erzählung, wo die Vergiftung schon geschehen war, und man in der Familie erfuhr, daß es Fedoßja gethan.

»Ich erzähle da von meinem Unglück«, sagte Taras, sich an Nechljudow in herzlicher Freundschaftlichkeit wendend. »So eine Seele von Mensch habe ich getroffen, wir sind ins Gespräch gekommen, und nun erzähle ich es ihm.«

»Ja, ja«, sagte Nechljudow. »Nun also, auf diese Weise, mein Lieber, wurde die Sache bekannt. Die Mutter nahm das Gebäck und: ‚zum Polizeiaufseher geh’ ich‘, sagt sie. Mein Vater ist ein gerechter Mann. ‚Wart«, sagt er, ‚Alte. die Frau ist noch ein ganzes Kind, wußte wohl selbst nicht, was sie that. Haben wir Mitleid mit ihr, sie kommt vielleicht noch zu Verstande‘ Was Du nicht denkst: auf nichts wollte die Alte hören. Während wir sie hier halten‘, sagt sie, ‚wird sie uns wie die Schwaben vergiften.‘ Also, mein Bester, sofort zum Polizeiaufseher . . . Der natürlich gleich zu uns . . . Gleich auch die Zeugen mit . . . «

»Nun, und Du selbst?« fragte der Gärtner.

»Ich selbst, mein Lieber, wälze mich vor Bauchweh und erbreche nur. Das ganze Innere kehrt sich mir um, kein Wort kann ich reden. Der Vater spannt also gleich den Wagen an, setzt die Fedoßja darauf, dann geht’s in das Polizeiamt und von da zum Untersuchungsrichter. Und sie, mein Bester, wie sie gleich anfangs alles eingestanden hatte, so erzählt sie auch alles der Reihe nach dem Untersuchungsrichter, wo sie das Arsenik genommen und wie sie das Gebäck geknetet.«

»,Wozu hast Du denn das gethan?‘ fragt er.«

»,Darum‘, sagt sie, ‚weil ich ihn über habe. Und in Sibirien‘, sagt sie, ‚möcht’ ich lieber leben als mit ihm . . . ‘ Als mit mir also«, sagte lächelnd Taras. »Gestand also alles ein . . . Natürlich: ins Gefängnis. Der Vater kehrte allein zurück. Nun kam aber die Arbeitszeit heran, und von Weibern hatten wir zu Hause nur die Mutter, und auch die war schon schwach. Was soll man da machen, dachten wir. Ob man sie nicht gegen Kautions auslösen könnte? Der Vater fuhr also zu einem der Herren Beamten hin — es wurde nichts. Er fuhr zum andern. Etwa fünf Stück von diesen Beamten hatte er besucht. Er hatte die Sache schon ganz aufgegeben, da trifft er so einen gewandten Kerl, so einen Kanzlisten. Ein gerissener Kerl, wie man

selten einen findet.,Gib mir', sagt er.,fünf Rubel und ich will Dir helfen.' Auf dreien einigten sie sich. Na, da habe ich also ihre eigne Leinwand versetzt und das Geld beschafft. Kaum hatte er das Papier auf gesetzt«, dehnte Taras, als spräche er von einem Schuß, »gleich war die Sache gemacht! Ich selbst war um die Zeit schon aufgestanden, holte sie selbst aus der Stadt ab.«

»Ich kam also in der Stadt an, stellte die Stute in den Ausspann, nahm das Papier und ging ins Gefängnis.,Was willst Du?',So und so', sag' ich,, meine Frau sitzt hier bei Euch.',Und das Papier?' fragt er. Ich gebe das Papier. Er sah hinein:.,Wart', sagt er. Ich setzte mich da auf eine Bank. Die Sonne stand schon hoch um Mittag. Da kommt der Chef selbst heraus:

,Bist Du', fragt er.,Warguschow?',Ich selbst',Nun', sagt er.,da hast Du sie!' Gleich wurde das Thor geöffnet und man führte sie heraus, in ihrer eigenen Kleidung, wie sich's gehört. —,Nun, gehen wir.',Bist Du denn zu Fuß?',Nein, mit dem Pferde.' Wir kamen in den Ausspann, ich zahlte für die Einkehr, spannte die Stute vor und that das übriggebliebene Heu unter die Sitz matte. Sie setzte sich, hüllte sich in das Tuch und wir fahren ab. Sie schweigt und ich schweige.«

»Als wir uns aber unserm Hause nähern, da fragt sie:.,Lebt die Mutter noch?' Ich sage:.,Jawohl!',Und der Vater?',Ja.',Verzeih' mir meine Dummheit, Taras. Ich wußte selbst nicht, was ich that.' Und ich sage:.,Da ist nicht viel zu reden. Ich habe Dir längst vergeben.' Mehr sprach sie auch nicht.«

»So kamen wir zu Hause an. Sofort fiel sie der Mutter zu Füßen. Die Mutter sagt:.,Gott wird's vergeben!' Und der Vater begrüßt sie und sagt:.,Was soll man vom alten reden. Leb' jetzt, wie es besser ist. Jetzt', sagte er.,ist auch nicht die Zeit dazu, — die Ernte muß eingebracht werden. Hinter Skorodnoje', sagt er.,auf dem Mist streifen steht der Roggen, Gott hat's gegeben, so stark, daß die Sense ihn nicht faßt . . . Hat sich verwickelt und ist wie ein Bett gelagert . . . Da muß man schon mit der Sichel dran . . . Geh Du mal morgen mit Taraska hin, ihn zu schneiden.'«

»Und von der Zeit an, mein Bester, begann sie zu arbeiten. Und so zu arbeiten, daß es nur ein Wunder war . . . Wir hatten damals

drei Deßjatinen gepachtet, und der Roggen sowohl als der Hafer war selten gut geraten. Ich mähe, sie bindet, oder wir schneiden beide. Ich bin zur Arbeit geschickt, — fällt mir nicht aus den Händen, — und sie ist noch geschickter, was sie auch an greift. Ein flinkes Weib, jung und saftig. Und auf die Arbeit, mein Bester, wurde sie so verpicht, daß ich sie nur zurückhalten muß . . . Kommen wir des Abends nach Hause, die Finger sind an geschwollen, die Hände brennen; ausruhen müßte man . . . Nein, sie läuft, ohne zu Abend gegessen zu haben, in die Scheune, die Garbenbinden auf morgen zu richten. Was nur aus ihr geworden war!«

»Nun, und auch zu Dir wurde sie freundlich?« fragte der Gärtner.

»Sprich gar nicht! So klebte sie sich an mich an — eine Seele wir beide! Was ich nur denke, versteht sie. Sogar die Mutter, so böse sie ist, auch die sagte: „Unsere Fedoßja ist wie ausgetauscht, ein ganz anderes Frauenzimmer geworden . . .“

»Einmal fuhren wir beide mit zwei Wagen nach den Garben, saßen selbst im vorderen. Da sag ich denn: „Wie warst Du nur auf diese Sache gekommen, Fedoßja?“ „Wie ich drauf gekommen war?“ sagt sie. „Ich wollte mit Dir nicht leben. Besser, dacht ich, will ich sterben, als das . . .“ „Nun, und jetzt?“ sag ich. „Und jetzt“, sagt sie, „liegst Du mir am Herzen.“

Taras hielt inne und schüttelte mit freudigem Lächeln verwundert das Haupt.

»Eben hatten wir die Ernte vom Felde, — ich hatte gerade Hanf zum Weichen gebracht und war nach Hause gekommen«, fuhr er fort, nach dem er eine Weile geschwiegen, — »da liegt die Ladung vors Gericht! Und wir hatten an das Gericht überhaupt gar nicht mehr gedacht . . .«

»Nichts anderes, als der unsaubere Geist«, sagte der Gärtner. »Kann es denn dem Menschen selbst einfallen, eine Seele zu verderben. So war bei uns auch einer . . .« und der Gärtner wollte eben beginnen, seinerseits eine Geschichte zu erzählen, als der Zug hielt. »Wohl eine Station«, sagte er, »will mal trinken gehen.«

Das Gespräch wurde unterbrochen, und Nechljudow trat gleich hinter dem Gärtner auf die nassen Bretter des Perrons.



Zweiundvierzigstes Kapitel.

Noch ehe Nechljudow den Waggon verlassen hatte, bemerkte er auf dem Stationshof einige elegante Equipagen, mit je drei oder vier wohlgenährten, schellenklirrenden Pferden bespannt. Als er aber auf den vom Regen nassen und dunkel gewordenen Bahnsteig hinaustrat, sah er vor dem Waggon erster Klasse ein Häufchen Leute. Besonders fielen Nechljudow eine hohe dicke Dame im Waterproof und einem Hut mit kostbaren Federn auf, und ein langer junger Mann mit dünnen Beinen im Radfahrerkostüm, nebst einem ungeheuer großen, satten Hund, der ein teures Halsband trug. Hinter ihnen standen, die Herrschaft erwartend, ein Kutscher und Lakaien mit Mänteln und Schirmen.

Auf dieser ganzen Gruppe, von der dicken Dame bis zu dem Kutscher, der mit der Hand die Schöße seines langen Kutscherrocks aufraffte, lag der Ausdruck ruhigen Selbstbewußtseins und Überflusses. Um die Gruppe bildete sich sogleich ein Kreis neugieriger und vor dem Reichtum kriechen der Leute: der Stationsvorsteher in der roten Mütze, der Gendarm, das im Sommer bei der Ankunft der Züge immer anwesende typische hagere Mädchen im russischen Kostüm mit Glasperlen um den Hals, ein Telegraphenbeamter und Passagiere, Männer und Frauen.

In dem jungen Manne mit dem Hunde erkannte Nechljudow den Gymnasiasten Kortschagin. Die dicke Dame aber war die Schwester der Fürstin, auf deren Gut die Kortschagins übersiedelten. Der Zugführer mit glänzenden Tressen und blanken hohen Stiefeln

öffnete die Waggonthür und behielt den Griff zum Zeichen seiner Ehrerbietung in der Hand, während Philipp und ein Gepäckträger mit weißer Schürze die Fürstin auf ihrem zusammenlegbaren Lehnstuhl hinaustrugen. Die Schwestern begrüßten sich und man beriet sich in französischer Sprache, ob die Fürstin im geschlossenen Wagen oder in der Kalesche fahren solle. Darauf setzte sich die Prozession, in deren Schweif das Zimmermädchen mit den Löckchen, die Schirme und das Futteral in der Hand ging, nach dem Ausgang zu in Bewegung.

Nechljudow, der ihnen nicht begegnen wollte, um nicht noch einmal Abschied zu nehmen, blieb in einiger Entfernung vom Ausgange stehen und wartete, bis die ganze Prozession vorüber wäre.

Die Fürstin mit ihrem Sohn und Missy, der Arzt und das Stubenmädchen zogen voraus, der Fürst aber blieb mit seiner Schwägerin nach, und Nechljudow hörte, ohne näher heranzukommen, nur einige abgebrochene französische Phrasen ihres Gesprächs. Eine dieser Phrasen, vom Fürsten gesprochen, blieb, wie das häufig geschieht, aus irgend einem Grunde in Nechljudows Gedächtnis mit allen Intonationen und Nuancen der Stimme haften. »Oh! il est du vrai grand monde, du vrai grand monde«, sagte der Fürst von jemand mit seiner lauten, selbstbewußten Stimme, während er mit seiner Schwägerin, geleitet von ehrerbietigen Kondukteuren und Gepäckträgern, durch die Thür des Stationsgebäudes ging.

In diesem Augenblick erschienen auf dem Perron irgend woher, hinter einer Ecke des Stationsgebäudes hervor, ein Haufen Arbeiter in Bastschuhen und mit Halbpelzen und Säcken auf dem Rücken. Die Arbeiter näherten sich mit entschiedenen, weichen Schritten dem ersten Waggon und wollten einsteigen, wurden aber sogleich von dem Kondukteur fortgejagt. Ohne stehen zu bleiben, gingen die Arbeiter, sich beeilend und einander auf die Füße tretend, weiter zum nächsten Waggon und begannen schon wieder einzusteigen, mit den Säcken an den Ecken des Waggon und an der Thür anstoßend, als ein anderer Kondukteur, der von der Stationsthür aus

ihre Absicht bemerkte, sie streng anschrie. Die eingestiegenen Arbeiter kamen eilig wieder heraus und gingen mit denselben weichen Schritten weiter zum nächstfolgenden Wagen.

Wieder hielt sie ein Kondukteur an. Sie wollten schon stehen bleiben, um noch weiter zu gehen, aber Nechljudow sagte ihnen, daß im Waggon noch Plätze seien, und daß sie einsteigen sollten. Sie gehorchten, und Nechljudow stieg mit ihnen zusammen ein.

Die Arbeiter wollten bereits Platz nehmen, aber der Herr mit der Kokarde und die beiden Damen faßten diese Absicht, sich in ihrem Waggon niederzulassen, als eine persönliche Beleidigung auf, widersetzten sich dem energisch und begannen die Arbeiter hinauszutreiben.

Die Arbeiter, etwa zwanzig an der Zahl, alte und ganz junge Leute, alle mit abgehärmten, sonnverbrannten, mageren Gesichtern, gingen, im augenscheinlichen Bewußtsein ihrer Schuld, durch den Waggon weiter, mit den Säcken an Wände, Bänke und Thüren stoßend, offenbar bereit, bis ans Ende der Welt zu gehen und sich zu setzen, wohin man es ihnen befehle, wäre es auch auf Nägel.

»Wohin rennt Ihr, Teufels? Setzt Euch hier!« schrie ein neuer, ihnen aus dem nächsten Waggon entgegenkommender Kondukteur.

»Voilà encore des nouvelles«, sagte die jüngere von den beiden Damen, vollkommen überzeugt, daß sie durch ihr schönes Französisch die Aufmerksamkeit Nechljudows auf sich lenken werde.

Die Dame mit den Armbändern schnüffelte nur immer, rümpfte die Nase und sagte etwas über die Annehmlichkeit, mit stinkendem Bauernpack zusammenzusitzen.

Die Arbeiter aber blieben stehen, im Genüsse der Freude und Beruhigung von Menschen, die einer großen Gefahr entgangen, und begannen die Plätze einzunehmen. Die Säcke warfen sie mit einer Bewegung der Schulter vom Rücken und stopften sie unter die Bänke.

Der Gärtner, der sich mit Taras unterhalten hatte, hatte nicht auf seinem Platze gesessen und war jetzt auf den eigenen zurückgekehrt, sodaß jetzt Taras gegenüber und neben ihm drei

Plätze frei waren. Drei der Arbeiter hatten sich auf diese Plätze gesetzt, aber als Nechljudow sich ihnen näherte, verwirrte sie der Anblick seiner herrschaftlichen Kleidung so sehr, daß sie ausstanden, um zu gehen. Aber Nechljudow bat sie, zu bleiben, und setzte sich selbst auf die Seitenlehne der Bank am Durchgang.

Einer von den Arbeitern, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, tauschte mit seinem Kameraden einen erstaunten und beinahe erschrockenen Blick. Daß Nechljudow, anstatt, wie es einem Herrn eigentümlich, sie zu schimpfen und zu verjagen, ihnen seinen Platz abtrat, verwunderte sie sehr und machte sie stutzig. Sie befürchteten sogar, es könnte ihnen dadurch etwas Unangenehmes passieren. Als sie aber sahen, daß dabei keinerlei Hinterlist war, und daß Nechljudow sich in schlichter Weise mit Taras unterhielt, hießen sie den Jüngsten sich auf den Sack setzen und verlangten, daß Nechljudow seinen Platz wieder einnehmen solle.

Anfangs machte sich der ältere, Nechljudow gegen über sitzende Arbeiter ganz klein und zog seine mit Bastschuhen bekleideten Füße ein, um nicht den Herrn zu stoßen, hernach aber kam er mit Nechljudow und Taras in ein so freundschaftliches Gespräch, daß er sogar Nechljudow mit der Hand, die Handfläche noch oben, auf das Knie klopfte bei denjenigen Stellen des Gesprächs, auf die er dessen besondere Aufmerksamkeit lenken wollte. Er erzählte von allen seinen Verhältnissen und von der Arbeit auf den Torfmooren, von wo sie jetzt nach Hause zurückkehrten. Sie hatten dort zwei und einen halben Monat gearbeitet und brachten an verdientem Gelde etwa je zehn Rubel nach Hause, während ein Teil des Verdienstes im voraus bei der Verdingung gezahlt worden war.

Ihre Arbeit hatten sie, wie er erzählte, bis an die Kniee im Wasser stehend, verrichtet und von der Morgen- bis zur Abendröte mit einer zwei stündigen Ruhepause gearbeitet.

»Die es nicht gewohnt sind, denen fällt es natürlich schwer«, sagte er, »später aber macht's nichts mehr. Wäre nur die Kost ordentlich; anfangs war sie sehr schlecht. Da nahmen aber die Leute es übel, und die Kost wurde besser, daß auch die Arbeit leichter ging.«

Dann erzählte er, wie er seit achtundzwanzig Jahren auf die Arbeit

gegangen sei und seinen ganzen Verdienst nach Hause gebracht habe, zuerst dem Vater, dann dem ältesten Bruder, jetzt dem Neffen, der die Wirtschaft führte. Er selbst hätte von seinem jährlichen Verdienst, — etwa fünfzig bis sechzig Rubel, — nur zwei bis drei Rubel für seine Schwächen verbraucht, wie Tabak und Zündhölzchen.

»Sündiger Mensch, manchmal trinkt man auch ein Schnäpschen gegen die Müdigkeit . . . « fügte er mit einem schuldbewußten Lächeln hinzu.

Er erzählte noch, wie zu Hause die Weiber für sie die Arbeit verrichteten, wie der Unternehmer sie heute vor der Abreise mit einem halben Eimer bewirtet hatte, wie einer von ihnen gestorben sei und ein anderer, den sie mitführten, krank sei.

Der Kranke, von dem er sprach, saß in dem selben Waggon in einer Ecke.

Er war fast noch ein Knabe, mit fahlem Gesicht und blauen Lippen und wurde offenbar von Fieber gequält.

Nechljudow trat an ihn heran, aber der Kranke sah ihn mit einem so strengen, leidenden Blick an, daß Nechljudow ihn nicht mit Fragen beunruhigen wollte.

Er riet dem Alten, für den Jungen Chinin zu kaufen, und schrieb den Namen der Medizin auf ein Stück Papier.

Nechljudow wollte auch Geld dazu geben, aber der alte Arbeiter sagte, daß es nicht nötig sei, er würde schon selbst bezahlen.

»Na, soviel ich auch gereist bin, solche Herren habe ich noch nie gesehen. Anstatt daß er Dir eins ins Genick giebt, hat er noch seinen eigenen Platz abgegeben . . . Es giebt also auch verschiedene Herrschaften . . . « folgerte er, sich an Taras wendend.

»Ja eine ganz neue, andere Welt«, dachte Nechljudow, während er auf diese hageren, muskulösen Gliedmaßen, die groben, zu Hause gearbeiteten Kleider und die sonnenverbrannten, freundlichen und abgehärmten Gesichter blickte und sich von allen Seiten von ganz neuen Menschen um geben fühlte, mit ihren ernstesten Interessen, Freuden und Leiden des wahren, arbeitsamen und menschlichen Lebens.

»Das ist sie, 1e vrai grand monde!« dachte Nechljudow, sich der Phrase des Fürsten Kortschagin erinnernd und sich diese ganze müßige, luxuriöse Welt der Kortschagins mit ihren nichtigen, traurigen Interessen ins Gedächtnis rufend.

Und er wurde von dem Gefühl eines Reisenden ergriffen, der eine neue, unbekante, schöne Welt entdeckt hat.



Wie durch die Zeitungen bereits allgemein bekannt ist, arbeitet der Verfasser zur Zeit noch an einem dritten Teil. Die Käufer dieser bisher einzig vollständigen Ausgabe, die sämtliche von der russischen Zensur gestrichenen Kapitel und Textstellen enthält, erhalten jenen sofort nach Erscheinen dem entsprechenden Preise in Lieferungen oder komplett nachgeliefert . . .



Dritter Band.



Erstes Kapitel.

Der Transport, zu welchem die Maslowa gehörte, hatte gegen fünftausend Werst zurückgelegt. Bis zu Permj war sie auf der Eisenbahn und auf dem Dampfschiff mit den Kriminalverbrechern gefahren, und erst in dieser Stadt war es Nechljudow gelungen, die Überführung der Maslowa zu den Politischen zu erreichen, wozu die in demselben Transport befindliche Bogoduchowskaja geraten hatte.

Die Fahrt bis Permj war für die Maslowa, sowohl Physisch, als auch moralisch, sehr schwer gewesen. Physisch wegen der Enge, der Unsauberkeit und des ekligen Ungeziefers, von welchem sie belästigt wurde, moralisch wegen der ebenso ekligen Männer, welche wie das Ungeziefer, obwohl sie mit jeder Etappe wechselten, immer gleich zudringlich und klebrig blieben und ihr keine Ruhe ließen. Zwischen den Arrestantinnen und den Arrestanten, Aufsehern und Eskorte-Soldaten war cynische Unsittlichkeit derart

zur Gewohnheit geworden, daß jede und besonders eine junge Frau, wenn sie ihre Lage als Frau nicht ausnutzen wollte, beständig auf ihrer Hut sein mußte. Und diese beständige Furcht, der beständige Kampf waren nicht leicht zu ertragen. Die Maslowa aber war solchen Angriffen besonders ausgesetzt, teils wegen ihres anziehenden Äußeren, teils wegen ihrer allen bekannten Vergangenheit. Die energische Abwehr, die sie jetzt den sie belagernden Männern gegen über zeigte, erschien diesen wie eine Beleidigung und erzeugte in ihnen noch dazu eine Erbitterung gegen das Mädchen. In dieser Hinsicht wurde ihre Lage durch ihre nahen Beziehungen zu Fedoßja und Taras erleichtert, welcher letzterer sich arretieren ließ, als er von den Angriffen erfuhr, denen seine Frau ausgesetzt war, um sie beschützen zu können und von Nishnij ab, wie ein Arrestant, zusammen mit den Gefangenen fuhr.

Die Überführung in die Abteilung der Politischen erleichterte die Lage der Maslowa in jeder Beziehung. Abgesehen davon, daß die Politischen bessere Lokalitäten und bessere Nahrung hatten und weniger grob behandelt wurden, besserte sich die Lage der Maslowa auch dadurch, daß die Nachstellungen von Seiten der Männer aufhörten, und sie jetzt leben konnte, ohne jeden Augenblick an ihre Vergangenheit erinnert zu werden, welche sie jetzt so gern vergessen wollte. Der Hauptvorteil dieser Überführung bestand aber darin, daß sie hierdurch einige Menschen kennen lernte, die für sie von entscheidendem, wohlthätigstem Einfluß wurden.

Auf den Etappen durfte die Maslowa mit den Politischen den jenen zugewiesenen Raum teilen, aber gehen mußte sie, als ein gesundes Weib, mit den Kriminalverbrechern. So ging sie denn von Tomsk an. Mit ihr zusammen gingen, ebenfalls zu Fuß, zwei Politische: Marja Pawlowna Schtschetinina, dasselbe schöne junge Mädchen mit den Schafsaugen, welches Nechljudow bei der Zusammenkunft mit der Bogoduchowskaja aufgefallen war, und ein gewisser, in den Jakutskischen Bezirk verschickter Simonson, derselbe schwarze, zerzauste Mensch mit tiefliegenden Augen, den Nechljudow ebendamals bemerkt hatte. Marja Pawlowna ging zu Fuß, weil sie ihren Platz im Fuhrwerk einer schwangeren Kriminalarrestantin

abgetreten hatte; Simonson that es, weil er es für ungerecht hielt, irgend einen Klassenvorzug auszunutzen. Diese drei brachen zusammen mit den Kriminalverbrechern des Morgens früh auf, während die Politischen erst später ausfuhren.

So war es auch bei der letzten Etappe vor einer großen Stadt, als ein neuer Eskorte-Offizier den Transport übernommen hatte.

Es war früh an einem unfreundlichen Septembermorgen. Bald fiel Schnee, bald regnete es bei heftigem, kaltem Winde. Alle Arrestanten des Transports, vierhundert Männer und gegen fünfzig Frauen, befanden sich schon auf dem Hof der Etappe. Der eine Teil drängte sich um den Ältesten der Eskorte, der an die von den Arrestanten gewählten Bevollmächtigten die Verpflegungsgelder für zwei Tage verteilte, während der andere Teil bei den in den Hof der Etappe herein gelassenen Korbweibern Nahrungsmittel einkaufte. Man hörte das Gesumme der Stimmen der Arrestanten, die das Geld überzählten und Einkäufe machten, und das winselige Gerede der Verkäuferinnen.

Katjuscha und Marja Pawlowna, beide in Stiefeln und Halbpelzen, mit Tüchern umbunden, traten aus dem Etappenraum auf den Hof hinaus und begaben sich zu den Verkäuferinnen, die vor dem Winde geschützt, an der nördlichen Wand des Pfahlwerks saßen und ihre Waren um die Wette anboten: frisches Feinbrot, Fisch, Nudeln, Grützbret, Leber, Rindfleisch, Eier, Milch; eine hatte sogar ein gebratenes Ferkel.

Simonson in einer Guttaperchajacke und Gummischuhen, die mit Bindfaden über den wollenen Strümpfen befestigt waren (er war Vegetarier und benutzte keine Felle von getöteten Tieren), befand sich, in Erwartung des Aufbruchs, ebenfalls auf dem Hof. Er stand an der Treppe und notierte sich einen Gedanken, der ihm eingefallen war. Der Gedanke bestand in folgendem: »Wenn«, schrieb er, »eine Bakterie den Nagel eines Menschen beobachtete und untersuchte, so würde sie ihn für ein unorganisches Gebilde erklären. Ebenso haben auch wir die Erdkugel nach den Beobachtungen ihrer Kruste für ein unorganisches Wesen erklärt. Das ist nicht richtig.«

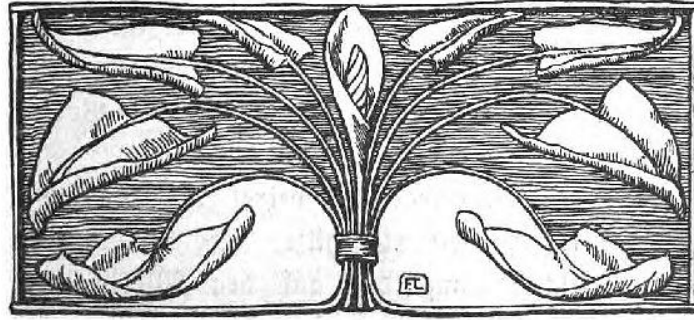
Während die Maslowa alle ihre Einkäufe: Eier, ein Bündel Brezeln,

Fisch und frisches Weizenbrot in einen Sack packte, und Marja Pawlowna mit den Hökerinnen abrechnete, entstand unter den Arrestanten eine Bewegung. Alles ward still und die Leute begannen sich in Reih und Glied auf zustellen. Der Offizier kam heraus und traf die letzten Anordnungen vor dem Abmarsch.

Alles ging wie gewöhnlich: man zählte, unter suchte die Unversehrtheit der Fußschellen und that die Paare zusammen, die Handschellen trugen.

Aber plötzlich ertönte ein befehlshaberisches zorniges Geschrei des Offiziers, ein Schlag auf einen menschlichen Körper und das Weinen eines Kindes. Auf einen Augenblick verstummte alles, dann aber lief durch den ganzen Haufen ein dumpfes Gemurmel.

Die Maslowa und Marja Pawlowna näherten sich dem Orte des Lärms.



Zweites Kapitel.

Als Marja Pawlowna und Katjuscha den Ort des Lärmens erreichten, sahen sie folgendes: der Offizier, ein starker Mann mit großem, blondem Schnurrbart, rieb stirnrunzelnd mit der linken Hand die Handfläche der rechten, die er sich an dem Gesicht eines Arrestanten beschädigt hatte, und stieß unaufhörlich gemeine, grobe Schimpfworte aus. Vor ihm stand in einem kurzen Schlafrock und noch kürzeren Hosen ein langer, magerer Gefangener mit halbrasiertem Kopf, der sich mit der einen Hand das blutig geschlagene Gesicht abwischte, mit der anderen ein in ein Tuch gewickeltes, durchdringend schreiendes Mädchen hielt.

»Ich werde Dich (ein unanständiges Schimpfwort) räsonieren lehren! (Wieder ein Schimpfwort.) Du gibst es den Weibern ab«, schrie der Offizier. — »Lege sie an!«

Der Offizier verlangte, daß man dem Arrestanten, einem von der Dorfgemeinde Verschickten, der dm ganzen Weg über das von seiner in Tomsk am Typhus gestorbenen Frau hinterlassene Mädchen getragen hatte, Handschellen anlege. Die Einwendungen des Gefangenen, daß er mit den Handschellen das Kind nicht tragen könne, hatten den schlecht gelaunten Offizier gereizt, worauf er den Arrestanten, der sich nicht sofort unterwerfen wollte, geschlagen hatte.²

Dem Geschlagenen gegenüber standen der Eskorte-Soldat und ein stämmiger schwarzbärtiger Gefangener mit den an einer Hand angelegten Hand schellen, der düster bald auf den Offizier, bald auf

den geschlagenen Kameraden mit dem Mädchen blickte.

Der Offizier wiederholte dem Eskorte-Soldaten den Befehl, das Mädchen wegzunehmen.

Das Gemurmel unter den Gefangenen wurde immer lauter und lauter.

»Von Tomsk an sind wir gegangen, ohne daß angelegt wurde . . . « ließ sich eine heisere Stimme aus den hinteren Reihen vernehmen. »Ist doch ein Kind und kein Wels . . . «

»Wohin soll er denn das Mädchen thun? Das ist kein Gesetz . . . « sagte noch jemand.

»Wer war das?« schrie der Offizier wie gestochen und stürzte sich in den Haufen. »Ich werde Dir das Gesetz zeigen! Wer hat's gesagt? Du? Du?«

»Alle sagen's, denn . . . « sagte ein breitschultriger untersetzter Arrestant.

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Der Offizier begann, ihn mit beiden Händen ins Gesicht zu schlagen.

»Ihr rebelliert? Ich will Euch zeigen, was rebellieren heißt. Wie Hunde schieß ich Euch nieder. Die Obrigkeit dankt's mir nur. — Nimm das Mädchen!«

Der Haufe wurde still. Einer der Eskorte-Soldaten riß das verzweifelt schreiende Mädchen fort, ein anderer begann dem gehorsam seine Hand hinhaltenden Arrestanten die Handschellen an zulegen.

»Bring es zu den Weibern!« befahl der Offizier dem Eskorte-Soldaten, das Portepée feines Säbels zurecht zupfend.

Das Mädchen mühte sich, seine Ärmchen aus dem Tucho zu befreien und schrie mit blutrotem Gesicht ohne Aufhören. Aus dem Haufen trat Marja Pawlowna hervor und schritt auf den Offizier zu.

»Herr Offizier, erlauben Sie, daß ich das Kind trage.«

Der Eskorte-Soldat mit dem Mädchen blieb stehen.

»Wer bist Du?« fragte der Offizier.

»Ich bin eine Politische.«

Das schöne Gesicht Marja Pawlownas mit den wunderbaren,

hervortretenden Augen schien offenbar auf den Offizier seine Wirkung auszuüben. Er hatte sie schon früher bei der Empfangnahme des Transportes bemerkt und blickte sie jetzt schweigend an, als erwäge er irgend etwas.

»Mir ist's gleich, wenn Sie es wollen, tragen Sie das Kind. Sie haben gut, mitleidig zu sein, läuft er aber davon, wer trägt die Verantwortung? . . . «

«Wie soll er denn mit dem Kinde davonlaufen?» sagte Marja Pawlowna.

»Ich habe keine Zeit mich mit Ihnen zu unterhalten. Nehmen Sie es, wenn Sie es wollen.«

»Befehlen Sie, daß ich es abgebe?« fragte der Soldat.

»Gieb's.«

»Komm zu mir«, sprach Marja Pawlowna, das Kind an sich lockend.

Aber das Mädchen zog sich aus den Armen des Soldaten zu dem Vater hin und wollte zu Marja Pawlowna nicht gehen.

»Warten Sie, Marja Pawlowna, zu mir wird es schon kommen«, sagte die Maslowa, eine Brezel aus dem Sack hervorholend.

Das Kind kannte die Maslowa und ging zu ihr als es das bekannte Gesicht und die Brezel erblickte.

Alles wurde still. Das Thor öffnete sich, die Abteilung trat hinaus und nahm Aufstellung. Die Eskorte-Soldaten zählten die Gefangenen nochmals. Die Sachen wurden gepackt, die Säcke geschnürt, die Schwachen auf den Wagen gesetzt. Die Maslowa mit dem Kind auf den Armen stellte sich zu den Weibern neben Fedoßja. Simonson, der die ganze Zeit dem Vorgang gefolgt war, trat mit großen, energischen Schritten auf den Offizier zu, der alle Anordnungen beendet hatte und in seinen Tarantas schon einstieg.

»Sie haben schlecht gehandelt, Herr Offizier!« sagte Simonson.

»Scheren Sie sich auf Ihren Platz. Das ist nicht Ihre Sache.«

»Meine Sache war es, Ihnen zu sagen, daß Sie schlecht gehandelt haben, und ich habe es gethan«, sagte Simonson, den Offizier scharf unter seinen dichten Augenbrauen hervor ansehend.

»Fertig? Abteilung marsch!« schrie der Offizier, ohne Simonson zu beachten, und sich auf die Schulter des auf dem Bock sitzenden Soldaten stützend, stieg er in den Tarantas.

Der Transport setzte sich in Bewegung, entfaltete sich und trat auf den schmutzigen, zu beiden Seiten von Gräben begleiteten Weg hinaus, der mitten durch einen dichten Wald führte.



Drittes Kapitel.

Nach dem sittenlosen, luxuriösen und verweichlichenden Leben der letzten sechs Jahre in der Stadt und den zwei Monaten im Gefängnis mit den Kriminalverbrechern, erschien Katjuscha das jetzige Leben unter den Politischen, trotz aller Beschwerlichkeiten sehr schön. Die Tagesmärsche von zwanzig bis dreißig Werst, bei guter Nahrung und einem Rasttage je nach zwei Tagen des Marsches, festigten sie körperlich, der Verkehr aber mit den neuen Kameraden eröffnete ihr Interessen des Lebens, von denen sie früher nichts gewußt hatte. Solche *prächtige* Menschen, wie sie sagte, als die waren, mit denen sie jetzt ging, hatte sie nicht nur nicht gekannt, sondern sich nicht einmal vor zustellen vermocht. »Da habe ich geweint, daß ich verurteilt worden war«, sagte sie. »Ich muß ja Gott ewig danken . . . Ich habe jetzt erfahren, was ich nie im Leben erfahren hätte.«

Sie begriff sehr leicht und ohne Anstrengung die Motive, von denen jene Leute geleitet waren, und, als ein Mensch aus dem Volk, sympathisierte sie ihnen vollkommen. Sie begriff, daß diese Leute für das Volk eintraten gegen die Herren. Und daß diese Menschen selbst Herren waren und ihre Privilegien, ihre Freiheit, ihr Leben für das Volk aufopfert, ließ sie dieselben besonders hoch schätzen und bewundern.

Sie war entzückt von allen ihren neuen Kameraden, aber am meisten schwärmte sie für Marja Pawlowna und sie war nicht nur

entzückt von ihr, sondern sie liebte sie auch mit einer besonderen, ehrerbietigen und begeisterten Liebe. Sie staunte über dieses schöne Mädchen aus einer reichen Generalsfamilie, das drei Sprachen sprach, sich aber wie die einfachste Arbeiterin gab, alles, was ihr reicher Bruder ihr schickte, verschenkte und sich selbst nicht nur einfach, sondern auch ärmlich kleidete, ohne auf ihr Äußeres auch nur im Geringsten zu achten. Dieser Zug, die völlige Abwesenheit jeder Koketterie, wunderte die Maslowa besonders und entzückte sie darum. Die Maslowa sah, daß Marja Pawlowna ihre Schönheit kannte und daß ihr dieses Bewußtsein sogar angenehm war, aber der Eindruck, den diese Schönheit auf die Männer machte, freute sie nicht nur nicht, sondern sie fürchtete sich davor und empfand geradezu Ekel und Furcht Liebeshändeln gegenüber. Die Männer, ihre Kameraden, wußten das und wenn sie auch einmal eine Neigung zu ihr fühlten, so erlaubten sie sich doch nicht, es ihr zu zeigen und behandelten sie wie einen männlichen Genossen. Wer Fremde drängten sich ihr oft auf, und vor diesen rettete sie, wie sie sagte, ihre große physische Kraft, auf die sie besonders stolz war.

»Einmal«, erzählte sie lachend Katjuscha, »belästigte mich auf der Straße irgend ein Herr und ließ sich auf keine Weise abschütteln. Da packte ich ihn und schüttelte ihn so, daß er erschrak und weglief.«

Zur Revolutionärin war sie geworden, wie sie erzählte, weil sie von Kindheit an gegen das herrschaftliche Leben Widerwillen gefühlt, das Leben der geringen Leute aber geliebt hatte; sie war häufig dafür ausgezankt worden, daß man sie immer im Leutezimmer, in der Küche, im Stall und niemals im Salon fand.

»Und ich fühlte mich mit den Köchinnen und Kutschern heiter und wohl, während unsere Herren und Damen mich langweilten«, sagte sie. »Später aber, als ich anfang zu verstehen, sah ich, daß unser Leben ein ganz schlechtes ist. Eine Mutter kannte ich nicht, meinen Vater liebte ich nicht, und neun zehn Jahre alt, ging ich mit einer Schulfreundin von Hause und trat als Arbeiterin in eine Fabrik ein.«

Später, nach der Fabrik, lebte sie auf dem Lande, kam dann wieder in die Stadt, wo sie in einer Wohnung, in der sich die

geheime Druckerei befand, arretiert und hernach zur Zwangsarbeit verurteilt wurde. Marja Pawlowna Pfl egte selbst davon niemals zu sprechen, aber Katjuscha erfuhr von anderen, daß sie deswegen zur Zwangsarbeit verurteilt worden war, weil sie einen Schuß auf sich genommen hatte, welcher während der Haussuchung in der Dunkelheit von einem der Revolutionäre abgefeuert worden war.

Seit Katjuscha sie kennen gelernt, sah sie, daß Marja Pawlowna, wo und unter welchen Um ständen es auch sein mochte, nie an sich selbst dachte, sondern immer besorgt war, wie sie jemandem einen Dienst, eine Hilfe im Großen oder im Kleinen leisten könnte. Einer ihrer jetzigen Kameraden, Nowodworow, Pfl egte im Scherz von ihr zu sagen, daß sie die Wohlthätigkeit als Sport betreibe. Und das war wahr. Das ganze Interesse ihres Lebens bestand, wie für einen Jäger in der Aufspürung des Wildes, darin, eine Gelegenheit zu finden, anderen nützlich zu sein. Und dieser Sport war ihr zur Gewohnheit, zu einer Lebensaufgabe geworden. Und sie that alles das mit einer solchen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, daß alle, die sie kannten, es nicht mehr schätzten, sondern einfach forderten.

Als die Maslowa zu ihnen gekommen war, empfand Marja Pawlowna ihr gegenüber anfangs nur Ekel und Widerwillen. Katjuscha merkte das, merkte dann aber auch, wie Marja Pawlowna, sich selbst überwindend, zu ihr besonders freundlich und gut wurde. Und diese Freundlichkeit und Güte von Seiten eines so ungewöhnlichen Geschöpf s rührte die Maslowa so sehr, daß sie sich ihr mit ganzer Seele hingab, ihre Anschauungen unbewußt aufnahm und sie in allem nachahmte.

Diese ergebene Liebe Katjuschas rührte wiederum Marja Pawlowna und sie gewann Katjuscha ihrerseits lieb. Auch der Widerwille, den diese beiden Frauen gegen die Geschlechtsliebe empfanden, brachte sie einander näher. Die eine haßte diese Liebe, weil sie alle Schrecken derselben durchkostet hatte, die andere, weil sie, ohne dieselbe zu kennen, sie als etwas Unverständliches und zugleich Ekelhaftes und die menschliche Würde Beleidigendes ansah.



Viertes Kapitel.

Der Einfluß Marja Pawlownas war ein Einfluß, dem sich die Maslowa unterwarf. Er rührte daher, daß die Maslowa Marja Pawlowna lieb gewonnen hatte. Einen anderen Einfluß übte auf sie Simonson aus. Und dieser Einfluß rührte daher, daß Simonson die Maslowa lieb gewann.

Alle Menschen leben und wirken teils eigenen Gedanken gemäß, teils gemäß den Gedanken anderer Leute. Darin, inwieweit die Menschen nach eigenen Gedanken und inwieweit sie nach den Gedanken anderer Leute leben, besteht einer der hauptsächlichsten Unterschiede der Menschen unter einander. Für die einen sind ihre Gedanken in den meisten Fällen wie ein geistiges Spiel, sie gehen mit ihrem Verstande wie mit einem Schwungrad um, von dem der Transmissionsriemen ab genommen ist, in ihren Handlungen aber unterwerfen sie sich fremden Gedanken, der Sitte, der Tradition, dem Gesetz. Die anderen dagegen halten ihre Gedanken für die wichtigsten Motoren ihrer ganzen Thätigkeit, horchen fast immer auf die Forderungen ihres Verstandes und unterwerfen sich ihm, während sie dem, was von anderen auf gestellt wird, nur selten und auch dann erst nach kritischer Abschätzung folgen. Ein solcher Mensch war Simonson. Er prüfte und entschied alles mit seinem eigenen Verstande, und wie er sich einmal entschieden hatte, so handelte er auch.

Nachdem er noch als Gymnasiast zur Überzeugung gekommen war, daß das von seinem Vater, einem Beamten des

Militärverpflegungsamtes, erworbene Vermögen unehrlich erworben sei, hatte er dem Vater erklärt, daß das Vermögen dem Volke zurückgegeben werden müsse. Als ihm aber derselbe nicht nur nicht gehorchte, sondern ihn auch noch ausschalt, verließ er das Haus und verzichtete auf eine Unterstützung von Seiten des Vaters.

Nachdem er zu dem Schluß gekommen war, daß alle gegenwärtigen Mißstände von der Unbildung des Volkes herkämen, verließ er die Universität, schloß sich den »Narodniki« an, wurde Dorfschulmeister und predigte kühn, sowohl seinen Schülern, als auch den Bauern, alles, was er für recht hielt, und leugnete, was er für falsch hielt.

Er wurde arretiert und verurteilt.

Während der Gerichtsverhandlung gelangte er zu dem Schluß, daß die Richter kein Recht hätten, ihn zu richten, was er auch frei aussprach. Als aber die Richter ihm darin nicht zustimmten und fortfuhren, über ihn zu Gericht zu sitzen, beschloß er, nicht mehr zu antworten und schwieg auf alle ihre Fragen. Er wurde in das Archangeljsksche Gouvernement verschickt. Dort bildete er sich eine Religion aus, die seine gesamte Thätigkeit bestimmte. Diese Lehre bestand darin, daß alles in der Welt lebendig sei, daß Totes nicht existiere, daß alle Gegenstände, die wir für tot und unorganisch halten, nur Teile eines riesigen organischen Körpers seien, welchen wir nicht fassen können, und daß daher die Aufgabe des Menschen, als eines Teils des großen Organismus, darin bestehe, das Leben dieses Organismus und aller feiner lebendigen Teile zu erhalten. Und daher war er gegen das Töten der Tiere, gegen den Krieg, die Todesstrafe und überhaupt gegen jeden Mord nicht nur an Menschen, sondern auch an Tieren.

Bezüglich der Ehe hatte er ebenfalls seine eigene Theorie, die darin bestand, daß die Fortpflanzung des Menschen nur eine niedere menschliche Funktion sei, wogegen die höhere in dem Dienste der schon existierenden Lebewesen bestehe. Er fand die Bestätigung dieses Gedankens in dem Vorhandensein der Phagozyten im Blute. Die unverehelichten Menschen waren seiner Meinung nach, eben diese Phagozyten, deren Bestimmung es war,

die Hilfe der schwachen, kranken Teile des Organismus zu bilden. Danach lebte er auch, seit er zu dieser Überzeugung gelangt war, obgleich er früher als Jüngling sich Ausschweifungen hin> gegeben hatte. Er hielt sich, ebenso wie auch Marja Pawlowna für Weltphagozyten.

Seine Liebe zu Katjuscha verletzte diese Theorie nicht, da er platonisch liebte und der Meinung war, daß eine solche Liebe die Phagozytenthätigkeit, den Schwachen zu dienen, nicht nur nicht hindere, sondern noch mehr für dieselbe begeistere.

Aber nicht nur die sittlichen Fragen, auch die Mehrzahl der praktischen Fragen Pfl egte er auf seine Weise zu entscheiden. Für jede praktische Thätigkeit hatte er seine Theorien. Er hatte Regeln, wieviel Stunden man arbeiten, wieviele man ruhen müsse, wie man sich ernähren, wie man sich kleiden, wie man die Öfen heizen, wie man die Beleuchtung bewerkstelligen solle.

Dabei war Simonson im Verkehr mit Menschen äußerst schüchtern und bescheiden. Aber wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, konnte ihn nichts mehr aufhalten.

Und dieser Mensch nun hatte auf die Maslowa einen entschiedenen Einfluß dadurch gewonnen, daß er sie liebte. Die Maslowa erriet es mit ihrem Fraueninstinkt sehr bald, und das Bewußtsein, daß sie in einem so ungewöhnlichen Menschen Liebe für sich hervorrufen konnte, hob sie in ihrer eigenen Meinung. Nechljudow hatte ihr die Ehe aus Großmut und aus Rücksicht auf das Geschehene angeboten, Simonson aber liebte sie so, wie sie jetzt war, und liebte sie einfach, weil er sie liebte. Außerdem fühlte sie, daß Simonson sie für eine außergewöhnliche, von allen anderen Frauen verschiedene Frau hielt, die im Besitze besonderer, hoher sittlicher Eigenschaften war. Sie wußte zwar nicht recht, welche Eigenschaften er ihr zuschrieb, aber bemühte sich für alle Fälle, um ihn nicht zu täuschen, in sich die aller besten Eigenschaften, die sie sich nur vorstellen konnte, hervorzurufen. Und dieses zwang sie, so gut zu sein, wie sie es nur vermochte.

Es hatte noch im Gefängnis begonnen, als sie während der allgemeinen Besuche der Politischen den besonders hartnäckigen

Blick seiner unschuldigen, gutmütigen, dunkelblauen Augen bemerkt hatte, mit dem er sie unter der überhängenden Stirn und den Brauen hervor ansah. Schon damals hatte sie bemerkt, daß dieses ein besonderer Mensch sei und daß er sie besonders ansähe. Sie sah auch die unwillkürlich auffallende Vereinigung in demselben Gesicht von Rauheit, welche die gestäubten Haare und die zusammengezogenen Augenbrauen ihm gaben, und kindlicher Güte und Unschuld des Blickes.

Später in Tomsk, als sie zu den Politischen übergeführt worden war, hatte sie ihn wieder gesehen. Und obgleich sie kein Wort mit einander gewechselt hatten, so lag doch im Blick, den sie austauschten, das Geständnis, daß sie einander nicht vergessen hätten und daß sie einander wichtig seien.

Auch später hatten sie keine bedeutenderen Gespräche mit einander gehabt, aber die Maslowa fühlte, daß seine Rede, wenn er in ihrer Gegenwart sprach, an sie gerichtet war, und daß er für sie sprach, indem er sich bemühte, sich möglichst verständlich auszudrücken. Eine besondere Annäherung zwischen ihnen begann seit der Zeit, als er zu Fuß mit den Kriminalverbrechern zu gehen begonnen hatte.



Fünftes Kapitel.

Von Nishnij bis Permj gelang es Nechljudow nur zweimal, Katjuscha zu sehen: einmal in Nishnij, vor der Einschiffung der Gefangenen auf einem von Drahtnetz umgebenem Fahrzeug, das zweite Mal in Permj, im Bureau des Gefängnisses. Und bei diesen beiden Zusammenkünften fand er sie verschlossen und unfreundlich. Auf seine Frage, ob sie es gut hätte und ob sie nicht etwas brauchte, antwortete sie ausweichend, verlegen und mit demselben Ausdruck eines, wie es ihm schien, feindlichen Vorwurfs, der sich auch früher bei ihr gezeigt hatte. Und diese ihre finstere Stimmung, die nur von den Verfolgungen der Männer herrührte, denen sie während jener Zeit ausgesetzt war, quälte Nechljudow. Er fürchtete, daß sie unter dem Einfluß der schwierigen und demoralisierenden Verhältnisse, in denen sie sich während des Transportes befand, von neuem in den früheren Zustand des Zwiespaltes mit sich selbst, und der Verzweiflung am Leben verfiel, in den Zustand, in welchem sie gegen ihn aufgebracht war und um sich zu vergessen, eifrig zu rauchen und Schnaps zu trinken pflegte. Aber er konnte ihr auf keine Weise helfen, da er während dieser ganzen ersten Zeit der Reise keine Möglichkeit hatte, sie zu sehen. Erst nach ihrer Überführung zu den Politischen überzeugte er sich nicht nur, daß seine Befürchtungen unbegründet waren, sondern begann auch mit jedem Wiedersehen immer mehr zu erkennen, wie sich in ihr jene innere Wandlung vollzog, die er so sehr für sie gewünscht hatte. Gleich bei der ersten Zusammenkunft in Tomsk

wurde sie wieder so, wie sie vor der Abfahrt gewesen war. Sie war weder finster noch verlegen, als sie ihn sah, sondern empfing ihn im Gegenteil freudig und schlicht, während sie ihm dafür dankte, was er für sie gethan, und besonders dafür, daß er sie mit den Menschen zusammengebracht hatte, in deren Gesellschaft sie sich jetzt befand.

Nach zwei Monaten des Etappenmarsches kam die in ihr stattgefundene Umwandlung auch in ihrem Äußeren zum Vorschein. Sie sah magerer, gebräunt und gleichsam etwas gealtert aus. An den Schläfen und um den Mund zeigten sich Fältchen, das Haar ließ sie nicht mehr in die Stirn hängen, sondern verdeckte es mit dem Kopftuch, und weder in ihrer Kleidung und in der Frisur, noch in ihrem Benehmen konnte man die früheren Anzeichen der Koketterie wahrnehmen. Und diese in ihr vorsichgegangene und vorsichgehende Umwandlung rief in Nechljudow ein immerwährendes freudiges Gefühl hervor.

Er empfand jetzt ihr gegenüber ein Gefühl, wie er es früher nie gekannt hatte. Dieses Gefühl hatte nichts gemeinsames mit der ersten poetischen Schwärmerei und noch weniger mit der sinnlichen Verliebtheit, die er später für sie empfunden hatte; nicht einmal etwas Gemeinsames mit dem Gefühl der erfüllten Pflicht, vermischt mit einer gewissen Selbstbespiegelung, dem Gefühl, mit welchem er sich nach dem Urteil entschlossen hatte, sie zu heiraten.

Es war dasselbe einfache Gefühl des Mitleids und der Rührung, das er zum ersten Mal bei dem Wiedersehen im Gefängnis und dann mit neuer Kraft bei dem Besuch im Lazarett empfunden hatte, als er seinen Abscheu unterdrückt und ihr die vermeintliche Geschichte mit dem Lazarettgehilfen verziehen hatte, jenes Ereignis, das sich erst später aufgeklärt hatte. Es war das nämliche Gefühl, nur mit dem Unterschied, daß es früher vorübergehend gewesen war, jetzt aber dauernd wurde. Woran er jetzt auch dachte, was er auch that, seine Grundstimmung war immer jenes Gefühl des Mitleids und der Rührung, nicht nur der Maslowa, sondern auch allen Menschen gegenüber.

Dieses Gefühl deckte gleichsam in der Seele Nechljudows den

Strom der Liebe auf, der früher keinen Ausgang gefunden, jetzt aber sich über alle Menschen ergoß, denen er begegnete.

Nechljudow fühlte sich während der ganzen Reise in einem Zustand der Aufregung, in welchem er unwillkürlich teilnehmend und aufmerksam gegen alle Menschen war, von dem Fuhrmann und dem Eskorte-Soldaten bis zu dem Gefängnischef und dem Gouverneur, mit denen er zu thun hatte.

In dieser Zeit hatte Nechljudow infolge der Überführung der Maslowa zu den Politischen Gelegenheit, mit vielen von diesen bekannt zu werden, zuerst in Jekaterinburg, wo sie sehr frei gehalten wurden, alle zusammen in einer großen Zelle, und dann unterwegs mit jenen fünf Männern und vier Frauen, welchen die Maslowa zugeteilt wurde. Diese Annäherung Nechljudows an die verschickten Politischen änderte vollständig seine Ansicht über dieselben.

Seit Beginn der revolutionären Bewegung in Rußland und besonders seit dem Kaisermord vom 1. März hatte Nechljudow den Revolutionären gegenüber ein feindseliges und verächtliches Gefühl gehabt. Vor allem stießen ihn die Grausamkeit und Heimlichkeit der Mittel ab, die sie im Kampfe mit der Regierung anwandten, die Grausamkeit der Morde, die von ihnen verübt worden waren. Dann aber war ihm auch der ihnen allen gemeinsame Zug des großen Eigendünkels widerwärtig.

Aber als er sie und alles, was sie von der Regierung häufig unschuldigerweise zu erdulden gehabt hatten, näher kennen lernte, sah er, daß sie nicht anders sein konnten, als sie waren.

Wie fürchterlich sinnlos die Qualen auch waren, denen die sogenannten Kriminalen ausgesetzt waren, immerhin wurde an ihnen vor und nach der Verurteilung ein gewisser Schein von Gesetzlichkeit ausgeübt; aber in den Prozessen der Politischen fehlte auch dieser Schein, wie Nechljudow es an der Schustowa und nachher an vielen und abermals vielen seiner neuen Bekannten sehen konnte. Mit diesen Menschen verfuhr man, wie mit den Fischen beim Fang mit dem Zugnetz: man zieht den ganzen Fang ans Ufer und liest dann die großen Fische aus, die man braucht, ohne sich um die kleinen zu kümmern, die dann auf dem Strande

umkommen und eintrocknen. Nachdem man Hunderte solcher Menschen, die augenscheinlich nicht nur unschuldig, sondern für die Regierung auch gänzlich unschädlich waren, eingefangen hatte, hielt man sie bisweilen jahrelang in den Gefängnissen, wo sie schwindsüchtig oder irrsinnig wurden, oder sich selbst töteten. Und man hielt sie bloß darum, weil keine Veranlassung vorlag, sie loszulassen; im Gefängnis aber, wo man sie immer zur Hand hatte, konnten sie zur Aufklärung irgend einer Frage bei einer Untersuchung immer noch brauchbar sein. Das Schicksal aller dieser, häufig sogar vom Standpunkte der Regierung aus unschuldigen Leute hing von der Willkür, der Muße, der Stimmung eines Gendarmerie- oder Polizeioffiziers, eines Spions, Staatsanwalts, Untersuchungsrichters, Gouverneurs oder Ministers ab. Bekommt so ein Beamter Langeweile, oder wünscht er sich auszuzeichnen, so nimmt er Arretierungen vor, und behält die Leute, je nach seiner oder der Vorgesetzten Stimmung, in den Gefängnissen, oder läßt sie wieder frei. Der höhere Vorgesetzte aber, ebenfalls je nachdem, ob er sich auszeichnen will und in welchen Beziehungen er zum Minister steht, verschickt die Leute bis ans Ende der Welt, oder setzt sie in Einzelhaft, verurteilt sie zur Zwangsarbeit, zum Tode, oder läßt sie endlich wieder frei, wenn ihn irgend eine Dame darum bittet.

Man behandelte sie wie im Kriege, und sie wandten selbstverständlich dieselben Mittel an, die man gegen sie brauchte. Und wie die Militärs immer in der Atmosphäre der öffentlichen Meinung leben, welche nicht nur die Frevelhaftigkeit der von ihnen vollbrachten Handlungen vor ihnen verbirgt, sondern diese Handlungen noch als Heldenthaten hinstellt, so umgab auch die Politischen stets jene Atmosphäre der öffentlichen Meinung ihrer Kreise. Und unter dem Einfluß dieser Atmosphäre erschienen ihnen ihre — auf die Gefahr hin, Freiheit, Leben und alles, was dem Menschen teuer ist, zu verlieren — vollbrachten grausamen Handlungen nicht nur nicht schlecht, sondern sogar heldenmütig.

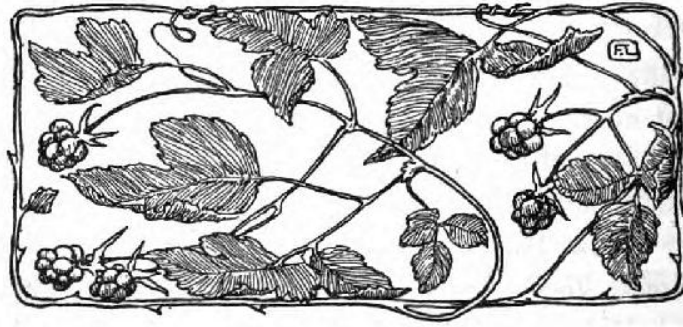
Darin fand Nechljudow eine Erklärung für die sonderbare Erscheinung, daß Menschen vom sanftesten Charakter, die nicht nur

niemand ein Leid zufügen, sondern überhaupt die Leiden eines Lebewesens nicht ansehen konnten, sich ruhig zur Tötung von Menschen vorbereiteten, und daß fast alle den Mord in gewissen Fällen als Mittel der Selbstverteidigung und zur Erreichung des höchsten Zieles des allgemeinen Wohles für gesetzlich und gerecht hielten. Die hohe Meinung aber, die sie von ihrer Sache und folglich auch von sich selbst hatten, entsprang ganz natürlich aus der Bedeutung, die ihnen die Regierung beimaß und aus der Grausamkeit der Strafen, denen sie unterworfen wurden. Sie mußten von sich eine hohe Meinung haben, um daraus die Kräfte zu schöpfen, das zu ertragen, was sie ertrugen.

Als Nechljudow sie näher kennen lernte, überzeugte er sich, daß es weder lauter Bösewichter, wie sich die einen diese Menschen dachten, noch lauter Helden waren, wofür sie bei anderen galten. Es waren nur ganz einfache Menschen, unter denen sich, wie überall, gute und schlechte und mittlere Leute befanden. Es waren unter ihnen Menschen, die zu Revolutionären geworden waren, weil sie sich ganz aufrichtig für verpflichtet hielten, mit dem bestehenden Übel zu kämpfen. Es waren aber auch solche darunter, die diese Thätigkeit aus egoistischen, eitlen Motiven erwählt hatten. Die Mehrzahl wurde aber zur Revolution getrieben durch das Nechljudow von der Kriegszeit her bekannte Verlangen nach Gefahr und Risiko, durch den Genuß am Spiel mit dem Leben, — Gefühlen, die der allergewöhnlichsten energischen Jugend eigen sind.

Der Unterschied zwischen ihnen und den gewöhnlichen Leuten — ein für sie vorteilhafter Unterschied — bestand darin, daß das Maß der sittlichen Forderungen unter ihnen höher war, als das unter gewöhnlichen Menschen übliche. Unter ihnen galt für Pflicht nicht nur Enthaltbarkeit, rauhe Lebensführung, Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit, sondern auch die Bereitschaft, alles, selbst das eigene Leben, für die allgemeine Sache aufzuopfern. Und daher befanden sich diejenigen von diesen Leuten, die über dem mittleren Niveau standen, bedeutend höher als dieses, indem sie ein Muster von seltener sittlicher Höhe waren. Diejenigen aber, die unter dem Durchschnittsniveau blieben, standen bedeutend niedriger als

dieses, — in vielen Fällen unaufrichtige, sich verstellende und zugleich selbstbewußte und stolze Menschen. Daher mußte Nechljudow einige von seinen neuen Bekannten nicht nur achten, sondern sie auch von ganzer Seele lieb gewinnen; gegen andere dagegen blieb er mehr als gleichgültig.



Sechstes Kapitel.

Besonders gewann Nechljudow einen gewissen Kriljzow lieb, einen schwindsüchtigen jungen Menschen, der zur Zwangsarbeit verurteilt worden war und sich bei der Abteilung befand, zu welcher Katjuscha nun gehörte. Nechljudow hatte ihn bereits in Jekaterinburg kennen gelernt und ihn dann während des Marsches mehrmals gesehen und gesprochen. Einmal im Sommer verbrachte Nechljudow während eines Rasttages auf der Etappe mit ihm fast einen ganzen Tag, und Kriljzow kam ins Gespräch und erzählte ihm seine Geschichte, wie er zum Revolutionär geworden war.

Seine Geschichte bis zum Gefängnis war sehr kurz. Sein Vater, ein reicher Rittergutsbesitzer in den südlichen Gouvernements, starb als er noch ein Kind war. Er war der einzige Sohn und die Mutter erzog ihn. Er lernte leicht, sowohl im Gymnasium als auch auf der Universität und ging von der letzteren mit dem Grad eines Kandidaten der mathematischen Fakultät ab. Die Fakultät bot ihm an, die akademische Laufbahn einzuschlagen und als Stipendiat ins Ausland zu reisen. Jedoch er zögerte. Es war ein Mädchen da, das er liebte, und er überlegte sich, ob er nicht heiraten und sich der Thätigkeit auf dem Gebiete der Landschaftsselbstverwaltung widmen solle. Alles mögliche wollte er und zu nichts entschloß er sich.

Um diese Zeit baten ihn seine Kommilitonen von der Universität um Geld für eine gemeinsame Sache! Er wußte, daß diese

gemeinsame Sache revolutionäre Unternehmungen waren, für die er sich gar nicht interessierte, aber aus Kameradschaftsgefühl und Eigenliebe gab er das Geld, damit man nicht denken sollte, daß er sich fürchte. Die das Geld genommen hatten, fielen herein; es wurde ein Zettel gefunden, aus welchem man erfuhr, daß Kriljzow das Geld gegeben hatte. Er wurde arretiert und zuerst auf die Polizeiwache und dann ins Gefängnis gesetzt.

»In dem Gefängnis, in welches man mich gesperrt hatte«, erzählte Kriljzow Nechljudow, während er mit eingefallener Brust, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, dasaß und Nechljudow nur bisweilen mit seinen glänzenden, fieberigen schönen Augen anblickte, »in diesem Gefängnis ging es nicht sehr streng zu. Wir konnten uns nicht nur durch Klopfen verständigen, sondern gingen auch im Korridor umher, unterhielten uns, teilten untereinander Lebensmittel, Tabak, und abends sangen wir sogar im Chor. Ich hatte eine gute Stimme. Ja . . . Wenn nicht die Mutter wäre, die sich sehr um mich grämte, hätte ich es im Gefängnisse gut gehabt, sogar angenehm und sehr interessant. Hier machte ich die Bekanntschaft des berühmten Petrow, der sich später in der Festung mit einer Glasscherbe den Hals durchgeschnitten hat, und vieler anderer. Aber ich war kein Revolutionär . . . Ich lernte auch zwei meiner Zellennachbarn kennen. Sie waren beide mit polnischen Proklamationen hereingefallen und darauf des Versuches angeklagt, sich von der Eskorte zu befreien, die sie zur Eisenbahn transportierte. Der eine war ein Pole — Losinskij, der andere ein Jude — Rosowskij. Ja . . . Dieser Rosowskij war noch ganz und gar ein Knabe. Er sagte, daß er siebzehn Jahre alt wäre, sah aber aus wie ein Fünfzehnjähriger. Mager, klein, mit glänzenden schwarzen Augen, lebhaft und wie alle Juden sehr musikalisch. Seine Stimme brach sich noch, aber er sang ausgezeichnet. Ja . . . Ich war dabei, als sie ins Gericht abgeführt wurden. Frühmorgens führte man sie weg. Am Abend kehrten sie zurück und erzählten, daß sie zum Tode verurteilt worden seien. Niemand hatte das erwartet. So gering war ihre Sache: sie hatten nur versucht, sich von der Eskorte loszureißen, ohne daß sie jemand dabei verwundet hätten. Und

dann war es so unnatürlich, ein solches Kind, wie Rosowskij, hin zurichten. Und wir alle im Gefängnis kamen über ein, daß es geschehen war, nur um zu erschrecken, und daß das Urteil nicht bestätigt werden würde. Anfangs regten wir uns zwar darüber auf, bald aber beruhigten wir uns, und das Leben nahm seinen alten Lauf. Ja . . . Einmal am Abend aber kommt zu meiner Thür der Wächter und teilt mir geheimnisvoll mit, daß die Zimmerleute gekommen seien und ein Galgen errichtet würde. Ich verstand ihn zuerst nicht: wieso? was für ein Galgen? Aber der alte Wächter war so aufgeregt, daß ich begriff, als ich ihn ansah, daß es für unsere zwei war. Ich wollte klopfen, um mich mit den Kameraden darüber auszusprechen, fürchtete aber, daß die beiden es hören könnten. Die Kameraden schwiegen ebenfalls. Offenbar wußten es alle. In den Korridoren und Zellen herrschte den ganzen Abend Totenstille. Wir klopfen nicht und sangen nicht. Gegen zehn Uhr kam der Wächter wieder zu mir und sagte, daß der Scharfrichter aus Moskau angekommen sei. Er sagte es und ging weg. Ich rief ihm, er möge zurückkommen. Plötzlich höre ich, wie Rosowskij mir aus seiner Zelle zuruft: »Was haben Sie? Warum rufen Sie ihn?« Ich sagte irgend etwas, — daß er mir Tabak gebracht hätte, — aber es war, als ahnte er etwas, und er begann mich zu fragen: warum wir nicht gesungen hätten? warum nicht geklopft worden sei? Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete. Ich trat schnell zurück, um mit ihm nicht zu sprechen. Ja . . . Es war eine fürchterliche Nacht. Die ganze Nacht über horchte ich auf jeden Ton. Plötzlich gegen Morgen höre ich, wie die Korridorthür geöffnet wird und über den Korridor mehrere, viele Leute gehen. Ich stellte mich an das Fensterchen. Im Korridor brannte eine Lampe. Zuerst kam der Inspektor. Es war ein dicker Mann, selbstbewußt und energisch genug. Jetzt war er nicht wiederzuerkennen: bleich, verstört, mit hängendem Kopf. Hinter ihm her schritt sein Gehilfe, finster, mit entschlossenem Ausdruck. Zuletzt kam die Wache. Sie gingen an meiner Thür vorbei und blieben vor der Zelle nebenan stehen. Und ich höre — der Gehilfe ruft mit so einer sonderbaren Stimme: »Losinskij, stehen Sie auf, ziehen Sie reine Wäsche an.« la . . . Dann höre ich, wie die Thüre knarrt und sie zu ihm eintreten, dann die Schritte Losinskijs, der sich

nach dem entgegengesetzten Ende des Korridors zu entfernt. Ich konnte nur den Inspektor sehen. Der Inspektor stand da, bleich, knöpfte einen Knopf abwechselnd auf und zu und zuckte die Achseln. Plötzlich trat er beiseite, als ob er vor etwas erschreke. Es war Losinskij, der an ihm vorbeiging und an meine Thür trat. Er war ein schöner Jüngling, von jenem schönen polnischen Typus, wissen Sie, eine breite, gerade Stirn, eine Kappe von blonden, sich kräuselnden, feinen Haaren, schöne blaue Augen. Ein blühender, kraft strotzender, gesunder Jüngling. Er blieb vor meinem Fensterchen stehen, sodaß ich sein ganzes Gesicht sehen konnte. Ein schreckenerregendes, eingefallenes, graues Gesicht. »Kriljzow, haben Sie Cigaretten?« Ich wollte ihm welche reichen, aber der Gehilfe riß, als fürchtete er, sich zu verspäten, sein Cigarettenetuis heraus und kam mir zuvor. Losinskij nahm eine Cigarette, der Gehilfe zündete ihm ein Streichholz an. Er begann zu rauchen und schien in Gedanken zu versinken. Dann schien ihm etwas einzufallen, und er begann zu sprechen: »Grausam und ungerecht . . . Ich habe nichts verbrochen. Ich . . . « In seinem weißen jugendlichen Halse, von dem ich die Augen nicht wenden konnte, er zitterte etwas, und er blieb stecken. Ja . . . In diesem Augenblick höre ich, wie Rosowskij aus dem Korridor etwas mit seiner schrillen jüdischen Stimme schreit. Losinskij warf den Stummel weg und trat von der Thür zurück. Und in dem Fensterchen zeigte sich Rosowskij. Sein kindliches Gesicht mit den feuchtschimmernden schwarzen Augen war rot und schweißbedeckt. Er hatte ebenfalls reine Wäsche an, und seine Hosen waren zu weit; er zog sie immerfort mit beiden Händen in die Höhe und zitterte am ganzen Leibe. Er näherte sein klägliches Gesicht meinem Fensterchen: »Anatolij Petrowitsch, nicht wahr, der Doktor hat mir doch Brustthee verschrieben? Ich fühle mich nicht wohl, ich will noch Brustthee trinken.« Niemand antwortete und er blickte fragend bald mich, bald den Inspektor an. Was er damit hat sagen wollen, weiß ich bis jetzt noch nicht. Ja . . . Plötzlich machte der Inspektor ein strenges Gesicht und schrie wieder mit einer sonderbar kreischenden Stimme: »Was sind das für Späße? Gehen wir!« Rosowskij war offenbar nicht imstande zu fassen, was ihn er

wartete, und er ging, lief fast allen voran den Korridor entlang, als ob er Eile hätte. Dann aber stemmte er sich — ich hörte seine durchdringende Stimme und sein Weinen. Es begann ein Getrampel und Stampfen von Füßen. Er schrie durchdringend und weinte. Dann hörte ich das Geräusch immer ferner und ferner, es rasselte die Korridorthür, und alles wurde still . . . la . . . So wurde er gehenkt. Beide wurden sie mit Stricken erdrosselt. Ein Wächter, ein anderer, hatte es gesehen und erzählte mir, daß Losinskij sich nicht widersetzte, Rosowskij aber schlug lange um sich, bis man ihn mit Gewalt auf das Schaffot schleppte und seinen Kopf in die Schlinge steckte. Ja . . . Dieser Wächter war etwas dummerhaft. »Man hatte mir gesagt, Herr, daß es gruslig sei. Gar nicht gruslig . . . Kaum hingen sie, machten sie nur zweimal so mit den Schultern«, er zeigte mir, wie sich die Schultern konvulsivisch hoben und senkten. »Dann zog der Henker noch einmal, damit also die Schlinge besser sitze, und — Schluß. Zuckten nicht mal mehr.« — »Nichts Grusliges . . . « wiederholte Kriljzow die Worte des Wächters und wollte lächeln, aber statt des Lächelns brach er in Schluchzen aus.

Lange Zeit schwieg er darauf, während er schwer atmete und das ihm die Kehle zuschnürende Schluchzen hinunterwürgte.

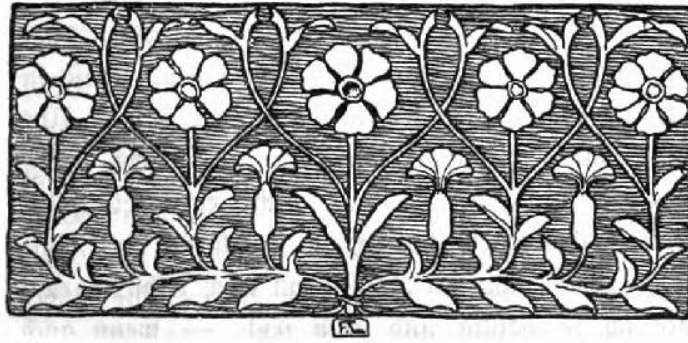
»Seit der Zeit bin ich Revolutionär. Ja . . . « sagte er, nachdem er sich beruhigt hatte, und er zählte seine Geschichte kurz zu Ende.

Er gehörte zu der Partei der »Narodowoljzi« und war sogar das Haupt der Desorganisationsgruppe, deren Ziel es war, die Regierung der Art zu terrorisieren, daß sie von selbst ihrer Macht entsage und das Volk berufe. Zu diesem Zwecke reiste er bald nach Petersburg, bald ins Ausland, bald nach Kijew, bald nach Odessa, und überall hatte er Erfolg. Ein Mensch, dem er völlig vertraut hatte, verriet ihn. Er wurde arretiert, angeklagt, zwei Jahre im Gefängnis gehalten und dann zur Todesstrafe verurteilt, die man durch lebenslängliche Zwangsarbeit ersetzte.

Im Gefängnis bekam er die Schwindsucht, und jetzt, in den Verhältnissen, in denen er sich befand, hatte er offenbar kaum einige Monate des Lebens übrig. Er wußte das und bereute nicht, was er gethan hatte, sondern sagte, wenn er noch über ein zweites Leben

zu verfügen hätte, würde er dieses für dieselbe Sache verwenden, für die Zerstörung der Ordnung der Dinge, bei welcher das möglich war, was er gesehen hatte.

Die Geschichte dieses Menschen und seine Annäherung an ihn erklärten Nechljudow vieles, was er früher nicht verstanden hatte.



Siebentes Kapitel.

Nach dem Tage, an welchem beim Abmarsch der Etappe die Kollision wegen des Kindes zwischen dem Eskorte-Offizier und den Gefangenen stattfand, wachte Nechljudow, der in einem Wirtshaus übernachtete, spät auf. Dann blieb er noch lange bei den Briefen sitzen, die er für die Gouvernementsstadt vorbereitete. So kam es, daß er aus dem Gasthof später als gewöhnlich wegfuhr und den Transport nicht unterwegs überholte, wie es früher zu geschehen pflegte, sondern im Dorfe, neben welchem sich die Zwischenetappe befand erst in der Dämmerung anlangte. Er stieg in einem Gasthaus ab, das von einer dicken, älteren Witwe mit ungewöhnlich fettem Halse bewirtschaftet wurde, erholte sich von der Reise in einer sauberen, mit einer Unmenge von Heiligenbildern und Holzschnitten geschmückten Stube, trank dort Tee und eilte dann auf den Etappenhof zum Offizier, um von ihm die Erlaubnis zu einer Zusammenkunft zu erbitten.

Auf den sechs vorhergehenden Etappen ließen die sämtlichen Eskorte-Offiziere, trotzdem sie wechselten, Nechljudow nicht in den Etappenräumen zu, sodaß er Katjuscha länger als eine Woche nicht gesehen hatte. Diese Strenge rührte daher, daß die Durchfahrt eines hohen Beamten der Gefängnisbehörde erwartet wurde. Nun war aber der Beamte durch gereist, ohne die Etappen aufzusuchen, und Nechljudow hoffte, daß der Offizier, der am Morgen den Transport übernommen hatte, ihm wie die früheren Offiziere, den

Besuch der Arrestanten gestatten würde.

Die Wirtin bot Nechljudow einen Tarantas an, um bis zur Zwischenetappe zu fahren, die sich am Ende des Dorfes befand, Nechljudow zog es aber vor, zu Fuß zu gehen. Ein junger Arbeiter, ein breitschulteriger Recke in riesigen, frisch mit duftendem Theer geschmierten Stiefeln übernahm es, ihn zu begleiten. Vom Himmel fiel ein Nebelgeriesel, und es war so dunkel, daß Nechljudow, sobald der Bursche sich auf drei Schritte entfernte, ihn an den Stellen, wo kein Licht aus den Fenstern fiel, nicht mehr sehen konnte, sondern nur das Schmatzen seiner Stiefel im klebrigen, riefen Schmutz hörte.

Nachdem Nechljudow den Marktplatz mit der Kirche und eine lange Straße mit hellerschimmern den Fenstern passiert hatte, gelangte er, seinem Begleiter folgend, an den Rand des Dorfes und in völlige Finsternis. Wer bald ließen sich auch in dieser Finsternis die im Nebel auseinanderfließenden Strahlen der neben der Etappe brennen den Laternen wahrnehmen. Die rötlichen Flecken der Lichter wurden immer größer und heller. Es zeigten sich die Latten des Zauns, die schwarze Gestalt des auf und abgehenden Postens, ein gestreifter Pfahl und das Schilderhäuschen.

Der Posten rief die Herankommenden mit dem üblichen »Wer da?« an, und zeigte sich, als er erfuhr, daß es Fremde waren, so streng, daß er nicht gestatten wollte, neben dem Zaun zu warten.

Aber der Begleiter Nechljudows ließ sich durch die Strenge des Postens nicht einschüchtern.

»Sieh mal an, was Du für ein strenger Knabe bist!« sagte er ihm. »Ruf mal lieber den Ältesten heraus, und wir warten hier.«

Der Posten schrie, ohne zu antworten, etwas durch die Pforte hinein und blieb stehen, aufmerksam beobachtend, wie der breitschultrige Bursche im Licht der Laterne Nechljudows Stiefeln von an geklebtem Kot mit einem Span reinigte.

Hinter den Latten des Zauns hörte man das Gesumme weiblicher und männlicher Stimmen. Etwa nach drei Minuten klirrte das Eisen, eine Thür in der Pforte öffnete sich und aus dem Dunkeln trat in das Licht der Laterne der Älteste in einem um die Schultern gehängten Mantel und fragte, wer da sei. Nechljudow übergab ihm seine schon

vorbereitete Karte mit einem Zettel, in welchem er den Offizier bat, ihn in einer persönlichen Angelegenheit zu empfangen, und ersuchte den Unteroffizier, Karte und Zettel dem Offizier zu übergeben.

Der Älteste war weniger streng, als der Posten, dafür aber um so neugieriger. Er wollte durchaus wissen, wozu Nechljudow den Offizier sehen wolle und wer er sei. Er witterte offenbar eine gute Beute, die er nicht fahren lassen wollte.

Nechljudow sagte, daß er ein besonderes Anliegen hätte und daß er ihm »dankbar« sein würde, er möchte den Zettel nur übergeben. Der Älteste nahm den Zettel, nickte mit dem Kopf und ging fort.

Kurze Zeit darauf rasselte die Thür wieder, und durch dieselbe begannen Frauen mit Körben, Behältern aus Birkenrinde, Schalen und Säcken herauszukommen. Mit schallendem Geplauder in ihrer besonderen sibirischen Mundart schritten sie über die Schwelle der Pforte. Sie waren alle nicht auf ländliche, sondern auf städtische Art gekleidet, in Paletots und Pelzjacken; die Röcke waren hoch aufgesteckt und die Köpfe mit Tüchern umbunden. Sie betrachteten neugierig beim Licht der Laterne Nechljudow und seinen Begleiter. Eine von ihnen, offenbar erfreut, den breitschulterigen Burschen zu treffen, schimpfte ihn sofort liebkosend mit einem sibirischen Schimpfwort.

»Du Waldteufel, daß Dich die Pest, was treibst Du hier?« wandte sie sich an ihn.

»Hab' da einen Reisenden begleitet«, antwortete der Bursche. »Und was hast Du da gebracht?«

»Milchwaren, war schon zum Morgen bestellt.«

»Und zum Übernachten wurdest Du nicht ein geladen?« fragte der Bursche.

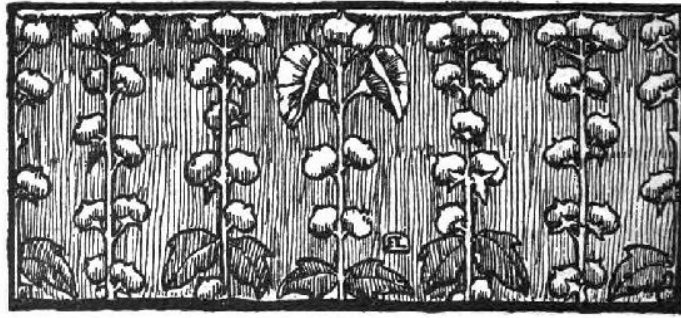
»Daß Dich . . . Du Großmaul!« rief sie lachend. »Na, geh'n wir zusammen ins Dorf, begleit'st uns?«

Der Bursche sagte ihr noch so etwas, daß nicht bloß die Weiber, sondern auch der Posten lachten, und wandte sich an Nechljudow: »Nun, werden Sie sich allein zurückfinden? Nicht fehlgehen?«

»Ich find' schon den Weg.«

»So wie sie an der Kirche vorbei sind, vom zweistöckigen Haus rechts das zweite. Da haben Sie einen Stock«, sagte er, Nechljudow den langen, ihm über den Kopf reichenden Stock reichend, mit dem er gegangen war. Und, mit seinen riesigen Stiefeln im Kot schmatzend, verschwand er mit den Weibern in der Dunkelheit.

Seine Stimme tönte noch, von Frauenstimmen unterbrochen, aus dem Nebel, als das Pförtchen wieder rasselte, der Älteste heraustrat und Nechljudow zu dem Offizier bat.



Achtes Kapitel.

Die Zwischenetappe war ebenso wie alle Etappen und Zwischenetappen der sibirischen Straße eingerichtet: in dem Hof, der von einem Zaun aus balkenartigen, zugespitzten Latten umgeben war, befanden sich drei einstöckige Wohnhäuser. In einem derselben, dem größten, mit vergitterten Fenstern, waren die Gefangenen untergebracht, in dem zweiten die Eskorte, in dem dritten der Offizier und die Kanzlei. In allen drei Häusern schimmerten jetzt Lichter, die wie immer und besonders hier trügerisch etwas Gutes, Behagliches innerhalb der beleuchteten Wände versprachen. Vor den Hauseingängen brannten Laternen, und noch etwa fünf Laternen brannten längs der Wände, den Hof beleuchtend.

Der Unteroffizier führte Nechljudow auf einem Brett zum Eingang des kleinsten Hauses. Als er drei Stufen gestiegen, ließ er Nechljudow den Vor tritt in ein von einem Lämpchen erleuchtetes, von Ofendunst durchräuchertes Vorzimmer. Vor dem Ofen kauerte ein Soldat im groben Hemd mit Halstuch und in schwarzen Hosen. Er hatte nur einen Stiefel mit gelbem Schaft, mit dem Schaft des anderen Stiefels blies er wie mit einem Blasebalg die Kohlen in dem Samowar an. Ms der Soldat Nechljudow erblickte, ließ er den Samowar stehen, nahm Nechljudow den Lederrock ab und ging in das innere Zimmer.

»Er ist da, Ew. Wohlgeboren.«

»Na, ruf ihn«, ließ sich eine ärgerliche Stimme vernehmen.

»Gehen Sie herein«, sagte der Soldat und machte sich sogleich wieder an den Samowar.

In dem zweiten, von einer Hängelampe beleuchteten Raum saß an einem gedeckten Tisch, auf dem sich noch Reste des Mittagessens und zwei Flaschen befanden, der Offizier mit sehr rotem Gesicht und großem blonden Schnurrbart in einer Joppe, die seine breite Brust und die Schultern eng umspannte. In der warmen Stube roch es, außer nach Tabakrauch, noch sehr stark nach einem aufdringlichen schlechten Parfüm. Als der Offizier Nechljudow erblickte, erhob er sich etwas und heftete auf den Eintretenden einen gleichsam spöttischen und mißtrauischen Blick.

»Was wünschen Sie«, sagte er und schrie, ohne die Antwort zu erwarten zur Thür hinaus: »Bernow, wann kommt denn der Samowar?«

»Gleich!«

»Ich werd' Dir schon zeigen »gleich«, daß Du daran denken wirst«, schrie der Offizier, mit den Augen funkelnd.

»Ich bring' ihn!« rief der Soldat und trat mit dem Samowar ein.

Nechljudow wartete, bis der Soldat den Samowar hingestellt hatte, während der Offizier den Soldaten mit seinen kleinen bösen Augen begleitete, als ob er zielte, wohin er ihm eins versetzen könnte. Als der Samowar hingestellt war, machte der Offizier den Tee und holte darauf aus einem Reiseneccessaire eine kleine vierkantige Karaffe mit Kognak und Albert-Biscuits heraus. Nachdem er alles das auf den Tisch gesetzt hatte, wandte er sich wieder an Nechljudow.

»Also womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich möchte Sie um eine Zusammenkunft mit einer Gefangenen bitten«, sagte Nechljudow, ohne sich zu setzen.

»Einer Politischen? Das verbietet das Gesetz«, sagte der Offizier.

»Sie ist keine Politische«, sagte Nechljudow.

»Aber bitte setzen Sie sich«, sagte der Offizier.

Nechljudow setzte sich.

»Sie ist keine Politische«, wiederholte er, »aber meiner Bitte zufolge ist es ihr von der vorgesetzten Behörde gestattet worden, mit

den Politischen zusammen zu gehen . . . «

»Jawohl, ich weiß«, unterbrach ihn der Offizier. »So eine kleine, schwarze? Nun, das können Sie. Befehlen Sie Cigaretten?«

Er reichte Nechljudow eine Schachtel mit Cigaretten, goß sorgfältig zwei Gläser Tee ein und schob eines derselben Nechljudow hin.

»Ich bitte«, sagte er.

»Ich danke, ich möchte sie gleich sehen . . . «

»Die Nacht ist lang. Sie haben noch Zeit. Ich lasse sie Ihnen heraussufen.«

»Könnte man nicht vielleicht, ohne sie heraus zurufen, mich in die Räume einlassen?« fragte Nechljudow.

»Zu den Politischen? Das erlaubt das Gesetz nicht.«

»Man hat es mir mehrmals gestattet. Wenn man befürchtet, daß ich irgend etwas übergebe, so könnte ich es ja auch durch Sie übergeben . . . «

»Na, nein, man wird Sie durchsuchen«, sagte der Offizier mit einem unangenehmen Lachen.

»Nun, so durchsuchen Sie mich.«

»Na, es wird auch so gehen«, sagte der Offizier, die aufgemachte Karaffe zu Nechljudows Glas haltend. »Gestatten Sie? Nun, wie Sie wünschen. Lebt man in diesem Sibirien, so ist man nur zu froh, einen gebildeten Menschen zu treffen. Unser Dienst ist ja, wie Sie wohl wissen, der traurigste. Und ist der Mensch an was anderes gewöhnt, so wird's einem schwer. Man denkt ja über unsereinen so, daß ein Eskorte Offizir ein roher, ungebildeter Mensch sein muß. Daran aber denkt man nicht, daß der Mensch vielleicht für etwas ganz anderes geboren war.«

Das rote Gesicht dieses Offiziers, sein Parfüm, sein Fingerring und besonders sein unangenehmes Lachen waren Nechljudow sehr widerlich. Aber auch heute, wie während der ganzen Zeit seiner Reise, befand er sich in jener ernsten und aufmerkenden Stimmung, in welcher er es sich nicht erlaubte, leichtfertig und verächtlich mit irgend einem Menschen umzugehen, sondern es für notwendig hielt,

mit jedem Menschen sich »auszusprechen«, wie er selbst dieses Verhalten zu bezeichnen pflegte.

Nachdem er den Offizier zu Ende gehört und seinen Seelenzustand begriffen hatte, erwiderte er ernst:

»Ich glaube, daß man in Ihrer Stellung einen Trost darin finden kann, daß man die Leiden der Menschen erleichtert«, sagte er.

»Was haben die denn für Leiden? Das ist ja so ein Volk . . . «

»Was denn für ein besonderes Volk?« sagte Nechljudow. »Ebenso wie alle anderen. Und es giebt auch Unschuldige darunter.«

»Natürlich, es giebt allerlei. Natürlich hat man auch Mitleid. Andere sehen nichts nach, während ich, wo es geht, ihr Los zu erleichtern suche. Lieber leide ich selbst darunter, wenn nur sie . . . Andere — kaum geschieht etwas, gleich mit dem Gesetz, oder schießen auch, während ich Mitleid fühle . . . Befehlen Sie? Trinken Sie noch«, sagte er, noch Tee zugießend. »Wer ist sie denn eigentlich, diese Frau, die Sie sehen wollen?« fragte er.

»Es ist eine unglückliche Frau, die in ein Bordell geraten war und dann zu Unrecht einer Vergiftung beschuldigt wurde, während sie eine sehr gute Frau ist«, sagte Nechljudow.

Der Offizier schüttelte den Kopf.

»Ja, so was kommt vor. In Kasanj, will ich Ihnen erzählen, war mal eine, Emma hieß sie. Von Geburt eine Ungarin, während die Augen echt persisch waren«, fuhr er fort, ohne ein Lächeln bei dieser Erinnerung unterdrücken zu können. »Chik hatte sie soviel, daß es für eine Gräfin gelangt hätte . . . «

Nechljudow unterbrach den Offizier und kehrte zum früheren Thema zurück.

»Ich glaube, daß Sie das Los solcher Menschen erleichtern können, solange sie noch in Ihrer Gewalt sind. Und wenn Sie entsprechend handeln würden, bin ich überzeugt, würden Sie eine große Freude daran finden . . . « fuhr Nechljudow fort, indem er sich bemühte, möglichst deutlich zu sprechen, so, wie man mit Ausländern oder Kindern spricht.

Der Offizier sah Nechljudow mit blitzenden Augen an und wartete

sichtbar mit Ungeduld, bis er enden würde, um seine Erzählung fortzusetzen von der Ungarin mit den persischen Augen, die offenbar lebendig vor seiner Phantasie stand und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

»Jawohl, das ist richtig, jawohl . . . « sagte er. »Ich habe auch Mitleid mit ihnen . . . Aber ich wollte Ihnen von dieser Emma erzählen. Was sie also anstellte . . . «

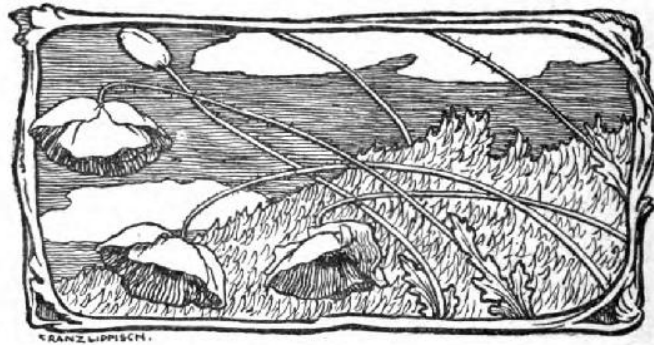
»Ich interessiere mich nicht dafür«, sagte Nechljudow, »und will Ihnen geradeaus sagen, daß ich, obgleich ich selbst früher ein anderer war, jetzt ein solches Verhalten den Frauen gegenüber hasse.«

Der Offizier blickte Nechljudow erschrocken an.

»Aber wollen Sie nicht noch etwas Tee?« sagte er.

»Nein, ich danke.«

»Bernow!« rief der Offizier. »Begleite den Herrn zu Wakulow, sage ihm, er solle ihn in die Separatzelle der Politischen hineinlassen. Der Herr könne dort bis zur Kontrolle bleiben.«



Neuntes Kapitel.

Von der Ordonnanz geleitet, trat Nechljudow wieder auf den dunklen Hof hinaus, der von den roten Lichtern der Laterne trübe beleuchtet wurde.

»Wohin?« fragte ein entgegenkommender Soldat den Nechljudow begleitenden Kameraden.

»In die Separatzelle Nr. 5.«

»Hier kommst Du nicht durch, es ist abgeschlossen, man muß durch den Flur.«

»Warum denn abgeschlossen?«

»Der Älteste hat abgeschlossen und ist selbst ins Dorf gegangen.«

»Nun, dann kommen Sie dorthin.«

Der Soldat führte Nechljudow über die Bretter hin zum anderen Eingang. Schon vom Hofe aus hörte man das Summen der Stimmen und das drinnen herrschende Leben, wie in einem guten, sich zum Schwärmen anschickenden Bienenstock, aber als Nechljudow näher herankam und die Thür sich öffnete, verstärkte sich das Summen und ging über in ein Chaos sich einander Anschreien der, schimpfender und lachender Stimmen. Es ließ sich das trillernde Geklirr der Ketten hören, und ein bekannter, schwerer Geruch überschauerte ihn.

Diese beiden Eindrücke: das mit dem Kettengeklirr sich vermengende Getöse der Stimmen und dieser schreckliche Geruch

flossen bei Nechljudow immer in ein qualvolles Gefühl zusammen, die Empfindung einer gewissen moralischen Übelkeit, die in Physische Übelkeit überging. Und diese beiden Eindrücke vermischten sich und verstärkten einander.

Als Nechljudow jetzt in den Flur der Zwischenetappe eintrat, wo eine ungeheure stinkende Kufe, die sogenannte »Paracha«, stand, war das erste, was er sah, eine Frau, die auf dem Rande der Kufe saß. Ihr gegenüber stand ein Mann mit auf die Seite geschobener pfannkuchenartiger Mütze auf dem rasierten Kopf. Sie unterhielten sich über etwas. Als der Gefangene Nechljudow bemerkte, blinzelte er ihm mit einem Auge zu und sagte:

»Selbst der Zar kann das Wasser nicht zurück halten.«

Die Frau aber ließ die Schöße ihres Schlafrocks fallen und schlug die Augen nieder.

Von dem Flur ging ein Korridor aus, auf den sich die Zellenthüren öffneten. Die erste war die Zelle der Verheirateten, dann kam eine große Zelle der Ledigen, und am Ende des Korridors befanden sich zwei kleine Zellen, die für die Politischen bestimmt waren. Der Etappenraum, der für einhundert und fünfzig Mann bestimmt war, war jetzt, wo er vierhundert und fünfzig Personen beherbergte, so eng, daß die Arrestanten in den Zellen nicht Platz fanden und den Korridor über füllten. Die einen saßen oder lagerten auf der Diele, andere bewegten sich hin und her mit leeren oder mit heißem Wasser gefüllten Theekannen. Unter diesen befand sich Taras. Er holte Nechljudow ein und begrüßte ihn freundlich. Das gutmütige Gesicht Taras' war durch blaurote, blutunterlaufene Flecken auf der Nase und unter den Augen entstellt.

»Was ist das mit Dir?« fragte Nechljudow.

»So eine Sache . . . « sagte Taras lächelnd.

»Prügeln sich immer«, sagte verächtlich der Eskorte-Soldat.

»Wegen der Frau«, fügte ein Arrestant hinzu, der hinter ihnen ging. »Mit dem blinden Fedjka haben sie sich gerauft.«

»Und was macht denn Fedoßja?« fragte Nechljudow.

»Nichts, ist gesund, da bring ich ihr eben heißes Wasser«, sagte

Taras, in die Familienzelle eintretend.

Nechljudow sah in die Zelle hinein. Die ganze Zelle war voll von Männern und Frauen, sowohl auf den Pritschen, wie unter denselben. In der Zelle stand der Dampf von der trocknen den nassen Wäsche, und ein nie verstummendes Geschrei weiblicher Stimmen ließ sich vernehmen. Die nächste Thür führte in die Zelle der Ledigen. Hier war es noch voller, und bis zur Thür hin aus und auf dem Korridor stand ein geräuschvoller Haufe der etwas teilenden und beratenden Gefangenen in nasser Kleidung. Der Eskorte-Soldat erklärte Nechljudow, daß der Bevollmächtigte der Arrestanten das im voraus verbrauchte oder in Form von Zettelchen aus Spielkarten verspielte Rationengeld dem »Majdanschtschik« herausgab.

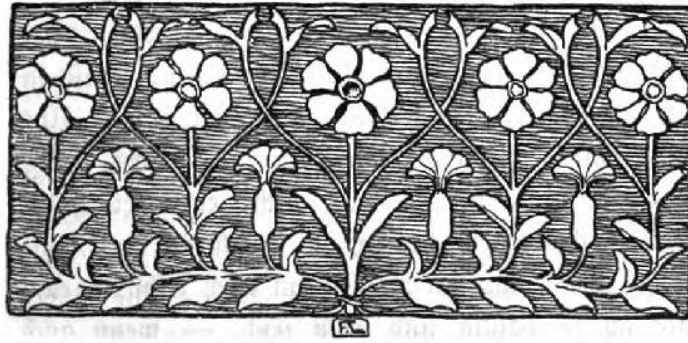
Als die Zunächststehenden den Unteroffizier und den Herrn erblickten, verstummten sie und betrachteten mißmutig die Vorübergehenden. Unter den Teilenden bemerkte Nechljudow einen ihm bekannten Zwangsarbeiter, Fjodorow, der in seiner Nähe immer einen kläglichen, blonden jungen Burschen mit hochgezogenen Augenbrauen und aufgedunsenem Gesicht hatte. Dann bemerkte Nechljudow noch einen widerwärtigen pockennarbigen Vagabunden ohne Nase, von dem es bekannt war, daß er auf der Flucht in der Tajga-Wildnis seinen Kameraden ermordet haben und sich von seinem Fleisch genährt haben sollte. Der Vagabund stand im Korridor mit über die Schulter geworfenem nassen Schlafrock und sah Nechljudow höhnisch und frech an, ohne ihm aus dem Wege zu treten. Nechljudow umging ihn.

Wie bekannt auch Nechljudow dieses Schauspiel war, wie oft er während dieser drei Monate immer dieselben vierhundert Kriminalgefangenen auch gesehen hatte und zwar in den verschiedensten Lagen: in der Hitze, eingehüllt in eine Staubwolke, die sie mit den kettenbelasteten Füßen aufwirbelten, bei der Rast unterwegs, auf den Etappen, in der warmen Zeit auf dem Hof, wo schauerhafte Szenen offener Unzucht stattfanden, — so empfand er doch jedesmal, wenn er sich in ihrer Mitte befand und wie jetzt merkte, daß er ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte, von neuem ein

qualvolles Gefühl der Scham und des Bewußtseins seiner Schuld ihnen gegenüber. Das schwerste für ihn war das, daß sich zu diesem Gefühl der Scham und des Schuldbewußtseins noch ein unüberwindliches Gefühl von Widerwillen und Schrecken gesellte. Er wußte, daß sie in der Lage, in der sie sich befanden, nicht anders sein konnten, als sie waren, und dennoch konnte er seinen Widerwillen ihnen gegenüber nicht unterdrücken.

»Die haben's gut, die Freischlucker«, hörte Nechljudow, als er sich der Thür der Politischen näherte, eine heisere Stimme sprechen, die noch ein unanständiges Schimpfwort hinzufügte.

Ein unfreundliches, spöttisches Lachen ertönte.



Zehntes Kapitel.

DNachdem sie die Zelle der Unverheirateten passiert hatten, sagte der Nechljudow begleitende Unteroffizier, daß er ihn vor der Kontrolle abholen würde und kehrte um. Kaum war der Unteroffizier gegangen, als ein barfüßiger Arrestant, die Ketten fest haltend, mit raschen Schritten ganz nahe an Nechljudow herantrat und, ihn mit schwerem, saurem Schweißgeruch überschauernd, in geheimnisvollem Flüsterton sagte:

»Helfen Sie ihm, gnädiger Herr . . . Sie haben den Jungen ganz und gar herum . . . Er hat sich selbst vertrunken . . . Heute bei der Kontrolle hat er sich schon Karmanow genannt . . . Treten Sie für ihn ein, wir können's nicht — werden sonst totgeschlagen«, sagte der Arrestant, sich scheu umblickend, worauf er sofort von Nechljudow zurücktrat.

Es handelte sich darum, daß ein Zwangsarbeiter Karmanow einen ihm von Gesicht ähnlichen Burschen, der zur Ansiedelung verurteilt war, bewogen hatte, mit ihm zu tauschen, sodaß der Zwangsarbeiter zur Ansiedelung und der Bursche an seine Stelle in die Zwangsarbeit gehen sollte.

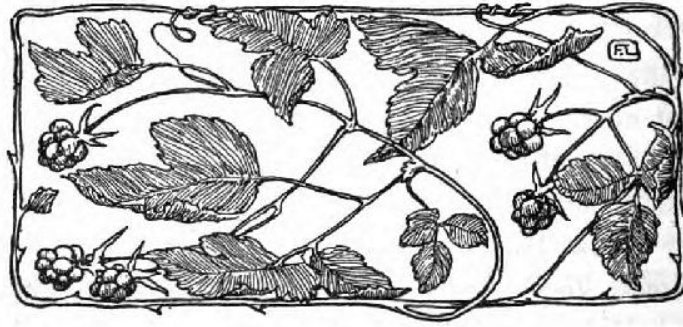
Nechljudow wußte schon von dieser Sache, da derselbe Arrestant ihm vor einer Woche von diesem Tausch Mitteilung gemacht hatte.

Er nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er verstanden habe, und thun würde, was er könne, und ging ohne sich umzusehen weiter.

Nechljudow kannte diesen Gefangenen von Jekaterinburg her, wo dieser ihn um seine Verwendung gebeten, daß man seiner Frau erlauben möge, ihm zu folgen, und die Handlungsweise des Arrestanten wunderte Nechljudow. Der Arrestant war ein etwa dreißigjähriger Mann von mittlerem Wuchs und von gewöhnlichem bäuerlichen Aussehen. Zur Zwangsarbeit war er wegen versuchten Mordes und Raubes verurteilt. Er hieß Makar Dewkin. Sein Verbrechen war ein sehr sonderbares. Dieses Verbrechen war, wie er selbst Nechljudow erzählte, nicht seine, Makars, That, sondern die That des »Unsauberen« gewesen. Zu seinem Vater, erzählte Makar, war ein Reisender gekommen und hatte bei ihm ein Fuhrwerk bis zu einem Dorf, vierzig Werst entfernt, für zwei Rubel gemietet. Der Vater befahl Makar, den Reisenden zu fahren. Makar spannte das Pferd ein, kleidete sich an und begann mit dem Reisen den Thee zu trinken. Der Reisende erzählte beim Thee, daß er zu seiner Hochzeit fahre und fünfhundert Rubel mit sich habe, die er in Moskau verdient. Als Makar dieses hörte, ging er auf den Hof hinaus und that in den Schlitten unter das Stroh ein Beil. »Ich weiß es selbst nicht, wozu ich das Beil nahm«, erzählte er. »Nimm«, flüsterte »er« mir ein, »das Beil«, da nahm ich's. Wir setzten uns in den Schlitten und fuhren. So fahren wir denn dahin. Das Beil hatte ich ganz vergessen. Nun begannen wir uns dem Dorfe zu nähern, es waren bloß noch etwa sechs Werst bis dahin. Vom Seitenweg auf die Landstraße ging es bergauf. Ich stieg aus und ging hinterm Schlitten her. Da flüstert »er« mir zu: »Was denkst Du denn? Bist Du den Berg hin auf, auf der Landstraße, giebt's Leute, und das Dorf ist gleich da. Dann fährt er mit dem Geld davon; wenn Du's thust, hat's Warten keinen Zweck.« Ich beuge mich nach dem Schlitten, als wollte ich das Stroh zurechtlegen, und das Beil springt mir wie von selbst in die Hand. Der Reisende sah sich um. »Was hast Du?« fragte er. Ich holte mit dem Beil aus und wollte ihm eins versetzen. Er aber, ein fixer Kerl, springt aus dem Schlitten und packt mich an den Händen. »Was machst denn Du, Bösewicht . . . « sagte er. Dann warf er mich in den Schnee, und ich wehrte mich gar nicht, sondern ergab mich sofort. Er band mir die Arme mit dem Gurt aneinander und warf mich in den Schlitten. Brachte mich direkt zur Polizei. Ich wurde ins

Gefängnis gesetzt und abgeurteilt . . . Die Gemeinde gab mir zwar einen guten Leumund, ich sei ein braver Mensch und an nichts Schlechtem beteiligt gewesen. Die Wirtsleute, bei denen ich im Dienste gestanden, ebenso . . . Aber ich hatte kein Geld, mir einen Advokaten zu nehmen«, erzählte Makar, »und da her wurde ich zu vier Jahren verurteilt.«

Und dieser Mensch verriet nun, um seinen Landsmann zu retten, obgleich er wußte, daß er durch diese Worte sein Leben aufs Spiel setze, Nechljudow das Geheimnis der Arrestanten, wofür er, wenn man erführe, daß er es gethan, ohne Zweifel erwürgt worden wäre.



Elftes Kapitel.

Der Raum für die Politischen bestand aus zwei kleinen Zellen, deren Thüren auf den durch ein Gitter abgegrenzten Teil des Korridors hinausgingen. Als Nechljudow diesen Teil des Korridors betrat, war der erste, den er erblickte, Simonson, der in seiner Jacke mit einem Holzschiefel in der Hand vor dem in voller Glut brennenden Ofen kauerte, dessen Thür infolge des Luftzuges klapperte.

Als er Nechljudow bemerkte, reichte er ihm, ohne aufzustehen, mit einem Blick unter den über hängenden Brauen hervor, die Hand.

»Es freut mich, daß Sie gekommen sind, ich mußte Sie sehen«, sagte er bedeutsam, Nechljudow gerade in die Augen sehend.

62 Tolstoi, Auferstehung

»Weswegen denn?« fragte Nechljudow.

»Später; jetzt bin ich beschäftigt.«

Und Simonson machte sich wieder am Ofen zu thun, den er nach seiner eigenen Theorie des minimalsten Verlustes an Wärmeenergie heizte.

Nechljudow wollte schon in die erste Thür treten, als aus der anderen Thür die Maslowa kam, gebeugt, einen Besen in der Hand, mit dem sie einen großen Haufen Kehrlicht zum Ofen fegte. Sie war in einer weißen Jacke, im aufgesteckten Rock und in Strümpfen. Ihr Kopf war des Staubes wegen bis an die Augenbrauen mit einem Tuch umbunden.

Als sie Nechljudow erblickte, richtete sie sich auf, und ganz rot

und lebhaft, legte sie den Besen beiseite, wischte die Hände an dem Rock ab und blieb gerade vor ihm stehen.

»Bringen Sie die Stube in Ordnung?« fragte Nechljudow, ihr die Hand reichend.

»Ja, meine altgewohnte Beschäftigung«, sagte sie und lächelte. »So ein Schmutz, daß man's kaum glaubt. Wir haben schon gesäubert, gesäubert . . . — Nun, ist der Plaid trocken?« wandte sie sich an Simonson.

»Beinahe«, sagte Simonson, indem er sie mit einem sonderbaren Blick ansah, der Nechljudow auffiel.

»Nun, dann werde ich ihn holen kommen und die Pelze zum Trocknen bringen. — Die Unsrigen sind alle hier«, sagte sie zu Nechljudow, indem sie auf die nächste Thür wies und durch die andere wegging.

Nechljudow öffnete die Thür und trat in eine mittelgroße Zelle, die von einer unten auf der Pritsche stehenden kleinen Metalllampe beleuchtet war. In der Zelle war es kalt, und es roch nach aufgewirbeltem Staub, nach Feuchtigkeit und Tabak. Die Personen, die in der Nähe der Blechlampe standen, wurden grell beleuchtet, aber die Pritschen lagen im Schatten und schwankende Schatten gingen über die Wände.

In der Zelle waren alle Insassen derselben zugegen mit Ausnahme zweier Männer, die die Verproviantierung besorgten und nach heißem Wasser und Nahrungsmitteln gegangen waren. Hier befand sich Nechljudows alte Bekannte, die noch magerer und gelber gewordene Wera Jefremowna mit ihren großen erschrockenen Augen und der geschwollenen Ader auf der Stirn, kurzhaarig, in einer grauen Jacke. Sie saß vor einem Zeitungspapier mit darauf ausgeschüttetem Tabak, und stopfte mit hastigen Bewegungen Cigarettenhülsen.

Hier war auch eine der für Nechljudow sympathischsten politischen Arrestantinnen, Emilie Ranzewa, die den äußeren Haushalt besorgte und diesem sogar unter den schwierigsten Umständen etwas Frauenhaft-Heimisches und Angenehmes verlieh. Sie saß neben der Lampe mit aufgestreiften Ärmeln über den

sonnverbrannten, schönen, geschickten Händen, wischte Krüge und Tassen aus und stellte sie auf ein über die Pritsche gebreitetes Handtuch. Die Ranzewa war eine nicht schöne junge Frau mit klugem und sanften Gesichtsausdruck. Ihr Gesicht hatte aber die Eigenschaft, sich beim Lächeln plötzlich zu verklären und heiter, munter und bezaubernd zu werden; mit einem solchen Lächeln empfing sie jetzt Nechljudow.

»Und wir glaubten, daß sie schon nach Rußland zurückgereist seien«, sagte sie.

Hier war auch im Schatten in einer entfernten Ecke Marja Pawlowna, die sich mit einem kleinen blondköpfigen Mädchen etwas zu schaffen machte, welches ohne Aufhören mit seinem netten Kinderstimmchen plapperte.

»Wie gut, daß Sie gekommen sind. Haben Sie Katjuscha gesehen?« fragte sie Nechljudow. »Sehen Sie, was wir hier für einen Gast haben . . . « Sie wies auf das Mädchen.

Hier befand sich auch Anatolij Kriljow. Ab gemagert und bleich, saß er mit untergeschlagenen Beinen, Filzstiefel an den Füßen, gebückt und zitternd in einer entfernten Ecke der Pritschen und blickte, die Hände in die Ärmel der Pelzjacke gezogen, mit fieberigen Augen auf Nechljudow.

Nechljudow wollte sich ihm nähern, aber rechts von der Thür saß, in einem Sacke kramend und sich mit der hübschen, lächelnden Grabez unterhaltend, ein Mann mit rötlichem Kraushaar, mit einer Brille und in einer Guttaperchajacke. Das war der berühmte Revolutionär Nowodworow, und Nechljudow beeilte sich, ihn zu begrüßen. Er that es mit besonderer Eile, weil von allen Politischen des Transports nur dieser eine Mensch ihm unangenehm war. Nowodworow blitzte Nechljudow mit seinen blauen Augen durch die Brille an und reichte ihm finster seine schmale Hand.

»Nun! Hatten Sie eine angenehme Reise?« sagte er, offenbar ironisch.

»Ja, sehr viel Interessantes . . . « antwortete Nechljudow, indem er machte, als bemerkte er die Ironie nicht und als hielte er dieselbe für eine Liebenswürdigkeit. Dann trat er auf Kriljow zu.

Äußerlich hatte Nechljudow den Gleichmut bewahrt, innerlich aber war er Nowodworow gegen über nichts weniger als gleichgültig. Diese Worte Nowodworows, seine offenbare Absicht, etwas Unangenehmes zu sagen, trübten jene seelengute Stimmung, in welcher Nechljudow sich befand. Und es ward ihm traurig und weh ums Herz.

»Nun, wie geht es mit Ihrer Gesundheit?« sagte er, die kalte und zitternde Hand Kriljzows drückend.

»So — so, nur kann ich nicht warm werden, bin durch und durch naß . . . « sagte Kriljzow, seine Hand eilig im Ärmel der Pelzjacke verbergend. »Und hier ist so eine Hundekälte. Die Fenster da sind entzwei . . . « er wies auf die an zwei Stellen zerschlagenen Scheiben hinter den Eisengittern.

»Was machen Sie denn? Warum waren Sie so lange nicht bei uns.«

»Man ließ mich nicht, — eine gestrenge Obrigkeit . . . Heute erst ist wieder ein umgänglicher Offizier da.«

»Na, eine schöne Umgänglichkeit!« sagte Kriljzow. »Fragen Sie Mascha, was er heute Morgen angestellt hat.«

Marja Pawlowna erzählte, ohne von ihrem Platz aufzustehen, was am Morgen, beim Aufbruch der Abteilung von der Etappe, mit dem kleinen Mädchen passiert war.

»Meiner Ansicht nach müssen wir durchaus einen Kollektivprotest einreichen!« sagte mit entschlossener Stimme Wera Jefremowna, während sie zugleich unentschlossen und erschrocken bald den einen, bald den anderen ansah. »Wladimir hat protestiert, aber das ist zu wenig . . . «

»Was für ein Protest?« sagte verdrossen und ärgerlich Kriljzow. Augenscheinlich reizten ihn schon seit langem der geschraubte, unechte Ton und hie Nervosität Wera Jefremownas. — »Sie suchen Katja?« wandte er sich an Nechljudow. »Sie arbeitet und säubert immer. Unser Zimmer hat sie gereinigt, jetzt die Frauenzelle . . . Aber die Flöhe kriegt man doch nicht hinaus, fressen einen bei lebendigem Leibe. Was macht denn Mascha da?« fragte er, mit dem Kopf auf die Eckeweisend, in welcher Marja Pawlowna saß.

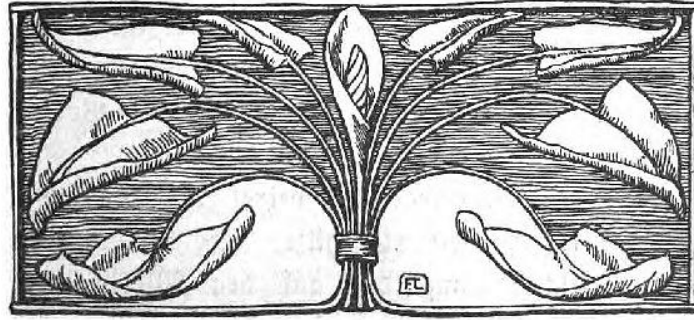
»Sie kämmt ihre Ziehtochter«, sagte die Ranzewa.

»Wird sie die Insekten nicht auf uns loslassen?« sagte Kriljow.

»Nein, nein, ich mache es vorsichtig. — Sie ist jetzt schön sauber«, wandte sie sich an die Ranzewa. »Ich will jetzt Katja helfen gehen und ihm auch den Plaid bringen.«

Die Ranzewa nahm das Mädchen, setzte es zu sich auf den Schoß, drückte mit mütterlicher Zärtlichkeit die nackten, dicken Ärmchen des Kindes an sich und gab ihm ein Stück Zucker.

Marja Pawlowna ging hinaus, und gleich darauf traten zwei Männer mit heißem Wasser und Nahrungsmitteln in die Zelle.



Zwölftes Kapitel.

Einer der Eingetretenen war ein mittelgroßer hagerer junger Mann in einem mit Stoff überzogenen Halbpelz und in hohen Stiefeln. Er kam mit leichtem und raschen Gang herein, in den Händen zwei große, dampfende Theekannen und unterm Arm ein in ein Tuch gewickeltes Brot.

»Na, da hat sich ja auch unser Fürst wieder eingestellt«, sagte er, indem er die Theekanne zwischen die Tassen stellte und das Brot der Maslowa reichte. »Schöne Sachen haben wir eingekauft«, sprach er, den Halbpelz ausziehend und ihn über die Köpfe der Anwesenden weg in eine Ecke auf die Pritsche schleudernd. »Marke! hat Milch und Eier eingekauft; ein richtiges Galasouper werden wir heute haben. Und Kirillowna verbreitet immer noch ihre ästhetische Sauberkeit um sich«, sagte er mit einem lächelnden Blick auf die Ranzewa. — »Nun, jetzt mach mal den Tee«, wandte er sich an sie.

Aus dem ganzen Äußeren dieses Menschen, aus seinen Bewegungen, aus dem Tone seiner Stimme, aus seinem Blick sprachen Frohmot und Rüstigkeit.

Der andere der Eingetretenen aber, eben falls ein mittelgroßer, knochiger Mann mit stark hervortretendem Backenknochen unter den aufgedunsenen, fahlen Wangen, mit wunderbaren, grünschimmernden, weit auseinanderstehenden Augen und schmalen Lippen, machte einen finsternen und trübseligen Eindruck. Er hatte ein altes, wattiertes Paletot und Stiefel mit Galoschen an. Er

trug zwei Töpfe und zwei Behälter aus Birkenrinde. Nachdem er seine Last vor die Ranzewa hingestellt hatte, grüßte er Nechljudow nur mit dem Hals, sodaß er ihn, während er sich verbeugte, ansah. Dann reichte er Nechljudow ungerne die schweißige Hand und begann langsam die mitgebrachten Nahrungsmittel auszupacken.

Diese beiden politischen Gefangenen waren Leute aus dem Volk: der erste war Nabatow, ein Bauer, der zweite ein Fabrikarbeiter, Markel Kondratjew. Markel war in die revolutionäre Bewegung schon als gereifter Mann von fünf und dreißig Jahren geraten; Nabatow als achtzehn jähriger Jüngling. Nachdem er aus der Dorfschule infolge seiner hervorragenden Begabung aufs Gymnasium gekommen, absolvierte Nabatow das selbe mit einer goldenen Medaille, ging aber nicht auf die Universität, weil er schon in der Sekunda den Entschluß gefaßt hatte, unter das Volk zu gehen, dem er entsprossen, um seine verwaorlosten Brüder aufzuklären. So that er auch: zuerst nahm er eine Stelle als Gemeindeschreiber in einem großen Pfarrdorf an, wurde aber bald arretiert, weil er an die Bauern Bücher verteilte und eine Konsum- und Produkttonsgenossenschaft unter ihnen gegründet hatte. Das erste Mal hielt man ihn acht Monate im Gefängnis fest und entließ ihn dann unter geheimer Aufsicht. In Freiheit gesetzt, fuhr er sofort in ein anderes Gouvernement, wurde Dorfschulmeister und that wieder, was er früher gethan. Er wurde wieder arretiert und diesmal ein Jahr und zwei Monate im Gefängnis gehalten; im Gefängnis befestigte er sich noch mehr in seinen Überzeugungen.

Nach der zweiten Gefängnishaft wurde er in das Permjsche Gouvernement verschickt. Er entfloh von dort. Man nahm ihn wieder fest und verschickte ihn, nach einer neuen Gefängnishaft von sieben Monaten, in das Archangeljsksche Gouvernement. Von dort entfloh er zum zweiten Mal und wurde wieder ergriffen, worauf er zur Verschickung in den Jakutskischen Bezirk verurteilt wurde. Auf diese Weise hatte er, seit er erwachsen war, die Hälfte seines Lebens in Gefängnissen und in der Verschickung verbracht. Alle diese Abenteuer hatten ihn durchaus nicht erbittert, aber seine Energie auch nicht geschwächt, sondern eher noch entfacht.

Er war ein lebhafter Mensch mit prachtvoller Verdauung, immer gleich thätig, heiter und rüstig. Niemals bereute er irgend etwas und kümmerte sich nicht viel um die Zukunft, sondern wirkte mit allen Kräften seines Verstandes, seiner Gewandtheit und seiner praktischen Fähigkeiten für die Gegenwart. Wenn er sich in Freiheit befand, arbeitete er für die Aufgabe, die er sich gestellt, nämlich die Aufklärung und Koalition der Arbeiter und besonders der Bauern. Befand er sich aber in Gefangenschaft, so wirkte er ebenso energisch und praktisch für die Herstellung eines Verkehrs mit der Außenwelt und für die Erreichung einer, den Verhältnissen entsprechend, möglichst guten Lebensweise nicht nur für sich, sondern auch für seinen Kreis. Er war in erster Linie ein Gesellschafts- und Genossenschaftsmensch. Für sich selbst, schien es, brauchte er nichts und er selbst konnte sich mit sehr wenigem begnügen; aber für die Gemeinde der Kameraden verlangte er viel und konnte zu diesem Zwecke jegliche physische und geistige Arbeit ohne Rast, ohne Schlaf, ohne Nahrung verrichten. Als Bauer war er arbeitsam, findig, geschickt in der Arbeit, enthaltsam und ohne Anstrengung höflich und aufmerksam nicht nur den Gefühlen, sondern auch den Ansichten anderer gegenüber. Seine alte Mutter, eine analphabete Bauernwitwe, voll von Aberglauben, war noch am Leben, und Nabatow unterstützte sie und besuchte sie, wenn er sich in Freiheit befand. Während seiner Besuche zu Hause ging er auf die Einzelheiten ihres Lebens ein, half ihr bei der Arbeit und gab die Beziehungen zu seinen früheren Kameraden, den Bauernburschen, nicht auf. Er rauchte mit ihnen billigen Tabak aus Hundebainchen³, arrangierte Faustkämpfe und suchte den Bauern zu erklären, wie sie allesamt betrogen würden und wie sie sich aus dem Betrug, in dem man sie festhält, losmachen müßten. Wenn er darüber sprach und dachte, was die Revolution dem Volle geben würde, stellte er sich immer dasselbe Volk, dem er entsprossen war, fast in den nämlichen Verhältnissen vor, aber mit Land und ohne die Herrschaften und Beamten. Die Revolution sollte seiner Ansicht nach die Grundformen des Volkslebens nicht verändern, — darin stimmte er mit Nowodworow und seinem Schüler, Markel Kondratjew, nicht überein, — die Revolution sollte, seiner Ansicht nach, nicht das ganze

Gebäude abbrechen, sondern sie sollte nur die inneren Räume des schönen und dauerhaften, von ihm heißgeliebten alten Riesenbaues anders verteilen.

Auch in religiöser Hinsicht war er der typische Bauer. Niemals pflegte er über metaphysische Fragen, über den Anfang allen Anfangs, über das jenseitige Leben zu grübeln. Gott war für ihn, wie für Arago, eine Hypothese, nach der er ein Bedürfnis bis jetzt nicht empfunden hatte. Es kümmerte ihn nicht, auf welche Weise die Welt entstanden war, ob nach Moses oder nach Darwin, und der Darwinismus, der seinen Kameraden so wichtig erschien, war für ihn ebensogut ein Spiel des Verstandes, wie die Erschaffung in sechs Tagen.

Die Frage, wie die Welt entstanden sei, interessierte ihn eben darum nicht, weil die Frage, wie man in dieser Welt am besten leben solle, bei ihm immer den ersten Platz einnahm. Auch an das jenseitige Leben dachte er niemals, da er in seinem Innern die von den Vätern ererbte, allen Ackersleuten gemeinsame, feste und ruhige Überzeugung trug, wie in der Welt der Tiere und Pflanzen nichts ein Ende hat, sondern fort während sich aus einer Form in die andere um arbeitet, — der Dünger in Korn, das Korn in das Huhn, die Quappe in den Frosch, die Raupe in den Schmetterling, die Eichel in die Eiche, — daß ebenso auch der Mensch nicht vergeht, sondern nur sich wandelt. Er glaubte daran und sah daher dem Tode immer rüstig und sogar heiter in die Augen, ertrug standhaft die Leiden, die zum Tode führten, liebte aber und verstand es auch nicht, darüber zu reden. Er liebte die Arbeit und war stets mit praktischen Sachen beschäftigt, zu denen er auch seine Kameraden heranzuziehen pflegte.

Der andere politische Gefangene aus dem Volk in diesem Transport, Markel Kondratjew, war ein Mann von anderem Schlag. Vom fünfzehnten Jahre an war er bei der Arbeit und begann zu rauchen und zu trinken, um in sich das dumpfe Bewußtsein der Kränkung und des Hintangesetztseins zu betäuben. Eine solche Kränkung erfuhr er zum ersten Mal, als er zu Weihnachten mit anderen Knaben zu der Frau des Fabrikbesitzers zum Christbaum

geführt wurde. Hier erhielten er und seine Kameraden als Geschenk ein Pfeifchen zu einem Kopeken, eine vergoldete Walnuß und eine Feige, während die Kinder des Fabrikanten Spielzeug bekamen, welches ihm wie Gaben einer Märchenfee erschien und, wie er später erfuhr, mehr als fünfzig Rubel gekostet hatte.

Er war gegen dreißig Jahre alt, als in die dortige Fabrik eine berühmte Revolutionärin als Arbeiterin eintrat. Sie bemerkte Kondratjews hervorragende Begabung, begann ihm Bücher und Broschüren zu geben und sich mit ihm zu unterhalten, indem sie ihn über seine Lage aufklärte, über die Ursachen derselben, sowie über die Mittel, diese Lage zu verbessern. Als er sich die Möglichkeit der Befreiung, sowohl seiner eigenen, wie auch der anderen, aus der Unterdrückung, in der sie sich befanden, klar vorstellte, erschien ihm die Ungerechtigkeit dieser Lage noch grausamer und fürchterlicher als früher, und er begann leidenschaftlich nicht nur nach Befreiung, sondern auch nach der Bestrafung derer zu dürsten, die diese grausame Ungerechtigkeit eingerichtet hatten und sie erhielten. Die Möglichkeit dazu bot, wie man ihm erklärt hatte, das Wissen, und Kondratjew gab sich mit Leidenschaft der Erwerbung von Kenntnissen hin. Es war ihm unklar, auf welche Weise das sozialistische Ideal durch das Wissen verwirklicht werden würde, aber er glaubte fest, daß das Wissen ihm die Ungerechtigkeit der Lage aufgedeckt hatte, in welcher er sich befand, daß das nämliche Wissen diese Ungerechtigkeit auch korrigieren würde. Außerdem erhob ihn das Wissen, seiner Meinung nach, über die anderen Menschen. Und daher begann er, nachdem er das Rauchen und Trinken aufgegeben, seine ganze freie Zeit dem Studium zu widmen, wozu er jetzt, da man ihn zum Aufseher eines Vorratsraumes gemacht, mehr Muße hatte.

Die Revolutionärin unterrichtete ihn und staunte über die bewunderungswürdige Fähigkeit, mit der er alle möglichen Kenntnisse unersättlich verschlang. In zwei Jahren erlernte er Algebra, Geometrie und Geschichte, für die er eine besondere Vorliebe hatte, und las die sämtliche schöne und kritische Literatur durch, namentlich aber die sozialistischen Werke.

Die Revolutionärin wurde arretiert, und mit ihr auch Kondratjew, da man bei ihm verbotene Bücher gefunden hatte. Er wurde ins Gefängnis gesetzt und dann in das Wologodsche Gouvernement verschickt. Dort lernte er Nowodworow kennen, las noch viele sozialistische Schriften, behielt alles im Gedächtnis und wurde noch mehr in seinen sozialistischen Anschauungen bestärkt. Aus der Verschickung zurückgekehrt, wurde er der Leiter eines großen Arbeiterstreikes, welcher mit der Demolierung der Fabrik und der Ermordung des Direktors endete. Er wurde wieder arretiert und zum Verlust der bürgerlichen Rechte und zur Verschickung verurteilt.

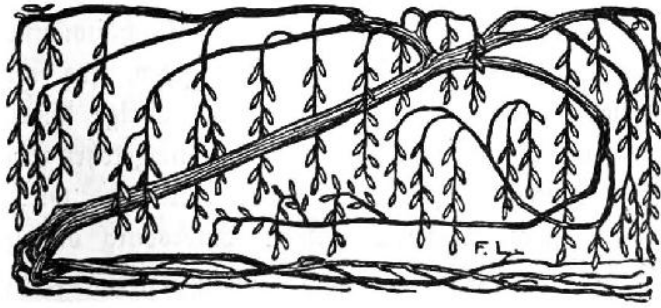
Gegen die Religion verhielt er sich ebenso negativ, wie gegen die bestehende ökonomische Ordnung. Nachdem er die Ungereimtheit des Glaubens erkannt, in dem er aufgewachsen war, und sich nicht ohne Mühe und anfangs auch nicht ohne Furcht, später aber mit Begeisterung von diesem Glauben befreit hatte, hörte er nicht auf, wie zur Entgeltung für den Betrug, in welchem man ihn und seine Vorfahren gehalten hatte, über die Pfaffen und die religiösen Dogmen giftig und boshaft zu spotten.

Seinen Gewohnheiten nach war er Asket, begnügte sich mit dem Notdürftigsten und konnte, wie jeder von Kindheit auf an Arbeit gewöhnte Mensch mit entwickelten Muskeln, jegliche Physische Arbeit leicht verrichten. Am meisten aber schätzte er die Muße, die ihm in den Gefängnissen und auf den Etappen die Möglichkeit gewährte, seine Bildung zu vervollkommen. Gegenwärtig studierte er den ersten Band von Marx und verwahrte dieses Buch mit der größten Sorgfalt, wie einen kostbaren Schatz, in seinem Sack.

Gegen seine Kameraden verhielt er sich zurück haltend und gleichgültig, ausgenommen Nowodworow, dem er besonders ergeben war und dessen Urteil über alle Dinge er wie unwiderlegliche Axiome aufnahm.

Den Frauen gegenüber, die er als ein Hindernis in allen wichtigen Dingen betrachtete, hegte Kondratjew eine unüberwindliche Verachtung. Wer die Maslowa bemitleidete er und war zu ihr freundlich, da er in ihr ein Beispiel der Ausbeutung der niederen Klassen durch die höheren sah. Aus dem nämlichen Grunde mochte

er Nechljudow nicht, war ihm gegenüber wortkarg und drückte seine Hand nicht, wenn Nechljudow ihn begrüßte, sondern überließ ihm nur die ausgestreckte Hand zum Druck.



Dreizehntes Kapitel.

Der Ofen war geheizt und warm geworden, der Tee war gemacht, in die Gläser und Henkelbecher geschenkt und mit Milch versetzt, auf dem Tische lagen Brezeln, frisches Feinbrot und Weizenbrot, hartgekochte Eier, Butter, Kalbskopf und Kalbsfüße. Alle rückten an den Teil der Pritsche heran, der den Tisch ersetzte, und tranken, aßen und sprachen. Die Ranzewa saß auf einer Kiste und schenkte den Tee ein. Um sie herum drängten sich alle übrigen, außer Kriljzow, der den nassen Halbpelz abgelegt hatte und, in den getrockneten Plaid eingehüllt, auf seinem Platze lag und mit Nechljudow sprach.

Nach der Kälte und Nässe während des Marsches, nach dem Schmutz und der Unordnung, die sie hier vorgefunden hatten, nach der Mühe, die man auf gewendet hatte, um alles in Ordnung zu bringen, nach dem Genuß der Nahrung und nach dem heißen Tee waren alle in der angenehmsten, freudigsten Stimmung.

Der Umstand, daß hinter der Wand das Stampfen, das Schreien und Schimpfen der Kriminalen sich hören ließen, gleichsam um sie an das zu erinnern, was sie umgab, dieser Umstand verstärkte noch das Gefühl der Behaglichkeit. Wie an einem Rasttage während einer langen Seefahrt, fühlten sich diese Leute wenigstens für eine Weile vor den Wogen der Erniedrigung und der Leiden, die sie umgaben, geborgen und befanden sich infolge dessen in einem gehobenen, erregten Zustand. Sie sprachen über alles, nur nicht über ihre Lage und über das, was sie erwartete. Außerdem, wie es unter jungen

Männern und Frauen, besonders wenn sie, wie diese Leute, gewaltsam vereinigt werden, immer der Fall zu sein Pflegt, entstanden zwischen ihnen erwiderte und unerwiderte, sich verschiedentlich verflechtende Neigungen zu einander. Sie waren fast alle verliebt.

Nowodworow war in die hübsche, lächelnde Grabez verliebt.

Diese Grabez war eine junge Studentin, die sehr wenig dachte und den Revolutionsfragen gegen über vollständig gleichgültig war. Wer sie war dem Einflusse der Zeit unterlegen, hatte sich irgend wie kompromittiert und wurde verschickt. Wie der Erfolg bei den Männern in der Freiheit ihr wichtigstes Lebensinteresse gewesen war, so blieb er das auch während des Verhörs, im Gefängnisse und in der Verbannung. Jetzt, während des Marsches, tröstete sie sich damit, daß Nowodworow sich in sie verliebt hatte, und verliebte sich selbst in ihn.

Wera Jefremowna, die sehr verliebter Natur war, zu sich selbst aber keine Liebe erregte, auf Gegenseitigkeit jedoch immer hoffte, war bald in Nabatow, bald in Nowodworow verliebt.

Etwas der Verliebtheit ähnliches war auch in den Beziehungen Kriljzows zu Marja Pawlowna. Er liebte sie, wie Männer Frauen zu lieben Pflegen, aber da er ihr Verhalten der Liebe gegen über kannte, so verbarg er sein Gefühl geschickt unter der Maske der Freundschaft und der Dankbarkeit für ihre besonders zarte Pflege.

Nabatow und die Ranzewa waren durch sehr komplizierte Liebesbeziehungen verbunden. Wie Marja Pawlowna eine völlig keusche Jungfrau war, so war die Ranzewa eine völlig keusche verheiratete Frau.

Mit sechzehn Jahren, schon im Gymnasium, hatte sie Ranzew, während er noch Student der Petersburger Universität war, lieb gewonnen und ihn mit neunzehn Jahren geheiratet. Ihr Mann gab seine Studien nicht auf, wurde aber, als er im achten Semester stand, in irgend eine Universitätsgeschichte verwickelt und aus Petersburg ausgewiesen, worauf er Revolutionär wurde. Sie gab die medizinischen Studien auf, denen sie sich widmete, folgte ihm nach und wurde ebenfalls Revolutionärin. Wenn ihr Mann nicht der

Mensch gewesen wäre, den sie für den besten und klügsten von allen Menschen in der Welt hielt, so hätte sie ihn nicht geliebt und ohne Liebe nicht geheiratet. Nachdem sie aber einmal den, ihrer Ansicht nach, besten und klügsten Mann in der Welt liebgewonnen und geheiratet hatte, faßte sie natürlicherweise das Leben und dessen Zweck genau so auf, wie es der beste und klügste Mann in der Welt that. Er sah zuerst das Leben im Studium, und sie faßte es ebenso auf. Er wurde Revolutionär, und sie wurde Revolutionärin. Sie konnte sehr gut beweisen, daß die bestehende Ordnung der Dinge unmöglich sei, und daß die Pflicht eines jeden Menschen darin bestehe, gegen diese Ordnung zu kämpfen und eine politische und ökonomische Organisation des Lebens zu erstreben, bei welcher sich die Persönlichkeit frei entwickeln könne u.s.w. Und sie glaubte, daß sie in der That so dachte und fühlte, aber in Wirklichkeit glaubte sie nur, daß alles das, was ihr Mann dachte, die lautere Wahrheit sei, und erstrebte nur eines — den völligen Einklang, das Zusammenfließen mit der Seele ihres Mannes, was allein ihr eine moralische Befriedigung gewähren konnte.

Die Trennung von Mann und Kind, welche letzteres ihre Mutter zu sich genommen hatte, fiel ihr schwer. Aber sie ertrug diese Trennung fest und ruhig, in dem Bewußtsein, daß sie es für ihren Mann und für jene Sache trage, die unzweifelhaft wahr sein müsse, weil er ihr diene. Sie war in Gedanken immer bei dem Manne, und wie sie früher niemand außer ihrem Manne lieben konnte, so konnte sie auch jetzt niemand außer ihrem Manne lieben. Aber die ergebene und reine Liebe Nabatows rührte und beunruhigte sie. Er, ein sittlicher und starker Mensch, der Freund ihres Mannes, bemühte sich, mit ihr wie mit einer Schwester zu verkehren, aber in seinen Beziehungen zu ihr schimmerte etwas anderes durch, und dieses gewisse andere erschreckte sie beide und schmückte zugleich ihr jetziges schweres Leben.

So waren denn in dieser Kreise nur Marja Pawlowna und Kondratjew von Verliebtheit völlig frei.



Vierzehntes Kapitel.

Nechljudow rechnete darauf, mit Katjuscha, wie er es gewöhnlich nach dem gemeinsamen Thee und Abendessen gethan, allein sprechen zu können, und saß unterdes bei Kriljzow, mit dem er sich unterhielt. Unter anderem erzählte er ihm von Maiars Ersuchen an ihn und von der Geschichte seines Verbrechens. Kriljzow hörte aufmerksam zu, den glänzenden Blick auf Nechljudow geheftet.

»Ja«, sagte er plötzlich, »mich beschäftigt häufig der Gedanke, wie wir jetzt so neben ihnen einhergehen. Neben wem denn? Neben denselben Menschen, für die wir jetzt gehen müssen. Und doch kennen wir sie nicht nur nicht, sondern wollen sie auch nicht kennen. Sie selbst aber — noch schlimmer — hassen uns und halten uns für ihre Feinde. Und das ist schrecklich . . . «

»Es ist nichts schreckliches dabei«, bemerkte Nowodworow, der dem Gespräch zugehört hatte. »Die Massen vergöttern immer nur die Macht«, sagte er mit seiner knarrenden Stimme. »Die Regierung ist im Besitze der Macht, — und sie vergöttern dieselbe und hassen uns. Haben wir morgen die Macht, werden sie uns vergöttern . . . «

In diesem Augenblick ließ sich hinter der Wand ein Ausbruch von Schimpfreden, Gepolter der sich an die Wand Stoßenden, Gerassel der Ketten, Winseln und Schreien vernehmen. Jemand wurde geprügelt, jemand schrie: »Hilfe!«

»Das sind sie, die Bestien! Was für einen Verkehr können wir denn mit ihnen haben?« sagte ruhig Nowodworow.

»Bestien, sagst Du? Und eben hat Nechljudow von einem Fall erzählt . . .«, sagte Kriljzow gereizt und erzählte, wie Makar sein Leben riskiere, um seinen Landsmann zu retten. »Das ist keine Bestialität, sondern eine Heldenthat.«

»Sentimentalitäten!« sagte Nowodworow ironisch. »Wir können die Emotionen dieser Leute und die Motive ihrer Handlungen schwer verstehen. Du siehst hier Großmut, und es ist vielleicht nur Neid jenem Zwangsarbeiter gegenüber.«

»Warum willst Du denn nie in den anderen etwas gutes sehen?« sagte, plötzlich erregt, Marja Pawlowna, die mit allen auf Du war.

»Man kann etwas nicht sehen, das nicht da ist.«

»Warum ist es denn nicht da, wenn der Mensch es auf einen schrecklichen Tod hin riskiert.«

»Ich glaube«, sagte Nowodworow, »wenn wir unsere Sache fördern wollen, daß die erste Bedingung dafür die ist (Kondratjew legte das Buch beiseite, welches er an der Lampe gelesen hatte, und begann aufmerksam seinem Lehrer zuzuhören), daß man nicht phantasiert, sondern die Dinge sieht, wie sie sind. Man thue für die Volksmassen alles und erwarte von ihnen nichts. Die Massen bilden das Objekt unserer Thätigkeit, können aber nicht, so lange sie so träge bleiben, wie sie es jetzt sind, unsere Mitarbeiter sein«, begann er, als hielte er eine Vorlesung. »Und daher wäre es vollständig illusorisch, von ihnen Hilfe zu erwarten, so lange nicht der Entwicklungsprozeß in ihnen stattgefunden hat, wozu wir sie vorbereiten.«

»Was für ein Entwicklungsprozeß«, begann Kriljzow, der rot geworden, zu sprechen. »Wir sagen, daß wir gegen Willkür und Despotismus seien, und ist denn das nicht der schrecklichste Despotismus?«

»Durchaus kein Despotismus«, antwortete Nowodworow ruhig. »Ich sage nur, daß ich den Weg kenne, den das Volk einschlagen muß, und daß ich ihm diesen Weg weisen kann.«

»Woher hast Du aber die Gewißheit, daß der Weg, den Du ihm weisest, der richtige sei? Ist denn das nicht jener Despotismus, welchem die Inquisitionen und die Hinrichtungen der großen

Revolution entsprungen sind? Sie kannten auch den einzigen richtigen Weg, der Wissenschaft nach.«

»Daß sie sich geirrt hatten, beweist noch nicht, daß ich mich irre. Und dann, zwischen den Phantasien der Ideologen und den Thatsachen der positiven ökonomischen Wissenschaften ist ein großer Unterschied.«

Nowodworows Stimme erfüllte das ganze Zimmer. Er allein sprach, während alle anderen schwiegen.

»Immer müssen Sie streiten«, sagte Marja Pawlowna, als er für einen Augenblick verstummte.

»Und wie denken denn Sie darüber?« fragte Nechljudow Marja Pawlowna.

»Ich denke, daß Anatolij recht hat, und daß wir dem Volk unsere Anschauungen nicht aufdrängen dürfen.«

»Nun, und Sie, Katjuscha?« fragte Nechljudow lächelnd und erwartete schüchtern ihre Antwort, in der Furcht, daß sie etwas nicht Hineinpassendes sagen könnte.

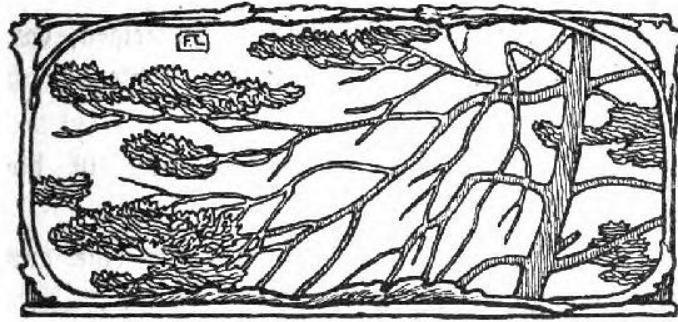
»Ich denke, daß der einfache Mann unterdrückt wird«, sagte sie errötend, »das Volk wird schon zu sehr unterdrückt.«

»Richtig, Michajlowna, richtig«, rief Nabatow. »Das Volk wird stark unterdrückt. Und es soll nicht unterdrückt werden. Das ist unsere ganze Aufgabe.«

»Eine sonderbare Vorstellung von den Aufgaben der Revolution«, sagte Nowodworow und begann ärgerlich zu rauchen.

»Ich kann mit ihm nicht sprechen«, sagte flüsternd Kriljzow und schwieg.

»Und es ist auch viel besser, nicht zu sprechen«, sagte Nechljudow.



Fünfzehntes Kapitel.

O bgleich Nowodworow von allen Revolutionären sehr geachtet wurde, obgleich er sehr gelehrt war und für sehr klug galt, so rechnete Nechljudow ihn dennoch zu jenen Revolutionären, die, ihren sittlichen Eigenschaften nach unter dem Durchschnittsniveau stehend, viel tiefer standen als dieses Niveau. Die geistigen Kräfte dieses Mannes — sein Zähler — waren groß, aber seine Meinung von sich — sein Nenner — war unermesslich groß und hatte schon längst seine geistigen Kräfte überwuchert.

Das war ein Mann von vollständig entgegengesetztem geistigen Typus, wie Simonson. Simonson war einer jener vorwiegend männlichen Typen, deren Handlungen aus der Thätigkeit des Denkens resultieren und von dieser bestimmt werden. Nowodworow aber gehörte zu denjenigen vorwiegend weiblichen Typen, bei denen die Thätigkeit des Denkens einesteils auf die Erreichung der vom Gefühl gesetzten Ziele, anderenteils auf die Rechtfertigung der aus dem Gefühl entsprungenen Handlungen gerichtet ist.

Die gesamte revolutionäre Thätigkeit Nowodworows, trotzdem er sie durch sehr überzeugende, beredsame Gründe zu erklären verstand, erschien Nechljudow einzig auf der Eitelkeit und dem Wunsche, eine erste Rolle zu spielen, gegründet. Anfangs, in der Periode des Studiums, nahm er auch eine erste Stelle ein und war befriedigt. Das war im Gymnasium, in der Universität und im Kreise der Magisterkandidaten, wo die ihm eigentümliche Fähigkeit, fremde

Gedanken aufzunehmen und sie genau wiederzugeben, sehr geschätzt wird. Als er aber sein Diplom erhalten hatte und die Studien beendet waren, war auch seine Rolle aus gespielt. Da plötzlich, um auch in der neuen Sphäre eine Rolle zu spielen, änderte er, wie Kriljzow, der Nowodworow nicht mochte, Nechljudow erzählte, ganz und gar seine Ansichten und wurde aus einem gemäßigten Liberalen ein roter Norodowolez. Infolge des Mangels an moralischen und ästhetischen Eigenschaften in seinem Charakter, die Zweifel und Schwanken hervorriefen, nahm er in der Welt der Revolutionäre sehr bald eine führende Stellung ein, die seine Eigenliebe befriedigte. Wenn er einmal eine Richtung eingeschlagen hatte, so zweifelte und schwankte er nicht mehr und war überzeugt, daß er niemals irre. Alles erschien ihm ungeheuer einfach, klar und unzweifelhaft. Und bei der Beschränktheit und Einseitigkeit seiner Anschauungen war auch alles in der That sehr einfach und klar, und er brauchte nur, wie er zu sagen pflegte, logisch zu sein.

Sein Selbstbewußtsein war so groß, daß es die Leute entweder nur abstoßen oder unterwerfen konnte. Da aber seine Thätigkeit sich unter sehr jungen Leuten abspielte, die sein grenzenloses Selbstbewußtsein für geistige Tiefe und Weisheit nahmen, so unterwarf sich ihm die Mehrzahl, und er erfreute sich in revolutionären Kreisen eines großen Erfolges.

Seine Thätigkeit bestand in der Vorbereitung des Aufstandes, beim Ausbruch dessen er die Gewalt an sich reißen und eine Volksversammlung einberufen sollte. Der Volksversammlung sollte ein von ihm aufgestelltes Programm vorgelegt werden. Und er war fest überzeugt, daß dieses Programm alle Fragen erschöpfte und ohne alle Zweifel angenommen werden mußte.

Die Kameraden achteten ihn wegen seiner Kühnheit und Entschlossenheit, liebten ihn aber nicht. Er seinerseits liebte überhaupt niemand und verhielt sich zu allen hervorragenden Leuten, wie zu seinen Rivalen. Wenn er es gekonnt hätte, wäre er mit ihnen am liebsten so Verfahren, wie die alten Affenmännchen es mit den jungen thun. Er hätte den ganzen Verstand und alle

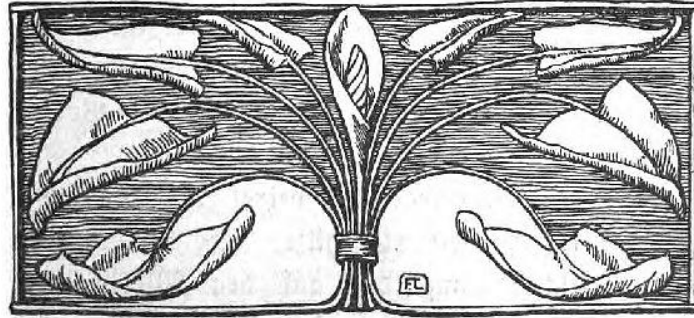
Fähigkeiten aus den anderen Menschen gerissen, nur damit sie die Aktion seiner Fähigkeiten nicht störten.

Gut war er nur gegen die Leute, die sich vor ihm beugten. So verhielt er sich jetzt zu dem von ihm geworbenen Arbeiter Kondratjew, zu Wera Jefremowna und zu der hübschen Grabez, die beide in ihn verliebt waren. Obgleich er prinzipiell für die Frauenfrage war, so hielt er in der Tiefe seiner Seele doch alle Frauen für dumm und nichtig, mit Ausnahme derer, in die er, was nicht selten passierte, sentimental verliebt war, wie jetzt in die Grabez. Diese hielt er dann für ungewöhnliche Frauen, deren Vorzüge nur er allein wahrzunehmen verstand.

Die Frage von den Beziehungen der Geschlechter zu einander erschien ihm, wie alle Fragen, sehr einfach und klar und durch die Anerkennung der freien Liebe vollständig gelöst.

Er hatte eine fiktive und eine wirkliche Frau. Von der letzteren hat er sich getrennt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß zwischen ihnen keine wahre Liebe war, und jetzt hatte er die Absicht, eine neue freie Ehe mit der Grabez einzugehen.

Nechljudow verachtete er, weil dieser, wie er sagte, vor der Maslowa »posierte«, und besonders, weil Nechljudow sich erlaubte, über die Mängel der bestehenden Ordnung und über die Mittel zu deren Beseitigung nicht nur nicht Wort für Wort so zu denken, wie er, Nowodworow, sondern sogar auf seine eigene, fürstliche, d.h. blödsinnige Art zu denken. Nechljudow wußte von diesem Verhalten Nowodworows zu ihm, und fühlte zu seinem Bedauern, daß er selbst trotz der milden Stimmung, in der er sich während der Reise befand, ihm mit der selben Münze heimzahlte und auf keine Weise die stärkste Antipathie gegen diesen Menschen bezwingen konnte.



Sechzehntes Kapitel.

In der Nachbarzelle ließen sich die Stimmen

>v der Eskorte hören. Alles wurde still und gleich darauf trat der Älteste mit zwei Eskorte-Soldaten ein. Es war die Kontrolle. Der Unteroffizier überzählte alle, auf jeden mit dem Finger weisend. Als die Reihe an Nechljudow kam, sagte er gutmütig-familiär zu ihm:

»Jetzt, nach der Kontrolle, Fürst, darf man nicht mehr bleiben. Sie müssen gehen.«

Nechljudow wußte, was das zu bedeuten hatte, trat an ihn heran und gab ihm die bereitgehaltenen drei Rubel.

»Na, was soll man mit Ihnen machen. Bleiben Sie noch.«

Der Älteste wollte bereits gehen, als ein zweiter Unteroffizier hereinkam, dem ein langer, hagerer Gefangener mit blaugeschlagenem Auge und spärlichem Bärtchen folgte.

»Ich komme wegen des Mädchens«, sagte der Gefangene.

»Da ist ja der Vater!« ertönte plötzlich eine helle Kinderstimme, und ein blondes Köpfchen erhob sich hinter der Ranzewa, die zusammen mit Marja Pawlowna und Katjuscha dem Mädchen ein neues Kleidchen aus einem von der Ranzewa geopfertem Rock nähte.

»Ich, Töchterchen, ich«, sagte freundlich Busowkin.

»Sie hat es hier gut«, sagte Marja Pawlowna, mitleidig das zerschlagene Gesicht Busowkins betrachtend. »Lassen Sie sie bei uns.«

»Die Herrschaften nähen mir ein neues Kleid«, sagte das Mädchen, dem Vater die Arbeit der Ranzewa zeigend. »Ein schönes rotes«, plapperte sie.

»Willst Du bei uns zur Nacht bleiben?« sagte die Ranzewa, das Kind liebkosend.

»Ich will. Und Vater auch . . . «

Auf dem Gesicht der Ranzewa erstrahlte ihr besonderes Lächeln.

»Vater kann nicht«, sagte sie. »Also lassen Sie sie hier«, wandte sie sich an den Vater.

»Lassen Sie sie, meinetwegen«, sagte der Älteste, der in der Thür stehen geblieben war, und verließ mit dem anderen Unteroffizier die Zelle.

Kaum hatte die Eskorte die Zelle verlassen, als Nabatow auf Busowkin zutrat und ihn an der Schulter berührend sagte:

»Nun, Bruder, ist es wahr, daß Karmanow tauschen will?«

Das gutmütige, freundliche Gesicht Busowkins wurde plötzlich traurig, und über seine Augen legte sich ein Flor.

»Wir wissen davon nichts . . . Kaum . . . « sagte er. Und mit denselben umflorten Augen fügte er hinzu: »Nun, Aksjutka, sollst also Prinzessin sein, bei den Herrschaften bleiben!« Und eilig ging er hinaus.

»Alles weiß er, und sie haben sicher getauscht«, sagte Nabatow. »Was wollen Sie nun thun?«

»Ich will es in der Stadt der Obrigkeit sagen. Ich kenne sie beide dem Ansehen nach«, sagte Nechljudow.

Alle schwiegen, offenbar eine Wiederaufnahme des Streites befürchtend.

Simonson, der die ganze Zeit über schweigend, mit unter den Kopf gelegten Armen in der Ecke auf der Pritsche gelegen hatte, erhob sich entschlossen und näherte sich, die beisammensitzenden Kameraden sorgsam umgehend, Nechljudow.

»Können Sie mich jetzt anhören?«

»Natürlich«, sagte Nechljudow und erhob sich, um ihm zu folgen.

Katjuscha sah in diesem Augenblick Nechljudow an, errötete, als

sie seinem Blick begegnete, und schüttelte wie staunend den Kopf.

»Mein Anliegen an Sie besteht in folgendem«, begann Simonson, als er mit Nechljudow auf den Korridor getreten waren. Im Korridor vernahm man das Stimmengewirr und die einzelnen Aufschreie bei den Kriminalen besonders deutlich. Nechljudow runzelte die Stirn, aber Simonson schien der Lärm augenscheinlich nicht zu stören.

»Da ich Ihre Beziehungen zu Katerina Michajlowna kenne«, begann er, mit seinen guten Augen aufmerksam und gerade in Nechljudows Gesicht blickend, »so halte ich es für meine Pflicht . . . « fuhr er fort, mußte aber innehalten, da dicht an der Thür auf einmal zwei Stimmen aufschrieten, die über irgend etwas stritten.

»Man sagt Dir, Du Ölgötze: sie gehören nicht mir«, schrie die eine Stimme.

«Daß Du daran erstickst, Teufel«, röchelte die andere.

In diesem Augenblick trat Marja Pawlowna auf den Korridor.

»Wie kann man denn hier sprechen«, sagte sie. »Gehen Sie dorthin, dort ist nur Werotschka.«

Und sie ging voran in eine winzige Einzelkammer, die jetzt zur Verfügung der politischen Frauen gestellt war. Auf der Pritsche lag mit zugedektem Kopf Wera Jefremowna.

»Sie hat Migräne, sie schläft und hört nicht. Und ich will gehen«, sagte Marja Pawlowna.

»Im Gegenteil, bleib«, sagte Simonson. »Ich habe vor niemandem Geheimnisse und am wenigsten vor Dir.«

»Gut«, sagte Marja Pawlowna, und sich, wie Kinder thun, mit dem ganzen Körper von einer Seite zur anderen schiebend und durch diese Bewegung sich tiefer auf die Pritsche setzend, machte sie sich bereit zu hören, während ihre schönen Hammelaugen irgendwohin in die Ferne sahen.

»Also mein Anliegen besteht darin«, wieder holte Simonson, »daß ich es für meine Pflicht halte, da ich Ihre Beziehungen zu Katerina Michajlowna kenne, Sie über meine Beziehungen zu ihr zu unterrichten . . . «

»Ja, was haben Sie denn?« fragte Nechljudow, unwillkürlich sich

an der Schlichtheit und Offenheit weidend, mit welcher Simonson mit ihm sprach.

»Das, daß ich Katerina Michajlowna heiraten möchte . . . «

»Merkwürdig«, sagte Marja Pawlowna, ihren Blick auf Simonson heftend.

» . . . und mich entschlossen habe, sie darum zu bitten, daß sie meine Frau wird«, fuhr Simonson fort.

»Was kann ich denn dazu? Das hängt von ihr ab«, sagte Nechljudow.

»Ja, aber sie wird diese Frage ohne Sie nicht entscheiden.«

»Warum nicht?«

»Weil sie nichts entscheiden kann, ehe ihre Beziehungen zu Ihnen nicht definitiv geklärt sind.«

»Von meiner Seite ist diese Frage endgültig entschieden. Ich möchte das thun, was ich für richtig halte, und außerdem ihre Lage lindern. Aber in keinem Fall möchte ich ihr einen Zwang auferlegen.«

»Ja, aber sie will Ihr Opfer nicht.«

»Das ist gar kein Opfer.«

»Und ich weiß, daß dieser ihr Entschluß unwiderruflich ist.«

»Nun denn . . . worüber wollen Sie denn mit mir sprechen?« sagte Nechljudow.

»Sie möchte, daß auch Sie es anerkennen.«

»Wie kann ich denn anerkennen, daß ich etwas nicht thun soll, was ich für meine Pflicht halte. Ich kann nur eins sagen, nämlich, daß ich nicht frei bin, sie aber durchaus frei ist.«

Simonson schwieg eine Weile, in Gedanken versunken.

»Gut, ich werde ihr das sagen. Glauben Sie nicht, daß ich in sie verliebt sei«, fuhr er fort. »Ich liebe sie wie einen schönen, seltenen Menschen, der viel gelitten hat. Ich will von ihr nichts und möchte ihr nur furchtbar gern helfen, ihre Lage er . . . «

Nechljudow war erstaunt, die Stimme Simonsons beben zu hören.

» . . . ihre Lage erleichtern«, fuhr Simonson fort. »Wenn sie Ihre Hilfe nicht acceptieren will, möge sie dann die meinige annehmen. Wenn sie damit einverstanden wäre, würde ich darum bitten, daß

man mich an denselben Ort wie sie verschickt. Vier Jahre sind keine Ewigkeit. Ich würde sie an ihrer Seite verleben und vielleicht ihr Los erleichtern können . . . « Er blieb vor Aufregung wieder stecken.

»Was kann ich denn dazu sagen?« sagte Nechljudow. Ich freue mich, daß sie einen solchen Beschützer gefunden hat, wie Sie . . . «

»Eben das ist es, was ich erfahren mußte«, fuhr Simonson fort. »Da ich sie liebe und ihr Gutes wünsche, so wollte ich wissen, ob Sie ihre Ehe mit mir als etwas für sie Gutes halten würden?«

»O ja«, sagte Nechljudow entschieden.

»Es handelt sich nur um sie, ich will nur, daß diese Seele, die soviel gelitten hat, ausruhe«, sagte Simonson und blickte Nechljudow mit einer so kindlichen Zärtlichkeit an, wie man sie von diesem finster aussehenden Manne nicht erwartet hätte.

Er erhob sich, ergriff Nechljudows Hand, neigte sich zu ihm mit dem Gesicht und küßte ihn mit schüchternem Lächeln.

»So also werde ich es ihr sagen«, sagte er und ging hinaus.



Siebzehntes Kapitel.

Nun, wie gefällt Ihnen das?« sagte Marja Pawlowna. »Verliebt, ganz und gar verliebt. Das ist etwas, was ich nie erwartet hätte, daß sich Wladimir Simonson so, auf eine so dumme, knabenhafte Weise verlieben würde. Sonderbar! Und um die Wahrheit zu sagen — betäubend!« schloß sie seufzend.

»Aber sie, Katja? Was meinen Sie, wie sie sich dazu verhält?« fragte Nechljudow.

»Sie?« Marja Pawlowna hielt inne, da sie die Frage offenbar möglichst genau beantworten wollte. »Sie? Sehen Sie, sie ist, trotz ihrer Vergangenheit, ihrem Wesen nach eine der sittlichsten Naturen . . . Sie empfindet außerordentlich fein . . . Sie liebt Sie, liebt Sie auf eine edle Art und ist glücklich, daß sie für Sie wenigstens jenes negative Gute thun kann, daß sie Sie nicht mit sich verstrickt. Für sie wäre die Ehe mit Ihnen ein fürchterlicher Fall, schlimmer als der frühere. Und darum wird sie nie ihre Einwilligung dazu geben . . . Ihre Anwesenheit aber beunruhigt sie.«

»Was soll ich denn thun? Verschwinden?« sagte Nechljudow.

Marja Pawlowna lächelte mit ihrem lieben, kindlichen Lächeln.

»Ja, teilweise.«

»Wie kann ich denn teilweise verschwinden?«

»Ich habe gefaselt, aber von ihr wollte ich Ihnen sagen, daß sie die Ungereimtheit seiner exaltierten Liebe (von der er ihr übrigens nichts gesagt hat) sieht, durch diese Liebe geschmeichelt ist und sie

zugleich fürchtet. Sie wissen ja, ich bin in diesen Sachen nicht kompetent, aber es scheint mir, daß es von seiner Seite ein ganz gewöhnliches, wenn auch maskiertes männliches Gefühl ist. Er sagt, daß diese Liebe seine Energie erhöhe, und daß sie platonisch sei. Ich aber weiß schon recht gut, daß wenn diese Liebe auch eine außergewöhnliche sein sollte, in ihrem Grunde doch unbedingt eine Scheußlichkeit liegt . . . wie bei Nowodworow und Ljubotschka.«

Marja Pawlowna wich von der Frage ab, in dem sie auf ihr Lieblingsthema kam.

»Aber was soll ich denn thun?« fragte Nechljudow.

»Ich glaube, daß Sie es ihr sagen müßten. Es ist immer besser, wenn alles klar ist. Sprechen Sie mit ihr, ich werde sie rufen! Wollen Sie?« sagte Marja Pawlowna.

»Bitte«, sagte Nechljudow und Marja Pawlowna ging hinaus.

Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich Nechljudows, als er in der kleinen Zelle allein blieb und das leise, hie und da von Stöhnen unterbrochene Atmen Wera Jefremownas hörte und das dumpfe Lärmen der Kriminalen, das ohne Aufhören hinter den beiden Türen ertönte.

Das, was ihm Simonson gesagt hatte, verlieh ihm die Befreiung von der auf sich genommenen Verpflichtung, die ihm in schwachen Stunden schwer und sonderbar erschien. Und doch war etwas da bei, was ihm nicht nur unangenehm, sondern auch schmerzhaft war. In diesem Gefühl lag auch mit, daß das Anerbieten Simonsons die Ausschließlichkeit seiner, Nechljudows, Handlung zerstörte, den Wert des Opfers, das er brachte, in seinen und fremden Augen minderte. Wenn ein Mensch, und ein so guter Mensch, der an sie durch nichts gebunden war, sein Schicksal mit dem ihrigen vereinigen wollte, so war sein eigenes Opfer schon nicht mehr so bedeutend. Es war vielleicht auch ein einfaches Gefühl der Eifersucht dabei: er hatte sich an ihre Liebe zu ihm so sehr gewöhnt, daß er es nicht zugeben konnte, daß sie irgend jemand anderes lieben würde. Auch die Zerstörung eines einmal festgesetzten Planes, seiner Absicht, so lange bei ihr zu bleiben, bis sie ihre Strafe abgebüßt hätte, spielte dabei eine Rolle. Wenn sie Simonson

heiraten würde, so würde seine Anwesenheit überflüssig werden, und er müßte sich wieder einen neuen Lebensplan aufbauen.

Er hatte nicht Zeit, sich mit seinen Gefühlen auseinanderzusetzen, als durch die geöffnete Thür ein verstärktes Getöse bei den Kriminalen drang (es ging bei ihnen heute etwas Besonderes vor) und Katjuscha in die Zelle trat.

Sie näherte sich ihm mit schnellen Schritten.

»Marja Pawlowna schickte mich . . . sagte sie, hart vor ihm stehen bleibend.

»Ja, ich muß mit Ihnen sprechen. Aber setzen Sie sich. Wladimir Iwanowitsch hat mit mir gesprochen.«

Sie setzte sich, die Hände auf dem Schoß zusammengelegt, und schien ruhig. Kaum hatte aber Nechljudow Simonsons Namen genannt, als sie purpurrot wurde.

.Was hat er Ihnen denn gesagt?« fragte sie.

»Er sagte mir, daß er Sie heiraten will.«

Ihr Gesicht verzog sich plötzlich zu einem leidenden Ausdruck. Sie sagte nichts und senkte nur die Augen.

»Er bat mich um meine Zustimmung oder meinen Rat. Ich habe ihm gesagt, daß alles von Ihnen abhängt, daß Sie darüber entscheiden müssen.«

»Ach, was ist das? Wozu?« stammelte sie und sah ihm mit jenem sonderbaren, auf Nechljudow stets so besonders stark wirkenden schielenden Blick in die Augen. — Einige Sekunden lang blickten sich beide schweigend an. Und dieser Blick sagte beiden Vieles.

»Sie müssen entscheiden«, wiederholte Nechljudow.

»Was soll ich entscheiden?« sagte sie. »Alles ist schon lange entschieden.«

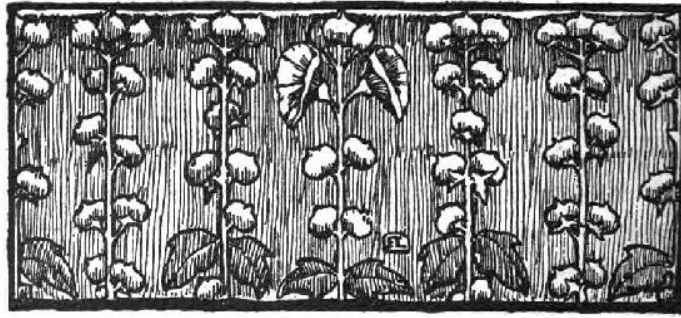
»Nein, sie müssen sich entscheiden, ob Sie den Antrag Wladimir Iwanowitschs annehmen«, sagte Nechljudow.

»Was bin ich denn für eine Frau — eine Zwangsarbeiterin! Wozu soll ich Wladimir Iwanowitsch auch noch ins Verderben ziehen?« sagte sie stirnrunzelnd.

»Ja, aber wenn die Begnadigung kommen sollte?« sagte

Nechljudow.

»Ach, lassen Sie mich. Da ist nichts weiter zu reden«, sagte sie aufstehend und ging aus der Zelle hinaus.



Achtzehntes Kapitel.

Als Nechljudow gleich nach Katjuscha in das Zimmer der Männer zurückkehrte, waren dort alle in Aufregung. Nabatow, der überall herumging, mit allen in Verkehr trat, alles beobachtete, hatte eine Nachricht gebracht, die alle überraschte. Die Nachricht bestand darin, daß er an der Wand einen Zettel gefunden, der von dem zur Zwangsarbeit verurteilten Revolutionär Petlin geschrieben war. Alle glaubten, daß Petlin schon lange an der Kara sei, und Plötzlich erwies es sich, daß er erst vor kurzem denselben Weg allein mit den Kriminalen gegangen war.

»Am 17. August«, hieß es in dem Zettel, »wurde ich allein mit den Kriminalen abgeschickt. Newerow war mit mir und hat sich in Kasanj im Irrenhause erhängt. Ich bin gesund und rüstig und hoffe alles gute.«

Alle besprachen die Lage Petlins und die Ursache von Newerows Selbstmord. Kriljzow jedoch schwieg, in Gedanken versunken, und starrte mit stierem, glänzendem Blick vor sich hin.

»Mein Mann sagte mir, daß Newerow schon in der Peterpaulsfestung ein Gespenst gesehen«, sagte die Ranzewa.

»Ja, ein Poet, ein Phantast, solche Leute halten die Einzelhaft nicht aus«, sagte Nowodworow. »Ich, zum Beispiel, wenn ich in die Einzelzelle gesperrt wurde, erlaubte meiner Einbildungskraft nicht zu arbeiten, sondern verteilte meine Zeit in systematischer Weise. Daher habe ich es auch immer gut ertragen.«

»Was erträgt man nicht? Ich bin oft sogar froh gewesen, wenn man mich einsperrte«, sagte Nabatow mit munterer Stimme in der offenbaren Absicht, die düstere Stimmung zu zerstreuen. »Sonst fürchtet man alles: daß man nicht selbst hereinfalle, oder andere verwickle, oder der Sache schade. Sitzt man aber, ist es mit aller Verantwortung aus. Brauchst nur zu sitzen und zu rauchen . . . «

»Hast Du ihn nahe gekannt?« fragte Marja Pawlowna mit einem unruhigen Blick auf das plötzlich verwandelte, abgefallene Gesicht Kriljzows.

»Newerow ein Phantast?« begann plötzlich Kriljzow zu sprechen, mit erstickter Stimme, als hätte er lange geschrien oder gesungen. »Newerow war ein Mensch, wie unser Portier zu sagen pflegte, wie sie »die Erde nur wenige gebiert«. Ja . . . Er war ein krystallheller Mensch, den man durch und durch sehen konnte. Ja . . . Er konnte nicht nur nicht, lügen, sondern sich nicht einmal verstellen. Er war nicht dünnhäutig, nein, er war wie geschunden, ganz und gar ohne Haut, alle Nerven entblößt. Ja . . . Eine komplizierte, reiche Natur, nicht so eine . . . Na, was soll man reden! . . . « Er schwieg eine Weile. »Wir streiten darüber, was besser sei«, sagte er mit böser gerunzelter Stirn, »zuerst das Volk aufzuklären und dann die Formen des Lebens zu ändern, oder umgekehrt? Wir streiten über die Kampfweise: friedliche Propaganda, oder Terrorismus. Wir streiten, ja. Sie aber streiten nicht, sie wissen, was sie zu thun haben, ihnen ist es ganz gleichgültig, ob Dutzende, Hunderte von Menschen, und was für Menschen, zu Grunde gehen oder nicht. Im Gegenteil, sie wollen es gerade, daß die besten Menschen zu Grunde gehen. Ja . . . Herzen pflegte zu sagen, als man die Dekabristen außer Kurs setzte, daß das allgemeine Niveau herabgedrückt werde. Wie sollte es denn nicht herabgedrückt werden! Später setzte man Herzen selbst und seine Altersgenossen außer Kurs. Jetzt die Newerows . . . «

»Alle wird man schon nicht vernichten«, sagte mit seiner ermunternden Stimme Nabatow. »Wer den noch welche zur Nachzucht bleiben.«

»Nein, werden keine bleiben, wenn wir sie schonen werden«,

sagte Kriljzow mit erhobener Stimme, ohne sich unterbrechen zu lassen. — »Gieb mir, bitte, ein Cigarettenchen.«

»Aber es ist Dir doch schädlich. Anatolij«, sagte Marja Pawlowna. »Ich bitte Dich, rauche nicht!«

»Ach, laß«, sagte er ärgerlich und begann zu rauchen. Aber sogleich brach er in Husten aus und es wurde ihm, als wollte er erbrechen. Als er sich ausgehustet, fuhr er fort:

»Wir thaten nicht, was wir sollten, nein. Nicht raisonnieren sollten wir, sondern uns einigen . . . und sie vernichten.«

»Aber *sie* sind doch auch Menschen«, sagte Nechljudow.

»Nein, *sie* sind keine Menschen — die, die das thun können, was sie machen . . . Nein, da giebt es ja Bomben und Luftballons . . . la . . . In einem Ballon aufsteigen und sie wie Wanzen mit Bomben bestreuen, bis sie vertilgt sind . . . Ja . . . Denn . . . « begann er. Wer purpur rot, wurde er von einem noch heftigeren Hustenanfall befallen, und Blut strömte ihm aus dem Munde.

Nabatow lief nach Schnee. Marja Pawlowna holte Valerianatropfen hervor und bot sie ihm an. Aber er stieß sie mit der weißen, abgemagerten Hand beiseite und atmete schwer und hastig.

Als Schnee und kaltes Wasser ihn ein wenig beruhigt hatten und man ihn für die Nacht hin gelegt, verabschiedete Nechljudow sich von allen und ging mit dem Unteroffizier, der seinetwegen gekommen war und ihn schon lange erwartete, zum Ausgang.

Die Kriminalen hatten sich jetzt beruhigt, und die meisten schliefen. Obgleich die Leute in den Zellen auf und unter den Pritschen und in den Durchgängen lagen, konnten doch nicht alle dort Platz finden, und ein Teil von ihnen lag im Korridor auf der Diele, die Köpfe auf den Säcken, mit feuchten Schlafröcken zugedeckt.

Aus den Thüren der Zellen und im Korridor ließen sich Schnarchen, Stöhnen und Traumreden vernehmen. Überall sah man dichte Haufen von menschlichen Gestalten, von Schlafröcken bedeckt.

Nur in der Junggesellenzelle der Kriminalen schliefen einige nicht.

Sie saßen in der Ecke um einen Lichtstumpf herum, den sie auslöschten, als sie den Soldaten erblickten. Auch im Korridor unter der Lampe schlief ein Alter nicht; er saß nackt da und suchte die Insekten aus seinem Hemd heraus.

Die infizierte Luft in den Zellen der Politischen schien rein zu sein im Vergleich mit der stinkenden Schwüle, die hier herrschte. Die räuchernde Lampe erschien wie im Nebel, und es war schwer zu atmen.

Um durch den Korridor zu gehen, ohne auf jemand von den Schlafenden zu treten oder mit dem Fuß zu stoßen, mußte man sich im voraus einen leeren Platz aussuchen, und nachdem man einen Fuß daraufgesetzt, wieder Platz für den folgenden Tritt suchen.

Drei Menschen, die offenbar nicht einmal im Korridor Platz gefunden hatten, hatten sich im Flur, gerade neben der stinkenden und aus allen Fugen fließenden Kufe hingelegt. Einer dieser Menschen war ein schwachsinniger Alter, den Nechljudow auf den Märschen öfters gesehen hatte. Der andere war ein Knabe von etwa zehn Jahren; er lag zwischen den beiden Arrestanten und schlief auf dem Bein des einen, die Hand unter die Wange gelegt.

Als Nechljudow aus dem Thor hinausgetreten war, blieb er stehen und atmete lange und angestrengt die frostkalte Luft ein, die Brust mit vollen Lungen ausweitend.



Neunzehntes Kapitel.

Draußen wurde es sternhell. Als Nechljudow über den gefrorenen, nur hie und da noch durchquellenden Straßenkot zu seinem Gasthof zurückgekehrt war, klopfte er an das dunkle Fenster. Der breitschulterige Arbeiter öffnete ihm barfuß die Thür und ließ ihn ein. Rechts aus dem Flur vernahm man das laute Schnarchen der Fuhrleute in der »schwarzen Stube«; vorn, vor der Thür, auf dem Hof, ließ sich das Kauen einer großen Zahl Pferde hören. Links führte eine Thür in die »saubere Stube«. In der »sauberen Stube« roch es nach Wermut und Schweiß, und hinter dem Verschlag her kam ein gleichmäßiges schluckendes Schnarchen aus mächtigen Lungen. Vor dem Heiligenschrein brannte ein rotes Lämpchen.

Nechljudow kleidete sich aus, breitete über den Wachstumdivan seinen Plaid, that sein ledernes Kissen darauf und legte sich hin, indem er in seiner Phantasie alles wieder durchdachte, was er während des heutigen Tages gesehen und gehört hatte.

Von allem, was Nechljudow heute gesehen hatte, erschien ihm am schrecklichsten der Knabe, der in der aus der Kufe fließenden Jauche schlief, den Kopf auf das Bein des Arrestanten gelegt.

Trotzdem das Gespräch mit Simonson und Katjuscha heute Abend unerwartet und wichtig gewesen, blieb er bei diesem Ereignis doch nicht stehen. Seine Stellung dem gegenüber war zu kompliziert und zugleich zu unbestimmt, und daher suchte er die Gedanken daran zu vertreiben. Um so lebhafter aber vergegenwärtigte er sich

den Anblick dieser Unglücklichen, die in der stinkenden Luft erstickten und sich in der Jauche wälzten, die aus der stinkenden Kufe floß. Besonders jener Knabe mit dem unschuldigen Gesicht, der auf dem Bein des Arrestanten schlief, kam ihm nicht aus dem Sinn.

Bloß zu wissen, daß irgendwo in der Ferne die einen Menschen die anderen quälen, indem sie sie der Entsittlichung, unmenschlichen Erniedrigungen und Qualen aussetzen, oder aber im Laufe dreier Monate diese von den einen Menschen verübte Demoralisation und Qualen ständig vor Augen zu haben — sind ganz verschiedene Dinge. Und Nechljudow fühlte dieses. Mehr als einmal hatte er sich während dieser drei Monate gefragt: »bin ich verrückt, daß ich das sehe, was die anderen nicht sehen, oder sind die verrückt, die das an stellen, was ich sehe?« Aber die Menschen — und ihrer waren so viele — thaten das, was ihn so sehr verwunderte und entsetzte, mit einer so ruhigen Gewißheit dessen, daß das, was sie thaten, nicht nur so sein mußte, sondern auch ein sehr wichtiges und nützliches Werk sei, daß es schwer wurde, alle diese Menschen für verrückt zu erklären. Sich selbst aber konnte er nicht für verrückt halten, da er sich der Klarheit seines Gedankenganges bewußt war. Und daher befand er sich immer in einem Zustand unentschlossenen Zweifels.

Alles, was Nechljudow während der drei Monate gesehen hatte, erschien ihm in folgender Gestalt: unter allen in Freiheit lebenden Menschen wurden durch das Gericht und die Verwaltung die nervösesten, feurigsten, erregbarsten, begabtesten und stärksten und weniger als andere schlaun und vorsichtigen Menschen ausgesucht, und diese Menschen, Menschen die durchaus nicht schuldiger oder für die Gesellschaft gefährlicher waren, als die, die in Freiheit blieben, wurden erstens in Gefängnisse und Etappen gesperrt, wo sie Monate und Jahre hin durch in völligem Müßiggang, materieller Sorglosigkeit und Entfremdung von Natur, Familie und Arbeit, also vollständig außerhalb aller Bedingungen des natürlichen und sittlichen menschlichen Lebens gehalten wurden. Das erstens. Zweitens wurden die Menschen in diesen Anstalten allen möglichen

unnötigen Erniedrigungen ausgesetzt, wie Ketten, rasierte Köpfe, Schandkleidung, wurden also des hauptsächlichsten Beweggrundes beraubt, welcher schwache Leute zu einem guten Leben veranlaßt, — der Sorge um die Meinung der Menschen, der Scham, des Bewußtseins der menschlichen Würde. Drittens, einer ständigen Lebensgefahr ausgießt durch die in den Einsperrungsanstalten dauernd herrschenden ansteckenden Krankheiten, durch Entkräftung, durch Schläge — von den Ausnahmefällen der Sonnenstiche, des Ertrinkens, der Feuersbrünste ganz abgesehen, — drittens also, einer ständigen Lebensgefahr ausgesetzt, befanden sich diese Leute ständig in einer Lage, in welcher der allerbeste und sittlichste Mensch aus Selbsterhaltungstrieb die schrecklichsten und grausamsten Handlungen begeht und sie auch an anderen Menschen entschuldigt. Viertens wurden diese Leute gewaltsam mit durch das Leben und besonders durch eben diese Anstalten außergewöhnlich entsittlichten Wüstlingen, Mördern und Bösewichtern vereinigt, die auf alle, durch die an gewendeten Mittel noch nicht völlig Verdorbenen, wie Hefe auf den Teig wirkten. Und endlich fünftens, wurde allen sich unter diesen Einwirkungen befindenden Menschen durch allerlei unmenschliche Handlungen gegen sie selber: durch Mißhandlung der Kinder, Frauen und Greise, durch Schläge, durch Ruten, durch Peitschen, durch Aussetzen von Prämien für die, die den entlaufenen Gefangenen lebendig oder tot einbringen, durch Trennung der Männer von den Frauen, durch Vereinigung fremder Frauen mit fremden Männern, durch Erschießen, Aufhängen, — durch all das wurde diesen Menschen auf die überzeugendste Weise eingeprägt, daß allerlei Gewaltthaten, Grausamkeiten, Bestialitäten von der Regierung nicht nur nicht verboten, sondern erlaubt werden, wenn es für sie vorteilhaft ist, — also denjenigen Menschen, die sich in Gefangenschaft, Elend und Not befinden, um so mehr erlaubt sein müsse.

Alles das waren Einrichtungen, die wie ab sichtlich ausgedacht waren, um eine bis zum letzten Grade kondensierte Unsittlichkeit hervorzubringen, — eine solche Unsittlichkeit, wie man sie unter keinen anderen Bedingungen hätte erreichen können, um sie dann

in den weitesten Dimensionen unter dem ganzen Volk zu verbreiten. »Als ob die Aufgabe gestellt wäre, wie auf die beste, sicherste Weise eine möglichst große Quantität Menschen verdorben werden könnte«, dachte Nechljudow, in dem er sich in das vertiefte, was in den Gefängnissen und Etappen vor sich ging. Hunderttausende von Menschen wurden alljährlich bis zum höchsten Grade der sittlichen Verkommenheit gebracht, und wenn sie vollkommen verdorben waren, wurden sie losgelassen, damit sie die in den Gefängnissen erworbene Lasterhaftigkeit im ganzen Volke verbreiteten.

In den Gefängnissen von Tjumenj, Jekaterinburg, Tomsk und auf den Etappen hatte Nechljudow gesehen, wie glücklich dieses Ziel, das sich die Gesellschaft gestellt zu haben schien, erreicht wurde. Die Menschen, gewöhnliche einfache Menschen mit den Forderungen der russischen bäuerlich-christlichen Gemeindemoral gaben diese Anschauungen auf und eigneten sich eine neue Moral, die Moral der Gefängnisse an, die hauptsächlich darin besteht, daß jede Beschimpfung und Vergewaltigung der menschlichen Persönlichkeit, jegliche Vernichtung derselben erlaubt sei, wenn sie vorteilhaft ist. Menschen, die eine Zeitlang im Gefängnis gelebt hatten, erfuhren an ihrem ganzen Wesen, daß, wenn man danach urteilte, was ihnen selbst widerfuhr, alle jene Sittengesetze der Achtung vor dem Menschen und des Mitleids mit ihm, die ihnen von den Kirchen- und Morallehrern gepredigt worden, in Wirklichkeit aufgehoben sind, und daß also auch sie ihnen nicht zu folgen brauchen.

Nechljudow sah das an allen ihm bekannten Gefangenen, an Fjodorow, an Makar und sogar an Taras, der Nechljudow durch die Unmoralität seiner Urteile frappierte, nachdem er zwei Monate auf den Etappen zugebracht hatte. Unterwegs erfuhr Nechljudow, daß die Vagabunden, wenn sie sich in die Tajga flüchten, einen Kameraden zu bereden pflegen, mit ihnen zu fliehen, um ihn nachher zu töten und sich von seinem Fleisch zu ernähren. Er hatte einen lebendigen Menschen gesehen, der dessen angeklagt war und sein Verbrechen bekannte. Und das Schrecklichste war, daß diese Fälle von Menschenfresserei nicht vereinzelt waren, sondern

sich fortwährend wiederholten.

Nur bei einer besonderen Kultivierung des Lasters, wie sie in diesen Anstalten geübt wird, konnte man den Russen bis zu dem Tiefstand bringen, bis zu welchem er in jenen Vagabunden gebracht worden, die die moderne Lehre von Nietzsche vorweggenommen haben, alles für erlaubt und nichts für verboten halten, und diese Lehre erst unter den Gesungenen und dann im ganzen Volke verbreiten.

Das Einzige, wodurch man alles das, was geschah, erklären und entschuldigen könnte, wären die Abschaffung der Verbrechen, die Abschreckung, Korrektion, die gesetzliche Vergeltung gewesen, von welchen in den Büchern immer geschrieben wird. In Wirklichkeit aber war nicht einmal der Schein von diesem, von jenem, von dem dritten und vierten vorhanden. Statt der Abschaffung der Verbrechen, war es nur eine Verbreitung der Verbrechen. Statt einer Abschreckung nur eine Aufmunterung der Verbrecher, von denen viele, die Vagabunden zum Beispiel, freiwillig in die Gefängnisse gingen. Anstatt der Korrektion, war es eine systematische Ansteckung mit allen Lastern. Das Bedürfnis nach Vergeltung aber wurde im Volke durch die Regierungsstrafen nicht nur nicht gemildert, sondern da anerzogen, wo es früher nicht existiert hatte.

»Also wozu machen sie denn alles das?« fragte sich Nechljudow und fand keine Antwort.

Und was ihn am meisten in Erstaunen setzte, war, daß alles das nicht unversehens, nicht aus Mißverständnis, nicht ein Mal gethan wurde, sondern, daß es immer und seit Jahrhunderten geschah, mit dem einzigen Unterschied, daß es früher zerrissene Nasen, abgeschnittene Ohren und gebrandmarkte und an Stangen gekettete Sträflinge gab, während jetzt die Gefangenen Handfesseln tragen und nicht auf Fuhrwerken, sondern per Dampf transportiert werden.

Die Raison, daß alles das, was ihn empörte, von der Unvollkommenheit der Gefängnis- und Verschickungsanstalten käme, wie ihm die Beamten sagten, und daß das alles durch Anlegung moderner Gefängnisse beseitigt werden könnte, diese Raison befriedigte Nechljudow nicht, da er fühlte, daß das, was ihn

empörte, nicht die mehr oder weniger vollkommene Einrichtung der Strafanstalten war. Er hatte von vervollkommenen Gefängnissen mit elektrischen Klingeln gelesen, von Hinrichtungen durch Elektrizität, die von Tardieu empfohlen wurden, und die vervollkommenen Gewaltthaten brachten ihn noch mehr auf.

Am meisten empörte Nechljudow der Umstand, daß in den Gerichten und Ministerien Leute saßen, die große, dem Volke abgenommene Gehälter bezogen, dafür, daß sie in Büchern, die von ebensolchen Beamten mit ebensolchen Motiven verfaßt waren, nachschlugen und die Handlungen der Menschen, durch welche die von ihnen geschriebenen Gesetze verletzt wurden, unter irgend einen Paragraphen zu bringen suchten, um dann, auf Grund dieser Paragraphen, die betreffenden Menschen an einen Ort zu schicken, wo sie sie nicht mehr zu sehen brauchten, und wo diese Menschen in der voll ständigen Gewalt von grausamen und verrohten Inspektoren, Aufsehern, Eskorte-Offizieren millionenweise geistig und körperlich verkamen und hinsiechten.

Nachdem Nechljudow die Gefängnisse und Etappen näher kennen gelernt hatte, begriff er, daß alle die Laster, die sich unter den Arrestanten entwickeln, der Trunk, das Spiel, die Grausamkeit, all die furchtbaren Verbrechen, — bis zu der Menschenfresserei, — die von den Sträflingen begangen werden, nicht Zufälligkeiten, oder Eigentümlichkeiten der Entartung, des Verbrechertypus, der Abnormität seien, wie es zum Nutzen der Regierung stumpfsinnige Gelehrte auslegen, sondern daß alles dieses eine notwendige Folge des unbegreiflichen Irrtums sei, dem zu Folge die einen Menschen die anderen strafen dürften. Nechljudow sah, daß die Menschenfresserei nicht in der Tajga ihren Anfang nimmt, sondern in den Ministerien, Komitees und Departements, und in der Tajga nur ihren Abschluß findet. Er sah, daß seinem Schwager, zum Beispiel, und überhaupt allen Richtern und Beamten, vom Gerichtskommissar bis zum Minister, an der Gerechtigkeit und dem Volkswohl, von denen sie sprachen, nichts lag, sondern daß sie alle nur jene Rubel brauchten, die man ihnen dafür zahlte, daß sie alles das thaten, woraus jene Entsittlichung und jene Leiden entsprangen. Das war

ganz klar.

»Ist es denn möglich, daß auch das alles nur aus Mißverständnis geschah? Wie könnte man es doch machen, daß man allen diesen Beamten ihre Gehälter läßt und ihnen noch Prämien dazu giebt, nur damit sie das nicht thun, was sie jetzt machen?« dachte Nechljudow. Und mit diesen Gedanken fiel er, nachdem die Hähne schon zum zweiten Mal gekräht hatten, in tiefen Schlaf, trotz der Flöhe, die, sobald er sich nur bewegte, wie eine Fontäne um ihn herum sprühten.



Zwanzigstes Kapitel.

Als Nechljudow erwachte, waren die Fuhrleute bereits lange abgefahren, die Wirtin hatte schon Tee getrunken und, den dicken, schweißigen Hals mit dem Tuch wischend, kam sie, um zu sagen, daß ein Eskorte-Soldat einen Zettel gebracht hätte.

Der Zettel war von Marja Pawlowna. Sie schrieb, daß Kriljzows Anfall ernster sei, als sie gedacht hätten. »Wir wollten ihn zuerst hier lassen und bei ihm bleiben, aber das wurde nicht gestattet. Wir nehmen ihn mit, befürchten aber das Schlimmste. Versuchen Sie es in der Stadt so einzurichten, wenn man ihn dort zurückläßt, daß auch jemand von uns bei ihm bleiben dürfe. Wenn es zu diesem Zweck notwendig sein sollte, daß ich ihn heirate, so bin ich selbstverständlich bereit.«

Nechljudow schickte den Burschen auf die Poststation nach den Pferden und begann eilig, seine Sachen zu packen. Er hatte das zweite Glas Tee noch nicht ausgetrunken, als die Posttrojka, schellenklirrend und auf dem gefrorenen Kot wie auf einem Pflaster rasselnd vorfuhr.

Nachdem Nechljudow der Wirtin mit dem dicken Halse seine Rechnung bezahlt hatte, ging er schnell hinaus, setzte sich auf den geflochtenen Sitz des Wagens und befahl, so schnell wie möglich zu fahren, damit er den Transport einholen könne.

Nicht weit hinter dem Thore der Umzäunung erreichte er wirklich die mit Säcken und Kranken beladenen Wagen, die über den nur

zum Teil eingefahrenen, mit gefrorenem Kot bedeckten Weg dahinholteten. Der Offizier war bereits voraus gefahren. Die Soldaten, die offenbar schon etwas angeheitert waren, gingen unter fröhlichem Geplauder zu beiden Seiten der Wagen und hinten nach. Der Wagen war eine ganze Anzahl. Auf den vorderen saßen eng zusammengedrängt, etwa zu sechs, die Schwachen unter den Kriminalen, auf den drei hintersten Wagen fuhren die Politischen, zu dritt auf einer Fuhre. Auf dem letzten Wagen saßen Nowodworow, die Grabez und Kondratjew, auf dem zweitletzten die Ranzewa, Nabatow und jenes schwache rheumatische Weib, welchem Marja Pawlowna ihren Platz abgetreten hatte. Im drittletzten Wagen lag auf Heu und Kissen gebettet Kriljzow. Auf dem Bock vor ihm saß Marja Pawlowna.

Nechljudow ließ den Kutscher neben Kriljzow halten und ging zu ihm hin. Ein angetrunkenener Eskorte-Soldat machte Nechljudow mit der Hand ein Zeichen, aber Nechljudow achtete nicht darauf, trat an den Wagen heran und begann, sich mit der Hand an dem Wagen haltend, neben ihm her zugehen. Kriljzow, in Schafspelz und Persianermütze, den Mund mit einem Tuch verbunden, schien noch magerer und blasser als sonst. Seine schönen Augen waren besonders groß und glänzend. Leicht hin und herschaukelnd von den Stößen des Wagens, wandte er den Blick nicht von Nechljudow und machte, auf die Frage nach seiner Gesundheit, nur die Augen zu und schüttelte ärgerlich den Kopf. Seine ganze Energie ging augenscheinlich auf im Ertragen der Stöße des Wagens. Marja Pawlowna saß auf der anderen Seite des Wagens. Sie wechselte mit Nechljudow einen bedeutungsvollen Blick, der ihre ganze Besorgnis um den Zustand Kriljzows ausdrückte, und begann gleich darauf mit lustiger Stimme zu sprechen.

»Der Offizier hat sich wohl geschämt«, schrie sie, damit Nechljudow sie durch den Lärm der Räder hören könne. »Busowkin sind die Hand schellen abgenommen worden. Er trägt jetzt selbst das Mädchen, und mit ihm gehen Katja, Simonson und statt meiner Werotschka.«

Kriljzow sagte etwas, das man aber nicht verstehen konnte. Er

wies auf Marja Pawlowna und schüttelte stirnrunzelnd den Kopf, indem er den Husten offenbar zurückzuhalten bemüht war.

Nechljudow beugte sich zu ihm hin, um ihn zu verstehen. Kriljzow schob das Tuch von dem Munde zurück und flüsterte:

»Jetzt geht es bedeutend besser. Wenn ich mich nur nicht erkälte.«

Nechljudow nickte bejahend und wechselte wieder einen Blick mit Marja Pawlowna.

»Nun, was macht das Problem der drei Körper?« flüsterte Kriljzow noch und lächelte mühsam und schmerzlich. »Die Lösung ist nicht so einfach . . . «

Nechljudow begriff ihn nicht, aber Marja Pawlowna erklärte ihm, daß es das berühmte mathematische Problem der Bestimmung des Verhältnisses der drei Körper — der Sonne, des Mondes und der Erde — sei, und daß Kriljzow im Scherz diesen Vergleich für die Beziehungen zwischen Nechljudow, Katjuscha und Simonson ausgedacht habe.

Kriljzow nickte mit dem Kopf zum Zeichen, daß Marja Pawlowna seinen Scherz richtig erklärt hätte.

»Die Lösung liegt nicht an mir«, sagte Nechljudow.

»Haben Sie meinen Zettel erhalten? Werden Sie es thun?« fragte Marja Pawlowna.

»Natürlich«, sagte Nechljudow und ging, da er auf Kriljzows Gesicht einen unzufriedenen Ausdruck bemerkte, zu seinem Wagen zurück. Er kletterte auf das durchgesessene Flechtwerk hinauf und begann, sich an den Rändern des Wagens haltend, auf dem noch nicht eingefahrenen Wege hin und her gerüttelt, den auf eine Werst ausgedehnten Transport zu überholen. Er fuhr an einer endlosen Reihe grauer Schlafröcke und Halbpelze der paarweis mit Handschellen und einzeln in Beinschellen gefesselten Sträflinge vorbei. Am anderen Ende des Weges erkannte Nechljudow das blaue Tuch Katjuschas, den schwarzen Paletot Wera Jefremownas und die Jacke, die gehäkelte Mütze und die weißen wollenen Strümpfe Simonsons, um die die Riemen seiner Sandalen geschlungen waren. Simonson ging neben den Frauen einher und

redete erregt.

Als die Frauen Nechljudow erblickten, grüßten sie, und Simonson hob feierlich die Mütze.

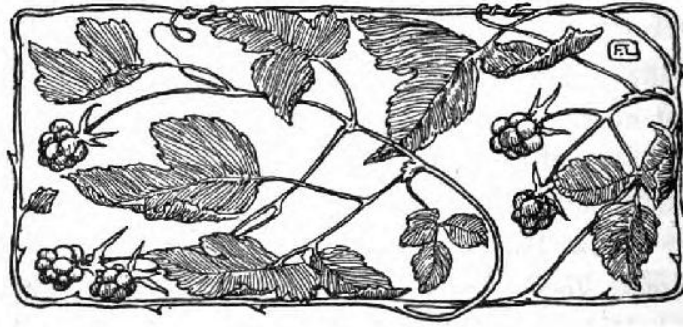
Nechljudow hatte ihnen nichts zu sagen und fuhr vorbei, ohne den Wagen halten zu lassen. Als der Kutscher auf den eingefahrenen Teil des Weges gelangte, begann er schneller zu fahren, mußte aber immer wieder auf den anderen Teil des Weges abbiegen, um den sich nach beiden Richtungen hin auf der Straße bewegenden Wagenzügen auszuweichen.

Der Weg, von tiefen Radspuren durchfurcht, zog sich durch dunklen Nadelholzwald hin, der zu beiden Seiten hie und da im hellen, sandfarbenen Gelb der noch nicht abgefallenen Blätter der Birken und Lärchen schimmerte. Auf der Hälfte der Strecke hörte der Wald auf und zu beiden Seiten öffneten sich Felder; man erblickte die goldenen Kreuze und Kuppeln eines Klosters. Der Tag heiterte sich völlig auf, die Wolken verzogen sich, die Sonne ging über dem Walde auf und das feuchte Laub, die Pfützen, die Kuppeln und Kreuze der Kirche erstrahlten im hellen Sonnenlicht. Vorn, rechts in der taubenblauen Ferne schimmerten weiß die weit hinten liegenden Berge auf.

Die Trojka fuhr in das nahe der Stadt gelegene große Kirchdorf ein. Die Straßen waren voll von Leuten — Russen und Eingeborenen in ihren sonderbaren Mützen und schlafrockartigen Mänteln. Betrunkene und nüchterne Männer und Frauen wimmelten und lärmten neben den Buden Wirtshäusern, Schenken und Fuhren. Man spürte die Nähe der Stadt.

Nachdem er dem rechten Seitenpferd eins versetzt, es strammer angezogen und sich seitwärts auf den Bock gesetzt, sodaß er die Zügel zu seiner Rechten hatte, fuhr der Kutscher über die große Straße, mit seinem Gespann renommiert, und ohne die Pferde zurückzuhalten, zum Fluß hinunter, über welchen man mittelst einer Fähre übergesetzt wurde. Die Fähre befand sich in der Mitte des schnellen Flusses und kam von dem andern Ufer her. Am diesseitigen Ufer warteten etwa zwanzig Fuhren. Nechljudow brauchte nicht lange zu warten. Die Fähre, die sich hoch

stromaufwärts befand, wurde von dem schnellen Wasser bald an die Bretter des Landungsplatzes herangetrieben. Die großen, breitschultrigen, muskulösen und schweigsamen Fährleute in Halbpelzen und Stulpstiefeln warfen geschickt und mit gewohnter Geste die Anlegeseile aus, befestigten sie an den Pfosten, zogen die Barriere weg, ließen die auf der Führe stehenden Fuhren ans Ufer, und begannen die neue Ladung aufzunehmen, indem sie die Wagen und die vor dem Wasser scheuenden Pferde dicht an einander auf der Fähre hinstellten. Der schnellströmende, breite Fluß schlug an die Borde der Fährbote und spannte die Seile straff. Als die Fähre voll war, und Nechljudows Wagen mit den ausgespannten Pferden, von allen Seiten zusammen gedrückt, an einem der Ränder der Führe stand, schlossen die Fährleute die Barriere, ohne auf die Bitten der zurückbleibenden zu achten, zogen die Anlegeseile ein und brachten die Fähre in Gang. Auf dem Schiff war es still, man hörte nur das Stampfen der Füße der Fährleute und die Hufschläge der die Beine umstellenden Pferde.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Nechljudow stand am Rande der Fähre und blickte auf den schnellen, breiten Fluß. In seiner Phantasie erstanden abwechselnd zwei Gestalten: der von den Stößen zitternde Kopf des in Erbitterung sterbenden Kriljzow und die Gestalt Katjuschas, die an der Seite des Weges rüstig neben Simonson einherschritt. Der eine dieser Eindrücke, der sich zum Tode nicht vorbereitende und dennoch sterbende Kriljzow, war schwer und betrübend. Der andere Eindruck aber, die rüstige Katjuscha, die die Liebe eines solchen Menschen, wie Simonson, gefunden hatte und somit auf dem festen und sicheren Wege des Guten stand, hätte eigentlich freudig sein müssen; aber Nechljudow fühlte sich durch ihn bedrückt und konnte dies Gefühl der Schwere nicht bezwingen.

Aus der Stadt her kam über das Wasser das Getön und eherne Beben einer großen Glocke. Der neben Nechljudow stehende Kutscher und alle Fuhrleute nahmen einer nach dem anderen die Mützen ab und bekreuzten sich. Nur ein zunächst dem Geländer stehender, mittelgroßer, zerzauster Alter, den Nechljudow zuerst nicht bemerkt hatte, bekreuzte sich nicht, sondern erhob den Kopf und sah Nechljudow fest an. Der Alte war in einem geflickten Bauernrock, Tuchhosen und ausgetretenen, geflickten Stulpstiefeln. Über der Schulter hing ein mäßig großer Quersack, auf dem Kopf saß eine hohe, abgeriebene Pelzmütze.

»Was betest Du denn nicht, Alter?« sagte Nechljudows Kutscher, nachdem er seine Mütze auf gesetzt und zurecht gerückt hatte. »Bist

wohl nicht getauft?«

»Zu wem soll man denn beten?« sagte resolut und aggressiv, die Silben schnell hintereinander aus sprechend, der zerzauste Alte.

»Zu wem! Zu Gott . . . « sagte ironisch der Kutscher.

»Zeig' Du mir doch, wo er ist? Gott?«

Es war etwas so ernstes und festes im Ausdruck des Alten, daß der Kutscher, als er fühlte, daß er es mit einem starken Menschen zu thun habe, verlegen wurde. Er suchte es aber zu verbergen und antwortete schnell, um sich durch sein Schweigen nicht vor dem zuhörenden Publikum zu blamieren:

»Wo? Natürlich . . . im Himmel.«

»Bist Du denn dort gewesen?«

»Gewesen oder nicht gewesen, aber jeder weiß, daß man zu Gott beten muß . . . «

»Gott hat niemand jemals gesehen. Der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoße ist, hat ihn offenbart . . . « sagte, streng die Stirn runzelnd, in derselben schnellen Sprechweise der Alte.

»Du bist wohl ein Heide, ein Lochanbeter. Das Loch betest Du an«, sagte der Kutscher, den Peitschenstiel in den Gürtel steckend und das Geschirr auf dem Seitenpferd zurechtschiebend.

Jemand lachte.

»Welchen Glauben hast Du denn, Großvater?« fragte ein Mann in mittleren Jahren, der neben seiner Fuhre am Rande der Fähre stand.

»Gar keinen Glauben habe ich . . . Weil ich niemand, niemand außer mir selbst glaube«, antwortete ebenso schnell und resolut der Alte.

»Wie soll man denn sich selbst glauben?« sagte Nechljudow, sich in das Gespräch mischend. »Man kann sich doch irren.«

»Niemals«, antwortete mit einer energischen Kopfbewegung der Alte.

»Woher kommt es denn, daß es so vielerlei Glauben giebt?« fragte Nechljudow.

»Eben daher, weil man den anderen Menschen glaubt, und nicht

sich selbst. Auch ich habe anderen Menschen geglaubt und bin umhergeirrt, wie in der Tajga; hatte mich so verlaufen, daß ich nicht glaubte, je herauszukommen. Da giebt's Altgläubige und Neugläubige, die Subbotniki, die Chlisti, die Popowzi, die Bespopowzi, Awstrijaki, Molokane und Skopzi. Jede Sekte lobt sich nur selber. Sind nach allen Seiten auseinander gekrochen, wie blinde junge Hunde. Der Glauben giebt's viele, aber nur einen Geist. In Dir und in mir und in dem da. Da soll eben jeder seinem Geiste glauben, und alle werden wieder vereinigt sein. Jeder für sich, und alle werden eins . . . «

Der Alte sprach laut und sah sich immerfort um, da er augenscheinlich wünschte, daß möglichst viel Leute ihn hören.

«Nun, und ist das schon lange Ihr Bekenntnis?» fragte ihn Nechljudow.

»Ich? Schon lange. Sie verfolgen mich schon das dreiundzwanzigste Jahr . . . «

»Wieso — verfolgen?«

»Wie man Christus verfolgte, so verfolgt man auch mich. Nehmen mich fest und schleppen mich in die Gerichte, zu den Popen, — den Schrift gelehrten und Pharisäern; auch ins Irrenhaus hatten sie mich mal gesteckt. Aber man kann mir nichts anhaben, und so bin ich denn frei. »Wie heißt Du?« fragen sie mich. Meinen wohl, ich würde mich für irgend jemand ausgeben. Ich thu's aber nicht. Ich habe mich von allem los gesagt: habe keinen Namen, kein Heim, kein Vaterland, — nichts habe ich. Ich bin nur ich. »Wie ich heiße?« — Mensch. »Wie alt bist Du?« — Ich, sage ich, zähle die Jahre nicht und kann sie auch nicht zählen, denn ich bin immer gewesen, werde auch immer sein. »Wer, fragen sie, sind Dein Vater und Deine Mutter?« — Ich habe, sage ich, weder Vater noch Mutter außer Gott und die Erde. Gott — der Vater, die Erde — die Mutter. »Erkennst Du den Zaren an?« fragen sie. — Warum soll ich ihn nicht anerkennen. Er ist sein Zar, und ich bin mein Zar. »Na, was soll man mit Dir reden!« sagen sie. Und ich sage: hab auch nicht gebeten, mit mir zu reden. — Ja, so quälen sie mich . . . «

»Und wohin gehen Sie denn jetzt?« fragte Nechljudow.

»Wie's Gott giebt. Ist Arbeit da, arbeite ich, sonst thue ich betteln«, schloß der Alte, als er merkte, daß die Fähre sich dem anderen Ufer näherte, und sah sich sieghaft nach allen, die ihm zugehört hatten, um.

Die Fähre legte am andern Ufer an. Nechljudow holte seinen Beutel heraus und bot dem Alten Geld an. Der Alte schlug es aus.

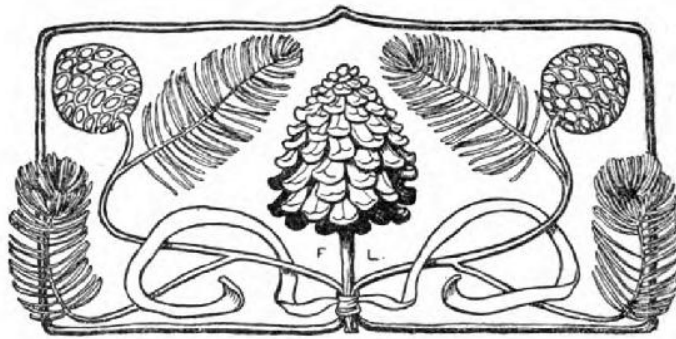
»Ich nehme das nicht. Brot nehme ich«, sagte er.

»Nun, vergieb!« verabschiedete sich Nechljudow von ihm nach russischer Art.

»Da ist nichts zu vergeben. Du hast mich nicht beleidigt. Und man kann mich auch nicht beleidigen«, sagte der Alte und warf sich den Sack, den er abgelegt hatte, wieder über die Schulter.

Unterdessen war Nechljudows Wagen von der Fähre gezogen und die Pferde waren eingespannt.

»Daß Sie Lust haben, gnädiger Herr, mit so einem zu sprechen«, sagte der Kutscher Nechljudow, als dieser, nachdem er den Fährleuten ein Trinkgeld gegeben, in den Wagen stieg. »So ein Vagabund, ein Landstreicher . . . «



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als sie die Anhöhe hinaufgefahren waren, wandte sich der Kutscher um.

»In welches Gasthaus soll ich fahren?«

»Welches ist denn besser?«

»Was giebt's besseres, als das »Sibirische«. Sonst ist's auch bei Djukow gut . . . «

»Wohin Du willst.«

Der Kutscher setzte sich wieder seitwärts und trieb die Pferde an. Die Stadt war, wie alle Städte: dieselben Häuser mit Mezzaninen und grünen Dächern, dieselbe Kathedrale, dieselben Buden und Magazine auf den Hauptstraßen und sogar dieselben Schutzleute. Nur die Häuser waren fast alle aus Holz, und die Straßen ungepflastert.

Auf einer der am stärksten belebten Straßen ließ der Kutscher die Trojka vor der Auffahrt eines Gasthauses halten. Aber hier gab es keine freien Zimmer mehr, und man mußte in ein anderes fahren. In diesem anderen hatte man ein freies Zimmer, und Nechljudow fand, was Sauberkeit und Bequemlichkeit anbetraf, zum ersten Mal nach zwei Monaten wieder die gewohnten Bedingungen. Wie wenig luxuriös das Zimmer auch war, welches man Nechljudow angewiesen hatte, so empfand er doch eine große Erleichterung nach der Postfahrt, den Herbergen und Etappen. Vor allem mußte er sich von den Läusen säubern, von denen er sich nach dem Besuch

der Etappen niemals ganz befreien konnte. Nachdem er seine Sachen auseinandergelegt, fuhr er sofort ins Bad. Von dort zurückgekehrt, gab er sich ein städtisches Aussehen, zog sich ein gestärktes Hemd an, Hosen mit Falten vom Liegen, Rock und Paletot und begab sich zum Oberbefehlshaber der Provinz.

Die von dem Portier geholte Droschke — ein klappernder offener Wagen mit einem satten, ziemlich großen Kirgisenpferd — brachte Nechljudow zu einem großen, schönen Gebäude, vor welchem Militärposten und Schutzleute standen. Um das Haus herum war ein Garten, in dem, unter entlaubten Espen und Birken mit ragenden nackten Ästen, Fichten, Föhren und Edeltannen dicht und dunkel grünt.

Der General war nicht wohl und empfing nicht. Nechljudow bat den Lakai dennoch, seine Karte zu übergeben, und der Lakai kehrte mit einer günstigen Antwort zurück:

»Es ist befohlen, Sie zu bitten.«

Das Vorzimmer, der Lakai, die Ordonnanz, die Treppe, der Saal mit blank gewichstem Parkett, — alles dies war wie in Petersburg, nur etwas schmutziger und großartiger. Nechljudow wurde in das Kabinett geleitet.

Der General, ein sanguinischer Mann, aufgedunsen, mit einer Kartoffelnase, hervortretenden Höckern auf der Stirn und dem kahlen Schädel und Säcken unter den Augen saß in einem tatarischen seidenen Schlafrock mit einer Cigarette in der Hand und trank Tee aus einem Glas mit silbernem Untersatz.

»Guten Tag, mein Bester. Verzeihen Sie, daß ich Sie im Schlafrock empfangen; immer besser, als gar nicht zu empfangen«, sagte er, seinen dicken, hinten gerunzelten Hals unter dem Schlafrock verbergend. »Ich bin nicht ganz gesund und gehe nicht aus. Was hat Sie denn an unsere ferne Küste verschlagen?«

»Ich bin einem Gefangenentransport gefolgt, in dem sich eine mir nahestehende Person befindet«, sagte Nechljudow, »und bin jetzt gekommen, um Ew. Excellenz einesteils wegen dieser Person und dann noch in Bezug auf eine andere Sache meine Bitten vorzutragen.«

Der General zog den Tabakrauch ein, nahm einen Schluck Thee, löschte die Cigarette in einem Malachitaschenbecher aus und hörte Nechljudow aufmerksam zu, ohne die schmalen, geschwollenen, glänzenden Augen von ihm zu wenden. Er unterbrach ihn nur, um ihn zu fragen, ob er nicht rauchen wolle.

Der General gehörte zu dem Typus der gelehrten Militärs, die es für möglich halten, Liberalismus und Humanität mit ihrer Profession zu vereinigen. Aber als ein von Natur kluger und guter Mensch fühlte er sehr bald, daß eine solche Bereinigung nicht möglich sei und begann, um den inneren Widerspruch, in dem er sich befand, nicht zu sehen, sich immer mehr und mehr der unter den Militärs so sehr verbreiteten Gewohnheit hin zugeben, viel Wein zu trinken. Und dieser Gewohnheit ergab er sich in solchem Maße, daß er nach fünfunddreißigjährigem Militärdienst zu dem geworden war, was die Ärzte einen Alkoholiker nennen. Er war ganz von Wein durchsogen und brauchte nur irgend eine Flüssigkeit zu trinken, um einen Rausch zu empfinden. Der Genuß von Wein aber war für ihn ein Bedürfnis, ohne dessen Befriedigung er nicht leben konnte und jeden Tag war er gegen Abend vollständig betrunken, obgleich er sich diesem Zustand so angepaßt hatte, daß er nicht schwankte und keine besonderen Dummheiten sprach. Wenn er aber auch das letztere that, so nahm er doch eine so wichtige dominierende Position ein, daß es immer als etwas Kluges hingegenommen wurde, was für eine Dummheit er auch sagte.

Nur am Morgen, eben um dieselbe Zeit, wo ihn Nechljudow antraf, war er einem vernünftigen Menschen ähnlich, konnte verstehen, was man ihm sagte, und mit mehr oder weniger Erfolg das Sprichwort bethätigen, das er zu wiederholen liebte; »bezechet und gescheit — macht doppelte Freud.« Die höheren Vorgesetzten wußten, daß er ein Trunkenbold war, aber er war immerhin gebildeter als andere, — obgleich er in seiner Bildung dort stehen geblieben war, wo ihn die Trunksucht befallen hatte, — war kühn, gewandt, repräsentabel und verstand sich auch in betrunkenem Zustande mit Takt zu benehmen. Und darum hatte man ihn zu dem wichtigen und verantwortlichen Posten, den er jetzt einnahm, ernannt und darauf belassen.

Nechljudow erzählte ihm, daß die Person, die ihn interessierte, eine Frau sei, daß sie unschuldig verurteilt worden und eine diesbezügliche Bittschrift auf den Allerhöchsten Namen eingereicht sei.

»So. Und?« sagte der General.

»Man hat mir von Petersburg aus versprochen, daß die Nachricht bezüglich des Schicksals dieser Frau mir nicht später als in diesem Monat geschickt werden wird und zwar hierher . . . «

Ohne von Nechljudow die Augen zu wenden, streckte der General die Hand mit den kurzen Fingern nach dem Tisch aus, klingelte und fuhr schweigend fort zuzuhören, indem er mit seiner Cigarette dampfte und sich besonders laut räusperte.

»Und da wollte ich denn darum bitten, diese Frau, wenn es möglich ist, hier solange zurückzubehalten, bis die Antwort auf die eingereichte Bittschrift eintritt.«

Es trat ein militärisch gekleideter Bursche ein.

»Frage, ob Anna Wassiljewna aufgestanden ist«, sagte der General dem Burschen, »und gib noch Tee her. — Nun, was noch?« wandte er sich an Nechljudow.

»Meine zweite Bitte«, fuhr Nechljudow fort, »betrifft einen politischen Gefangen, der mit der selben Partei geht.«

»So!« sagte der General bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend.

»Er ist schwer krank — ein Sterbender. Und man wird ihn wahrscheinlich hier im Krankenhause zurücklassen. Nun möchte eine der politischen Frauen bei ihm bleiben.«

»Ist sie ihm fremd?«

»Ja, aber sie ist bereit, ihn zu heiraten, wenn sie dadurch die Möglichkeit erhält, bei ihm zu bleiben.«

Der General hörte schweigend zu, rauchte und blickte seinen Gast mit den glänzenden Augen unverwandt an, augenscheinlich um ihn mit seinem Blick zu verwirren.

Als Nechljudow geendet, nahm er vom Tisch ein Buch, suchte darin, die Finger, mit denen er die Seiten umwandte, benetzend, den Artikel über die Ehe auf und las ihn.

»Wozu ist sie verurteilt?« fragte er, die Augen von dem Buch erhebend.

»Sie — zur Zwangsarbeit.«

»Ja, die Lage des Verurteilten kann also durch seine Ehe nicht gebessert werden.«

»Ja, aber . . . «

»Erlauben Sie. Wenn sie ein Freier heiraten würde, so müßte sie ihre Strafe ebenso abbüßen. Die Frage ist hier: wer von ihnen trägt die härtere Strafe, er oder sie?«

»Sie sind beide zur Zwangsarbeit verurteilt.«

»Na, also sind sie quitt«, sagte lachend der General. »Was er hat, hat auch sie. Er kann wegen Krankheit zurückbleiben«, fuhr er fort, »und natürlich wird alles geschehen, was nur möglich, sein Schicksal zu mildern. Sie aber kann, auch wenn sie ihn heiratet, nicht hier bleiben . . . «

»Die Frau Generalin trinken den Kaffee«, meldete der Lakai.

Der General nickte mit dem Kopfe und fuhr fort:

»Übrigens werde ich es mir noch überlegen. Wie sind ihre Familiennamen? Schreiben Sie dieselben hier auf.«

Nechljudow schrieb die Namen auf.

»Auch das kann ich nicht«, antwortete der General auf die Bitte Nechljudows, den Kranken besuchen zu dürfen. »Ich habe Sie natürlich nicht in Verdacht«, sagte er, »aber Sie interessieren sich für ihn und die anderen, und Sie haben Geld. Hier bei uns aber ist alles käuflich. Man sagt mir, ich solle die Bestechlichkeit ausrotten. Wie soll ich sie denn ausrotten, wenn alle bestechlich sind? Und je niedriger im Rang, je mehr. Wie kann ich denn da alles über fünftausend Werst über schauen? Er ist dort ein kleiner Zar, wie ich hier«, und er lachte auf. »Sie haben die Politischen doch wohl besucht, haben Geld gegeben und sind hineingelassen worden?« sagte er lächelnd. »Nicht?«

»Ja, das ist wahr.«

»Ich verstehe, daß Sie so handeln müssen Sie wollen einen Politischen sehen. Und Sie haben Mitleid mit ihm. Der Aufseher aber

oder der Eskortierende nimmt, weil er zwei Zwanziger Gehalt und Familie hat; er kann nicht anders, als nehmen. An seiner und an Ihrer Stelle würde ich ebenso handeln, wie Sie und er. An meiner Stelle aber erlaube ich mir nicht, vom allerstrengsten Buchstaben des Gesetzes abzugehen, eben weil ich Mensch bin und mich vom Mitleid hinreißen lassen könnte. Ich bin pflichttreu. Man hat mir mein Amt unter gewissen Bedingungen anvertraut, und ich muß dieses Vertrauen rechtfertigen . . . So, diese Frage wäre jetzt erledigt . . . Nun erzählen Sie mir, wie es bei Ihnen in der Metropole geht?«

Und der General begann zu fragen und zu erzählen, indem er offenbar gleichzeitig Neuigkeiten hören und seine Bedeutung und Humanität zeigen wollte.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

»**N**un also, bei wem sind Sie abgestiegen? Bei Djuk? Na, es ist auch dort scheußlich. Kommen Sie übrigens zu uns zu Mittag«, sagte der General, Nechljudow verabschiedend, »um fünf Uhr. Sprechen Sie englisch?«

»Ja.«

»Na, das ist schön. Hierher ist nämlich ein Engländer, ein Tourist gekommen. Er studiert die Verschickung und die sibirischen Gefängnisse. Er wird bei uns zu Mittag essen, und kommen Sie also auch. Wir essen um fünf, und meine Frau verlangt Pünktlichkeit. Ich werde Ihnen dann auch die Antwort geben, sowohl was man mit dieser Frau thun soll, als auch in Bezug auf den Kranken. Vielleicht wird es gehen, daß man jemand bei ihm läßt.«

Nechljudow verabschiedete sich von dem General und fuhr auf die Post. Er fühlte sich in einer besonders aufgeregthätigen Verfassung.

Das Postamt war ein niedriges Zimmer mit gewölbter Decke; hinter der Barriere saßen die Beamten und verteilten die Postsachen unter das sich drängende Volk. Ein Beamter klopfte, den Kopf auf die Seite geneigt, unaufhörlich mit dem Stempel auf die ihm geschickt zugeschobenen Couverts.

Nechljudow brauchte nicht lange zu warten. Ms man seinen Namen hörte, übergab man ihm sofort seine ziemlich umfangreiche

Korrespondenz. Da gab es Geld, einige Briefe und Bücher und die letzte Nummer des »Westnik Jewropi«. Nechljudow trat mit den Sachen an eine hölzerne Bank, auf der ein Soldat mit einem Buch etwas erwartete, setzte sich neben ihn hin und sah die erhaltenen Briefe durch. Unter denselben befand sich ein eingeschriebener Brief — ein vorzügliches Couvert mit einem scharfen Siegel aus hellrotem Lack. Er öffnete das Couvert und erblickte einen Brief von Selenin nebst einem offiziellen Aktenstück. Er fühlte, wie das Blut ihm ins Gesicht schoß und wie sein Herz sich zusammenzog. Es war die Entscheidung in Katjuschas Sache. Wie war die Entscheidung? Unmöglich war es eine Ablehnung?

Nechljudow durchflog den in einer winzigen, schwer lesbaren, harten, gebrochenen Handschrift geschriebenen Brief und atmete freudig auf. Die Entscheidung war günstig.

»Lieber Freund!« schrieb Selenin. »Unser letztes Gespräch hat in mir einen starken Eindruck hinterlassen. Du hattest in Bezug auf die Maslowa recht gehabt. Ich habe ihren Prozeß aufmerksam studiert und gesehen, daß in Bezug auf sie eine empörende Ungerechtigkeit begangen worden war. Reparieren konnte man die Sache nur in der Bittschriftenkommission, wohin Du Dich auch gewandt hattest. Es ist mir gelungen, dort bezüglich der Entscheidung einigen Einfluß auszuüben, und hier schicke ich Dir nach der Adresse, die mir die Gräfin Jekaterina Iwanowna gegeben hat, die Kopie. Das Original selbst ist an den Ort ihrer Internierung während des Prozesses geschickt worden und wird wohl sofort an die Sibirische Hauptverwaltung Wetter expediert werden. Ich beeile mich, Dir diese freudige Botschaft zu melden. Ich drücke Dir freundschaftlichst die Hand. Dein Selenin.«

Der Inhalt des offiziellen Aktenstückes war folgender:

»Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät für auf den Allerhöchsten Namen eingereichte Bittschriften. Sektion soundso. Tisch soundso. Datum. Auf Befehl des Obervorstehers Seiner Kaiserlichen Majestät Kanzlei für auf den Allerhöchsten Namen eingereichte Bittschriften wird hiermit der Kleinbürgerin Jekaterina Maslowa kund und zu wissen gethan, daß Seine Majestät der Kaiser, auf

allerunterthänigsten Bericht an Höchstdenselben zu der Bitte gen. Maslowa herabsteigend, Allerhöchst zu befehlen geruht habe, die ihr zudiktierte Zwangsarbeitsstrafe durch Ansiedelung in den weniger entfernten Gegenden Sibiriens zu ersetzen.«

Die Nachricht war freudig und wichtig: es geschah alles das, was Nechljudow für Katjuscha aber auch für sich selbst gewünscht hatte. Freilich rief diese Veränderung ihrer Lage neue Komplikationen in seinen Beziehungen zu ihr hervor. Solange sie Zwangsarbeiterin blieb, war die Ehe, die er ihr anbot, nur eine fiktive und hatte nur die Bedeutung, daß dadurch ihre Lage erleichtert werden sollte. Jetzt aber stand nichts im Wege für ein gemeinsames Leben. Darauf aber war Nechljudow nicht vorbereitet. Außerdem ihre Beziehungen zu Simonson? Was hatten ihre gestrigen Worte zu bedeuten? Und wenn sie einverstanden wäre, sich mit Simonson zu vereinigen, war das gut oder schlecht?

Er konnte sich in diesen Gedanken durchaus nicht zurechtfinden und wollte jetzt nicht darüber nachdenken. »Das wird sich schon alles später zeigen«, dachte er, »jetzt aber muß ich sie so schnell wie möglich sehen, um ihr die freudige Nachricht zu bringen und sie in Freiheit zu setzen.«

Er glaubte, daß die Kopie, die er in Händen hatte, dazu genügen würde, und ließ den Kutscher, nachdem er das Postamt verlassen hatte, in das Gefängnis fahren.

Obgleich ihm der General am Morgen den Besuch des Gefängnisses nicht gestattet hatte, beschloß Nechljudow dennoch — er wußte aus Erfahrung, daß das, was bei den höchsten Vorgesetzten durchaus nicht zu erreichen ist, bei den niederen sehr oft ohne alle Schwierigkeiten gelingt, — zu versuchen, jetzt in das Gefängnis zu dringen, um Katjuscha die freudige Nachricht zu überbringen und vielleicht auch sie zu befreien. Zugleich wollte er sich nach der Gesundheit Kriljzows erkundigen und ihm und Marja Pawlowna mitteilen, was der General gesagt hatte.

Der Inspektor des Gefängnisses war ein großer, dicker, imposanter Mann mit einem Schnurrbart und einem Backenbart, der sich zu den Mundwinkeln heraufbog. Er empfing Nechljudow sehr

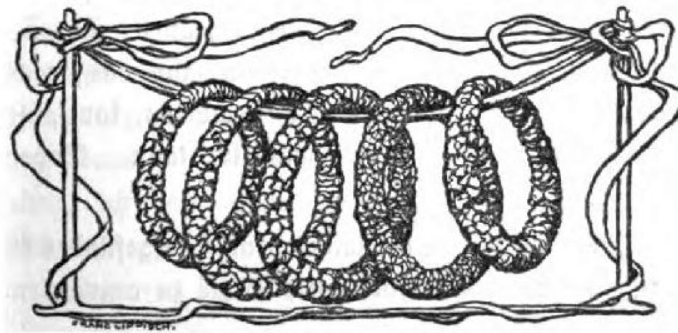
streng und erklärte ihm gerade heraus, daß er die Besuche Fremder ohne Bewilligung des Oberbefehlshabers nicht zulassen könne. Auf die Bemerkung Nechljudows, daß man ihn sogar in den Hauptstädten zugelassen hätte, antwortete der Inspektor.

»Sehr leicht möglich. Ich kann es aber nicht gestatten.« Dabei sagte sein Ton: »Sie, die hauptstädtischen Herren, glauben, daß sie uns verblüffen und stutzig machen können; wir kennen aber auch in Ostsibirien die Gesetze und können vielleicht noch Ihnen nachhelfen.«

Auch die Kopie der Verfügung Seiner Majestät Höchsteigenden Kanzlei wirkte auf den Inspektor nicht. Er lehnte es entschieden ab, Nechljudow in die Gefängnismauern einzulassen. Auf die naive Voraussetzung Nechljudows aber, daß die Maslowa auf diese Kopie hin in Freiheit gesetzt werden könnte, lächelte der Inspektor nur verächtlich, und erklärte, daß zu der Befreiung irgend jemandes eine diesbezügliche Verfügung seitens der ihm direkt vorgesetzten Behörde notwendig sei. Alles, was er versprach, war, daß er der Maslowa ihre Begnadigung mitteilen und sie nicht eine Stunde länger zurückhalten würde, nachdem die Verfügung seiner Vorgesetzten eingetroffen sei.

Auch über Kriljzows Gesundheit wollte er nichts mitteilen und bemerkte, daß er nicht einmal sagen dürfe, ob so ein Arrestant da sei.

So setzte sich denn Nechljudow, ohne etwas erreicht zu haben, in seine Droschke und fuhr in das Gasthaus. Die Strenge des Inspektors rührte hauptsächlich daher, daß in dem zweifach über die Norm überfüllten Gefängnis um jene Zeit epidemischer Typhus herrschte. Der Kutscher, der Nechljudow fuhr, erzählte ihm unterwegs, daß im Gefängnis viel Leute umkämen. So eine Pestilenz sei da ausgebrochen. Zwanzig Mann pro Tag sterben hin.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Trotz des Mißerfolges im Gefängnis fuhr Nechljudow immer in derselben, erregt-thätigen Stimmung in die Kanzlei des Gouverneurs, um sich zu erkundigen, ob dort nicht das Schreiben bezüglich der Begnadigung der Maslowa ein getroffen sei. Das Schreiben war nicht da, und daher beeilte er sich, in das Gasthaus zurückzukehren und sofort dieserhalb an Selenin und den Advokaten zu schreiben. Als er mit den Briefen fertig war, sah er nach der Uhr; es war schon Zeit, zu dem General zu Mittag zu fahren.

Unterwegs kam ihm wieder der Gedanke, wie Katjuscha die Begnadigung aufnehmen würde. Wo wird man sie ansiedeln? Wo wird er mit ihr leben? Was wird mit Simonson sein? Wie verhält sie sich zu ihm? Er dachte an die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Er gedachte dabei auch ihrer Vergangenheit.

»Man muß es vergessen, austreichen«, dachte er und beeilte sich wieder, die Gedanken an sie zu verscheuchen. »Dann wird es sich schon zeigen«, sagte er sich selbst und begann zu überlegen, was er dem General sagen müsse.

Das Mittagessen bei dem General, mit all dem gewohnten Luxus des Lebens reicher Leute und hoch gestellter Beamten ausgestattet, war ihm nach den langen Entbehrungen nicht nur des Luxus, sondern auch der primitivsten Bequemlichkeiten wegen besonders angenehm. — Die Hausfrau war eine Petersburger grande dame

alten Stiles, ein ehemaliges Hoffräulein Nikolais I., die das Französische natürlich und das Russische unnatürlich sprach. Sie hielt sich sehr gerade, und wenn sie mit den Armen eine Bewegung machte, entfernte sie die Ellbogen nicht von der Taille. Dem Manne gegenüber zeigte sie eine ruhige, etwas trübe Achtung, mit ihren Gästen war sie sehr freundlich, wenn auch mit verschiedenen Nuancen je nach der Persönlichkeit. Nechljudow empfing sie wie einen der Ihrigen, mit jener besonderen, feinen, unmerklichen Schmeichelei, infolge derer Nechljudow sich aufs neue aller seiner Vorzüge bewußt wurde und eine angenehme Befriedigung empfand. Sie ließ es ihn merken, daß sie von seiner, wenn auch originellen, so doch ehrlichen Handlung wisse, die ihn nach Sibirien geführt habe, und daß sie ihn für einen Ausnahmemenschen halte.

Diese feine Schmeichelei und die ganze vornehm luxuriöse Lebensführung im Hause des Generals bewirkten, daß Nechljudow sich ganz dem Vergnügen an der schönen Ausstattung, dem schmackhaften Essen und der Leichtigkeit und Annehmlichkeit des Verkehrs mit wohlherzogenen Leuten seines gewohnten Kreises hingab, als wäre alles das, worin er die letzte Zeit gelebt, nur ein Traum gewesen, aus dem er zur wahren Wirklichkeit erwacht sei.

Beim Mittagessen waren außer den Hausangehörigen — der Tochter des Generals mit ihrem Manne und des Adjutanten — noch ein Engländer, ein Goldgrubenbesitzer und der zu gereiste Gouverneur einer entfernten sibirischen Stadt zugegen. Alle diese Leute waren Nechljudow angenehm.

Der Engländer, ein gesunder, rotbackiger Mensch, der sehr schlecht französisch, aber außerordentlich gut und rethorisch-eindringlich englisch sprach, hatte sehr viel gesehen und fesselte durch seine Erzählungen aus Amerika, Indien, Japan und Sibirien.

Der junge Goldgrubenbesitzer, in einem in London angefertigten Frack, mit Brillant-Hemd knöpfen, der Sohn eines Bauern, war Nechljudow angenehm und interessant, da er einen vollkommen neuen und guten Typus eines gebildeten Pflöpfreises der europäischen Kultur an einem gesunden Bauernwildling darstellte. Er besaß eine große Bibliothek, spendete viel für

Wohlthätigkeitszwecke und hatte europäisch-liberale Ansichten.

Der Gouverneur der fernen Stadt war derselbe ehemalige Departementsdirektor, von dem damals, als Nechljudow in Petersburg war, soviel gesprochen wurde. Er war ein rundlicher, unten sehr dicker Mensch mit gelocktem dünnen Haar, zarten, blauen Augen, gepflegten, beringten, Weißen Händen und einem angenehmen Lächeln. Der Hausherr schätzte diesen Gouverneur, weil er in mitten der käuflichen Beamten allein unbestechlich war. Die Hausfrau aber, eine große Musikfreundin und selbst eine gute Pianistin, schätzte ihn, weil er ein guter Musiker war und mit ihr vierhändig spielte. Die Gemütsstimmung Nechljudows war bis zu einem solchen Grade behaglich, daß auch dieser Mensch ihm heute nicht unangenehm war.

Der lustige, energische Offizier mit bläulichem Kinn, der Adjutant, der bei jeder Gelegenheit seine Dienste anbot, war durch seine Gutmütigkeit an genehm.

Am angenehmsten aber war Nechljudow das nette, junge Ehepaar, die Tochter des Generals mit ihrem Mann. Sie war eine nicht hübsche, schlichte junge Frau, die ganz in ihren Kindern aufging. Ihr Mann, den sie nach langem Kampf mit den Eltern aus Liebe geheiratet hatte, ein liberaler Kandidat der Moskauer Universität, bescheiden und klug, stand im Staatsdienste und beschäftigte sich mit Statistik, besonders mit der Statistik der Eingeborenen, die er studierte, liebte und vor dem Aussterben zu retten suchte.

Alle waren nicht nur freundlich und liebenswürdig gegen Nechljudow, sondern er war auch augenscheinlich allen willkommen als eine neue und interessante Persönlichkeit.

Der General, der zu Tisch im Militärrock mit einem weißen Kreuz um den Hals erschienen war, begrüßte Nechljudow wie einen alten Bekannten und forderte die Gäste sogleich zu Schnaps und Sakuska auf. Auf die Frage des Generals, was er nach seinem Besuch am Morgen gethan habe, erzählte Nechljudow, daß er auf der Post gewesen sei, von der Begnadigung der Person, von der sie gesprochen hätten, erfahren habe und jetzt nochmals um die

Genehmigung bitte, das Gefängnis besuchen zu dürfen.

Der General, augenscheinlich unzufrieden, daß man beim Mittagessen von Geschäften spreche, runzelte die Stirn und sagte nichts.

»Wollen Sie Schnaps?« wandte er sich französisch an den hinzugetretenen Engländer.

Der Engländer trank und erzählte, daß er heute die Kathedrale und eine Fabrik besichtigt hätte und daß er noch das große Transportgefängnis sehen möchte.

»Das ist ja vorzüglich«, sagte der General, sich an Nechljudow wendend, »da können Sie ja zusammen gehen. — Geben Sie ihnen einen Passierschein«, sagte er zu dem Adjutanten.

»Wann wollen Sie hinfahren?« fragte Nechljudow den Engländer.

»Ich ziehe es vor, die Gefängnisse am Abend zu besuchen«, sagte der Engländer. »Alle sind dann zu Hause, und es giebt keine Vorbereitungen, sondern alles ist, wie es ist.«

»Ah, er will es in seiner ganzen Pracht sehen? Lassen wir ihn es sehen. Ich habe geschrieben, man will mich nicht hören. Mögen sie es also aus der ausländischen Presse erfahren«, sagte der General und trat an den Mittagstisch, an welchem die Hausfrau den Gästen ihre Plätze anwies.

Nechljudow saß zwischen der Hausfrau und dem Engländer. Ihnen gegenüber saßen die Tochter des Generals und der ehemalige Departementsdirektor.

Während des Essens wurde ein abgebrochenes Gespräch geführt, bald über Indien, wovon der Engländer erzählte, bald über die Tonkin-Expedition, die der General scharf verurteilte, bald über die sibirische, allgemeine Spitzbüberei und Bestechlichkeit. Alle diese Gespräche interessierten Nechljudow nur wenig.

Aber nach dem Essen, im Salon, beim Kaffee, entspann sich ein sehr interessantes Gespräch zwischen dem Engländer und der Hausfrau über Gladstone, wobei es Nechljudow schien, daß jener in einer guten Weise sehr viel Gescheites äußerte, was die anderen wohl auch bemerkten.

Und nach dem guten Mittagessen und Wein, beim Kaffee, in einem weichen Lehnstuhl, inmitten der freundlichen und wohlerzogenen Leute wurde es Nechljudow immer angenehmer und angenehmer. Als aber die Hausfrau auf die Bitte des Engländers sich zusammen mit dem ehemaligen Departements-director an das Klavier setzte und sie die gut einstudierte Fünfte Symphonie von Beethoven spielten, empfand Nechljudow das lange nicht mehr gehabte Gefühl einer vollständigen Zufriedenheit mit sich selbst, als hätte er eben erst erfahren, was er für ein guter Mensch sei.

Das Klavier war ausgezeichnet, der Vortrag der Symphonie gut. Wenigstens schien es Nechljudow so, der diese Symphonie kannte und liebte. Während des wunderbaren Andantes fühlte er in der Nase ein Prickeln vor Rührung über sich selbst und alle seine Tugenden.

Nachdem Nechljudow sich bei der Hausfrau für den lang entbehrten Genuß bedankt hatte, wollte er sich schon verabschieden und wegfahren, als die Tochter der Hausfrau mit einem energischen Gesichtsausdruck auf ihn zutrat und errötend sagte:

»Sie hatten nach meinen Kindern gefragt; wollen Sie sie sehen?«

»Sie glaubt, daß es alle interessieren müsse, ihre Kinder zu sehen«, sagte die Mutter, über die liebliche Taktlosigkeit ihrer Tochter lächelnd. — »Dem Fürsten ist das gar nicht interessant.«

»Im Gegenteil, sehr, sehr interessant«, sagte Nechljudow, den diese überlaufende, glückliche Mutter liebe rührte. »Bitte, zeigen Sie sie mir.«

»Geht dem Fürsten ihre Krabben zeigen«, rief lachend der General vom Kartentisch herüber, an welchem er mit dem Schwiegersohn, dem Goldgrubenbesitzer und dem Adjutanten saß, — »Thun Sie nur Ihre Schuldigkeit.«

Die junge Frau aber, offenbar erregt dadurch, daß man sogleich über ihren Kindern zu Gericht sitzen würde, ging mit schnellen Schritten Nechljudow voran in die inneren Gemächer. In dem dritten Zimmer, einem hohen Raum mit weißen Tapeten, der von einer kleinen Lampe mit dunklem Lichtschirm beleuchtet wurde, standen nebeneinander zwei Bettchen, und zwischen ihnen saß die Wärterin,

in einer weißen Pelerine, mit einem sibirischen breiten, gutmütigen Gesicht. Die Wärterin erhob sich und grüßte.

Die Mutter beugte sich über das erste Bett, in welchem mit offenem Mündchen ein zweijähriges Mädchen mit langen, lockigen, über das Kissen zerstreuten Haaren leise schlief.

»Das ist die Katja«, sagte die Mutter, die blaugestreifte gehäkelte Decke zurechtzupfend, aus welcher eine weiße Sohle müde hervorguckte. »Hübsch? Sie ist ja erst zwei Zahre alt.«

»Reizend!«

»Und das ist Wassjuk, wie ihn der Großvater nennt. Ein ganz anderer Typus. Ein Sibirjacke. Nicht?«

»Ein prachtvoller Junge«, sagte Nechljudow, den auf dem Bauche schlafenden Dickwanst betrachtend.

»Ja?« sagte die Mutter mit einem vielsagenden Lächeln.

Nechljudow dachte an die Ketten, die rasierten Köpfe, die Prügel, das Laster, an den sterbenden Kriljzow, an Katjuscha mit ihrer ganzen Vergangenheit, — und er empfand ein Gefühl von Neid und Verlangen nach einem ebenso vornehmen und, wie es ihm jetzt schien, reinen Glück.

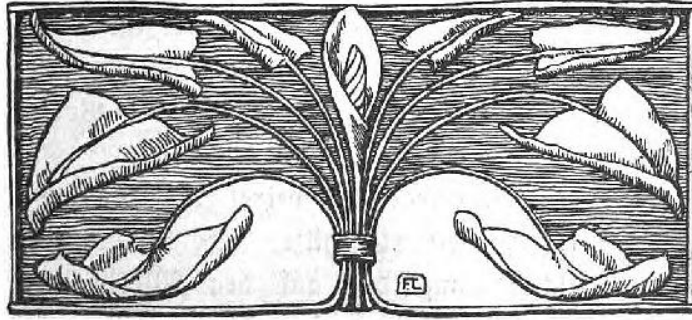
Nachdem er mehrere Mal die Kinder gelobt und dadurch die Mutter, die diese Lobsprüche begierig aufsog, wenigstens zum Teil befriedigt hatte, kehrte er in den Salon zurück, wo ihn der Engländer bereits erwartete, um, wie sie verabredet hatten, gemeinsam in das Gefängnis zu fahren.

Nechljudow verabschiedete sich von der alten und von der jungen Hausherrschaft und verließ mit dem Engländer das Haus des Generals.

Das Wetter hatte sich verändert. Es schneite reichlich und in großen Flocken, und der Schnee hatte bereits den Weg, das Dach, die Bäume des Gartens, die Auffahrt, das Verdeck des Wagens und den Rücken des Pferdes bedeckt.

Der Engländer hatte seine eigene Equipage, und Nechljudow befahl dem Kutscher des Engländers, in das Gefängnis zu fahren, setzte sich allein in seinen Wagen, und mit dem schweren Gefühl

der Erfüllung einer unangenehmen Pflicht fuhr er hinter ihm her in der weich und mühsam durch den Schnee rollenden Droschke.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das finstere Gefängnisgebäude mit der Schildwache und einer Laterne vor dem Thor machte, trotzdem die reine weiße Decke jetzt alles, die Auffahrt, das Dach und die Wände bedeckte, einen noch düsteren Eindruck, als am Morgen, wozu auch die die ganze Fassade entlang beleuchteten Fenster beitrugen.

Der imposante Inspektor kam an das Thor heraus, und nachdem er den Passierschein für Nechljudow und den Engländer gelesen, zuckte er indigniert mit den mächtigen Schultern, lud aber, dem Befehle nachkommend, die Besucher ein, ihm zu folgen. Er führte sie zuerst über den Hof und dann durch eine Thür rechts über eine Treppe in das Bureau. Er forderte sie auf, sich zu setzen, und fragte, womit er ihnen dienen könne. Als er Nechljudows Wunsch vernahm, jetzt die Maslowa zu sehen, schickte er einen Aufseher nach ihr und machte sich bereit, die Fragen zu beantworten, die der Engländer sogleich an ihn durch Nechljudows Vermittlung zu stellen begann.

»Für wieviel Menschen ist das Gefängnis gebaut?« fragte der Engländer. »Wieviel Männer? Wieviel Frauen? Wieviel Kinder? Wieviel Zwangsarbeiter, Verschickte, freiwillig Folgende? Wieviel Kranke?«

Nechljudow übersetzte die Worte des Engländers und die des Inspektors, ohne ihren Sinn zu fassen, vollständig unerwartet für sich selbst durch das bevorstehende Wiedersehen befangen. Während eines Satzes, den er dem Engländer übersetzte, vernahm er nahende Schritte, die Thür im Bureau öffnete sich, und ein Aufseher

trat ein, wie es oftmals geschehen war. Ihm folgte Katjuscha in der Arrestantenjacke, mit einem umgebundenen Tuch. Als er sie erblickte, empfand er ein schweres Gefühl.

»Ich will leben, ich will Familie, Kinder, ein menschliches Dasein«, ging es ihm durch den Kopf, während sie mit raschen Schritten, ohne den Blick zu erheben, das Zimmer betrat.

Er erhob sich und ging ihr einige Schritte entgegen. Ihr Gesicht erschien ihm streng und unangenehm. Es war wieder so, wie damals, als sie ihm Vorwürfe machte.

Sie wurde bald rot, bald blaß, ihre Finger nestelten krampfhaft an den Säumen der Jacke, und bald sah sie ihn an, bald senkte sie den Blick.

»Sie wissen, daß die Begnadigung erfolgt ist?« sagte Nechljudow.

»Ja, der Aufseher hat es mir gesagt.«

»Sobald also das Schreiben eintrifft, sind Sie frei und können sich niederlassen, wo Sie wollen . . . Wir wollen es überlegen . . . «

Sie unterbrach ihn eilig:

«Was habe ich zu überlegen? Wo Wladimir Iwanowitsch sein wird, dorthin gehe auch ich mit ihm.«

Trotz all ihrer Aufregung brachte sie dies, die Augen auf Nechljudow gerichtet, schnell und deutlich hervor, als hätte sie das, was sie ihm zu sagen hatte, im voraus vorbereitet.

»So!« sagte Nechljudow.

»Ja, Dmitrij Iwanowitsch, wenn er will, daß ich mit ihm leben soll . . . « sie blieb erschrocken stecken und korrigierte sich, » . . . daß ich mit ihm sein soll. Was kann ich mir Besseres wünschen? Ich muß das für ein Glück halten . . . Was soll ich denn? . . . «

»Eins von beiden: entweder liebt sie Simonson und hat das Opfer, welches ich mir einbildete, ihr zu bringen, gar nicht gewünscht, oder aber sie fährt fort mich zu lieben und sagt sich zu meinem eigenen Besten von mir los, bricht für immer die Brücke ab, indem sie ihr Schicksal mit dem des Simonson verbindet«, dachte Nechljudow, und ein Gefühl von Scham befiel ihn. Er fühlte, daß er errötete.

»Wenn Sie ihn lieben . . . « sagte er.

»Lieben oder nicht lieben. Das habe ich aufgegeben. Wladimir Iwanowitsch ist doch so ganz besonders.«

»Ja natürlich«, begann Nechljudow. »Er ist ein ausgezeichnete Mensch, und ich glaube . . . «

Sie unterbrach ihn wieder, als fürchtete sie, daß er etwas zuviel oder sie nicht alles sagen könnte.

»Nein, verzeihen Sie mir, Dmitrij Iwanowitsch, wenn ich nicht das tue, was Sie wollen«, sagte sie, ihm mit ihrem schelen, geheimnisvollen Blick in die Augen sehend. »Ja, es soll, scheint's, so sein. Auch Sie müssen leben.«

Sie sagte ihm dasselbe, was er sich selbst eben erst gesagt hatte. Jetzt aber dachte er nicht mehr so, sondern dachte und fühlte bereits ganz anders. Er schämte sich nicht nur, sondern es war ihm auch leid um all das, was er mit ihr verlor.

»Ich hatte das nicht erwartet«, sagte er.

»Was sollen Sie denn dort leben und sich quälen. Sie haben sich schon genug gequält.«

»Ich habe mich nicht gequält, sondern ich fühle mich wohl und möchte Ihnen noch weiter dienen, wenn ich es kann.«

»Wir«, sie sagte »wir« und sah Nechljudow an, »wir brauchen nichts. Sie haben schon so genug für mich gethan. Wenn nicht Sie . . . sie wollte noch etwas sagen, und ihre Stimme erzitterte.

»Sie dürfen mir doch wohl nicht danken«, sagte Nechljudow.

»Was sollen wir mit einander rechnen? Unsere Rechnung wird Gott machen«, sprach sie, und ihre schwarzen Augen erglänzten von auf steigenden Thränen.

»Was für eine gute Frau Sie sind«, sagte er.

»Ich und gut?« sprach sie durch die Thränen, und ein trübes Lächeln verklärte ihr Gesicht.

»Are you ready?« fragte unterdessen der Engländer.

»Directly«, antwortete Nechljudow und fragte sie nach Kriljow.

Sie hatte sich nach der Aufregung gefaßt und erzählte ruhig, was sie wußte.

Kriljzow war unterwegs ganz schwach geworden, und man hatte ihn sogleich ins Lazarett gebracht. Marja Pawlowna hatte sich sehr beunruhigt und gebeten, als Wärterin mitgehen zu dürfen, was aber nicht gestattet worden war.

»Soll ich gehen?« fragte sie, als sie merkte, daß der Engländer wartete.

»Ich verabschiede mich nicht, ich werde Sie noch sehen«, sagte Nechljudow, ihr die Hand reichend.

»Vergeben Sie«, sagte sie kaum hörbar.

Ihre Augen begegneten sich, und an dem seltsamen schelen Blick und in dem kläglichen Lächeln, mit dem sie diese Grußform in besonderer Betonung sprach, konnte Nechljudow sehen, daß von den zwei Annahmen über den Grund ihrer Entscheidung die zweite die richtige war: sie liebte ihn und sie dachte, daß sie sein Leben verderben würde, wenn sie sich mit ihm vereinigte, während sie ihn befreite, wenn sie mit Simonson ging. Und sie freute sich jetzt, daß sie das erfüllt hatte, was sie gewollt, und litt auch zugleich, da sie sich von ihm trennte.

Sie drückte ihm die Hand, wandte sich rasch und ging hinaus.

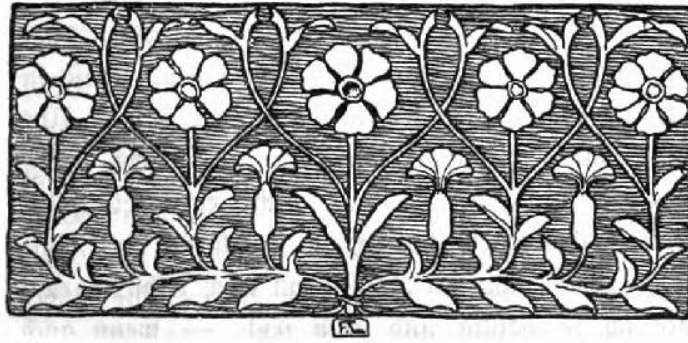
Nechljudow blickte sich nach dem Engländer um, bereit, ihm zu folgen. Aber der Engländer schrieb gerade etwas in sein Notizbuch. Nechljudow setzte sich, ohne ihn zu stören, auf eine hölzerne Bank, die an der Wand stand, und wurde plötzlich von einer furchtbaren Müdigkeit befallen. Er war nicht von der schlaflosen Nacht, nicht von der Reise, nicht von der Aufregung müde, nein, er fühlte, daß er durch das ganze Leben so schrecklich ermüdet war. Er drückte sich an die Lehne der Bank und fiel augenblicklich in einen schweren, todähnlichen Schlaf.

»Nun, ist's Ihnen recht, jetzt in die Zellen zu gehen?« fragte der Inspektor.

Nechljudow kam zu sich und wunderte sich über die Umgebung, in der er sich befand.

Der Engländer hatte seine Notizen beendet und war bereit, die Zellen zu besichtigen.

Nechljudow folgte ihm, müde und teilnahmslos.



Sechszwanzigstes Kapitel.

Nachdem sie den Nur und den bis zum Übelwerden stinkenden Korridor passiert hatten, in welchem letzterem sie zu ihrem Erstaunen zwei Gefangene antrafen, die einfach auf die Diele ihr Wasser ließen, traten der Inspektor, der Engländer und Nechljudow, von den Aufsehern begleitet, in die erste Zelle der Zwangsarbeiter ein. In dieser, mit Pritschen in der Mitte, hatten sich schon alle Gefangenen hingelegt. Es waren ihrer etwa siebenzig Mann. Sie lagen Kopf an Kopf und Seite an Seite. Beim Eintritt der Besucher sprangen alle auf, rasselten mit den Ketten und stellten sich neben die Pritschen; ihre frisch zur Hälfte rasierten Köpfe glänzten. Nur zwei waren liegen geblieben. Der eine war ein junger Mann, rot und augenscheinlich im Fieber, der andere ein Alter, der unaufhörlich stöhnte.

Der Engländer fragte, ob der junge Mann schon lange krank sei.

Der Inspektor sagte, seit diesem Morgen, der Alte dagegen leide schon lange am Magen, aber man habe keinen Platz, ihn unterzubringen, da das Lazarett schon lange überfüllt sei.

Der Engländer schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte, daß er an diese Leute einige Worte zu richten wünsche. Er bat Nechljudow, das zu übersetzen, was er sagen werde.

Es erwies sich, daß der Engländer außer dem einen Zweck seiner Reise, der Beschreibung der Verschickung und der Gefängnisanstalten in Sibirien, noch einen anderen Zweck hatte —

die Verkündung der Rettung durch den Glauben und die Erlösung.

»Sagen Sie ihnen, daß Christus Mitleid mit ihnen gehabt und sie geliebt hat«, sagte er, »und für sie gestorben sei. Wenn sie daran glauben werden, werden sie gerettet.«

Während er sprach, standen alle Arrestanten an den Pritschen, die Hände an den Hosennähten.

»In diesem Buch«, schloß er, »sagen Sie es ihnen, steht alles das drin. Ob jemand zu lesen verstehe?«

Es zeigte sich, daß mehr als zwanzig lesen konnten.

Der Engländer nahm aus seiner Handtasche einige gebundene Exemplare des Neuen Testaments, und muskulöse Hände mit festen schwarzen Nägeln, streckten sich aus den Ärmeln der häfenen Hemden hervor, einander zurückstoßend. Er verteilte in dieser Zelle zwei Evangelien und ging in die folgende.

In der folgenden Zelle war es ebenso. Die selbe Schwüle, derselbe Gestank; ebenso hing vorn, zwischen den Fenstern, das Heiligenbild, und links von der Thür stand die Kufe, ebenso lagen alle gedrängt Seite an Seite, ebenso sprangen alle auf und machten Front, während drei auf den Pritschen blieben. Zwei von ihnen richteten sich auf und setzten sich, während der eine liegen blieb und sich nach den Eintretenden nicht einmal umsah. Es waren Kranke. Der Engländer sagte genau ebenso die selben Worte und gab ebenso zwei Evangelien, worauf er in die folgende Zelle ging.

In der dritten Zelle waren vier Kranke.

Auf die Frage des Engländers, warum man die Kranken nicht in einer Zelle vereinige, antwortete der Inspektor, daß sie selbst es nicht wünschten. Die Kranken seien auch nicht ansteckend, und der Lazarettgehilfe beaufsichtige sie und leiste ihnen Beistand.

»Die zweite Woche schon läßt er sich nicht sehen«, sagte eine Stimme.

Der Inspektor antwortete nicht und führte die Besucher in die nächste Zelle.

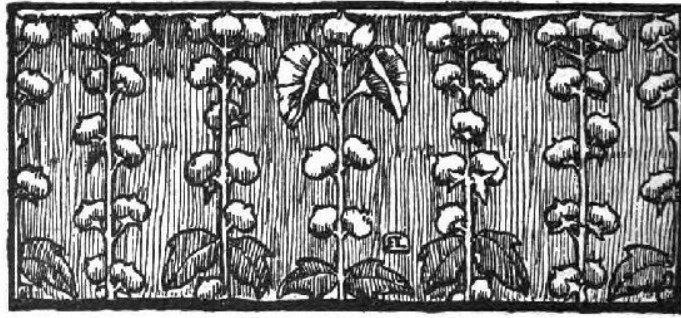
Wieder wurde eine Thür geöffnet, wieder standen alle auf und verstummten, wieder verteilte der Engländer die Evangelien.

Dasselbe war auch der Fall in der fünften und sechsten Zelle und in den folgenden.

Von den Zwangsarbeitern ging man zu den Verschickten. Von den Verschickten zu den durch die Gemeinden Exmittierten und zu den freiwillig Folgenden. Überall war es das Gleiche. Überall wurden dieselben frierenden, hungernden, müßigen, durch Krankheit infizierten, beschimpften, gefangenen Menschen wie wilde Tiere gezeigt.

Der Engländer, der die festgesetzte Zahl der Testamente bereits vergeben hatte, verteilte keine mehr und hielt sogar keine Ansprachen mehr. Das deprimierende Schauspiel und vor allem die stickige Luft hatten wohl auch seine Energie erlahmen lassen. Er ging durch die Zellen und sagte nur sein »A11 right« auf die Berichte des Inspektors, was für Arrestanten sich in der betreffenden Zelle befanden.

Nechljudow ging wie im Traum. Er hatte nicht die Kraft, sich loszumachen und fortzugehen, während er immer dieselbe Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit empfand.



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In einer der Zellen für die Verschickten erblickte Nechljudow zu seinem Erstaunen den selben sonderbaren Alten, den er am Morgen auf der Fähre gesehen hatte. Der Alte, zerzaust und voll von Runzeln, nur in einem schmutzigen, aschfarbigen, auf einer Schulter zerrissenen Hemd und in ebensolchen Hosen, saß barfüßig auf dem Fußboden neben der Pritsche und sah die Eingetretenen streng und fragend an. Sein ausgemergelter Körper, der durch die Löcher des schmutzigen Hemdes blickte, war jämmerlich und schwach, sein Gesicht aber war noch mehr konzentriert, ernst und belebt, als auf der Fähre.

Alle Gefangenen sprangen, wie in den anderen Zellen, beim Eintritt der Vorgesetzten auf und machten Front; der Alte aber blieb sitzen. Seine Augen glänzten und seine Brauen zogen sich zornig zusammen.

»Aufstehen!« schrie ihn der Inspektor an.

Der Alte rührte sich nicht und lächelte nur verächtlich.

»Vor Dir stehen Deine Diener. Ich aber bin nicht Dein Diener. Du trägst das Malzeichen . . . « sagte der Alte, auf die Stirn des Inspektorsweisend.

»Wa—as?« sagte drohend der Inspektor, indem er auf ihn zuschritt.

»Ich kenne diesen Menschen«, beeilte sich Nechljudow zu sagen.
»Wofür hat man ihn ein gesperrt?«

»Die Polizei hat ihn wegen Legitimationslosigkeit geschickt. Wir bitten sie, uns niemand zu schicken, und sie thun es dennoch«, sagte der Inspektor, zu dem Alten böse hinüberschielend.

»Und Du bist wohl auch einer aus dem Heere des Antichrists?« wandte sich der Alte an Nechljudow.

»Nein, ich bin ein Besucher«, sagte Nechljudow.

»So, bist gekommen, Dich daran zu weiden, wie der Antichrist die Menschen quält? Na, sieh's Dir mal an. Hat die Leute genommen und ein ganzes Heer in den Käfig gesperrt. Die Menschen sollen im Schweiß des Angesichts ihr Brot essen, und er hat sie eingesperrt wie Schweine, füttert sie ohne Arbeit, damit sie vertieren . . . «

»Was sagt er?« fragte der Engländer.

Nechljudow antwortete, daß der Alte den Inspektor tadele, weil er die Menschen in der Gefangenschaft halte.

»Wie muß man denn, fragen Sie ihn, nach seiner Meinung mit denen verfahren, die das Gesetz nicht achten?« sagte der Engländer.

Nechljudow übersetzte die Frage.

Der Alte lachte seltsam auf, indem er seine dichten Zähne entblößte.

»Gesetz!« wiederholte er verächtlich. »Er hat zuerst alle beraubt, die ganze Welt, allen Reichtum von den Leuten genommen und an sich gebracht, alle, die gegen ihn waren, geschlagen und dann das Gesetz geschrieben, daß man nicht rauben und töten solle. Hätte er doch früher, zuerst dieses Gesetz geschrieben!«

Nechljudow übersetzte.

Der Engländer lächelte.

»Nun, immerhin, wie soll man denn jetzt mit den Dieben und Mördern verfahren? Fragen Sie ihn.«

Nechljudow übersetzte wieder die Frage.

Der Alte runzelte streng die Stirn.

»Sage ihm, daß er das Malzeichen des Antichrists von sich nehmen soll, dann wird er auch keine Diebe und Mörder haben. Sage ihm das nur . . . «

»He is crazy«, sagte der Engländer, als ihm Nechljudow die Worte des Alten übersetzte, und verließ achselzuckend die Zelle.

»Thu Du nur das Deine und laß diese in Ruhe. Jeder ist für sich da. Gott weiß, wen er straft, wen er begnadigt, aber wir wissen es nicht«, sprach der Alte. »Sei selbst Deine Obrigkeit, dann wird keine Obrigkeit nötig sein. Geh nur, geh . . . fügte er hinzu, die Stirn böse runzelnd und den in der Zelle zaudernden Nechljudow mit den Augen anblitzend. »Hast genug gesehen, wie die Diener des Antichrists die Läuse mit Menschenfleisch füttern? Geh, geh!«

Als Nechljudow auf den Korridor hinaus» getreten war, stand der Engländer mit dem Inspektor an der Thür einer leeren Zelle. Der Engländer fragte nach dem Zweck dieser Zelle. Der Inspektor erklärte, daß es die Leichenkammer sei.

»Ob«, sagte der Engländer, als Nechljudow es ihm übersetzt hatte. Er wünschte hineinzugehen.

Die Leichenkammer war eine gewöhnliche mittel große Zelle. An der Wand hing ein kleines Lämpchen und beleuchtete schwach in einer Ecke einige zusammengeworfene Säcke und Holzscheite und rechts auf der Pritsche drei Leichen.

Die erste Leiche war ein großer Mann in hänfenem Hemd und Beinkleidern, mit einem kleinen, spitzen Bärtchen und zur Hälfte rasiertem Kopf. Der Körper war schon starr; die bläulichen Hände waren offenbar auf der Brust gefaltet worden, waren aber auseinander gegangen; die bloßen Füße waren ebenfalls auseinander gegangen und starrten mit den Sohlen weit voneinander. Neben ihm lag in einem Weißen Rock und ebensolcher Jacke eine barfüßige alte Frau mit unbedecktem Kopf, an welchem ein dünnes Zöpfchen hing; ihr kleines gelbes Gesicht war faltig, die Nase spitz. Hinter der Wen lag noch eine männliche Leiche in einem lilafarbenen Kleidungsstück. Diese Farbe erinnerte Nechljudow an etwas.

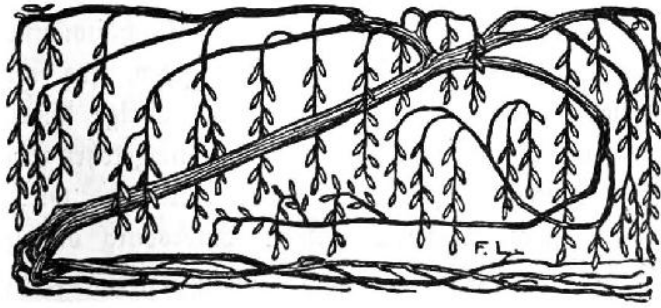
Er trat näher und begann die Leiche zu betrachten.

Ein kleines, spitzes, nach oben ragendes Bärtchen, eine weiße, hohe Stirn, dünnes, lockiges Haar. Es war ihm, als erkenne er bekannte Züge, aber er traute seinen Augen nicht. Gestern hatte er

dieses Gesicht in erbitterter Erregung und leidend gesehen. Jetzt war es ruhig, regungslos und furchtbar schön. Ja, es war Kriljow oder wenigstens jene Spur, die seine materielle Existenz hinter lassen hatte.

»Wozu hat er gelitten? Wozu hat er gelebt? Hat er es jetzt begriffen?« dachte Nechljudow. Und es schien ihm, daß es keine Antwort darauf gab, daß es nichts gab, außer dem Tod. Und es ward ihm schlecht.

Ohne sich von dem Engländer zu verabschieden, bat Nechljudow den Inspektor, ihn auf den Hof zu geleiten. Und da er das Bedürfnis empfand, allein zu bleiben, um alles das zu überlegen, was er heute Abend erlebt hatte, fuhr er ins Gasthaus.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ohne sich schlafen zu legen, ging Nechljudow lange in dem Zimmer des Gasthauses auf und ab. Seine Sache mit Katjuscha war zu Ende. Sie brauchte ihn nicht mehr, und das machte ihn traurig und beschämte ihn.

Aber nicht das war es, was ihn jetzt quälte. Eine andere Sache war nicht nur nicht beendet, sondern marterte ihn stärker als jemals und verlangte von ihm eine Bethätigung. All das furchtbare Übel, das er in dieser Zeit gesehen und erkannt hatte und besonders heute in diesem schrecklichen Gefängnis, all dieses Übel, das auch den lieben Kriljow zu Grunde gerichtet hatte, triumphierte und herrschte. Und es war keine Möglichkeit, dieses Übel zu besiegen, ja man begriff nicht einmal, wie es besiegt werden könnte. In seiner Phantasie erstanden diese in der verpesteten Luft eingesperrten Hunderte und Tausende von beschimpften Menschen, die von gleichgültigen Generalen, Staatsanwälten und Inspektoren gefangen gehalten wurden; er erinnerte sich des seltsamen, die Obrigkeit anklagenden, freisinnigen Alten, den man für verrückt erklärte; er sah unter den Leichen das tote, wächserne schöne Gesicht des in Erbitterung verschiedenen Kriljow. Und die alte Frage, ob er, Nechljudow, verrückt sei oder ob die Menschen verrückt wären, die sich für vernünftig hielten und alles das thaten, diese Frage erstand vor ihm mit neuer Kraft und forderte eine Antwort.

Als er müde geworden war zu gehen und zu denken, setzte er sich auf den Divan vor die Lampe und schlug mechanisch das ihm

von dem Engländer zum Andenken gegebene Evangelium auf, das er auf den Tisch geworfen hatte, als er seine Taschen leerte. »Man sagt, daß darin die Lösung für alles sei«, dachte er. Und das Evangelium aufschlagend, begann er an der aufgeschlagenen Stelle zu lesen.

Matth. Kap. XVIII.

1. Zu derselben Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größte im Himmelreich? las er.

2. Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie

3. Und sprach: Wahrlich ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

4. Wer nun sich selbst erniedrigt, wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich.

»Ja, ja, das ist so«, dachte er, in Erinnerung daran, wie er Ruhe und Lebensfreudigkeit nur dann gefunden, wenn er sich selbst erniedrigt hatte.

5. Und wer ein solches Kind auf nimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

6. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.

»Wozu ist hier: *wer aufnimmt* und wo auf nimmt? und was bedeutet: *in meinem Namen?*« fragte er sich, da er fühlte, daß diese Worte ihm nichts sagten. »Und wozu der Mühlstein am Halse und die Tiefe des Meeres? Nein, da ist etwas nicht richtig, ungenau, unklar«, dachte er und erinnerte sich, wie er sich einige Mal in seinem Leben an das Lesen des Evangeliums gemacht hatte, und wie die Unklarheit solcher Stellen ihn immer abgestoßen hatte.

Er las noch die Verse 7, 8, 9, 10 über die Ärgernisse und daß sie in die Welt kommen müssen, über die Strafe durch das höllische Feuer, in welches die Menschen geworfen würden, über irgendwelche Engel der Kinder, die das Angesicht des Vaters im Himmel sehen.

»Wie schade, daß das so ungereimt ist«, dachte er, »man fühlt aber, daß da etwas Gutes enthalten ist.«

11. *Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zumachen, das verloren ist, fuhr er fort zu lesen. —*

12. *Was dünket euch? Wenn irgend ein Mensch hundert Schafe hätte und eins unter denselben sich verirrt: läßt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, gehet hin und suchet das verirrt?*

13. *Und so sich's begiebt, daß er es findet, wahrlich, ich sage euch: er freuet sich darüber mehr, denn über die neunundneunzig, die nicht verirrt sind.*

14. *Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde.*

»Ja, es war nicht der Wille des Vaters, daß sie verloren werden, und doch kommen sie zu Hunderten und Tausenden um«, dachte er.

21. *Da trat Petrus zu ihm und sprach, — las er weiter, — Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug siebenmal?*

22. *Jesus sprach zu ihnen: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzimal siebenmal.*

23. *Darum ist das Himmelreich gleich einem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte.*

24. *Und als er anfing zu rechnen, kam ihm einer vor, der war ihm zehn tausend Pfund schuldig.*

25. *Da er es nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, und bezahlen.*

26. *Da fiel der Knecht nieder und betete ihn an und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.*

27. *Da jammerte den Herrn des selben Knechts und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.*

28. *Da ging derselbige Knecht hin aus und fand einen seiner Mitknechte, der war ihm hundert Groschen schuldig, und er griff ihn an und würgte ihn sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist.*

29. *Da fiel sein Mitknecht nieder und bat ihn und sprach: Habe*

Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.

30. Er wollte aber nicht, sondern ging hin und warf ihn ins Gefängnis, bis daß er bezahlte, was er schuldig war.

31. Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.

32. Da forderte ihn sein Herr vor sich, und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich Dir erlassen, dieweil Du mich batest.

33. Solltest Du denn Dich nicht auch erbarmen über Deinen Mitknecht, wie ich mich über Dich erbarmt habe.

»Ist es denn wirklich nur das?« schrie Nechljudow plötzlich laut auf, als er diese Worte gelesen hatte. Und die innere Stimme seines ganzen Wesens sagte: »Ja, nur dieses.«

Und mit Nechljudow geschah etwas, was häufig mit Menschen, die ein geistiges Leben führen, geschieht. Es geschah, daß ein Gedanke, der zuerst als etwas Komisches, als ein Paradoxon, sogar als ein Scherz erschienen war, plötzlich, nachdem er ihn immer öfter und öfter im Leben bestätigt gefunden, als die einfachste, unzweifelhafte Wahrheit vor ihm stand. So klärte sich in ihm jetzt der Gedanke, daß das einzige sichere Mittel zur Errettung der Menschen von dem furchtbaren Übel, an dem sie jetzt leiden, bloß darin besteht, daß die Menschen sich vor Gott als schuldig erkennen und damit als unfähig, andere Menschen zu strafen oder zu bessern.

Es wurde ihm jetzt klar, daß all das furchtbare Übel, dessen Zeuge er in den Gefängnissen und Kerkern gewesen, und daß die ruhige Selbstgewißheit derer, die dieses Übel hervorbrachten, nur da her kam, daß die Menschen etwas Unmögliches thun wollten: selbst schlecht, wollte sie das Schlechte bessern. Lasterhafte Menschen wollten lasterhafte Menschen bessern und glaubten, dieses auf mechanischem Wege erreichen zu können. Es wurde aber daraus nur das, daß notleidende und eigennützig Leute aus dieser vermeintlichen Bestrafung und Besserung der Menschen ein Gewerbe machten, selbst auf die letzte Stufe der Moral sanken und nicht aufhören, die Leute, die sie quälen, auch zu demoralisieren.

Jetzt wurde es ihm klar, woher all die Schrecken kamen, die er gesehen, und was zu ihrer Vernichtung geschehen mußte. Die Antwort, die er nicht finden konnte, war dieselbe, die Christus Petrus gegeben: Sie bestand darin, daß man immer und allen verzeihen soll, immer und ohne Ende verzeihen, da es keine Menschen giebt, die selbst ohne Schuld wären und daher andere strafen oder bessern könnten.

»Unmöglich, daß das so einfach ist«, sagte Nechljudow sich selbst. Und doch sah er zweifellos, wie seltsam es auch ihm, der an das Gegenteil gewöhnt war, anfangs erschien, daß dieses die unzweifelhafte und nicht nur theoretische, sondern auch die allerpraktischste Lösung der Frage war. Die ständige Erwiderung, was man mit den Bösewichtern machen, ob man sie denn wirklich straflos lassen sollte? verwirrte ihn jetzt schon nicht mehr. Diese Entgegnung hätte noch eine Bedeutung, wenn es bewiesen wäre, daß die Strafe die Zahl der Verbrechen verringere und die Verbrecher bessere. Wenn aber das vollkommene Gegenteil bewiesen, und wenn es offenbar ist, daß es nicht in der Macht des einen Menschen steht, die anderen zu bessern, so ist das einzige Vernünftige, was man thun kann, aufzuhören, das zu thun, was nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich und außer dem unmoralisch und grausam ist. Seit mehreren Jahrhunderten werden die Menschen, die man für Verbrecher hält, hingerichtet. Nun, sind die Verbrecher alle geworden? Nicht alle geworden sind sie, sondern ihre Zahl ist noch vermehrt worden, sowohl durch die Verbrecher, die durch die Strafen demoralisiert werden, als auch durch die verbrecherischen Richter, Staatsanwälte, Untersuchungsrichter, Kerkermeister, die die Menschen richten und strafen.

Nechljudow begriff jetzt, daß die Gesellschaft und die Ordnung überhaupt nicht dadurch bestehen kann, daß es solche gesetzliche Verbrecher giebt, die andere Menschen richten und strafen, sondern bloß dadurch, daß die Menschen, trotz einer solchen Demoralisierung, immer noch miteinander Mitleid haben und einander lieben.

In der Hoffnung, die Bestätigung dieses Gedankens in demselben

Evangelium zu finden, begann Nechljudow, es von Anfang an zu lesen. Als er die Bergpredigt, die ihn immer gerührt hatte, gelesen, sah er heute zum ersten Mal in dieser Predigt nicht abstrakte schöne Gedanken, die zum größten Teil übergroße und unerfüllbare Forderungen aussprachen, sondern einfache, klare und praktisch erfüllbare Gebote, die im Falle ihrer durchaus möglichen Erfüllung eine wunderbare, vollständig neue Einrichtung der menschlichen Gesellschaft herbeiführen würden, eine Einrichtung, bei welcher nicht nur all die Vergewaltigung, die Nechljudow so sehr empörte, von selbst verschwinden würde, sondern auch das höchste, den Menschen zugängliche Heil erreicht würde, — das Reich Gottes auf Erden.

Solcher Gebote waren fünf.

Das erste Gebot (Matth. V, 21—26) war, daß der Mensch nicht nur nicht töten, sondern auch nicht seinem Bruder zürnen darf, niemanden für nichtig, für einen »Racha« halten darf. Und wenn er sich mit jemand entzweit, so muß er sich mit ihm versöhnen, ehe er Gott eine Gabe opfert, d. h. betet.

Das zweite Gebot (Matth. V. 27—32) bestand darin, daß der Mensch nicht nur nicht ehebrechen darf, sondern auch den Genuß der weiblichen Schönheit meiden soll und wenn er sich einmal mit einem Weibe vereinigt hat, niemals ihr untreu werden darf.

Das dritte Gebot (Matth. V, 33—37) bestand darin, daß der Mensch nichts bei seinem Eide versprechen soll.

Das vierte Gebot (Matth. V, 38—42) bestand darin, daß der Mensch nicht nur nicht Auge um Auge vergelten darf, sondern auch die andere Backe darbieten soll, wenn man ihn auf die eine schlägt; daß er Beleidigungen vergeben und mit Demut ertragen soll, und niemandem je verweigern, was einer von ihm wünscht.

Das fünfte Gebot (Matth. V, 43—48) bestand darin, daß der Mensch seine Feinde nicht nur nicht hassen und sie bekriegen darf, sondern sie lieben, ihnen helfen und dienen soll.

Nechljudow heftete seinen Blick auf das Licht der brennenden Lampe und erstarrte. Er vergegenwärtigte sich die Unsinnigkeit unseres Lebens und stellte sich klar vor, was dieses Leben sein

könnte, wenn die Menschen in diesen Geboten erzogen würden. Und ein lange nicht empfundenenes Entzücken erfaßte seine Seele, als hätte er nach langem Schmachten und Leiden Plötzlich die Ruhe und Freiheit gefunden.

Er schlief die ganze Nacht nicht, und wie es mit vielen und vielen, die das Evangelium lesen, geht, verstand er die Worte, die er oftmals gelesen und nicht bemerkt hatte, jetzt zum ersten Mal in ihrer ganzen Bedeutung. Wie ein Schwamm das Wasser aufsaugt, so sog er das Nötige, Wichtige und Freudige in sich auf, das sich ihm in diesem Buch offenbarte. Und alles, was er las, schien ihm bekannt, schien ihm das zu bestätigen und zum Bewußtsein zu bringen, was er schon lange früher gewußt hatte, aber nicht ganz erkannt und nicht daran geglaubt hatte. Jetzt aber erkannte und glaubte er.

Aber nicht genug, daß er erkannte und glaubte, daß die Menschen durch Erfüllung dieser Gebote das höchste für sie erreichbare Heil erlangen würden, erkannte er und glaubte jetzt, daß ein jeder Mensch nichts anderes zu thun habe, als diese Gebote zu erfüllen, daß darin der einzige vernünftige Sinn des menschlichen Lebens bestehe, und daß jede Abweichung davon ein Fehler sei, dem die Strafe auf dem Fuße folge. Das ergab sich aus der ganzen Lehre und war besonders deutlich in dem Gleichnis von den Weingärtnern ausgesprochen. Die Weingärtner hatten sich eingebildet, daß der Garten, in den sie gesandt worden, um für den Herrn zu arbeiten, ihr Eigentum sei. Sie glaubten, daß alles, was im Garten war, für sie erschaffen sei, und daß ihre Aufgabe nur darin bestehe, ihr Leben in diesem Garten zu genießen, des Herrn zu vergessen und diejenigen zu erschlagen, welche sie an den Herrn und ihre Pflichten ihm gegenüber erinnerten.

»Dasselbe thun wir«, dachte Nechljudow, »in dem wir in der absurden Überzeugung leben, daß wir selber die Herren unseres Lebens seien, und daß es uns zum Genusse verliehen sei. Und das ist doch offenbar unsinnig. Wenn wir hierher gesandt sind, so muß es doch nach dem Willen irgend jemandes sein und zu irgend einem Zweck. Wir aber bilden uns ein, daß wir nur zu unserem Vergnügen

leben, und da ist es denn klar, daß es uns schlecht gehen muß, wie es dem Arbeiter schlecht gehen wird, der den Willen des Herrn nicht erfüllt. Der Wille des Herrn ist aber in diesen Geboten ausgedrückt. Die Menschen brauchen diese Gebote nur zu erfüllen, und das Reich Gottes wird auf Erden sein, und die Menschen werden das allerhöchste Heil gewinnen, das ihnen erreichbar ist.«

»*Trachtet nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch das Übrige zufallen.* Wir aber trachten nach dem *Übrigen* und können es offenbar nicht finden.«

»Das ist sie also, die Aufgabe meines Lebens. Kaum ist die eine erfüllt, so ist auch schon die andere da.«

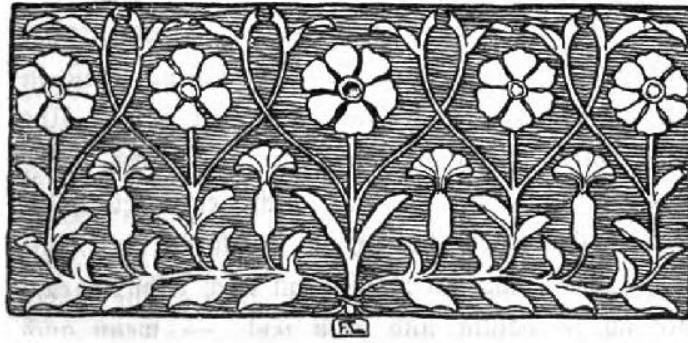
Seit dieser Nacht begann für Nechljudow ein ganz neues Leben, nicht so sehr, weil er in neue Lebensbedingungen eintrat, sondern weil alles, was er seitdem erlebte, für ihn eine ganz andere Bedeutung gewann, als früher.

Wie diese neue Periode seines Lebens enden wird, wird die Zukunft zeigen.

Moskau, den 12. Dezember 1899.

- E n d e -





Zwei Fragmente zur »Auferstehung«

Veröffentlicht mit Genehmigung des Autors

I.

Die Exekution.

(Zu Band I, Kapitel 4S.)

Zur gewohnten Zeit ertönten in den Korridoren des Gefängnisses die Pfeifen der Aufseher. Klirrend öffneten sich die Thüren der Korridore und Zellen, nackte Füße und Pantoffeln begannen zu schlurren, und durch die Korridore gingen die Kufenträger, die Luft mit einem abscheulichen Gestank erfüllend. Die Arrestanten und Arrestantinnen wuschen sich und kleideten sich an und kamen zur Kontrolle auf den Korridor hinaus. Nach der Kontrolle gingen sie, um sich heißes Wasser zum Tee zu holen.

Während des Theetrinkens wurde in allen Zellen ein lebhaftes Gespräch darüber geführt, daß am heutigen Tage zwei Gefangene mit Ruten bestraft werden sollten. Der eine der beiden Arrestanten war ein junger Mann mit guter Schulbildung, ein Kommis Namens

Wassiljew, der seine Geliebte in einem Anfall von Eifersucht ermordet hatte. Seine Zellengenossen hatten ihn gern wegen seiner Heiterkeit, Freigebigkeit und seines festen Auftretens den Vorgesetzten gegenüber. Er kannte die Gesetze und verlangte deren Einhaltung. Vor drei Wochen hatte einer der Aufseher einen in der Küche beschäftigten Arrestanten geschlagen, weil dieser ihm die neue Uniform mit Kohlsuppe begossen hatte. Wassiljew war für den Kameraden eingetreten. Es sei nach dem Gesetz verboten, die Arrestanten zu schlagen, hatte er gemeint. »Ich werde Dir zeigen, was Gesetz ist!« hatte der Aufseher gesagt und Wassiljew geschimpft. Wassiljew hatte ebenso geantwortet. Der Aufseher wollte ihn schlagen, aber Wassiljew faßte ihn an den Händen, hielt dieselben etwa drei Minuten, drehte ihn dann um und stieß ihn zur Thür hin aus. Der Aufseher klagte, und der Inspektor befahl, Wassiljew in den Karzer zu sperren.

Die Karzer waren eine Reihe finsterner Kammern, die von außen mit Riegeln verschlossen wurden. Im dunkeln, kalten Karzer gab es weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl, sodaß der Eingespernte auf der schmutzigen Diele sitzen oder liegen mußte, wo über ihn und auf ihm herum die Ratten liefen, die im Karzer so zahlreich und dreist waren, daß es im Dunkel unmöglich war, das Brot vor ihnen zu hüten. Sie fraßen den Eingespernten das Brot unter den Händen weg und überfielen sogar die Menschen selbst, wenn dieselben auf hörten, sich zu rühren.

Wassiljew sagte, daß er in den Karzer nicht gehen werde, weil er unschuldig sei. Man führte ihn mit Gewalt ab. Er versuchte sich loszumachen, und zwei andere Gefangene halfen ihm, sich den Aufsehern zu entreißen. Die Aufseher liefen zusammen, unter ihnen auch der durch seine Kraft berühmte Petrow. Die Arrestanten wurden geknebelt und in die Karzer geworfen.

Dem Gouverneur rapportierte man sofort, daß etwas wie ein Aufruhr passiert sei. Und von dem selben Gouverneur, der, die volle, weiße, mit einem Türkis geschmückte Faust zusammenballend, davon sprach, daß Fürsorge und feste Macht zu gleich gezeigt werden müßten, traf ein mit einem prächtigen Namenszug

unterfertigtes Schreiben ein, das die Anweisung enthielt, den beiden Hauptschuldigen, dem Wassiljew und dem Vagabunden Ohnenamen, je dreißig Rutenhiebe zu geben.

Die Exekution sollte im Besuchszimmer der Frauenabteilung ausgeführt werden.

Seit dem Abend war das allen Bewohnern des Gefängnisses bekannt, und in den Zellen wurde eine lebhaftere Unterhaltung bezüglich der bevorstehenden Exekution geführt . . .

* *
*

»Was steht Ihr denn da? Leg Dich hin!«

Der Vagabund ließ die Hosen herunter. Sie fielen zu Boden, er trat aus ihnen und den Pantoffeln heraus und ging selbst zu der Bank.

Die Aufseher griffen ihm unter die Arme und legten ihn auf die Bank.

Die Beine des Arrestanten hingen zu beiden Seiten der Bank herunter. Einer der Aufseher zog dieselben in die Höhe und legte sich darauf, zwei andere Aufseher packten den Arrestanten an den Armen und drückten dieselben an die Bank. Ein vierter Aufseher hob ihm das Hemd bis über das Kreuzbein, wodurch die unter der gelblichen Haut hervorstehenden Rippen, die Rinne des Rückgrates, die Lenden und die festen, muskulösen Waden der krummen Beine entblößt wurden.

Petrow, der breitschulterige, muskulöse Aufseher, suchte unter den zurechtgelegten Bündeln eins aus, spuckte sich in die Hände, und die zusammengebundenen Stiele der Birkenruten fest zusammendrückend, begann er mit den Ruten, die beim Ausholen pfeifend durch die Luft fuhren, auf den entblößten Körper einzuschlagen.

Bei jedem Schlage gab der Vagabund einen dumpfen Laut von sich und schüttelte sich, von den auf ihm sitzenden Aufsehern an die Bank gedrückt.

Wassiljew war blaß; er stand da und schlug nur zuweilen die

Augen auf, warf einen Blick auf die sich vor ihm abspielende Szene und sah dann gleich wieder zu Boden.

Auf dem gelblichen Hintern des Vagabunden zeigten sich schon sich kreuzende blutrünstige Striemen, und die dumpfen Laute gingen bereits in ein Stöhnen über.

Aber Petrow, dem bei der Prügelei, als Wassiljew in den Karzer abgeführt wurde, ein Auge blaugeschlagen worden war, zahlte jetzt die empfangene Kränkung heim und schlug so drauf los, daß die Spitzen der Ruten abbrachen und das rote Blut auf den gelben Oberschenkeln und Hüften des Vagabunden zu großen Flecken ausgewischt wurde.

Als man mit dem Vagabunden fertig war und er mit bebendem Unterkiefer, sich das Blut mit dem Saum des Hemdes wischend, seine Hosen anzuziehen begann, griff der Oberaufseher nach dem Schlafrock des Wassiljew.

»Zieh aus«, sagte er.

Wassiljew lächelte gleichsam, indem er seine weißen, vom schwarzen Bärtchen abstehenden Zähne zeigte, und sein kluges, energisches Gesicht wurde entstellt. Die Schnüre zerreißend, nahm er die Kleider ab und legte sie vor sich hin, nachdem er seine schönen, dünnen, geraden und muskulösen Beine entblößt hatte.

»Man hat gegen Euch . . . « sprach er den Anfang irgend eines Satzes, brach aber plötzlich ab und prete die Zähne zusammen, bereit, den ersten Schlag zu empfangen.

Petrow warf die mürbe gewordenen Ruten weg, nahm vom Fenster ein neues Bund, und eine neue Folter begann.

Gleich bei den ersten Schlägen schrie Wassiljew auf.

»Och! . . O?« Und er begann sich so zu werfen und um sich zu schlagen, daß die Aufseher auf die Kniee niederglitten, sich an seine Schultern hingen und vor Anstrengung ganz rot wurden.

»Dreißig«, sagte der Inspektor, während es erst sechsundzwanzig waren.

»Mit Verlaub, Ew. Hochgeboren, sechsundzwanzig.«

»Dreißig, dreißig«, sagte der Inspektor, sich am Bärtchen zupfend

und das Gesicht vor Unbehagen verziehend.

Wassiljew blieb, als man ihn los ließ, liegen.

»Na, steh auf«, sagte einer der Aufseher und suchte ihn aufzuheben.

Wassiljew erhob sich, aber wankte und wäre hingefallen, wenn ihn die Aufseher nicht gestützt hätten. Er atmete schwer und kurz. Seine bleichen Lippen bebten und gaben einen sonderbaren Ton von sich, ähnlich dem, mit welchem man, auf den Lippen spielend, die Kinder amüsiert.

Seine Kniee zitterten und schlugen an einander.

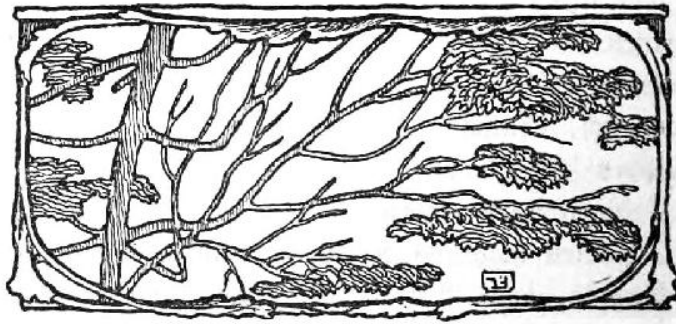
»Wirst nächstens die Aufseher in die Schnauze schlagen«, sagte Petrow, die Ruten hinwerfend, bemüht, sich innerlich zu rechtfertigen und zu ermuntern. Aber in der Seele fühlte er sich doch unbehaglich und verließ das Besuchszimmer, indem er die über den behaarten Armen aufgeschlagenen Ärmel der Uniform zurückzupfte und sich mit dem schmutzigen Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte.

»Ins Lazarett«, sagte der Inspektor. Und er verzog das Gesicht und räusperte sich, als hätte er etwas Bitteres oder Giftiges verschluckt, setzte sich auf das Fensterbrett und rauchte eine Cigarette an.

»Ob ich nach Hause gehe?« dachte er. Aber die schnellen Akkorde der ungarischen Tänze im Arrangement von Liszt, die er schon zwei Tage und heute den ganzen Morgen gehört hatte, kamen ihm in den Sinn, und in der Seele wurde es ihm noch finsterer.

In diesem Augenblick wurde Nechljudow gemeldet.

»Was er doch wieder will«, dachte der Inspektor und trat mit einem schweren Seufzer auf den Flur hinaus.



II.

In den Kasematten.

(Zu Band II, Kapitel 19.)

Um dieselbe Zeit schrie mit verzweifelter Stimme und schlug mit dem Kopf bald gegen die Wand, bald gegen die Thür eine Frau in einer der Kasematten. Ihr Kleid war auf der Brust zerrissen, sie war zerzaust, und ihre Augen traten glotzend hervor.

Der Posten blickte durch das Guckloch in der Thür herein, trat zurück und begann von neuem auf und ab zu gehen.

Und jedesmal, wenn sich sein Auge in dem Guckloch zeigte, wurde das Schreien stärker.

»Guck nicht, töte mich lieber, gieb mir ein Messer, gieb mir Gift! Ich kann nicht, ich kann nicht!«

Man vernahm Schritte. Die Thür in dem Korridor öffnete sich und ein Mann in Offiziersuniform trat ein, begleitet von zwei Wächtern. In den Gucklöchern der Nachbarzellen zeigten sich Augen, aber der Offizier schlug die Klappen im Vorübergehen zu.

»Räuber, Quälgeister!« tönte es aus der einen Zelle heraus. An die Thür einer anderen wurde mit den Fäusten geschlagen.

Der Offizier war bleich. Obgleich sich das häufig wiederholte, so war es doch jedesmal furchtbar und schwer.

Kaum wurde die Thür zu der hysterischen Frau geöffnet, so warf

sie sich auf den Eingang und wollte hinaus.

»Lassen Sie mich, lassen Sie«, zeterte sie, mit der einen Hand nach dem auf der Brust zerrissenen Kleide fassend, mit der anderen die Strähnen ihrer dünnen, graumelierten Haare hinter die Ohren steckend.

»Sie wissen doch, daß das nicht geht; reden Sie keine Dummheiten«, sagte der Offizier, in der Thür stehen bleibend.

»Lassen Sie mich, oder töten Sie mich«, schrie sie, ihn beiseite stoßend.

»Lassen Sie das bleiben!« sagte streng der Offizier.

Aber sie hörte nicht auf ihn.

Der Offizier gab den Wächtern einen Wink, und sie packten die Frau.

Die Frau begann noch lauter zu heulen.

»Hören Sie auf, es wird nur schlechter!«

Sie fuhr fort zu schreien.

»Schweigen Sie!«

»Ich schweige nicht. A— a— a!«

Aber da ging ihr Geschrei plötzlich in ein dumpfes Brüllen über und verstummte dann ganz. Einer der Wächter hatte sie an den Armen gepackt und sie gebunden, während der andere ihr einen Leinwandknebel in den Mund steckte und ihr den Mund so zuband, daß sie die Binde nicht abreißen konnte.

Mit aus den Lidern springenden Augen glotzte sie die Wächter und den Offizier an, ihr ganzes Gesicht zuckte, aus ihrer Nase schnaubte ein lautes Atmen, ihre Schultern hoben sich bis an die Ohren und fielen zurück.

»Man darf hier nicht so skandalieren . . . Es ist gesagt worden . . . Selbst schuld . . . sagte der Offizier und ging.

Das Glockenspiel spielte in hohen Tönen die Melodie »Ich bete an die Macht der Liebe.« Die Posten lösten sich ab. In der Kathedrale der Festung, vor der Gruft der Zaren, brannten die Wachskerzen und stand die Ehrenwache.



Ein Nachwort

»**U**Da es sich jetzt herausgestellt hat, daß zu einer Übersiedelung der Duchoborzen noch viel Geld fehlt, so denke ich folgendes zu unternehmen. Ich habe einen unbeendeten Roman »Auferftehung« und noch einige Erzählungen. In letzter Zeit habe ich mich wieder mit ihnen beschäftigt und ich möchte dieselben möglichst vorteilhaft an englische oder amerikanische Zeitungen verkaufen, um den Erlös zum Besten der Duchoborzen verwerten zu können. Die Sachen sind in meiner *alten Manier, die ich jetzt nicht mehr billige*, geschrieben. Aber würde ich an ihnen so lange bessern, bis ich zufrieden bin, so würde ich niemals damit fertig. Habe ich mich jedoch einmal verpflichtet, sie dem Verleger zu liefern, so bin ich gezwungen, sie »tels quels« herauszugeben. So war es mir auch mit der Erzählung »Die Kosacken« gegangen: ich konnte sie immer nicht beenden. Nun hatte ich aber Unglück im Spiel und mußte, um meine Spielschulden zu bezahlen, das Manuskript der Redaktion übergeben. Diesmal ist der Grund ein viel berechtigterer. Die Sachen an und für sich entsprechen allerdings nicht meinen jetzigen Anforderungen an ein Kunstwerk: sie sind in ihrer Form nicht allgemein zugänglich . . . Aber dem Inhalte nach sind sie nicht schädlich und können den Menschen sogar nützlich werden . . . Und so meine ich denn, daß es gut sein würde, die Erzählungen schon

jetzt, ohne meinen Tod abzuwarten, so teuer wie nur möglich zu verkaufen und das Geld dem Ausschuß zur Übersiedelung der Duchoborzen zu übergeben . . . «

» . . . Ich bin von der Arbeit vollständig in Anspruch genommen. Und jedesmal, sobald ich die Korrekturbogen von Marcks sehe, wird mir übel und ich empfinde Schmerz . . . Das Schreiben selbst beschäftigt mich sehr und ich setze dabei alle meine Kräfte ein. Auch andere seelische Emotionen gehen in mir vor; aber, Gott sei Dank, ich sehe Licht und immer mehr und mehr. Immer häufiger und häufiger fühle ich mich nicht als Herr meines Lebens, sondern als der Knecht und Arbeiter; und ich denke nicht mehr daran, was aus meiner Arbeit werden wird, sondern nur daran, was und wie ich arbeite. Häufig und meistens fühlt mein Herz sich wohl, und ich fühle mich allein, aber nicht einsam.«

» . . . Bereits ein Jahr hatte Lew Nikolajewitsch an der »Auferstehung« gearbeitet, als er plötzlich erkrankte. Unsere Kraft reichte nicht hin, das Manuskript abzuschreiben, immerfort änderte er daran, und oft, wenn die Bogen schon postfertig dalagen, mußten wir noch neue Eintragungen machen. Und nun Plötzlich gestern (am 22. November) mußten wir eine schreckliche Nacht erleben. Lew Nikolajewitsch erkrankte plötzlich an einem inneren Leiden; nichts wollte helfen; er litt furchtbar . . . «

»Er hat für alle Ereignisse des politischen und sozialen Lebens Interesse bewahrt, trotz seiner äußersten physischen Schwäche, die es ihm nicht einmal erlaubt, den Kopf vom Kissen zu erheben.«

» . . . Ich bin jetzt soweit gesund, daß ich gestern (am 16. Dezember 1899) die letzten Kapitel der »Auferstehung« abschicken konnte. Ich bin mit ihnen nicht zufrieden, fühle aber, daß dieses Werk beendet ist und schwanke voll Freude und Hoffnung in der Wahl einer neuen Arbeit.«

» . . . Änderungen und Zusätze will ich bei der »Auferstehung« nicht machen und ich glaube, daß ich das auch nicht könnte: die Nabelschnur ist abgeschnitten. Zwei kleinere Arbeiten versperren mir den Weg zu einer größeren, wenn die Kräfte nur reichen . . . Besser geht es ja jetzt . . . «

»Am 25. Januar 1900. Wie freuen wir uns, daß der Gesundheitszustand Lew Nikolajewitschs sich gebessert hat. Er geht jetzt viel, läuft Schlittschuh und sieht rüstig aus . . . Er hat einen kleinen Aufsatz über die sechsendreißigstündige Arbeitszeit geschrieben, die er an der Eisenbahn gesehen hat und die ihn empörte . . . «

Diese, Privatbriefen des Autors und seiner Angehörigen entnommenen Sätze mögen genügen, um die so eng mit der letzten Krankheit des greisen Dichters verflochtene Entwicklungsgeschichte des vorliegenden Romans anzudeuten. Man sieht, daß der Autor, nach dem er in seinem letztem größeren Werk — der in Deutschland bisher leider nur in einer fragmentarischen Übersetzung bekannten Schrift »Was ist Kunst« — seiner früheren Kunst abgeschworen hat, der Kunst, die ihn durch »Anna Karenina« und »Krieg und Frieden« groß gemacht hatte, sich nur widerwillig und durch praktische Erwägungen geleitet, dazu entschloß, die »Auferstehung« auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Der urchristlichen Sekte der Duchoborzen, die sich den Forderungen eines modernen Staatenlebens nicht fügen wollte⁴, haben wir also den Roman zu verdanken.

Die Spuren aber dieser Widerwilligkeit, mit der der große Dichter sein großes Werk schuf, haften dem Werke selbst deutlich an, und der Übersetzer war der erste, der sie bitter genug empfinden mußte. Es schien fast, als wollte Tolstoi für das künstlerische Äußere des Werkes nichts mehr thun, als was das ihm eingeborene künstlerische Genie von selbst und wohl gegen seinen Willen that. Mißlungene Satzkonstruktionen, Gedächtnisfehler, schiefe Bilder — alles das blieb ungetilgt, obwohl es dem scharfen Auge des Dichters selbst in der Krankheit nicht entgehen konnte, und mußte jedem pietätvollen und diskreten Übersetzer zu einer unerschöpflichen Quelle von Zweifeln und Schwierigkeiten werden.

Die fast titanenhafte künstlerische Kraft des Romans konnte aber durch solche Kleinigkeiten nicht beeinträchtigt werden, das zeigt schon der Süßere Erfolg, den das Werk in der ganzen gebildeten Welt gefunden hat.

In Deutschland allein erschienen bis jetzt etwa ein Dutzend verschiedener Ausgaben des Romans. (Die meisten allerdings in gekürzter Form.) Freilich mag da Deutschland an der Spitze marschieren, was zwar sehr anerkennenswert aber durchaus nicht selbstverständlich und in mancher Hinsicht sogar überraschend ist. Denn Deutschland ist durchaus nicht das Land, in welchem Tolstoi — ich meine hier nicht den früheren Künstler, sondern den jetzigen Sittenprediger — bisher am populärsten gewesen wäre. Das hat seine Gründe und läßt sich psychologisch ganz leicht erklären. So alt Deutschland als Kulturstaat auch ist, so ist es doch seit dem letzten Kriege in einem so rapiden, wirtschaftlichen und nationalen Aufschwung begriffen und steht gegenwärtig in einer so vollkräftigen Blüte, daß es als Staat, sowohl in sozialer, als auch in politischer Hinsicht, einem thatenfrohen, zukunftssicheren Jüngling gewiß eher vergleichbar ist, als einem reflektierenden, zweifelnden, resignierten Greise. Das meiste aber, was ein Greis einem Jüngling gegenüber beanspruchen kann, ist Achtung oder Beachtung. Von einem Volke, das soeben im Begriffe steht, mit tausend Masten in den Ozean zu schiffen, läßt sich Begeisterung für die trüben Reflexionen einer zerknirschten Kahnheimfahrt billigerweise nicht verlangen.

Wenn trotzdem das neue Werk Tolstois in Deutschland ein Interesse gefunden hat, wie — außer in der Heimat des Dichters — sonst wohl nirgends, so kann ich mir das nicht anders erklären, als durch diejenige Eigentümlichkeit des deutschen Volkes, die dieses Volk zu dem gebildetsten der Welt gemacht hat: alles Fremde — nicht aufzunehmen und nachzuäffen, wie manche übereifrige Patrioten es ihm zum Vorwurf machen —, nein, anzusehen, anzuhören, und dabei doch es selbst, das deutsche Volk zu bleiben.

Nun wurde aber in Deutschland dem Roman, außer Interesse, auch Anerkennung und Lob zu teil — mir liegen nur Rezensionen der beiden ersten Bände vor — und das ist allerdings bedenklich, bedenklich aus den selben Gründen, die ich dafür anführte, warum die Lehre Tolstois in Deutschland unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Anklang finden könne.

Es müßte denn der Roman mißverstanden worden sein, anders

gewirkt haben, als der Dichter es gewollt. Oder sagen wir lieber so: in dem Roman hat etwas anderes stärker gewirkt, als das, was nach der Absicht des Autors am stärksten, ja ganz allein wirken sollte. In der That sprechen die meisten Kritiker immer nur von der »russischen Gesellschaft« und der »russischen Beamtenwirtschaft«, die der Meister in alter Weise so meisterlich geschildert hätte. Etwas anderes schienen manche in den beiden ersten Bänden des Romans nicht entdeckt zu haben. Und solche Leute gab es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Rußland, meinem Vaterlande, wo das Negieren und Resignieren noch viel gewöhnlicher und verbreiteter ist als man es vom »Schnaps trinken« im Auslande annimmt, und wo demnach die Lehre Tolstojs leichter als anderswo verstanden werden sollte. Diese meine Landsleute sahen in dem Roman nichts mehr, als eine Beschimpfung des *russischen* Gerichts und Verhöhnung der *russischen* Kirche und sahen in mir, dem Übersetzer, einen Vaterlandsverräter, der dem irregehenden, senil-verblendeten Autor helfen wolle, das Ansehen Rußlands in den Augen des Auslandes zu schädigen . . .

Als wenn es sich in dem Roman überhaupt um *russische Zustände* handelte, und nicht um *menschliche Einrichtungen*, denen der Dichter blos darum ein nationales Gewand umlegt, um ihnen die Greifbarkeit des Konkreten zu verleihen! *Und als wenn das Ansehen aller Geheimräte und Bischöfe oder Konsistorialräte der Welt überhaupt irgendwie in Betracht käme* oder berücksichtigt werden dürfte, wenn es gilt, so traurige Wahrheiten, so tiefe Schäden der menschlichen und nicht nur allein der *russischen* Gesellschaft aufzudecken, wie der Roman sie — allerdings schonungslos — aufdeckt!

Der Bedeutung und der wahren Absicht des Romans näher zu treten, ist hier nicht meine Aufgabe. Wohl aber möchte ich einer solchen irrigem und oberflächlichen Auffassung gegenüber die Hoffnung aussprechen, daß die Leser des Romans, die einem Volke angehören, das nicht umsonst das Volk der Denker heißt, ein tieferes Eindringen in ein Werk, nicht scheuen werden, das wohl würdig ist, das Ende eines Jahrhunderts zu ehren. Dann wird auch

der greise Dichter den Vorwurf, sein Vaterland geschändet zu haben, nicht zu fürchten brauchen, ebenso wenig wie der Übersetzer, dessen bescheidene Rolle übrigens einer Beachtung gar nicht wert war.

Leipzig, 1900.

Wladimir Czumikow

Anmerkungen

- [1] Zu Anfang der achtziger Jahre starben am Sonnenstich fünf Arrestanten an einem Tage, während man sie aus dem Butirskij-Schloß auf den Nishegorodschen Bahnhof transportierte.
- [2] Ein Faktum, das in dem Buche D. A. Linjows »Per Etappe« beschrieben ist.
- [3] Selbstgedrehte, im Winkel eingeknickte Papierhalse, aus der Bauern und Fabrikarbeiter zu rauchen pflegen.
- [4] Die Duchoborzen bilden eine sich ausschließlich auf das Evangelium stützende Sekte, die auf Grund ihrer religiösen Überzeugungen den Militärdienst verweigert und daher von der russischen Regierung stark bedrängt wird. Tolstoi plante eine Übersiedelung derselben nach Amerika, die mittlerweile unter der Leitung seines Sohnes auch stattgefunden hat.